THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
Su
v. 23

German

Süddeutsche Monatshefte

t 7 23. Jahrgang April 1926

Militärische Schulung der Jugend im Ausland

Amerika
Rußland
Frankreich
England
Polen
Tschechien
Italien

Erste umfassende Darstellung!

THE LIBRARY OF THE
MAY 3 1926

Süddeutsche Monatshefte G.m.b.H. München
Einzelheft Gm. 1.50 Vierteljährl. Gm. 4.—

Württemberger

im Ausland bleiben in enger Verbindung mit ihrer Heimat und erhalten ein umfassendes, zuverlässiges Bild der dortigen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Ereignisse durch die

Auslands-Wochenausgabe des Schwäbischen Merkur

Der seit 1785 in Stuttgart erscheinende Merkur ist bekannt als das Blatt der Schwaben, er hat im ganzen Lande seine eigenen Berichterstatter, und die führenden Männer Württembergs nehmen in ihm Stellung zu allen schwäbischen Angelegenheiten

Man bestellt bei der

Vertriebsabteilung des Schwäbischen Merkur in Stuttgart

Das Osterbuch

des Deutschen:

DIE DEUTSCHEN TRÄUMER

Von Paul Nikolaus Cossmann und Karl Alexander von Mülle

Das Buch deutscher Auferstehung, das Buch deutsche Gegenwart und Zukunft, geboren aus deutscher No

Eine Pressestimme aus vielen ähnlichen: „Der Inhalt ist unglaub lich aktuell... Aufgezeichnet von Männern, deren hervorragende geistiger Standpunkt und umfassende Kenntnis aller historischen soziologischen und mechanischen Triebkräfte des Weltgeschehen nicht minder als ihre echte Vaterlandsliebe und ihr im beste Sinne überparteiliches Eingehen auf alle Volksschichten in ihrem Buche wirksam sind . ."

Preis Mark 2.50, vornehm gebunden Mark 3.50
Zu haben in jeder Buchhandlung

Buchverlag der Süddeutschen Monatshefte, München

053
SU
v.23

Fortschritt im Lügen

In einem früheren Jahrhundert, das vielen in gar zu hellem Lichte erstrahlt, konnte man im kunstgetränkten Nürnberg täglich sehen, wie nackte Strafgefangene, von ihren Aufsehern mit Peitschen vorwärtsgetrieben, Schiffe die Pegnitz hinaufzogen.

Wenn man an die Ausbildung der Folter in den verschiedenen Ländern denkt, an die Verließe, in denen man seine Mitmenschen gefangen hielt, so fragt man sich, ob es in der ganzen Natur etwas so Grausames gibt wie den Menschen.

Ungerecht wäre es aber, jeden Fortschritt zu verkennen. Nicht nur, daß die Nerven schwächer geworden sind, und man öffentliche Folterungen und Verbrennungen doch nicht so genießen würde wie in früheren Zeitaltern, auch gegen geheime und ungesehene Grausamkeiten lehnt sich das Menschlichkeitsgefühl doch ganz anders auf als früher. Nicht umsonst haben heldische Menschen im Kampfe gegen die Folter, gegen die Hexenprozesse, gegen die Mißhandlung von Geisteskranken, die Selbsttäuschung der teilnahmslosen Menge bekämpft, die schlummernde Menschlichkeit geweckt. Im Weltkrieg ist allerdings ein Rückschritt gegenüber den Kriegen des letzten Jahrhunderts erfolgt. In Frankreich, Rumänien und Afrika hat die Marterung der Gefangenen wieder die Form des Mittelalters angenommen. Daß der Weltkrieg weniger Leiden geschaffen hätte als frühere, kann man gewiß nicht sagen. Die Waffen sind indirekter geworden; der Chemiker, der ein neues Giftgas bereitet, der Bankier, der es finanziert, hat die Leiden nicht mehr so vor Augen wie in früheren Zeiten der Führer an der Spitze seiner Reiterschar.

In einer Beziehung ist ein unbestreitbarer Fortschritt erfolgt: nie sind Werke der Selbstsucht so mit Worten der Liebe verkleidet worden wie in diesem Krieg.

Und so ist es auch seitdem geblieben. Man predigt in den ehemaligen Feindbundstaaten und den von ihnen geschaffenen neuen den Internationalismus und pflegt den Nationalismus.

Wir sind weit davon entfernt, den fortschreitenden Nationalismus der Völker für einen Rückschritt der Menschheit zu halten.

Gegenüber dem dynastischen Staat, dem Bürgerstaat, dem Klassenstaat ist der Nationalstaat etwas Höheres.

Und auch das Volksheer ist gegenüber dem Söldnerheer früherer Jahrhunderte etwas Höheres. Es ist wie der Nationalstaat geeignet und berufen, die edlen Eigenschaften der Menschen in ihrem Zusammenleben zu wecken und zu steigern.

Also davon sind wir weit entfernt, die Entwicklung wie sie die militärische Jugendausbildung in der neuesten Zeit genommen hat, für einen Rückschritt zu halten. Für einen Rückschritt halten wir es nur, daß diese Militarisierung stattfindet unter gleichzeitiger Veranstaltung von Abrüstungskonferenzen; daß sie stattfindet bei den Völkern, die angeblich ausgezogen sind, um den deutschen Militarismus zu bekämpfen und die Welt mit einem — der Massenhaftigkeit und Indirektheit des Zeitalters entsprechenden — Maschinengewehrfeuer von meist gutbezahlten Artikeln über den ewigen Frieden überschütten, während sie ihre Jugend gleichzeitig außer in der Bedienung dieses Maschinengewehrs der Lüge, auch in denjenigen Waffen ausbilden, zu deren Vermeidung sie angeblich den Völkerbund gegründet haben.

624297

Die Westmächte und Amerika

Von Oberst a. D. Max Blümner in Berlin-Wilmersdorf

Das Deutsche Reich darf nach dem Vertrag von Versailles seine Jugend nicht militärisch ausbilden. Im Teil 5, Abschnitt III, Nr. 177, heißt es:

„Die Unterrichtsanstalten, Universitäten, Kriegervereine, Schützengilden, die Sport- oder Wandervereine, überhaupt Vereinigungen jeder Art, ohne Rücksicht auf das Alter ihrer Mitglieder, dürfen sich mit keinen militärischen Dingen befassen.

Es ist ihnen namentlich untersagt, ihre Mitglieder im Waffenhandwerk oder im Gebrauch von Kriegswaffen auszubilden oder zu üben oder ausbilden oder üben zu lassen.

Diese Vereine, Gesellschaften, Unterrichtsanstalten und Universitäten dürfen in keiner Verbindung mit dem Kriegsministerium oder irgendeiner anderen militärischen Behörde stehen".

Da nun nach dem Vertrag (Einleitung zu Teil V) die Entwaffnung Deutschlands „eine allgemeine Rüstungsbeschränkung aller Nationen" einleiten soll, so müßten unsere einstigen Kriegsgegner, wenn sie es ehrlich mit dem Friedensvertrag meinen, ebenfalls auf jegliche militärische Jugendausbildung verzichten. Wir werden in folgendem sehen, wie weit die drei großen Militärmächte Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Amerika dieser ihrer Vertragspflicht jetzt 7 Jahre nach Friedensschluß, nachgekommen sind.

England

Das britische Reich war zum Schutze seines weltumspannenden Handels und seines ausgedehnten Überseebesitzes immer darauf angewiesen, mehr Gewicht auf eine starke Kriegsflotte als auf ein großes Heer zu legen. Seine an der Verteilung der großen weltwirtschaftlichen Werte immer hervorragend beteiligte Politik aber verwickelte es immer häufiger in kriegerische Ereignisse, die mit der Zahlung von „Subsidiengeldern" oder Hilfstruppen wie im 17. und 18. Jahrhundert nicht mehr aus der Welt zu schaffen waren, sondern das Auftreten eines starken Heeres erforderten — soweit nicht andere Staaten bewogen wurden, für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Die großen Festlandsmächte gingen zur allgemeinen Wehrpflicht über; England konnte dem nicht folgen, wollte es nicht seine meerbeherrschende Flotte vernachlässigen. Doch mußte es im gegebenen Augenblick schnell eine große Truppenmacht zur Hand haben, um sein Gewicht in die Wagschale zu werfen. So wußten denn seine weitblickenden Staatsmänner das zum Staatsgedanken erzogene Volk zu veranlassen, neben dem kleinen Söldnerheer nach und nach ein weit verzweigtes Freiwilligenheer aufzubauen, das den Staatssäckel weniger belastet. Ein Heer von Freiwilligen aber würde bei der kurzen Dienstzeit nie ein brauchbares Kriegswerkzeug bilden, wenn es sich nicht aus jungen Leuten ergänzte, die von früh auf leiblich und seelisch zum Waffendienst ertüchtigt und militärisch hierzu vorbereitet sind. So griff man denn schon vor Jahrzehnten den Gedanken der militärischen Jugendausbildung wieder auf, der in Englands Geschichte am Ausgang des Mittelalters schon einmal eine Rolle gespielt und in neuerer Zeit Preußen zu seiner Erhebung gegen Napoleon befähigt hatte.

Die ersten Anfänge dieser Bewegung sehen wir bereits am Schluß des Krimkrieges, als sich auf den höheren Lehranstalten junge Leute aus guten Familien (cadets) zu militärischer Ausbildung zusammenschlossen. Mit jedem Feldzug wuchsen auch die Jugendverbände. Nach dem ägyptischen Unternehmen entstanden die Knaben-Brigade (The Boys Brigade) und andere Einheiten, nach dem Kriege im Sudan die Stadt- und Landbataillone („The Lads Drill Association", „The Church Lads Brigade"), späterhin die Knaben-Schützenvereine (Miniature Rifle Clubs) und nach dem Burenkriege die Späherknaben (Boy Scouts) und andere Einheiten.

Als die englischen Staatsmänner dann eine Auseinandersetzung mit Deutschland in ihre Rechnung einstellten, sicherte sich die englische Regierung ihren Einfluß auf diese Jugendbewegung; sie erkannte die bedeutendsten der Jugendverbände,

das „Officers Training Corps“ und die „Cadets Corps“ staatlich an, unterstützte sie durch Staatsbeihilfen und förderte sie auf jede Weise, behielt sich aber dafür ein Aufsichts- und Bestimmungsrecht über sie vor.

Je näher der Weltkrieg heranrückte, um so mehr setzten sich bedeutende Politiker und Generale wie Lord Rosebery, Lord Roberts, Kitchener u. a. für die Bewegung ein. General Seely forderte 1912, daß jeder Engländer eine gründliche Leibesausbildung erhalte und schießen lerne. Der Marquis of Lansdown sagte 1913: „Wir müssen uns mit der leiblichen Ausbildung der Jungen in der Schule beschäftigen, dann werden wir genügend ausgebildete Männer haben, wenn das Land bedroht wird. Die Leibesausbildung kommt auch der industriellen Beschäftigung zugute.“

Im Weltkriege erntete England die Früchte der von Staat und Volk betriebenen Jugendausbildung; sie hat es ermöglicht, in kurzer Zeit aus dem unbedeutenden Söldnerheer ein kriegsbrauchbares Volksheer zu schaffen.

Nach Abschluß des Krieges verschwand in England wieder die allgemeine Wehrpflicht, die Bewegung der militärischen Jugendausbildung aber verbreitete und vertiefte sich in gewaltigem Maße. In England allein (also ungerechnet die Kronländer Kanada, Australien, Neuseeland und Südafrika) genießen jetzt 650000 bis 700000 Knaben und Jünglinge eine militärische Jugendausbildung; mit den Kronländern zusammen sind es 900000 bis 1 Million Jungmannen.

Jungmannenkorps

Von den beiden staatlich anerkannten Verbänden sind die Jungmannen-Korps (Cadets Corps) die älteren und an Kopfstärke größeren. Sie bilden ihre Einheiten aus Knaben der mittleren und niederen Schulen im Alter von 12 bis 18 Jahren und werden auch ergänzt aus den Industrieschulen, den Wohlfahrtsverbänden großer Fabriken, den Stadtbataillonen, sowie den Knabenbrigaden, den katholischen und jüdischen Jungmannen usw.

Ihr Zweck ist, gegenüber den zersetzenden Bestrebungen der Neuzeit, der Jugend den Gedanken des britischen Reiches einzuprägen, sie zum freiwilligen Heeresdienst vorzubereiten und somit eine Ersatzquelle für Unteroffiziere und Mannschaften des freiwilligen Heeres (Territorial-Army) zu bilden. Die „Cadet forces“ gelten als ein Teil der Streitkräfte der Krone, obgleich ihre Angehörigen nicht den Militärgesetzen unterworfen sind und als Nichtkämpfer auch keinen Fahneneid leisten. Während sie kurz vor dem Kriege 251 Kompagnien mit 14399 Köpfen zählten, bestanden sie 1921 aus 2318 Kompagnien mit 119706 Mitgliedern.

Die Einheiten werden, wie die Truppenteile des Territorialheeres, von den Grafschaftsausschüssen (Territorial Army county associations) aufgestellt und verwaltet, die für jeden Jungmann 1 Mark jährlich als Verwaltungskosten erhalten. Die jedem Jungmann früher gewährte Staatsbeihilfe von jährlich 5 Mark wird seit 1923 aus Gründen der Sparsamkeit nicht mehr gezahlt. Die Einheiten haben das Vorrecht, den Truppenschauen beizuwohnen und erhalten freie Benutzung der Exerzierhäuser und Übungsplätze sowie der Lagerausrüstungen.

Das Kriegsamt liefert ihnen auch die Waffen sowie einen Teil der Uniformen nebst Ausrüstung und stellt ihnen Angehörige von Territorialtruppen und ehemalige Unteroffiziere des stehenden Heeres als Lehrpersonal zur Verfügung. Der Unterricht wird in jeder Woche in Turnhallen und Exerzierhäusern mehrstündig erteilt und erstreckt sich zunächst auf die infanteristische Grundausbildung, dann auf Zielen und Gewehrschießen, Schanzen, Marschieren und Felddienst. Einmal jährlich haben die Jungmannen eine 14tägige Lagerübung auf einem Truppenübungsplatz mitzumachen.

Ein großer Teil der Kompagnien ist Territorialregimentern (1922 waren es 901 Kp.) oder dem Regiment Kings Royal Rifles des stehenden Heeres (1922: 606 Komp.) zugeteilt. Der Oberste Kriegsrat hat sogar eine amtliche Liste über die Jugendeinheiten, ähnlich der Rangliste des Heeres herausgegeben.

Im Kriege wurden die gereifteren Jungmannen bis November 1914 zur Bewachung von Munitionsfabriken verwendet, darnach stellten sie Ehrenwachen bei fürstlichen Besuchen und Denkmalsenthüllungen sowie Ehrenkompagnien bei zahlreichen öffentlichen Feierlichkeiten.

Von 1915 bis 1918 wurden 47998 der ausgebildeten Jungmannen von Heer und Marine übernommen und 5692 von ihnen erhielten das Offizierspatent. Außerdem sollen viele Jungmannen, die nicht das vorgeschriebene Alter hatten, selbst solche von 14½ Jahren, am Kriege teilgenommen haben, ja, verwundet worden sein. Zwei der Jungmannen erhielten das Viktoria-Kreuz. 1917 bis 1918 wurden 300 Jungmannen (ohne Löhnung) bei Luftabwehrformationen verwendet, wo sie nach einer straffen Ausbildung Tag- und Nachtdienst versahen. (Hornsignale abgeben zur Warnung der Bevölkerung beim Nahen von feindlichen Luftschiffen und Flugzeugen.)

Offiziers-ausbildungs-korps

Wenn es England im Kriege gelang, für seine umfangreichen Neuaufstellungen in so kurzer Zeit kriegsbrauchbare Soldaten aus den militärisch vorbereiteten jungen Leuten zu machen, so lag das zum guten Teil daran, daß England sich im Frieden ein zahlreiches, gut vorgebildetes Reserveoffizierkorps geschaffen hatte. Hierzu hatte ganz besonders das ebenfalls staatlich anerkannte Offiziersausbildungskorps (Officers Training Corps) beigetragen, das sich aus Studenten und Schülern der Höheren Schulen ergänzt. Seine Aufgabe geht dementsprechend über die des Cadet-Corps hinaus; seine Jungmannen sollen nicht eine Rekrutenausbildung erhalten, sondern zu einem sicheren, selbstbewußten Auftreten und zum Führertum erzogen und letzten Endes zu Reserveoffizieren für das Freiwilligenheer (Territorial Army) oder für die Verstärkungsreserve (supplementary reserve) sowie zu aktiven Offizieren herangebildet werden.

Das Korps hatte 1922 eine Kopfstärke von rd. 35000 Mann. Es untersteht bezüglich der Organisation und Aufsicht unmittelbar dem Kriegsamt, bezüglich des Unterrichts dem Chef des Generalstabes. Jede höhere Schule kann eine, jede Universität mehrere Einheiten aufstellen, die aus mindestens 1 Offizier und 30 Jungmannen bestehen müssen. Innerhalb der Divisionsbezirke werden die Einheiten durch einen Truppenteil betreut, der ihnen das Gerät, die Schießstände und Übungsplätze kostenlos zur Verfügung stellt. Die Divisionskommandeure der Territorialarmee, die aktive Offiziere sind, haben das Recht, die Jungmannen zu besichtigen. Der König nimmt regen Anteil an ihren Bestrebungen, der Prinz von Wales ist in ihren Reihen ausgebildet worden und bekleidet die Würde ihres Oberbefehlshabers.

Das gesamte Korps besteht aus 2 Divisionen: der Jungdivision (Junior Division), die sich aus den Einheiten der höheren Schulen zusammensetzt, und der Altdivision (Senior Division) mit den Einheiten der Universitäten. Die Schüler werden im Alter von 14 bis 17, die Studenten im Alter von 17 bis 25 Jahren aufgenommen. Der Eintritt ist freiwillig, doch müssen sich die Angehörigen der Altdivision durch Vertrag zu einer Mindestdienstzeit von 2 Jahren verpflichten.

Die Mitglieder des Ausbildungskorps sind keine Militärpersonen und leisten keinen Treueid; doch tragen sie im Dienst Uniform. Das Kriegsamt liefert ihnen Waffen und Ausrüstung und zahlte bis vor kurzem einem jeden eine Beihilfe von 50 Mark jährlich, die aber anscheinend im letzten Jahre herabgesetzt oder ganz fortgefallen ist.

Ihre Ausbildung erfolgt durch Offiziere des stehenden oder des freiwilligen Heeres, die auf mehrere Jahre zu den Einheiten befehligt werden; bei der Jungdivision auch durch Lehrer, die Reserveoffiziere sind, und ehemalige Unteroffiziere.

Im Heereshaushalt 1924/25 wurden 1235 Offiziere und Unteroffiziere als Ausbildungspersonal für das Offiziersausbildungskorps geführt. In jeder Woche finden einige Übungsstunden statt; außerdem muß jeder Jungmann jährlich in seinen Oster-, Sommer- oder Weihnachtsferien eine 14tägige Lagerübung auf einem Truppenübungsplatz nach einem kriegsamtlichen Ausbildungsplan mitmachen sowie öfter an den Felddienstübungen der Truppen teilnehmen.

Die infanteristisch geführte Ausbildung erstreckt sich auf Waffengebrauch und Bewegungen in Schul- und Gefechtsformationen, ferner auf Schießen, Felddienst, Taktik, Kartenlesen, Gebrauch des Kompasses und Leibesübungen. In der Jungdivision werden die Jungmannen zum Zugführer, in der Altdivision auch zum Kompagnieführer herangebildet. Ihre Eignung hierzu können sie nach Ableistung der vorgeschriebenen Ausbildung, Erfüllung ihrer Schießklasse sowie Teilnahme an

Feldübungen und der Besichtigung dartun. Die Ablegung der Prüfung verpflichtet die jungen Leute jedoch nicht, eine Reserveoffiziersstelle im freiwilligen oder stehenden Heere in Friedenszeiten zu übernehmen. 100 aktive Offiziersstellen werden jährlich für die Studenten freigehalten, die mit dem Befähigungszeugnis vom Ausbildungskorps ohne Besuch einer Kriegsschule eingestellt werden.

Bei der Altdivision können auch besondere Einheiten für Artillerie, Reiterei oder Pioniere aufgestellt werden. In den Reitereinheiten haben die Zöglinge ihre Dienstpferde selbst zu stellen.

Im Jahre 1924 wurden 150 Jungmannen bei den Fliegerformationen des Heeres ausgebildet, 180 auf der Pionierschule in Catham, 140 auf der Scheinwerferschule Stokes Bay und 550 auf der technischen Schule für Jugendliche in Bealkley. In diesem Jahre werden die Offiziers-Ausbildungskorps zwischen Juni und August zu ihrer Belehrung die Artillerieschule besuchen.

Knabenbrigade und Jungmanndrillgesellschaft

Von den militärisch aufgezogenen Jugendverbänden, die zwar nicht staatlich anerkannt sind und keine Zuwendungen erhalten, aber vom Staat gefördert werden, sind die ältesten die Knabenbrigade (The Boy's Brigade) und die Jungmanndrillgesellschaften (The Lads Drill Associations), die, von alten Generälen und Staatsmännern gegründet und gepflegt, ihre Mitglieder aus mittleren und niederen Schulen ergänzen, vaterländischen Geist und Lust zum Soldatenleben in ihnen wecken und sie in die Anfangsgründe militärischer Ausbildung einführen.

Kirchliche Jugendvereine

Weit verbreitet in Stadt und Land sind die von der Geistlichkeit oder vom Gutsherrn innerhalb des Kirchspiels aufgestellten Kirchlichen Jugendvereine (The Church Lads' Brigade). Ihre Leitung liegt in den Händen der Geistlichen, die in England eine vaterländische Tätigkeit mit ihrer Würde wohl vereinbar, ja sogar für ihre Pflicht halten. Reserveoffiziere und ehemalige Unteroffiziere sorgen für die militärische Ausbildung, die den verschiedenen Verhältnissen entsprechend auch sehr verschiedenartig ist. Es wird geturnt, exerziert, geschossen und marschiert unter Trommeln und Pfeifen. Höchste Verehrung gilt der englischen Flagge; zu Fahnenweihen erscheinen die Geistlichkeit und staatliche Würdenträger.

Einen Teil des Jahres beziehen sie ein Ausbildungslager, dessen Einrichtung ihnen selbst gehört. Viele Brigaden haben auch Sportplätze, Badeanstalten und gut eingerichtete Vereinsräume, sogar eigene Turnhallen und Schießstände.

Knabenschützenvereine

Daß auf die Ausbildung im Schießen bei all diesen Jugendverbänden ganz besonderer Wert gelegt wird, ist bei der Vorliebe der Engländer für den Schießsport — ganz im Gegensatz zu Deutschland — nur natürlich. Seit mehreren Jahrzehnten bildeten sich, von Lord Roberts gefördert, Knabenschützenvereine (Miniature Rifle Clubs), die bis zu einer Gesamtzahl von 150000 Mitgliedern anwuchsen. Ihr Ziel ist eng begrenzt und mit geringen Mitteln erreichbar und doch für die schnelle Aufstellung und Ausbildung eines Volksheeres von Bedeutung. Unter Leitung eines für den Schießsport begeisterten Bürgers, Reserveoffiziers oder ehemaligen Soldaten werden den Jungen mit Kleingewehren die Grundeigenschaften des Schützen beigebracht: eine ruhige Hand, ein zielsicheres Auge, kaltes Blut. Die Heeresverwaltung steht der Bestrebung, die in London ihre Oberleitung hat, wohlwollend gegenüber, stellt Schießstände, nötigenfalls auch Schießpersonal zur Verfügung.

Knabenkundschafter

Weit mächtiger an Zahl und Bedeutung ist der Bund der Knabenkundschafter (Boy Scouts), der von General Baden-Powel nach seinen Erfahrungen im Burenkriege gegründet wurde und jetzt nach seiner Verbreitung über das ganze britische Reich einschließlich Kanada, Australien, Neuseeland und Südafrika bereits rund 300000 Mitglieder zählt. Im Dezember 1925 fanden in London Besprechungen zwecks weiterer Förderung der Kundschafterbewegung an den Mittel- und Hochschulen statt.

Der Endzweck des Bundes der Knabenkundschafter besteht darin, charaktervolle, entschlossene und gesunde Männer für die Landesverteidigung und tüchtige Bürger heranzubilden. Durch Kundschaften im Gelände, Naturbeobachtung und

Lagerleben soll den Jungen Selbstvertrauen, Tatkraft und Gesundheit, Gemeinsinn und Ritterlichkeit, Wirtschaftlichkeit und Vaterlandsliebe anerzogen werden. Schädlichen Einflüssen ferngehalten, werden die Schulentlassenen weiter erzogen und für einen Beruf vorbereitet Durch Verkehr zwischen den Kundschaftervereinen wird das Zusammengehörigkeitsgefühl des ganzen britischen Reiches gefördert.

Ohne Ansehen von Stand, Glauben und Partei werden die Knaben im Alter von 11 bis 18 Jahren aufgenommen; nach einer Probezeit, in der sie die Kundschaftergesetze, den Gruß, die Bedeutung der Flagge und einige Leibesübungen erlernen, müssen sie bei ihrer Ehre geloben, alles daranzusetzen, um ihre Pflichten gegen Gott und den König zu tun, allezeit jedermann zu helfen und die Kundschaftergesetze zu befolgen. Diese lauten:

1. Eines Kundschafters Ehre muß man trauen können,
2. er ist treu dem König, seinem Lande, seinen Offizieren, seinen Eltern, seinen Arbeitgebern und allen, die im unterstellt sind;
3. sich nützlich machen und anderen helfen, ist seine Pflicht;
4. er ist allen ein Freund und jedem anderen Kundschafter ein Bruder, ohne Rücksicht auf die gesellschaftliche Stellung;
5. er ist höflich;
6. ist ein Tierfreund;
7. gehorcht sofort und ohne Widerrede seinen Eltern, seinem Fähnleinführer und Kundschaftsmeister;
8. ist guter Laune und pfeift auf alle Schwierigkeiten;
9. ist sparsam;
10. ist rein in Gedanken, Worten und Taten.

Eine Vorstufe zum Kundschafter ist der Wölfling (wolf cub) im Alter vom 8.—11. Jahre; er gelobt, treu seine Pflicht gegen Gott und König zu erfüllen, das Wolfsgesetz zu befolgen und täglich eine gute Tat zu tun.

Die älteren Jahrgänge werden bei höheren Leistungen als „Räuberkundschafter" (rover scouts) für einen bestimmten Beruf vorbereitet. Nach Ablegung einer Prüfung erhalten sie ein Berufsabzeichen. Es gibt solche Abzeichen für Radfahrer, Schützen, Pfadfinder, Retter, Winker, Wanderer, Schwimmer, Entfernungsschätzer, Krankenwärter usw.

6—8 Kundschafter bilden ein Fähnlein (patrol), 2 oder mehr Fähnlein einen Trupp (troop), dessen Ausbildung ein höheren Orts ernannter Kundschaftsmeister (scoutmaster) leitet. 6 Wölflinge machen einen Satz (six) und mehrere Sätze ein Rudel (pack) unter einem Wolfmeister. Ein Alträubergeselle bildet die Räuber aus. Für Manneszucht und gute Sitte sorgen die Kundschafter selbst durch ihren Ehrenhof.

Alle Kundschafter haben eine besondere Tracht mit Abzeichen am Hut (Lilien, Wolfskopf, R. S.) sowie auf der Schulterklappe und der Brusttasche. Nach Ablegung einer Prüfung in Leibesübungen, militärischen Leistungen und Fertigkeiten auf allen Gebieten des praktischen Lebens werden sie zu einer höheren Stufe und bei besonderen Leistungen zu Königskundschaftern befördert.

Der Hauptkundschafter (Chief scout), General Baden-Powell, und ein Beirat nebst Vollzugsausschuß bildet das Reichshauptquartier in London. Ihm unterstehen die Gauverbände (County Scout Councils), die die einzelnen Kundschafter-Vereine (Boy Scout Associations) in den Landesteilen zusammenfassen. Die Vereine haben Selbstverwaltung, wählen sich ihre Führer, die Vorsitzenden, Geschäftsführer, Schatzmeister, Schriftführer und Kundschaftsmeister selbst und bringen die Mittel zu ihrer Verwaltung durch Sammlungen auf. Das fällt nicht schwer, da die Kundschafter sehr beliebt sind. König und Regierung sehen sie gern und ziehen sie zu öffentlichen Feiern, Truppenschauen und Feldübungen heran. Die Heeresverwaltung stellt ihnen vom Freiwilligenheer das Ausbildungspersonal.

Ein bis zweimal wöchentlich üben die Trupps im Gelände und einmal im Jahre beziehen sie auf 8—14 Tage ein Lager.

Ihre militärische Betätigung besteht neben dem Marschieren, Anfertigen von Skizzen, Biwakieren und Abkochen hauptsächlich im Kundschafterdienst. Den Gegner erspähen, sich tarnen (sich unbemerkbar machen), die feindlichen Kundschafter umgehen und täuschen, sich im unbekannten Gelände zurechtfinden mit und ohne Karte, bei Tag und bei Nacht, an die feindliche Abteilung heranpürschen, sie abschneiden, umzingeln, überfallen, das ist das Wesen ihrer „Kriegsspiele", die die Knaben beweglich und aufmerksam machen, ihre Sinne schärfen, Mut, Ausdauer und Entschlußfähigkeit wecken. Bei den Felddienstübungen der Truppen erzieht man sie dazu, die einzelnen Waffen zu unterscheiden, die Stärke und Zusammensetzung einer Truppenabteilung zu erkunden, die Nummern der Truppenteile sowie Zeit und Ziele des Marsches festzustellen und darüber eine Meldung zu machen.

Bei den Seekundschaftern (Sea-Scouts) wird der Hauptwert auf seemännische Erziehung gelegt. Auch im Inlande können Trupps von Seekundschaftern gebildet werden. Ein Flußschiff oder Wohnboot, verankert im Fluß, Kanal oder in der See, bildet mit seiner Flotte von Segel-, Ruder- und Motorbooten, Einbäumen, Flössen u. a. m. den Mittelpunkt der Wassertätigkeit; dazu kommt an Land ein aufgetakelter Mast zum Aufentern.

In ein paar Wochenstunden lernen die Jungen rudern, segeln, schwimmen, Lebensrettung, Raketengebrauch, Kartenlesen, Winken und Loten sowie etwas Segelmachen, Schiffszimmern, elektrische und Bauarbeiten verrichten, Schiffbruchdienst, erste Hilfe bei Unglücksfällen, Lazarettdienst usw. Auch erhalten sie allgemeine Kenntnis der Schiffsarten, des Schiffsdienstes, der Gezeiten, der Stern- und Wetterkunde. Die Seekundschaftsmeister sind für die Sicherheit ihrer Knaben verantwortlich.

Im Kriege wurden Seekundschafter hart herangenommen und in großer Zahl als Winker, Köche, Brückenwärter, für erste Hilfeleistung usw. bei der Hilfsflotte verwendet, und an Land haben sie während des ganzen Krieges die Küstenwache übernommen.

In Würdigung ihrer Kriegsleistungen hat die Admiralität die Seekundschafter amtlich anerkannt; jeder einzelne nach einer Besichtigung anerkannte Trupp wird in den Marinelisten geführt. Bei guter Besichtigung gibt die Admiralität eine Geldbeihilfe von 2 Schilling auf den Kopf der Mannschaft. Die Jungen sollen durchaus nicht Seekadetten werden, sondern sich ihren Charakter als Kundschafter bewahren.

Die Küstenwacht-Stationen längs der ganzen Küste sind angewiesen, die Seekundschaftertrupps möglichst zu unterstützen; anderseits sollen die Trupps den Küstenwachen bei jeder Gelegenheit helfen, z B. bei einem Schiffbruch die Menge zurückhalten und beim Kentern eines Bootes Decken und Nahrung heranschaffen. Die einzelnen Küstenwachstellen haben meist die Vaterschaft über einen Seekundschaftertrupp übernommen.

Wieder werden die älteren Jahrgänge als Räuberseekundschafter eingehender ausgebildet; sie stellen z. B. Raketentrupps an der Küste.

Bei all den aufgeführten Jugendverbänden ist (bis auf das Offiziersausbildungskorps) eine Ausbildung als Flieger nicht vorgesehen. Den Jungmannen wird daher Gelegenheit gegeben, in den neuerdings durch Staatsbeihilfen unterstützten Klein-Flugzeugvereinen im Fliegen ausgebildet zu werden. Außer dem Zuschuß des Luftministeriums an den Verein erhält jeder, der die Fliegerprüfung A ablegt, einen Preis von 400 M.

Auf die Schießausbildung der gesamten Jugend wird in ganz Großbritannien besonderer Wert gelegt. 1925 fand England ein großes Vergleichsschießen zwischen den Jungmannen aus den Kronländern und dem Mutterlande statt. Jedes Land stellte eine Mannschaft von 2000 seiner besten Schützen im Durchschnittsalter von 12—18 Jahren und darunter zusammen. Die Ergebnisse befriedigten durchaus; man hofft, das Wettschießen in diesem Jahre in noch größerem Maßstabe durchführen zu können.

Noch ist auf die christlichen Jünglingsvereine (Young Men Christian Association) hinzuweisen. Sie betreiben im Frieden zwar keine militärische Jugendvorbereitung, sondern nur eine Ausbildung in Leibesübungen, großen Wanderungen und Krankenpflege, werden aber voraussichtlich wie im vergangenen, so auch im zukünftigen Kriege ihre Jungmannen der Heeresverwaltung für gewisse Dienste in der Heimat zur Verfügung stellen, z. B. für Botengänge, Radfahrverbindung, Sanitätsdienst, Alarmposten für Fliegerangriffe usw.

Zum Schluß seien noch zwei Einrichtungen erwähnt, die einen militärisch ausgebildeten Nachwuchs für Heer und Flotte liefern. Erstmals werden bei allen Truppenteilen Soldatenkinder, die sich zum Soldatenberuf eignen und das 15. Jahr überschritten haben, in gewisser Zahl angeworben, um als Musiker, Trommler, Pfeifer, Hornbläser, Schreiber oder Handwerker ausgebildet zu werden. Sie müssen sich zu einem 9jährigen Dienst verpflichten.

Dann ist noch auf die große Zahl von englischen Schulschiffen hinzuweisen, die die Jungen zu Matrosen für Kriegs- und Handelsflotte heranbilden. Bemerkenswert ist, wie hierbei Landesverteidigung mit Wohltätigkeit verquickt wird. Eine Reihe von Schulschiffen wird nämlich von der Bevölkerung eines bestimmten Landstriches unterhalten, um auf ihn eltern- und heimatlose, aber unbescholtene Jungen in straffer militärischer Ausbildung dem Matrosenberufe zuzuführen. So betreuen z. B. die am Tyne anliegenden Gemeinden das Tyne Training Ship „Wellesley", das seit 1868 immer 300 Jungen von 12 bis 16 Jahren zur Ausbildung an Bord hat.

Die militärische Jugenderziehung hat in England nach dem Kriege von Jahr zu Jahr bessere Früchte getragen. Der Ersatz des letzten Jahres wird bezüglich seiner leiblichen Eignung, des sittlichen Standes und der Leistungsfähigkeit höher bewertet als die früheren Jahrgänge; zugenommen hat die Zahl der Studenten, die, abgesehen von den Offiziersanwärtern, einen ausgezeichneten Ersatz der älteren Unteroffiziere und Oberfeldwebel abgeben.

Die Kronländer

Auch die Kronländer Australien, Kanada, Neuseeland und Südafrika bilden ihre Jugend militärisch aus; was aber in England freiwillig geleistet wird, ist hier eine Pflicht; denn die Landesverteidigung beruht, außer auf einem kleinen Söldnerheer, auf der im Ernstfall zusammenberufenen Bürgerwehr. Nur die militärische Vorbereitung in ihrer Jugendzeit befähigt die Bürger, sich bei den pflichtmäßigen kurzen Übungen in den Schießvereinen mit der Waffe vertraut zu machen.

In Kanada hat die Jungmannbewegung nach dem Krieg einen großen Aufschwung genommen. 1924 verfügte sie über 1440 Kompagnien mit im ganzen 103561 Köpfen. Die militärische Unterweisung ist ein Pflichtfach in den Schulen und Hochschulen. Vom 12. bis 14. Jahre gehören die Jungmannen den Jungabteilungen (juniors), vom 14. bis 18. Jahre den Altabteilungen (seniors) an. Jährlich haben die Jüngeren 100, die Älteren 150 vom Staate gelieferte Patronen zu verschießen. Am Ende der jährlichen Ausbildung werden alle noch in einem Übungslager 1 Woche lang gedrillt.

Ähnlich ist die Sache in Australien. Die Jugendbataillone, 1900 Köpfe stark, sind den Bürgerwehrbataillonen angegliedert. Erst auf einer gründlichen Leibesschulung wird die militärische Vorbereitung aufgebaut, die sich 1924 auf 118000 junge Leute erstreckte.

Neuseeland rechnet mit etwa 24000 Jungmannen, die in besonderen Ausbildungsstellen jährlich 50 Übungen und 6 Besichtigungen abzuleisten und ihre Schießbedingungen zu erfüllen haben. Vom 14. bis 16. Jahre werden sie einzeln, vom 16. bis 18. Jahre in Gruppen ausgebildet. Schließlich werden sie im 19. Lebensjahr in Ausbildungslagern, je nach ihrer Befähigung 2 bis 6 Wochen lang gedrillt, bis sie zur Einstellung in die Bürgerwehr geeignet sind.

In Südafrika haben die jungen Leute im Alter vom 13. bis 17. Jahre nach Zustimmung der Eltern jährlich einen militärischen Lehrgang durchzumachen, der sich auf Gewehrschießen, Feldübungen, Kartenlesen, Gesundheitslehre, Kundschaften, Abkochen, Herstellen von Tauen, Schwimmen usw. erstreckt und mit einem Drill

m Übungslager abschließt. Auch werden Offiziersanwärter in besonderen Lehrgängen herangebildet. 1924 waren 36000 Jungmannen vorhanden.

Im ganzen britischen Reich, wo wir auch hinsehen, eine zielbewußte Erziehung der gesamten Jugend zu künftigen Soldaten und Offizieren — unzweifelhaft ein gewaltiger Militarismus mit vollem Einverständnis des Völkerbunds, des Hüters des Vertrags von Versailles.

Vereinigte Staaten von Amerika

Vor dem Weltkrieg war man geneigt, und in gewissen Kreisen ist man es heute noch, anzunehmen, daß der amerikanische Bürger, der so gern auf seine bürgerliche Freiheit pocht, Antimilitarist sei. Dem ist nicht so. Der Zwang der allgemeinen Wehrpflicht ist ihm freilich verhaßt; darum hat er diese durch den Krieg aufgezwungene Einrichtung sofort nach Kriegsende wieder abgeschafft. Aber gerade, weil er sich im Frieden auf ein kleines Söldnerheer beschränken will, hält er eine leibliche und militärische Ausbildung der Jugend für unbedingt notwendig, damit sie in der Stunde der Gefahr bereit und fähig ist, das Vaterland zu verteidigen.

Die Auswertung dieser Erkenntnis geht schon bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, als die sogenannten Militärschulen (military scools) entstanden, die nicht etwa Vorbereitungsschulen für den Berufssoldaten sind, sondern den jungen Leuten aus gutem Hause in einem 4jährigen Lehrgang die Führereigenschaften anerziehen sollen, die man auch zum bürgerlichen Beruf für nützlich hält. Diese vom Staat unterstützten und militärisch aufgezogenen Schulen haben sich die vielgerühmte Kriegsschule von West-Point zum Vorbild gesetzt.

Wie im britischen Reiche ergriff auch in den Vereinigten Staaten die Überzeugung von der Notwendigkeit einer militärischen Jugendausbildung immer weitere Kreise. Es bildeten sich nach und nach Jugendverbände, ähnlich wie in England. Zudem hat der Weltkrieg den Amerikanern mit aller Deutlichkeit vor Augen geführt, daß ein neuzeitlicher Krieg die Einziehung aller wehrfähigen jungen Leute verlangt; sie in kurzer Zeit zu kriegsfertigen Soldaten zu machen, erfordert bei den hohen Anforderungen des heutigen Waffendienstes nicht nur, daß sie im Frieden hierzu vorgebildet sind, sondern daß auch genügend Führer, d. h. Offiziere und Unteroffiziere der Reserve, für eine sachgemäße und schnelle Ausbildung schon im Frieden vorhanden sind; das letztere aber hat im Kriege gefehlt und ist der Grund dafür, daß Amerika erst beinahe ein Jahr nach der Kriegserklärung mit einer genügenden Zahl von kriegsfertigen Divisionen in den Krieg eingreifen konnte. Nach dieser Erfahrung scheut sich die Regierung durchaus nicht, mit Zwangsmaßnahmen für die Heranbildung der nötigen Führer zu sorgen. Man rechnet eben trotz Völkerbund und Schiedsgericht mit einem baldigen Zusammenstoß mit Japan.

So sehen wir denn jetzt in Amerika trotz allen Schreiens über deutschen Militarismus mustergültige Einrichtungen einer weitverzweigten Jugendausbildung, die in den oberen Kreisen besonders durch die Überzeugung gefördert werden, daß die militärische Vorbereitung gute Bürger und zugleich Führernaturen erzieht. Dazu hat der Krieg in allen Volksschichten eine gewisse Freude am Zelt- und Lagerleben, an militärischen Übungen, am Schießen und am Trommelklang, am Wandern und Austummeln in freier Luft zurückgelassen, was dem Zulauf zu den Jugendverbänden und den Übungslagern nur zugute kommt.

Das amerikanische Heer besteht im Frieden aus 3 Teilen: dem stehenden Heer (Regular-Army), der Bürgerwehr (National Guard) und den Organisierten Reserven (Organized Reserve). Überdies rechnet das Wehrgesetz von vornherein mit 2 Einrichtungen als den „Gehilfen dieser Komponenten des Friedensheeres", nämlich mit dem Korps für Reserveoffiziersausbildung (R. O. T. C. = Reserve Officer Training Corps) und den Militärübungslagern für Bürger (C. M. T. C. = Citizens Military Training Camps).

Korps für Reserve-offiziersausbildung

Das Korps für die Reserveoffiziersausbildung ist dem englischen Offiziersausbildungskorps nachgebildet; was aber bei diesem freiwillig geleistet wird, ist bei jenem Pflichtfach auf den Gymnasien und den Universitäten und untersteht der Leitung des stehenden Heeres. Nur die vom Staat völlig unabhängigen Lehranstalten können sich dem Zwange entziehen, wenn ihre Stiftung und Bestimmung einer militärischen Betätigung zuwiderläuft. Auf allen anderen Schulen aber wird der junge Mensch auch gegen seinen Willen zum Reserveoffizier oder Reserveunteroffizier gemacht, was im „militaristischen Deutschland" als unerhörter Eingriff in die persönliche Freiheit angesehen worden wäre. Der amerikanische Schüler und Student muß sich sogar, wenn er für den Militärdienst tauglich ist, mit größtem Eifer der militärischen Vorbereitung hingeben, da er sonst nicht die Befähigung zu dem erstrebten Berufe erhält. Es gibt in Schule und Universität eine Abteilung für Militärwissenschaft und Taktik, der die zur Lehranstalt kommandierten Offiziere als „Lehrer der Militärwissenschaft und Taktik" und Unteroffiziere als „militärische Hilfslehrer" angehören. Die Universitäten haben für die Militärwissenschaft sogar eine Fakultät geschaffen und dem Ältesten der militärischen Abteilung, einem Stabsoffizier, dieselben Rechte eingeräumt, wie den anderen Fakultätsleitern.

Die Zöglinge jeder höheren Lehranstalt und jeder Universität werden zu Kompanien, Bataillonen und Regimentern zusammengestellt, deren Offiziers- und Unteroffiziersstellen mit den militärisch befähigtsten Zöglingen besetzt werden; sie stellen sogar ein Musikkorps auf. Der Kommandierende General des Bezirks hat die Pflicht und der Chef des Generalstabs und der Kriegsminister das Recht, diese Schüler- und Studenten-Bataillone zu besichtigen und Paraden über sie abzuhalten[1]).

Die Heeresverwaltung gibt die Ausbildungsoffiziere, stellt Truppen, Waffen und Munition, Gerät und Gelder für die Militärvorbereitung zur Verfügung und regelt ihren Dienst durch eine besondere Ausbildungsvorschrift. Leisten sich Mittelschulen eine Reserveoffiziersausbildung, dann wirkt der Staat auch hier mit, beschränkt sich aber dann auf Lieferung von Lehrern, Waffen und Munition.

Auf die Schießausbildung wird besonderer Wert gelegt. Die jüngeren Schüler bekommen ein leichteres Gewehr in die Hand, die älteren aber und die Studenten schießen mit dem eingeführten Infanteriegewehr. Zur Zeitersparnis haben die Universitäten und die neueren Schulen ihren eigenen Schießstand im Erdgeschoß. Im Bedarfsfall stellt die Heeresverwaltung ihre Schießstände zur Verfügung.

Wie in England heißen die Einheiten auf den Gymnasien und höheren Schulen „Jungdivisionen" (Junior-Divisions); sie bilden die Schüler vom 14. bis 17. Lebensjahr rein infanteristisch aus. Die militärische Betätigung wird durchaus nicht, wie man es in Deutschland zu nennen beliebt, als Soldatenspielerei angesehen, sondern von den jungen Leuten mit Ernst und Eifer betrieben. Es ist anerkennenswert, mit welcher Gewissenhaftigkeit die Schüleroffiziere ihres Amtes walten und mit welcher Mannszucht die übrigen sich fügen.

Die Regierung und höheren Truppenstäbe verleihen den Schulen mit den besten Fortschritten Preise und Ehrentitel, z. B. ernannte kürzlich das 7. Armeekorps ein Gymnasium in Jova auf 4 Jahre zum „Ehrengymnasium des 7. Korpsbezirks". Bei der Feier dieser Anerkennung wurde folgende, den Geist dieser Schülerdivisionen kennzeichnende Rede gehalten: „Chemie, Erdkunde, Algebra sind wertvoll und notwendig als Unterrichtsfach; aber das Wichtigste ist doch die Kenntnis von der Verantwortlichkeit gegenüber Gott und dem Vaterlande, die Achtung vor der Flagge, vor Amerika und seinen Grundsätzen. Die älteren Schüler und Schulentlassenen sind berufen, das Vaterland in der Gefahr zu verteidigen; darum muß die militärische Vorbereitung die wertvollste Tätigkeit der Schule sein."

[1]) Kürzlich griff jemand die Universität Nebraska in einem Flugblatt wegen ihres schrecklichen Militarismus an; er wurde jedoch von den Studenten scharf abgewiesen; einer betonte, daß er bereits 2 Jahre die Ausbildung im R. O. T. C. mitmache und sich im Sommer im Übungslager drillen ließe, daß er aber voll auf seine Kosten gekommen wäre, was Zeit und Mühe anbeträfe.

Die „Altdivisionen" (senior divisions) umfassen die Einheiten der Universitäten nd gleichgestellten Fachhochschulen. Die Ausbildung, die sich auf die ganze Studienzeit von 4 Jahren erstreckt, wird von vornherein waffenweise getrennt, vobei nicht nur die Hauptwaffen Infanterie, Reiterei und Artillerie, sondern auch Pioniere, Flieger, Kampfwagen- und Verkehrstruppen, sowie die Herstellung von Waffen und Munition und die militärärztliche Tätigkeit zu ihrem Rechte kommen. m Dienst haben die Jungmannen Uniform zu tragen, die ihnen geliefert wird. n den ersten zwei Jahren werden den Studenten in wöchentlich 3 Stunden die Grundagen des Dienstes beigebracht (the basic course); die Ausbildung wird durch ein l- bis 6wöchentliches Kommando zu einem Truppenübungslager des stehenden Heeres ergänzt, währenddessen sie die vollen Gebührnisse eines Soldaten erhalten. Während des 3. und 4. Studienjahres werden sie dann im Lehrgang der Fortgeschrittenen (Advanced course) in wöchentlich 5 Dienststunden und einer 4- bis 6wöchigen Übung im Lager eines Truppenteils zum Reserveoffizier herangebildet; haben sie ihre Befähigung hierzu dargetan, werden sie nach Abschluß des Studiums zum .t. d. Res. ernannt und je nach Wunsch und Beurteilung auch in das stehende Heer bernommen. Im Juni 1924 zählte das R. O. T. C. mit sämtlichen Jung- und Altivisionen 101129 Jungmannen. An 125 Universitäten und höheren Schulen betanden 1925 sog. „Reserve-Offiziers-Fortbildungslehrgänge", die von 125000 Hörern pflichtmäßig besucht wurden. Die Besucher erhielten eine Uniform und Entschädigung für Auslagen.

Die Ertüchtigung der ganzen übrigen Jugend, die nicht auf höheren Schulen und Universitäten gedrillt ist, der Angehörigen von Mittel- und Volksschulen und ihrer Schulentlassenen,wird getrost den Zivilbehörden überlassen, die volles Verständis hierfür haben und dabei durch den Sinn der amerikanischen Jugend für Sport nd Spiel und durch ihre Lehrer unterstützt werden. Diese sind selbst Führer und Berater des Schülersports, der nicht Höchstleistungen züchten will, sondern den .eib stählen, den Charakter stärken und Führereigenschaften entwickeln soll, alles Dinge, die dem Waffendienst vorarbeiten.

In höherem Maße noch werden die für den Militärdienst notwendigen Eigenschaften nd der Wille zur Wehrhaftigkeit in den Verbänden der Knabenkundschafter Boy Scouts) groß gezogen, die von Roosevelt nach englischem Muster begründet nd vom Ministerium des Innern geleitet werden. Die Art ihrer Erziehung kennzeichet sich durch ihren Leitspruch: „Leiblich stark, geistig rege und sittlich einwandei, Gott und dem Vaterland ergeben". Ihre Betätigung entspricht der der englischen Kundschafter, ihre Ausdehnung aber ist ungleich größer. Ihre Zahl kann, nach der uflage ihres jährlichen Handbuchs zu schließen, auf über eine Million geschätzt erden. Knabenkundschafter

Des weiteren haben alle jungen Leute von ihrem 16. Lebensjahr an Gelegenheit nter günstigen, verlockenden Bedingungen in einem Militärübungslager für Bürger Citizens Military Training Camp) eine mehrwöchige Militärausbildung zu genießen. ie Lager werden auf Anordnung des Kriegsministers in jedem Sommer in verschieenen Teilen des Landes errichtet, um bei dem Fehlen der allgemeinen Wehrpflicht och die Masse der wehrfähigen Bürger militärisch auszubilden. Allerdings ist die eilnahme an den Übungen freiwillig, aber durch eine geschickte, umfangreiche Werbung und durch die großen Vergünstigungen haben die Übungslager, zumal nach eruf und Schulbildung nicht gefragt wird, einen starken Zulauf. Die Reisekosten erden vergütet, Uniform, Ausrüstung und völlig freie Verpflegung und Unterkunft ir die 4wöchige Übungszeit geliefert. Militärübungslager für Bürger

Das reizt nicht nur die waffenfreudigc Jugend, sondern lockt auch die Arbeitsisen und gewährt dem Beamten uud Angestellten eine kostenlose Sommerreise.

Von ausgewählten Offizieren verwaltet, suchen die Lager die jungen Bürger zu ner straffen Mannszucht zu erziehen und die Achtung vor den Gesetzen, den Einchtungen des Staates und der amerikanischen Flagge zu fördern sowie das Verständis für eine gesunde Lebensweise und soziales Empfinden zu vertiefen.

Ausbildungspersonal und die erforderlichen Truppen werden vom Kriegsamt zur Verfügung gestellt.

Man unterscheidet 3 Lehrgänge, die nach den Farben der amerikanischen Flagge mit Rot, Weiß und Blau bezeichnet werden.

Der „Rote Lehrgang" ist die eigentliche Rekrutenschule, in der die Teilnehmer (über 16 und unter 36 Lebensjahren) im Rahmen der Kompagnie infanteristisch ausgebildet werden. Da der reine Militärdienst den Bürgern der Vereinigten Staaten nicht behagen würde, wird durch viel Turnen und Sport besonders die leibliche Gewandtheit und Kräftigung gefördert. Es sollen hierdurch auch die Untauglichen und die älteren Jahrgänge körperlich wieder aufgefrischt werden (Remaking men). Im Übungslager McCellan in Alabama wurden z. B. 120 junge Bürger, die als untauglich für den Heeresdienst befunden waren, zu einer Kompagnie zusammengestellt und nach einer mehrwöchigen Ausbildung als kräftige, kriegstaugliche Männer entlassen. Sie hatten an Gewicht, Brustumfang, Gewandtheit, geistiger Munterkeit zugenommen, ja sogar mit 4 Preiskompanien in Wettbewerb treten können.

Diejenigen, die im roten Lehrgang mit Erfolg und Aussicht auf Beförderung geübt oder bei einer Division des R. O. T. C. die Grundausbildung genossen haben, kommen im Alter zwischen 19 und 35 Jahren in die eigentliche Unteroffiziersschule, den „Weißen Lehrgang". Hier werden sie nach Wahl für eine bestimmte Waffenart als Unteroffiziere vorgebildet, zu Einheiten dieser Waffe zusammengestellt oder Truppenteilen des stehenden Heeres angegliedert.

Im „Blauen Lehrgang" werden schließlich diejenigen, die die Befähigung zum Unteroffizier haben und sich zum Reserveoffizier eignen, waffenweise getrennt zum Offizier geschult.

Die Übungslager erfreuen sich immer größerer Beliebtheit. Im Jahre 1921 gab es nur 12 Lager mit 10000 Teilnehmern; 1924 waren es bereits 29 und 1925 sogar 38 Lager (37 auf dem Festland, 1 auf Portorico), für die bereits im Mai 35000 Einschreibungen erfolgten. Im Sommer 1924 haben außer 34000 Offizieren etwa 276000 Mann in den Lagern militärisch geübt (dreimal die Stärke unserer Reichswehr). Hierzu war ein Ausbildungspersonal von 4705 Offizieren und 64510 Mann des stehenden Heeres erforderlich. Neuerdings fordert das Kriegsministerium vom Kongreß eine Erhöhung der Kopfstärke des stehenden Heeres auf 150000 Mann, um das Personal zur militärischen Jugenderziehung verstärken zu können. Der erforderliche Bestand an Reserveoffizieren sei in Frage gestellt, wenn nicht durch Vermehrung der Ausbildungsmöglichkeiten für den Ersatz der ausscheidenden Reserveoffiziere mit Kriegserfahrung gesorgt werde; das gelte auch für die Nationalgarde. Darum bedürfe man großer Aufwendungen für die Übungslager der Freiwilligen. Selbst wenn Amerika niemals wieder gezwungen werde, zu den Waffen zu greifen, seien die Übungslager von gewaltigem Wert für die Einimpfung der staatsbürgerlichen Grundsätze, Pflichten und Verantwortlichkeiten[1]).

Auch hier das gleiche Ergebnis! Nichts von einer Erziehung der amerikanischen Jugend in völkerfriedlichem Geist! Im Gegenteil, sie erfreut sich des schärfsten Militarismus, als da sind: Militärausbildung als Pflichtfach in Schule und Universität, Schießstände in der Schule, eine militärische Fakultät in den Hochschulen, Abhängigkeit des Staatsexamens von militärischen Leistungen und Zwang zum Reserveoffizier. Wie würde sich das in Deutschland ausnehmen: Der Minister des Innern als Leiter der Wehrhaftmachung der Jugend, oder gar eine Parade der Knaben vor dem kommandierenden General?

---

[1]) Auf die Tatsache ist noch hinzuweisen, daß man in Amerika auch der leiblichen Ertüchtigung der weiblichen Jugend Verständnis entgegenbringt, um dem Volke gesunde Mütter zu erziehen. Die jungen Mädchen beteiligen sich in weit höherem Maße an einem gesunden Sport, auch am Schießsport, als in Deutschland.

Frankreich

Betrachten wir nun die Macht, die der geistige Urheber des Vertrags von Versailles ist und seine strengste Durchführung fordert, sobald es Deutschland betrifft. Trotz der oben erwähnten Verpflichtung zur Rüstungsbeschränkung und trotz wiederholter Abrüstungskonferenzen ist Frankreich unausgesetzt bemüht, seine gewaltige Rüstung immer weiter auszubauen. Durch den Rückgang der Bevölkerungsziffer, der im Jahre 1919 bereits $^1/_5$ Millionen betrug, ist es ihm aber außerordentlich schwer, die hochgeschraubte Kriegs- und Friedensstärke des Heeres und der Marine auf dieser Höhe zu erhalten; hat sie doch in den letzten Jahren schon mehrmals herabgesetzt werden müssen. Den Ausfall an weißen Franzosen suchte man durch immer stärkere Einstellung von Farbigen zu ersetzen; doch auch dies hat seine Grenzen. Unter den rd. 737000 Mann des Friedensheeres einschl. Kolonialtruppen befinden sich zurzeit bereits 216751 farbige Franzosen, also mehr als ein Viertel, was eine ernste Gefahr für das Heer darstellt (das zeigt sich z. B. jetzt in Marokko durch Zunahme der Überläufer angesichts der Siege Abd el Krims).

Um also seine gewaltige Heeresstärke der Zahl und der Güte nach aufrechtzuerhalten, benutzt Frankreich tatkräftig die zwei Mittel, die noch helfen können: die Erhöhung der Geburtenziffer (durch Hebung der Volkskraft sowie durch Belohnungen, Familienmedaillen, Steuervergünstigungen, Lohnerhöhungen und sonstige Erleichterungen an kinderreiche Familien) und Hebung der nach dem Kriege stark gesunkenen Tauglichkeitsziffer durch eine gesteigerte Ertüchtigung der Jugend. Mit der leiblichen Schulung für den Heeresdienst hat man eine weitgehende militärische Ausbildung der jungen Leute verknüpft, um die Mängel, die die aus finanziellen Gründen vorgenommene Herabsetzung der Dienstzeit von 3 auf $1\frac{1}{2}$ Jahre mit sich bringt, wieder auszugleichen.

Bei der seit 1871 betriebenen Vorbereitung eines Rachefeldzugs gegen Deutschland unterließ die französische Regierung nicht, die Jugend zum Haß gegen das deutsche Volk zu erziehen und geistig und seelisch auf den Krieg einzustellen. Nach und nach trat hierzu auch die leibliche militärische Ausbildung der jungen Leute. Wenn auch ihre gesetzliche Festlegung, die sogar der Sozialdemokrat Jaurès kurz vor dem Kriege forderte, infolge des Kriegsausbruchs 1914 zunächst unterblieb, so wurde doch die Ausbildung selbst während des Krieges durch ministerielle Verordnungen immer mehr vertieft und erweitert, bis sie schließlich nach dem Kriege durch Gesetz erhärtet wurde (Rekrutierungsgesetz vom 1. 4. 1923). Kriegsministerium und Generalstab führen im Einvernehmen mit anderen Ministerien die Oberaufsicht über diese Ausbildung und haben 1924 bis ins kleinste gehende Ausführungsbestimmungen erlassen, die in einem „Entwurf zur allgemeinen Vorschrift der leiblichen Erziehung" niedergelegt sind[1]).

Die Grundgedanken der Ausbildung sind folgende: Durch die leibliche Schulung der jungen Mädchen sollen gesunde Mütter heranwachsen, damit die Geburtenzahl steigt und gesunde Kinder zur Welt kommen; durch eine sachgemäße Anleitung für die Leibesübungen der gesamten Jugend vom 4. Lebensjahr an sollen die Kinder gesund und kräftig entwickelt und möglichst sämtliche jungen Männer zum Waffendienst befähigt werden; zugleich soll die Liebe zum Vaterlande und das Verständnis für die Wehrhaftigkeit gepflegt werden. Weiterhin sollen die Jünglinge schon soweit im Waffendienst vorgebildet werden, daß sie im Kriegsfall die durch Verlust eingetretenen Lücken der Mannschaften bzw. der Unteroffiziere und Offiziere nach kürzester Ausbildung ausfüllen können, sowie im Frieden trotz verkürzter Dienstzeit eine gesteigerte Kriegsfertigkeit erreichen; auch soll durch weitere Leibesschulung die Wehrhaftigkeit der Männer bis zum 35. Jahre erhalten werden. Letzten Endes ist das Ziel dieser Volkserziehung, die in der Familie beginnt, in der Schule fortgesetzt und in Sportvereinen weitergeführt wird: die Hebung der Volkskraft, die Steigerung der Bevölkerungszahl, kurz die Wiedergeburt der französischen Rasse.

[1]) Projet de Règlement général d'éducation physique.

Im Kriegsministerium besteht eine besondere Abteilung für leibliche Erziehung, Sport und Vorbereitung für den Heeresdienst, die für die gesamte Ausbildung verantwortlich ist. Ihr ist der „Dienst für Leibeserziehung" unterstellt, der die ganze Ausbildung organisiert, die Lehrpläne aufstellt, die Verbindung mit den Lehranstalten, den ausbildenden Vereinen und den besonderen Ausbildungsstellen der Armeekorps hält und für die Heranbildung und Auswahl der Lehrkräfte sorgt.

Im Dezember 1924 hat sich unter dem Vorsitz des Generalkommissars für den Krieg ein „Beratender Ausschuß für die militärische Jugendvorbereitung" gebildet, dem die Leiter der großen Verbände und Gesellschaften für Jugendausbildung angehören. Der Ausschuß wird sich mit dem weiteren Ausbau und einer Verbesserung der militärischen Vorbereitung beschäftigen.

Die Ausbildung ist innerhalb des Korpsbezirks dem Kommandierenden General übertragen, dem ein Oberst als Leiter der Ausbildung zugeteilt ist. Ihm sind die an die Lehranstalten und Vereine abkommandierten Offiziere und die Ausbildungsstelle des Korps unterstellt.

Die Jugenderziehung wird in 3 Zeitabschnitte zerlegt:

1. Die grundlegende Leibesausbildung der Kinder vom 4. bis 13. Jahre (Education physique élémentaire),
2. die fortgeschrittene Leibesausbildung für das 13. bis 18. Lebensjahr (Education physique secondaire),
3. die höhere Leibesausbildung vom 18. bis zum 30. bzw. 35. Lebensjahr (Education physique supérieure), die mit der militärischen Ausbildung Hand in Hand geht.

Mit der grundlegenden Leibesausbildung greift der französische Staat rücksichtslos in die häusliche Erziehung ein und schreibt der Mutter vor, wie sie ihr Kind vom 4. Lebensjahr an zu erziehen hat, wie sie durch bestimmte tägliche Übungen die Muskelkräfte, die Sinne, die Herztätigkeit, die Atmungsorgane, kurz, die gesamte leibliche Entwicklung der Knaben und Mädchen zu fördern und eine Falschentwickelung wieder in richtige Bahnen zu leiten hat; die Erzieher werden genau angewiesen, wann, wie lange, in welchem Anzuge und wo die Übungen vorzunehmen sind. 46 für Kinder geeignete Spiele und 3 Sportarten sind beschrieben. Mit der Einschulung des Kindes übernehmen hierfür vorgebildete Lehrer der Schule die vorgeschriebene Ausbildung, die nach Leistungsfähigkeit und Alter in 4 Stufen zerlegt wird. Neben mannigfaltigen Turnübungen muß auch Spiel und Sport nach Vorschrift betrieben werden. Für jedes Kind ist vom 4. Jahr ab ein Personalheft zu führen, in das der die Ausbildung überwachende Arzt seine Untersuchungen und die Bemerkungen über die Entwicklung des Kindes einträgt. Das Heft wird auch während und nach dem Heeresdienst weitergeführt.

Die französischen Schulen sind verpflichtet, neben der täglichen Turnstunde die Kinder zum Staatsgedanken und zur Volksgemeinschaft zu erziehen (das wird zutreffender Weise nicht wie bei uns als Politik angesehen), sowie durch Auswahl des Lesestoffes, durch Schilderung von Kriegstaten und Verherrlichung der französischen Geschichte und des französischen Heeres die Vaterlandsliebe zu wecken, den Willen zur Wehrhaftmachung zu stärken und den Haß gegen Deutschland zu schüren[1]).

Am Ende der Ausbildung jeder Stufe haben die Kinder eine Prüfung im Laufen, Springen, Gewichttragen, Klettern, Werfen und Gleichgewichtsübungen abzulegen; nach Bestehen der Prüfung erhalten sie ein Zeugnis und werden in die nächste Ausbildungsstufe versetzt.

Die fortgeschrittene Leibesübung, die ebenfalls für beide Geschlechter vorgeschrieben ist, umfaßt mit ihrer ersten Stufe das 13. bis 16., mit der 2. das 16. bis 18.

[1]) Wer auf dem französischen Kriegsschauplatz kämpfte, kennt die französische Art der Geschichtsfälschung und Mißachtung deutschen Wesens bereits aus den französischen Schulbüchern der Vorkriegszeit. Vgl. Märzheft 1922 der S. M. „Hetzarbeit?" und über „Das französische Schulbuch von heute" das Märzheft 1926.

Lebensjahr. Der ganze Ausbildungsabschnitt bevorzugt die für die Bewegungen im Felde und für den Gebrauch der Waffen förderlichen Übungen; daneben werden viel Lauf- und Ballspiele, allerhand Sport, Schwimmen, Boxen, Ringen, Jiu-jitsu usw. sowie Übungen zum Schärfen der Sinne vorgenommen. Auch hier berechtigt erst die bestandene Prüfung zur Versetzung in die höhere Stufe.

Die Schulentlassenen werden in vaterländischen Verbänden, Turn- oder Sportvereinen weitergebildet oder in der Ausbildungsstelle des betreffenden Armeekorps.

Die höhere Leibesausbildung soll den jungen Leuten in der Zeit vom 18. bis zum 30. bzw. 35. Lebensjahr durch Ausübung mannigfaltigen Sports in hohem Maße Kraft, Gewandtheit, Zähigkeit und Geschwindigkeit des Körpers geben; besonders wird der Marsch, das Klettern über alle Hindernisse, Schwimmen, Rudern, Fechten, Radfahren und Schneeschuhlaufen geübt — alles nach den gleichen Vorschriften die für den Truppendienst maßgebend sind. Die praktischen Übungen werden durch Unterricht über Anatomie, Natur- und Gesundheitslehre und Massage sowie über die Jugendausbildung in anderen Ländern und Militärerdkunde ergänzt.

Nebenher geht vom 18. Lebensjahr ab die Vorbereitung für den Militärdienst, die nach dem Jahrbuch des Völkerbundes[1]) nicht wie die Leibesausbildung pflichtmäßig, sondern freiwillig sein soll. Nach dem Rekrutierungsgesetz aber darf niemand ein öffentliches Amt versehen oder als Staats- und Gemeindebeamter angestellt werden, der die militärische Jugendausbildung nicht durchgemacht hat, was natürlich außerordentlich für die Teilnahme an der Jugensausbildung wirbt. Nach Äußerungen des General Nollet ist auch anzunehmen, daß in der von ihm ins Werk gesetzten Umgestaltung der Landesverteidigung und der Wehrpflicht die militärische Jugendvorbereitung zur Pflicht gemacht wird.

Sie wird vornehmlich an den höheren Lehranstalten, allen Universitäten, technischen Hochschulen, Lehrerseminaren, Kunstakademien, Schulen für Bergbau, Land- und Forstwirtschaft sowie an fast allen Fachschulen erteilt und ist an vielen dieser Lehranstalten seit langem Pflicht oder Ehrensache.

Ferner wird die Ausbildung in „Gesellschaften für Leibesausbildung und militärische Vorbereitung" und anderen vom Ministerium anerkannten Vereinen vorgenommen. Diese erhalten kostenlos Bekleidung und Ausrüstung, Waffen und Munition sowie Fahrtermäßigung. Die Jungmannen aber, die keiner Lehranstalt und keinem Verein angehören, werden in den in jedem Armeekorps bestehenden „Bezirksstellen für Leibesübungen" (centres régionaux d'instruction physique) vorbereitet.

Wo die Vorbereitung auch stattfinden möge, sie soll den jungen Mann bis zu seinem Diensteintritt militärisch soweit heranbilden, daß die 1½jährige Dienstzeit ganz der Erweiterung und Vertiefung seiner technischen Fähigkeiten und besonders seiner taktischen Ausbildung gewidmet werden kann.

Die Vorbereitung besteht zunächst in einer allgemeinen militärischen Ausbildung, die den jungen Leuten den ersten militärischen Drill gibt, ihnen die Bedienung der Waffen (Gewehr, Handgranate, Maschinengewehr, Geschütz, Kampfwagen), den Gebrauch des Schanzzeuges und das Verhalten im Felde beibringt, in ihnen vor allem die geistigen und seelischen Eigenschaften eines Feldsoldaten, besonders die Mannszucht entwickelt und sie im weiteren zu Führern erzieht.

Diese gründliche Ausbildung schließt mit einer von der Brigade des betreffenden Bezirks vorgenommenen Prüfung ab. Wer sie mit Erfolg besteht, erhält ein „Zeugnis über die militärische Grundausbildung", das sich über seine Fähigkeiten, besonders über seine Eignung zur Ausbildung als Reserveoffizier und Reserveunteroffizier ausspricht. Die Inhaber des Zeugnisses können noch an einer Sonderausbildung teilnehmen, die die Spezialisten der verschiedenen Waffen heranzieht, was eine wesentliche Erleichterung des Aushebungsgeschäfts und eine Beschleunigung der Ausbildung bei der Truppe darstellt. Die Ausbildung geschieht nach Wahl als Berittener, Turner, Trommler, Pfeifer, Musiker, Schütze, Leichtathlet, Pionier, Handgranaten

[1]) Société des nations. Annuaire militaire. Genève Spt. 1924.

werfer, Boxer, Eisenbahner, Aufklärer, Ringkämpfer, Radfahrer, Ruderer, Telegraphist, Vermesser, am Kampfwagen, als Fechter, Schwimmer, beim Schallmeßtrupp, als Brieftaubenwart, Flieger. Über die nach Abschluß der Ausbildung von der Brigade vorgenommene Prüfung wird ebenfalls ein Zeugnis ausgestellt.

Das Zeugnis über die militärische Grundausbildung berechtigt die Inhaber sich, innerhalb der Waffe, der sie bei der Aushebung zugeteilt werden, in gewissen Grenzen den Truppenteil zu wählen, bei dem sie dienen wollen. Während ihrer Dienstzeit tragen sie ein besonderes Abzeichen. Im Dienstalter werden sie den anderen vorangestellt und bald als Gefreite oder Obergefreite ausgebildet; schon nach 4 Monaten Dienstzeit stehen sie zur Beförderung an. Ferner können sie noch während der Dienstzeit an der 6monatlichen Ausbildung der Reserveoffiziersanwärter teilnehmen, nach deren Beendigung sie zum Reserveoffizier oder Reserveunteroffizier befördert werden. Alle diese Vergünstigungen erinnern an die für unsere Einjährig-Freiwilligen.

Das Zeugnis für die Sonderausbildung gibt den Inhabern ein Vorrecht bei der Auswahl der Spezialisten in der Truppe und steigert den Wert des Zeugnisses über die militärische Grundausbildung.

Während der gesamten leiblichen und militärischen Erziehung werden die jungen Leute pflichtmäßig beraten von einem Arzt, der sie alle 2- bis 4mal jährlich untersucht und das Ergebnis in ihr Personalheft einträgt.

Die Lehrkräfte (Offiziere, Lehrer und Sportleute) werden für den Unterricht gründlich vorgebildet, entweder in der Hochschule für Leibesübungen, in der Militärturnanstalt, in den Bezirksstellen für Leibesausbildung oder in besonderen Lehrgängen. 1924 waren allein für die Jugendausbildung insgesamt 138 höhere Offiziere, 114 Subalternoffiziere und etwa 600 Unteroffiziere tätig. Neuerdings werden auch die Reserveoffiziere zur militärischen Vorbildung der Jugend herangezogen. Der Chef des Generalstabes, General Debiney, wies bei der Jahresversammlung des Nationalverbandes der Reserveoffiziere ganz besonders darauf hin. Ihre Mitarbeit sei für die Erziehung des militärischen Nachwuchses so wertvoll, weil die Reserveoffiziere durch ihren bürgerlichen Beruf leicht Fühlung mit den auszubildenden Leuten halten könnten. Nach dem neuen Entwurf des Gesetzes über „die allgemeine Umgestaltung des Heeres" sollen die Gendarmerie-Abteilungen im Frieden auch für die militärische Jugendvorbereitung bestimmt sein.

Die für die Ausbildung notwendigen Räume und Plätze haben die Gemeinden, die Waffen, Schießstände und Übungsplätze die Truppenteile zur Verfügung zu stellen.

Die den Schulen und Vereinen für die Ausbildung entstehenden Kosten sowie etwaige Haftpflichtentschädigungen trägt der französische Staat. Im vergangenen Jahre haben 9000 Schulen und 8000 Vereine eine derartige Staatsbeihilfe erhalten.

Es ist noch zu erwähnen, daß auch Frankreich einen großen Verband der Knabenkundschafter („Scouts" und „Eclaireurs") hat, ähnlich wie in den angelsächsischen Ländern. Auch auf eine im Entstehen begriffene Organisation möchte ich hinweisen, „die Kinder des Generals Mangin", vermutlich Waisen von Gefallenen, für die in den französischen Zeitungen gesammelt wird und die aller Wahrscheinlichkeit nach militärisch erzogen werden. Auf die Militärvorschulen (écoles prémilitaires), die aus Militär-Kinderschulen (écoles militaires Hériot) und Militärvorbereitungsschulen (écoles milit. préparatoires en principe 6) bestehen und durch völlig soldatische Erziehung von Unteroffizierskindern für einen Nachwuchs im Heere sorgen, möchte ich nicht weiter eingehen.

Die hier geschilderte, gründlich und zwangsweise vorgenommene militärische Jugendausbildung paßt durchaus in den Rahmen jener, die gesamten Kräfte Frankreichs erfassenden militärischen, wirtschaftlichen, industriellen und finanziellen Mobilmachung, und der Franzose denkt gar nicht daran, hierin abzurüsten. Im Gegenteil! General Nollet will, daß diese Ausbildung „die höchste Steigerung erfahre für den Fall, daß das Vaterland seine Kinder nochmals zu den Waffen rufen müßte." Er bezeichnet sie als „die Vorbedingung für die Umgestaltung des Heeres; sie müsse die Hauptgrundlage der französischen Sicherheit bilden". Man täuscht

zwar dem Völkerbund gegenüber eine Abrüstung vor, indem man, durch die Bevölkerungsabnahme gezwungen, die Zahl der Infanterie- und Kavallerie-Divisionen herabsetzt und die Dienstzeit verkürzt; dafür aber macht man die gesamte Jugend durch gründliche Leibesausbildung wehrfähig, bildet sie ihrer Mobilmachung entsprechend aus (auch zu Offizieren und Unteroffizieren), beschafft für sie die Waffen und hält so viele Truppenrahmen (cadres) bereit, daß bei Mobilmachung jedermann in die für ihn offen gehaltene Stelle eintreten und die Kriegsmaschine Frankreichs in wenigen Tagen in Betrieb gesetzt werden kann.

Also überall dasselbe, in England, Amerika und Frankreich! Was diese Staaten laut Vertrag von Versailles in Deutschland verbieten — die Beschäftigung von Schulen, Hochschulen und Vereinen mit militärischen Dingen, die Ausbildung ihrer Mitglieder im Waffenhandwerk und ihre Verbindung mit militärischen Behörden — fordern und unterstützen sie im Widerspruch mit dem Friedensvertrag im eigenen Lande aufs weitgehendste. Statt der im Vertrag geforderten „Rüstungsbeschränkung aller Völker" und der von uns verlangten „moralischen Abrüstung", tragen sie ihren Militarismus bis in die Kleinkinderstube hinein, durchsetzen die ganze Schulzeit damit und verfolgen den jungen Mann durch seine Studienzeit hindurch bis ins 35. Lebensjahr hinein mit einem Zwangsmilitarismus, wie er in so überwältigender Gestalt in der Weltgeschichte seinesgleichen nicht hat.

Italien

Von Major a. D. Anton von Belli in Berlin

Die Frage der Ertüchtigung der Jugend ist in Italien keine Nachkriegserscheinung. Schon am 7. Juni 1878 wurde die Verpflichtung zur Teilnahme am Turnunterricht in den Schulen durch eine Kgl. Verfügung geregelt. Spätere gesetzliche Bestimmungen für die körperliche Jugenderziehung entstammen den Jahren 1909 und 1910.

Allmählich und durch den Krieg beschleunigt, wurde die Verbindung zwischen körperlicher und vormilitärischer Erziehung immer enger. Im Jahre 1920 wurde eine Kommission eingesetzt, die Material zu neuen Vorschriften für die vormilitärische Ausbildung sammelte. Im Januar 1923 wurde sodann das Wehrgesetz durch besondere Bestimmungen über die militärische Jugenderziehung ergänzt.

Im November 1925 ist es dem Fascismus gelungen, auch das Gebiet der Jugendausbildung an sich zu reißen und die ganze vormilitärische Erziehung der freiwilligen Miliz zu übertragen.

Die Schaffung eines besonderen Unterstaatssekretariats für körperliche Erziehung wird von verschiedenen Seiten gewünscht, soll auch geplant gewesen sein, ist aber bisher noch nicht erfolgt. Dieses Unterstaatssekretariat sollte dem Ministerpräsidenten unmittelbar unterstehen.

Oberste Behörde in vormilitärischen Jugendangelegenheiten ist derzeit das Kriegsministerium, und zwar die Abteilung für körperliche Erziehung. Nächst dem Kriegsministerium üben die örtlichen Kommandobehörden, die Generalkommandos und Divisionskommandos die militärische Leitung aus. Neben der Militärbehörde haben die Inspektoren für Schießsport in jeder Provinz die Aufsicht. Im übrigen liegt die Ausbildung ganz in Händen der freiwilligen Miliz mit Ausnahme der Orte, wo deren Organisationen nicht vertreten sind. In diesem Falle treten Schützen- oder Sportvereine in die Lücke.

Die Teilnahme an der Ausbildung ist freiwillig. Die jungen Leute müssen das 16. Lebensjahr vollendet haben. Die Eintragung erfolgt im Spätherbst. Die Zeitdauer der Ausbildung umfaßt 2 Jahre zu je 4 Monaten. Die Übungen finden in der Regel im Winter und Frühjahr statt und nehmen auf Schulunterricht und Prüfungen Rücksicht.

Geübt wird an Sonn- und Feiertagen und abends. Ein Bataillon der Miliz hat beispielsweise folgende Zeiten angesetzt: Sonntags 8,30 bis 11,30 vorm. und jeden Donnerstag 8,30 bis 10 Uhr abends.

Mit Genehmigung des Generalkommandos können jährlich Sommerkurse auf Truppenübungsplätzen stattfinden. Die Teilnehmerzahl ist auf 100 für jeden Divisionsbereich beschränkt. Die Militärbehörde kann für diese Kurse freie Verpflegung, freie Eisenbahnfahrt zum Lager und zurück, Verabfolgung von Zelten, Decken, Tornistern, Kochgeschirren, einzelnen Bekleidungsstücken und ähnliches gewähren.

Schüler, die sich bewährt haben, können an einem 3. und 4. Unterrichtsjahr teilnehmen. Sie können dort auch, wenn sie Anlage dazu haben, zu Lehrern neuer Schüler bestimmt werden und tragen dann einen 3 mm hohen Silberstreifen am oberen und unteren Rande der Armbinde. Die Lehrtätigkeit wird in den Personalpapieren vermerkt.

Die erwähnten Armbinden werden allen Schulen geliefert, ebenso Mützen nach Art jener der Bersaglieri. Sie dürfen nur im Dienst getragen werden.

Der Lehrplan des ersten Jahres umfaßt:

a) Unterricht. Allgemeine Soldaten- und Bürgertugenden, Kameradschaft, militärische Anstandsregeln, Ehrenbezeugungen.
b) Körperliche Ausbildung. Freiübungen, Marsch, Lauf, Springen, Klettern, Wurf, Tragen von Lasten, Wettspiele.
c) Exerzieren. Einzelausbildung ohne und mit der Waffe, Ehrenbezeugungen ohne und mit der Waffe, Handhabung und Behandlung des Gewehrs, Anschlag, Zielen, Schießen.
d) Grundlagen der Gesundheitslehre.

Der Lehrplan des zweiten Jahres umfaßt:

a) Unterricht. Standortdienst und Wachdienst.
b) Körperliche Ausbildung. Wiederholung des 1. Jahrgangs.
c) Exerzieren. Gruppen- und Zugschule ohne und mit der Waffe. Ausnutzen des Geländes. Sicherung und Aufklärung auf Märschen und in Ruhe, Handgranatenwerfen, Schulschießen.
d) Gesundheitslehre. Hilfeleistung bei Unfällen, Gasvergiftung, Erstickungsanfällen. Gasschutz. Kranken- und Verwundetentransport.

Um den Wetteifer beim Turnen anzuspornen, sind für je 25 eingeschriebene Schüler eine silberne und zwei bronzene Medaillen als Preise ausgesetzt.

In der zweiten Hälfte Mai findet in Rom jährlich ein Turnier der Jugend statt. Aus jedem Divisionsbezirk können daran 3 Riegen teilnehmen. Jede Riege ist 12 Schüler stark. Eine besondere Kommission besichtigt die zur Teilnahme angemeldeten Riegen und wählt die drei besten aus. Es darf jedoch nicht mehr als eine demselben Leiter angehören. Die Reise findet auf Kosten der Militärverwaltung statt, ferner erhalten die Bewerber während ihres Aufenthaltes in Rom militärische Verpflegung und freie Unterkunft.

Folgende Strafen können verhängt werden: Einfacher Tadel, Ausschluß von einer oder mehreren Übungsstunden, Ausschluß von der Prüfung, von Teilnahme an den Sommerübungen und von Turnieren.

Das Ergebnis der Ausbildung wird durch Prüfungen festgestellt. Für jede Provinz wird hierzu eine Kommission bestimmt, die aus zwei höheren aktiven Offizieren, einem weiteren Offizier des Heeres, einem Offizier der Nationalmiliz und gegebenenfalls dem Leiter des Kurses besteht. Die örtlich zuständige Division setzt die Kommission ein.

Die Prüfung erstreckt sich auf Freiübungen, Hoch- und Weitsprung, Klettern, Steinwerfen, Schnellauf, Voltigieren, Turnspiele, Exerzieren und Schießen.

Die Sprünge müssen ohne Sprungbrett ausgeführt werden. Im ersten Jahr werden im Hochsprung 70 cm und im Weitsprung 3 m, im zweiten Jahre 90 cm und 3½ m als Mindestleistung gefordert. Im Schnellauf müssen 100 m in 17 Sekunden, im zweiten Jahre in 16 Sekunden zurückgelegt werden. Der zu werfende Stein ist 5 kg schwer und muß mindestens 4 m weit geworfen werden, im zweiten Jahr 6 m weit.

Das Ergebnis der Prüfung ist von Einfluß auf die Entschädigungen, welche der Staat gewährt. Es zählen nur jene Schüler, die bestanden haben. Für die ersten 50 zahlt der Staat 12 Lire für den Kopf, für die nächsten 50 bis 100 Teilnehmer 8 Lire und bei noch höherer Zahl 6 Lire. Das Geld fließt der Miliz oder dem den Kurs leitenden Verein zu. Außerdem kommt der Staat für die Munition auf.

Für die Teilnehmer an den Kursen hat das Bestehen der Prüfungen Vorteile während der Dienstzeit im Gefolge. Der Wichtigste ist die Möglichkeit, schon nach 6 Monaten entlassen zu werden. Italien hält zwar noch an der 18monatigen Dienstzeit fest, entläßt aber alljährlich einen Teil der Mannschaften bereits nach 6 Monaten. Vorbedingung für diese Vergünstigung ist erfolgreiche Teilnahme an der vormilitärischen Ausbildung.

Weitere Vorteile sind Beförderung zum Korporal nach dreimonatiger Dienstzeit vor den Kameraden, die nicht vorgebildet sind, und Zulassung zu den Reserveoffiziersanwärter- und Unteroffiziersschulen.

An den Hochschulen sind Fortbildungskurse, meist unter Leitung von Offizieren eingerichtet. Das Zeugnis über erfolgreiche Beteiligung befähigt zur Reserveoffizierslaufbahn wie zur Verkürzung der Dienstzeit.

Für Hörer der mathematischen, physikalischen und naturwissenschaftlichen Fakultät sind durch Kgl. Erlaß vom 23. Oktober 1924 Sonderkurse angeordnet, die folgende Fächer umfassen: äußere Ballistik, innere Ballistik, Geschützmaterial, Funkentelegraphie, Kriegschemie und Schiffahrtskunde. Diese Kurse dauern ein Vierteljahr. Die Hochschüler sind verpflichtet, daran teilzunehmen und aus mindestens zwei Fächern Prüfungen abzulegen. Sie erhalten Zeugnisse, die ihnen bei der Beförderung zum Reserveoffizier angerechnet werden.

Für die Fliegerwaffe sind vormilitärische Pilotenkurse von einem Jahr eingerichtet. Die Teilnehmer erhalten neben freier Verpflegung und Unterkunft Geldentschädigungen von monatlich 100 bis 150 Lire und weitere Geldprämien bei der Aushebung.

Wie schon erwähnt, ist die Übertragung der gesamten vormilitärischen Erziehung an die Miliz erst im November 1925 erfolgt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die ungemein rührige Werbetätigkeit der Schwarzhemden die Teilnahme der Jugend an den Übungen bedeutend steigern wird.

Fürst Gonzaga, der Kommandierende General der Freiwilligen Miliz, hat einem Vertreter des Impero gegenüber die Zahl der eingetragenen Teilnehmer an der vormilitärischen Ausbildung mit 78000 angegeben. Er hat zuversichtlich angefügt: „Eine stattliche Zahl, wenn man bedenkt, daß die Miliz ihre Aufgabe erst vor einigen Monaten übernommen hat.“ Er hofft nach dieser Äußerung für die Zukunft auf höhere Teilnehmerzahlen. Diese Hoffnung erscheint berechtigt, denn das Jahr 1926 hat der Jugendbewegung in Italien eine mächtige Förderung gebracht.

Am 6. Februar hat die Kammer einstimmig das Gesetz über das nationale Werk der Balilla angenommen. Unter diesem Namen ist eine das ganze Land umfassende Organisation geschaffen, die alle vaterländischen Jugendvereinigungen unter einer gemeinsamen Spitze zusammenfaßt. Diese Spitze ist kein Geringerer als der Ministerpräsident selbst. Die Leitung hat ihren Sitz in Rom, in den Provinzen und Gemeinden wird sie durch Ausschüsse ausgeübt. Die Leiter sind ehrenamtlich angestellt. Den Grundstock der ganzen Organisation bilden die schon bestehenden Vereine Balilla und Avanguardia. Erstere, die dem neuen Werk den Namen gibt, befaßt sich mit den Jungen zwischen 8 und 14 Jahren, letztere mit den 14- bis 18jährigen. Als oberste Altersgrenze sind 21 Jahre festgesetzt.

Die Organisation überwacht die Lehr- und Erziehungsanstalten. Die Turnhallen und Sportplätze der öffentlichen Vereine stehen ihr zur Verfügung, auch sind ihr weitere Vorrechte eingeräumt.

Das Ministerium des Innern steuert 1 Million Lire bei, daneben wird vieles durch Stiftungen und Sammlungen gedeckt.

Die hohe Aufgabe des neuen nationalen Werkes ist die Erziehung der Jugend zu vaterländischen Tugenden und zu Soldaten. Die Tribuna sagt: „Da die Manns-zucht vor allem gehoben werden muß, ist eine militärische Ausbildung unbedingt notwendig. Dann wird die Jugend mit Soldatengeist in das Heer eintreten und seine Aufgaben viel besser erfassen.“ Die ausgesprochen militärische Eigenart der Erziehung wird in der Presse wiederholt betont, und es darf nach der ganzen Lage in Italien angenommen werden, daß es nicht bei großen Worten bleibt.

Die Tschecho-Slowakei

Von General der Infanterie a. D. Friedrich von Hurt in Gräfelfing bei München

Von den Kindern, die die hochweisen Väter des „Selbstbestimmungsrechtes der Völker" in Versailles und St. Germain in die Welt setzten, ist wohl das neue Reich der Tschechen die größte Mißgeburt. Es hat ungefähr die Form eines Fisches mit sehr großem Kopf und ohne Schwanzflosse. Der westliche Teil, Böhmen und Mähren, bildet eine geographische Einheit. Er ist der wertvollere Teil des Staates und besitzt große Bodenschätze, eine blühende, meist von den Deutschen geschaffene Industrie und eine ertragreiche Landwirtschaft. Der östliche Teil aber, die Slowakei, gehört seiner geographischen Struktur nach zu Ungarn, mit dem er auch vor dem Kriege vereinigt war. Die Slowakei ist ein Bergland mit agrarischem Charakter. Die vom Karpathenkamme von Nord nach Süd streichenden Gebirgszüge erschweren den Ost-Westverkehr bedeutend und damit auch die wirtschaftliche und strategische Verbindung mit dem westlichen Teile der Tschechei. Die Grenzen der Tschechei sind im Süden, Westen und Norden auf einer Ausdehnung von 1050 km (gleich Luftlinie München—Memel) von Ungarn, Deutschösterreich, Bayern, Sachsen und Preußisch-Schlesien wie mit einer riesigen Zange umklammert. Auch der Laie erkennt, daß deshalb die strategische Lage des Tschechenreiches die denkbar ungünstigste ist. Um so mehr, als der Böhme die Deutschen und Ungarn von jeher als seine Todfeinde betrachtete und auch jetzt in seinem Größenwahn alles tut, um diese Nachbarn gegen sich zu erbittern und mit Mißtrauen zu erfüllen.

Bei der Zusammensetzung des neuen Reiches hat man sich selbstherrlich auch über ethnographische Gesichtspunkte hinweggesetzt. Der Tschechenstaat wird von etwa 14 Millionen Menschen bewohnt. Davon sind etwas weniger als die Hälfte Tschechen, fast 4 Millionen Deutsche, 1,7 Millionen Slowaken, eine halbe Million Ruthenen, 750000 Ungarn, 200000 Juden; das übrige sind Polen, Zigeuner, Südslaven und ausländische Staatsangehörige. Das Völkergemisch lebt keineswegs einträchtig zusammen. So ist es verständlich, wenn die tschechischen Staatsmänner sich in den ausgedehnten Grenzen ihres Landes etwas unbehaglich fühlen. Die 6½ Millionen Tschechen fürchten sich vor den 62 Millionen Reichsdeutschen, trotzdem diese ja durch das Versailler Diktat wehrlos gemacht sind. Daß es so bleibe, hält man daher für eine tschechische Lebensfrage. Noch mehr Angst als vor Deutschland hat man vor dem unberechenbaren Koloß im Osten, der Sowjetunion. Das Anwachsen der kommunistischen Stimmen auf 1 Million bei den letzten Wahlen mußte Besorgnis erregen. Es ist nicht nur die Folge der wirtschaftlichen Not, sondern der Beweis einer wirksamen Propaganda der Bolschewisten.

Es muß anerkannt werden, daß die tschechischen Staatsmänner die ihrem Lande drohenden Gefahren klar erkannt haben. Und uns Deutsche muß es mit Neid erfüllen, mit welchem Zielbewußtsein und mit welcher Energie sie ihre Maßnahmen treffen, wobei sie von den nationalen Parteien und Vereinen tatkräftig unterstützt werden. Zunächst sucht man das Heil in Bündnissen.[1]) Sodann arbeitet man mit aller dem Tschechen so sehr eigentümlichen Rücksichtslosigkeit an der inneren Festigung des Staates. Sie soll einerseits erreicht werden durch möglichst rasche Tschechisierung der Minderheiten, besonders der Deutschen, anderseits durch straffe Erziehung der Jugend zum tschechischen Staatsgedanken und zum Haß gegen die Gegner. Endlich hat man in richtiger Einschätzung der Wehrfähigkeit für den Staat eine starke Militärmacht geschaffen — unter liebevoller Leitung einer vielköpfigen französischen Militärmission und Beteiligung französischen Kapitals für die böhmische Rüstungsindustrie. Die Heeresausgaben betragen über ein Fünftel der Gesamtausgaben des tschechischen Staates, was natürlich die Leistungsfähigkeit des Landes weit übersteigt. Doch hat man auch hierfür einen Ausweg gefunden, indem man nach dem

[1]) Vgl. den Aufsatz Militärpolitik im Aprilheft 1925 der S. M. „Die Tschechen".

Beispiel Frankreichs, Polens und fast aller anderen Staaten Europas zur Militarisierung der gesamten Jugend übergegangen ist. Ihre vormilitärische Ausbildung soll den Ausgleich schaffen für die durch die Wirtschaftslage veranlaßte Herabsetzung der Heeresstärke und für die Verkürzung der Dienstzeit. Sie soll zugleich der Welt den Willen zur Abrüstung vortäuschen.

Vor 5 Jahren hat man begonnen, die Turn- und Sportvereine zu militarisieren, nachdem sie schon vor dem Kriege als Pflanzstätte nationalistischer Bestrebungen gegen den habsburgischen Staat sich entwickelt hatten. Die Folge waren Verrat und Desertionen tschechischer Truppenteile im Weltkriege. Es bestehen drei große tschechische Vereinsgruppen:

Die Sokols (zu deutsch Falken, Helden) sind ursprünglich Turnvereine. Sie sind territorial in Hauptgruppen, Bezirksgruppen und Ortsgruppen gegliedert. Seit 1920 sind sie vom Staat mit Waffen ausgerüstet. Nach den neuesten Nachrichten gibt es 2400 Sokolvereine mit 380000 Mitgliedern. Nach früheren Angaben soll die Mitgliederzahl im Jahre 1925 bis auf 650000, d. i. ein Zehntel der tschechischen Bevölkerung, gestiegen sein. Es sind hier augenscheinlich auch die älteren, aktiv nicht mehr tätigen Mitglieder beigezählt. Auch im benachbarten Auslande, besonders in Niederösterreich und Wien gibt es Sokolverbände. Jedem Besucher Wiens fallen die gut uniformierten, stramm auftretenden jungen Leute auf.

Die Werbetätigkeit für die Sokols ist ungemein rege. Sie wird vom Staat und den Behörden eifrigst gefördert. Angehörige der Sokolverbände werden bei Anstellung im Staatsdienst, besonders in der Gendarmerie begünstigt. Unterstützungskassen und Verbände bieten bedürftigen Mitgliedern wirtschaftliche Vorteile. Alle Bevölkerungsschichten und Berufsklassen, vom Sohn des Arbeiters bis zu dem des höchsten Beamten sind in den Sokols vereinigt. An nationalen Festtagen und Feiern spielen die Sokols durch ihre Teilnahme an den Umzügen und Paraden eine große Rolle. In letzter Zeit bemüht sich die Regierung, auch in rein deutschen Orten Sokolvereine zu gründen, so z. B. in Köberwitz, Haatsch, Kuchelna, Strandorf u. a.

Die militärischen Übungen der Sokols sind keine Spielerei, sie werden mit vollem Ernst unter Leitung geprüfter Lehrer oder von Offizieren und Unteroffizieren betrieben. Schießen, Fechten und sonstige Waffenübungen, Kartenlesen, Marsch- und Felddienstübungen gehören zum „praktischen Turnbetrieb". Alle Monate finden größere Übungen statt. Alle 6 Monate sind Übungen zusammengefaßter Orts- und Bezirksgruppen, bei welchen Offiziere benachbarter Standquartiere als Leiter und Abrichter mitwirken. Die Teilnahme an allen Übungen ist Pflicht. Es wird hierüber für jedes Mitglied ein Kontrollbuch geführt. Mehrmaliges unentschuldigtes Wegbleiben wird mit Geld oder mit Ausschluß aus dem Verein bestraft.

Den Sokols wird schon militärischer Wert beigemessen. Der Kriegsminister hat vergangenen Sommer die Sokolgemeinden aufgefordert, in jedem Bezirk Jugendbataillone aufzustellen, die im Kriegsfall den Bahn- und Heimatschutz übernehmen sollen. Es sollten im ganzen 85 Bataillone mit rd. 85000 Mann gebildet werden, davon allein in Prag 32 Bataillone mit 27800 Mann. Sie sind mit dem Infanteriekarabiner und Bajonnet bewaffnet. Jeder Mann rückt mit 60 Patronen aus.

So sind die Sokols bestimmt, das Rückgrat der nationaltschechischen Bestrebungen und die Grundlage der Wehrkraft des Landes zu werden. Turnen, Sport, Waffen- und Felddienstübungen sollen eine körperlich gestählte, vaterländisch gesinnte und wehrhafte Jugend heranbilden.

Der „tschechoslowakische Orel" ist in der Hauptsache eine kulturelle Vereinigung zur körperlichen und moralischen Erziehung der Jugend und zur Pflege des kirchlichen und nationalen Geistes der erwachsenen Mitglieder. Auch diese Vereinigung ist eine Stütze des tschechischen Nationalstaates. Der Gesamtverband zählt zurzeit 70000 Mitglieder mit 30000 aktiven Turnern. Die von den Orels veranstalteten Feste und Theateraufführungen sind sehr beliebt und viel besucht. Der Orel

wird von der Regierung ausgiebig unterstützt, ganz besonders auch im deutschen Sprachgebiet, um dort die Tschechisierung der Bevölkerung zu beschleunigen.

Es ist bemerkenswert, daß auch der sozialdemokratische Turnverein mit etwa 35000 Mitgliedern staatliche Unterstützung genießt. Er wird also nicht zur nationalen Opposition gerechnet. Ohne Unterstützung würde er sich nur schwer behaupten können, da die Beiträge aus den armen Schichten des Volkes kaum ausreichend fließen. Der Verein pflegt Turnen und Sport in jeder Form, lehnt aber militärische Ausbildung ab.

Auf dem Lande gibt es vielfach Reitervereine, Bauernkavallerie genannt. Sie sind militärisch organisiert, „zum Schutz der Republik" und werden von früheren Offizieren nnd Beamten geführt. Anläßlich der Prager landwirtschaftlichen Ausstellung im Sommer 1925 hat ein solcher Trupp von 200 wohlausgerüsteten Reitern in guter Haltung und geführt von einem Ministerialrat Aufsehen erregt.

Bisher hat es in der Tschechoslowakei auch noch deutsche Turn- und Schützenvereine gegeben. Erstere zählen 120000 Mitglieder in 700 Vereinen. Die Schützenvereine haben sich im „Schützennationalverband" zusammengeschlossen. Die Regierung ist im Begriff auf Grund der Bestimmungen des Wehrgesetzes diese Vereine zu tschechisieren oder im Falle der Weigerung aufzulösen. Sie wurden zunächst einzeln aufgefordert, die tschechische Militärsprache einzuführen, zu tschechischen Feiertagen und Festen auszurücken, ihre militärähnliche Uniform abzulegen oder sich in reine Wohltätigkeits- und Unterstützungsvereine umzuwandeln. Auch wurde ihnen mit der Einziehung ihres Besitzes, der besonders bei den Schützenvereinen nicht unbeträchtlich ist, gedroht. Im Hultschiner Ländchen wurden die Mitglieder deutscher Spiel- und Sportvereine, die auf den Gruben Anselm und Oskar beschäftigt sind, von den Steigern aufgefordert, den Sokolvereinen beizutreten. Leisten sie keine Folge, so wird ihnen eine schlechtere Arbeit zugewiesen und nehmen sie diese nicht an, werden sie entlassen.

Heute schickt sich die tschechoslowakische Regierung an, die militärische Vorbereitung der Schuljugend durch Gesetz einzuführen. Es war dies schon 1922 geplant, ein hierzu ausgearbeiteter Gesetzentwurf wurde aber nicht Gesetz. Im Frühjahr v. Js. wurde auf Veranlassung des Komitees für nationale Verteidigung zur Bearbeitung eines neuen Entwurfes eine neue Kommission unter dem Vorsitz des durch seinen chauvinistischen Eifer bekannten Legionärgenerals Gajda berufen. Eine Vorlage wird der Volksvertretung demnächst zugehen. Die gesetzliche militärische Vorbereitung der Jugend hat jetzt schon begonnen, so daß die 1927 ins Heer eingereihten Männer 1 Jahr, die 1928 eintretenden 2 Jahre militärischer Vorübung mitbringen. Am 1. Oktober 1927 soll dann die 14monatige Dienstzeit eingeführt und bis dahin auch das Offiziers- und Unteroffizierskorps etwas „abgebaut" werden. Diese waren bisher allerdings sehr zahlreich. Nach dem Heereshaushalt für 1925 waren 10000 Offiziere, 11200 Rottmeister und 36000 Unteroffiziere für 63000 Mann vorhanden, also fast für jeden Soldaten ein Vorgesetzter und für 6 Mann 1 Offizier.

Die militärische Fachpresse bringt über den Gesetzentwurf folgende Angaben: Zur militärischen Vorbereitung sind alle körperlich und geistig tauglichen Staatsbürger der Tschechoslowakei und alle im Staate lebenden Personen, die keine andere Staatsangehörigkeit nachweisen können, gesetzlich verpflichtet. Und zwar vom 18. Lebensjahr angefangen bis zum Tage des Eintritts in die Armee oder bis zu dem Tag, an dem die Aushebungskommission den Wehrpflichtigen als gänzlich untauglich erklärt. Über die Tauglichkeit entscheiden die Militärärzte. Die Meldepflicht zur militärischen Ausbildung beginnt mit dem 1. Januar des Jahres, in dem der Pflichtige 18 Jahre alt wird. Die Meldung hat bei der Gemeinde zu erfolgen, in der er seinen ständigen Wohnsitz hat. Wer sie unterläßt oder sich der vormilitärischen Ausbildung entzieht, wird mit Freiheits- oder Geldstrafe bestraft. Die Standes- und Gemeindeämter haben bei der Durchführung des Gesetzes mitzuwirken.

Die vormilitärische Ausbildung erfolgt nach französischem Muster in den Schulen und in Ausbildungszentren, die je nachdem für mehrere zusammengefaßte Schulbezirke eingerichtet werden. Gemeinden, in welchen Ausbildungszentren errichtet werden, haben die nötigen Übungsplätze bereitzustellen.

Die Ausbildung erfolgt als Infanterist nach dem Infanterieexerzierreglement. Sie dauert 2 Jahre. Jährlich sollen ihr 24 Samstage und 12 Sonntage gewidmet werden. Sie beginnt 1926 am 1. April. Lehrer und Abrichter sind Berufsoffiziere, Reserveoffiziere und Unteroffiziere oder Personen, die durch Ablegung einer Prüfung ihre Eignung nachgewiesen haben. Die Lehrer an den Ausbildungszentren werden besonders bezahlt. Die Oberleitung nach einheitlichen Gesichtspunkten und die Besichtigungen sind Bezirks- und Divisionsinspektoren übertragen. Erstere für jeden Gerichtssprengel, letztere für jeden Divisionsbezirk. Divisionsinspekteure können nur Berufsoffiziere, Bezirksinspektoren auch Reserveoffiziere werden.

Am Schluß der ganzen Ausbildung finden Prüfungen statt. Wer sich der Prüfung nicht unterzieht und wer an der militärischen Vorbereitung nicht teilgenommen hat, muß zwei Monate länger im aktiven Heere dienen. Nach „Pravo Lidu" wird damit gerechnet, jährlich etwa 150000 junge Leute von 19 bis 20 Jahren militärisch vorzubilden.

Auf den Hochschulen werden in besonderen Ausbildungszentren die Studierenden zu Reserveoffizieren vorbereitet. Die näheren Anordnungen werden sich wahrscheinlich an die französischen und polnischen Vorschriften anlehnen.

Über alle Teilnehmer an der militärischen Vorbereitung werden Qualifikationslisten geführt, die bei den militärischen Stellen aufbewahrt werden.

Die Maßnahmen der tschechischen Regierung zur Militarisierung und nationalen Festigung der Jugend sind — man mag über die angewandten Methoden sagen, was man will — jedenfalls das beste Mittel, die auseinanderstrebenden Volksteile zu einer Nation zu vereinen und aus ihr in denkbar kürzester Zeit ein Volk in Waffen zu machen. Dadurch, daß der Staat das wertvollste Gut eines Volkes, seine Jugend, frühzeitig fest in die Hand nimmt und nach einheitlichen, großen Gesichtspunkten aus ihr körperlich tüchtige, charakterfeste, von Vaterlandsliebe und Staatssinn durchdrungene, disziplinierte Männer heranzieht, die sowohl im Frieden, wie im Krieg der Allgemeinheit eine große Anzahl selbstbewußter, verständiger, opferfreudiger Führer stellen, begegnet man am wirksamsten allen äußeren und inneren Gefahren. Man hört, daß die maßgebenden tschechischen Kreise hoffen, in etwa 20 Jahren das jetzige Völkergemisch zu einem einheitlichen, rein tschechischen Staat zusammenzuschmieden, in dem die tschechische Sprache allein herrscht und eine Irredenta verschwunden ist. Ob freilich das mit rücksichtsloser Gewalt und Willkür angewandte System der Nationalisierung dazu beitragen wird, den „Geist des Friedens und der Versöhnung" unter den Völkern zu fördern, ist eine andere Frage.

Polen

Von Major Fritz Crato in Berlin

Die Polen haben von jeher eine besondere Vorliebe für das Soldatenspielen gehabt. Der polnische Volksmund bezeichnet als Sehnsucht jedes jungen Polen „ein Pferd und einen Säbel". Das darf uns nicht verführen, diese militärische Leidenschaft als Spielerei zu nehmen. Der Wehrgedanke hat im polnischen Volk eine weite und tiefe Resonanz, der es nicht an geschichtlichen Gründen fehlt. Die Geschichte Polens ist Krieg gewesen von ihren Anfängen bis zur Aufteilung des alten Reiches, Eroberungen und Verteidigung des Gewonnenen nach außen, Thronfolgekämpfe und Aufstände im Innern, Krieg und immer wieder Krieg. Was vor einiger Zeit eine amerikanische Zeitung von Frankreich sagte, daß Imperialismus der Lebensgedanke dieses Staates sei und Militarismus seine Geschäftsmethode, gilt in gleichem Maße von Polen. Dieses System hat Polen zum Niedergang geführt und ist mit dem

Geschichtliche Entwicklung

neuen Reiche wieder erstanden. So kann es uns nicht wundern, daß auch während der 1½ Jahrhunderte des aufgeteilten Polens der militärische Ehrgeiz des Volkes so wenig eingeschlafen ist wie der nationale.

Die Legionen Pilsudskis, die schon in den ersten Augusttagen 1914 organisiert, ausgebildet und ausgerüstet an der Seite der deutschen und österreichischen Truppen gegen Rußland marschierten, sind ebenso bekannt wie schon lange vor dem Kriege die amerikanisch-polnischen Turn- und Militärvereine, die später das Gros der auf Ententeseite kämpfenden Haller-Armee abgaben. Somit war, als das neue Polen entstand, der Gedanke einer militärischen Organisation und Ausbildung außerhalb des Heeres nicht neu. Eine Anzahl derartige Ziele verfolgender Verbände war vorhanden, sie nahm schnell stark zu. Die Entwicklung der Ereignisse sorgte dafür, daß die Volkstümlichkeit der Bewegung noch durch Erfolge gestärkt wurde. Es ist kein Zweifel, daß Polen Ost-Oberschlesien den Insurgentenverbänden verdankt, und es ist nicht zu leugnen, daß die polnische Mobilisation gegen Rußland im Jahre 1920 durch die schnelle Verwendungsbereitschaft der Insurgentenverbände Hallers eine wesentliche Erleichterung erfuhr. Der tiefere Zweck der Verbände ist ein doppelter: Schutz gegen die Zerfalltendenz des mit nur 60% seiner Bevölkerung polnischen, gänzlich unnatürlichen Staatsgebildes und Vorbereitung der noch immer nicht befriedigten polnischen Ausdehnungsabsichten in Richtung Litauen, Ostpreußen, Danzig und West-Oberschlesien. Natürlich müssen zur Verdeckung dieser Ziele nach französischem Vorbild die überall bekannten, wenn auch nirgends geglaubten Märchen von deutschen Angriffsabsichten gegen Polen den Vorwand hergeben. Wenn die Verbände nach der Schaffung des neuen Polens in erster Linie zunächst auf die Zusammenfassung und Weiterbildung der bereits gedienten Mannschaften ausgingen, steht seit geraumer Zeit die Erfassung und Ausbildung der ungedienten Leute im Vordergrund, besonders des noch nicht wehrfähigen, heranwachsenden Geschlechts. Der Gedanke der Vorbereitung der Jugend für späteren Heeresdienst geht besonders seit dem großen Kriege durch die ganze Welt. Die Erfahrung, welche Bedeutung das sportgestählte Menschenmaterial Englands und Amerikas für die schnelle Aufstellung der Massenheere dieser Länder hatte, auf der anderen Seite die Einsicht der Gefahren des verweichlichenden Materialismus liegen zu sehr auf der Hand, um irgendwo übersehen zu werden. Dazu kommen die finanziellen Schwierigkeiten, die, wie fast alle Staaten, so besonders auch Polen früher oder später zu einer Herabsetzung seiner Heeresstärke zwingen werden, ferner die Tatsache, daß sich hieraus und aus der Abneigung der sozialistischen Kreise gegen die militärische Dienstpflicht eine Kürzung der Dienstzeit ergeben wird, und schließlich, daß an den Soldaten der Zukunft ganz andere Anforderungen an militärischem Können werden gestellt werden müssen als bisher. Über das „Wie" der notwendigen militärischen Erfassung der Jugend läßt sich streiten; ein Zuweit birgt sicherlich Gefahren; bei Polen liegt eine starke Neigung zur Übertreibung vor; der Gedanke an sich jedoch verdient jedenfalls unsere ernste Beachtung.

Organisation der Ausbildung

Ein einheitliches Programm der Jugendvorbereitung hat in Polen weder hinsichtlich der Organisation noch der Art und Ziele der Ausbildung bisher bestanden; es ist jetzt in der Entwicklung.

Bis zum Jahre 1922 ruhte die Bewegung fast ausschließlich auf den oben allgemein erwähnten Verbänden. Die verbreitetste und stärkste Organisation sind die Schützenvereine. Sie stammen aus der Vorkriegszeit, finden sich in der Hauptsache in Galizien, zählen über 300000 Mitglieder, davon die Hälfte in Kampfverbänden, und verfügen über militärische Ausrüstung. Neben ihnen sind an zweiter Stelle die Harcerze (Hartschiere = Bogenschützen) mit ca. 100000 Mitgliedern zu nennen, dann die Sokols (Falken) mit 50 bis 60000 Köpfen, die P.O.W. (geheime Kriegsorganisation in Kongreßpolen) aus russischer Zeit stammend, die Insurgenten in Ost-Oberschlesien, die Aufständischen und Krieger in Ost-Oberschlesien und Posen, die Legions- und Hallerverbände, die Verbände ehemaliger Soldaten u. a. Außer den all diesen Verbänden angeschlossenen, militärische Ausbildung erhaltende

Jugendverbänden bestehen noch eine Anzahl selbständiger, nur Jungmannschaften umfassender Jugendvereine, die sich militärische Ziele gesetzt haben: die freiwillige polnische Jugendpartei, die Skouts (Pfadfinder), die Jungpolen, allerlei Jugendwehren u. a.; es ist unmöglich, ihre genaue Zahl anzugeben.

Zwar verfügen die Organisationen über eine große Zahl eigener, besonders vorgebildeter Lehrer; durch gegenseitige Aushilfe wird denen geholfen, die keine Lehrer haben. Auch konnten schon seit längerer Zeit in Garnisonorten Offiziere zur Aufsicht herangezogen werden. Die Erfolge der Ausbildung wurden durchwegs als gut anerkannt; trotzdem trat die Bewegung in ein neues, entscheidendes Stadium, das der methodischen Arbeit, als im Jahre 1922 die Regierung die Zügel ergriff.

Der Anstoß ging aus naheliegenden Gründen vom Kriegsministerium aus, Kultus- und Innenministerium wurden beteiligt. Als nächstes Erfordernis der Stunde stellte das Kriegsministerium den Generalkommandos, Divisionen, Regimentern und Bezirkskommandos Offiziere zur Verfügung, die in den territorialen Bereichen dieser Dienststellen die Verbindung mit zivilen Behörden, Verbänden und Bevölkerung, insonderheit mit auf den einschlägigen Gebieten führenden Persönlichkeiten aufzunehmen und sich für Rat und Tat als Organisatoren wie als Instrukteure anzubieten hatten. Die Maßnahme wurde mit großer Sympathie aufgenommen, die Offiziere fanden ein weites Feld der Tätigkeit, Dank und Anerkennung. Der bis dahin schon vorhandene, durch Unterstützung mit Instruktionsoffizieren, Waffen und militärischen Einrichtungen gegebene, materielle Einfluß des Kriegsministeriums wurde allgemein und erhielt eine geistige Vertiefung. Das Kriegsministerium vermied es, in die organisatorische Selbständigkeit der Verbände einzugreifen und hat es bisher auch sonst verstanden, die sich von unten darbietende Begeisterung nicht durch öde Gleichmacherei zu ersticken.

Trotzdem schien es dem Kriegsministerium notwendig, seine führende Rolle in der Bewegung entscheidend zu sichern. Von größter Bedeutung in der militärischen Jugendausbildung ist die Frage der durch die Ausbildung zu erwerbenden Vergünstigungen; die Wünsche gipfeln in einer Herabsetzung der späteren aktiven Dienstzeit im Heer für die ausgebildeten Jungmannschaften. Zunächst scheint das Kriegsministerium dieser Forderung noch nicht allzu geneigt zu sein und vertröstet die jungen Leute mit der Aussicht auf kleinere Rechtsansprüche: bevorzugte Beförderung, freie Wahl der Waffe und des Standortes für die Heeresdienstzeit, u. U. Befreiung von Reserveübungen und Anstellung im bürgerlichen Leben, bei dem herrschenden Arbeitsmangel ein starkes Zugmittel. Die Bedeutung dieser Frage hat das Kriegsministerium zur Stärkung seines Einflusses ausgenutzt, indem die Vergünstigungen, einerlei wie sie sich gestalten mögen, nur für Ausbildung in solchen Verbänden und durch solche Lehrer gewährt werden sollen, die vom Kriegsministerium ausdrücklich anerkannt sind.

Es ist notwendig, sich diese Zusammenhänge vor Augen zu halten, wenn es in Zukunft gelten sollte, sich von den politischen Beziehungen der Verbände und Jugendorganisationen zur Regierung ein Bild zu machen; vorläufig richten sich die Bestrebungen des Kriegsministeriums nur auf zweierlei: organisatorisch auf die zahlenmäßige Stärkung der Bewegung, hinsichtlich der Ausbildung auf die Schaffung einer zielbewußten, einheitlichen Methode.

Auch mit der Heranziehung des Kultus- und Innenministeriums zu gemeinsamer Arbeit verfolgte das Kriegsministerium zwei Ziele: Ausnutzung der Organisationen dieser Behörden zur Verbreiterung der Grundlage der Bewegung und Entlastung des Heereshaushaltes durch Mitverteilung der für den Staat entstehenden Kosten auf die Etats der anderen Ministerien. So ist mit der Zeit erreicht worden, daß zu Leitern und Instrukteuren der Ausbildung nicht mehr nur Angehörige des aktiven Heeres (Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften) diesem entzogen werden müssen, sondern durch das Innenministerium bei Wojewodschaften, Bezirken, Kreisen und Städten Stellen für Leiter der Jugendausbildung (meist inaktive Offiziere) geschaffen

wurden, und vom Kultusministerium die gesamte Schulorganisation zur Verfügung gestellt werden konnte.

Besonders letzteres war von großer Bedeutung, es führte durch planmäßige Erfassung der gesamten Schuljugend in ein ganz neues Stadium. Die Schulen hatten dem sportlich-militärischen Geist zunächst ziemlich verständnislos gegenüber gestanden, Konflikte zwischen geistigen und körperlichen Anforderungen waren an der Tagesordnung gewesen, geeignetes Lehrpersonal hatte gefehlt. Das änderte sich nun unter dem Druck und durch die Unterstützung der vorgesetzten Stellen langsam, aber stetig. Die Schüler hatten nun nicht mehr nötig, außerhalb der Schule Anschluß bei den Jugendabteilungen der Verbände zu suchen, die Stundenpläne wurden auf die neue Ausbildung eingestellt, Lehrkräfte ausgebildet und überwiesen, das Interesse der bisher fernstehenden Schüler wurde geweckt, der der Schule an sich eigene Sinn für Kameradschaft riß weitere Säumige mit, die Schuldisziplin tat das übrige, so daß schon heute in Polen wohl nur wenige höhere, Mittel-, Seminar- und Berufsschulen bestehen, deren Schüler nicht einer planmäßigen militärischen Ausbildung unterworfen sind. Selbst die Zöglinge der geistlichen Seminare sind nicht ausgenommen; wie sich die polnische Geistlichkeit, sogar von der Kanzel, rege an der Propaganda beteiligt, so wird auch durch Übungen der angehenden Diener Gottes in Schießen und Handgranatenwerfen das Gemüt der Polen nicht beunruhigt.

Noch hinausgehend über den beabsichtigten allgemeinen Schulzwang zur militärischen Vorbereitung ist seit dem Sommer 1925 auch obligatorische Einführung einer Uniform für die Schüler in vollem Gange. Die Uniform wird sich zusammensetzen aus einer dunkel-erdfarbenen Bluse von militärischem Schnitt mit Umlegekragen, aus gleichfarbigem Beinkleid und einer vierkantigen Mütze (Rogatka); am Kragen der Bluse werden Abzeichen die Schulanstalt erkennen lassen; das Beinkleid soll für die unteren Klassen kurz, für die oberen (6., 7., 8.) nach Belieben lang oder kurz sein; ob Dienstgradabzeichen beabsichtigt sind, steht noch nicht fest; an mehreren Schulen sind die Uniformen bereits vorhanden.

Hinsichtlich der inneren Organisation der militärischen Schulausbildung ist noch zu klären, ob nur eine allgemeine klassenweise Ausbildung beabsichtigt ist, oder ob daneben auch größere geschlossene Gruppen aus verschiedenen Klassen gebildet werden sollen; derartige Gruppen mit einer Untereinteilung in Kompagnien und Züge unter gewählten und bestätigten Führern sind an mehreren Schulen beobachtet worden; die Schulabteilungen heißen allgemein Hufiec.

Es liegt der Wunsch nahe, sich ein Bild von der ungefähren Zahl der in militärischer Ausbildung stehenden 15- bis 19jährigen Jugend Polens zu machen, ein Versuch, der natürlich sehr schwer und mit Vorsicht aufzunehmen ist. Immerhin kann man für den augenblicklichen Stand nach verschiedenen Anhaltspunkten wohl sagen, daß zurzeit mit etwa 100000 jungen Mannschaften zu rechnen ist, und daß bei Fortschreiten der Schulausbildung und der der Verbände in einigen Jahren die Zahl bis auf 600000 Köpfe angewachsen sein wird.

Trotz des vorhandenen Interesses fast der gesamten Bevölkerung für die Jugendausbildung und trotz des in den Schulen ausgeübten Zwanges kann die Bewegung naturgemäß die Unterstützung durch rege Propaganda, Feste mit Vorführungen, Ansprachen und Sammlungen, Anspannung der Presse, Filme usw., nicht entbehren. Als Beispiel für die Opferfreudigkeit des Volkes kann dienen, daß kürzlich in einem Kreise 200000 Zloty (damals = 140000 GM.) aus freiwilligen Spenden zusammengekommen sind. Durchweg ist festzustellen, daß im Westen des Reiches und in den städtischen Bezirken Interesse und Tätigkeit reger sind als im Innern und Osten und auf dem Lande. Besonders wird über mangelndes Verständnis der Landbevölkerung, wie für alle staatlichen Fragen, so auch für die Jugendausbildung viel geklagt. Man ist eifrig bemüht, auch hier Wandel zu schaffen.

Einem vorläufigen Abschluß der staatlichen Maßnahmen zum Aufbau der Jugendausbildung ist in absehbarer Zeit in der Beratung der betreffenden Gesetzentwürfe entgegenzusehen. Die Grundsätze des im Ministerrat bereits festgelegten Gesetzes sind

1. Pflicht zur körperlichen Erziehung in allen staatlichen und privaten Schulen, einschließlich der Universitäten;
2. Zugänglichmachung der körperlichen Erziehung für die Jugend außerhalb der Schule durch staatliche Unterstützung der ermächtigten Verbände;
3. Pflicht zur militärischen Vorbereitung der männlichen Jugend vom 16. Lebensjahre an in allen Schulen usw.;
4. Zugänglichmachung der militärischen Vorbereitung für die männliche Jugend vom 16. Lebensjahre aufwärts außerhalb der Schule durch staatliche Unterstützung usw.;
5. Ermöglichung der Vorbereitung der weiblichen Jugend in den Schulen auf den Gebieten des Sanitäts-, Rettungs- und militärischen Fürsorgewesens durch Einführung von Wahlfächern in den Schulen, und außerhalb der Schulen durch staatliche Unterstützung der Verbände;
6. Aussicht auf die Gewährung von Vergünstigungen;
7. Vorbereitung der Instrukteure durch ein Zentralinstitut;
8. Pflicht der Gemeinden, Sport-, Schieß- und Übungsplätze zu schaffen.

Das Gesetz hat Rahmencharakter, von den Ausführungsbestimmungen ist zunächst nur die, dem endgültigen Gesetz bereits vorausgeeilte Schaffung eines „Obersten Rates sowie von Wojewodschafts-, Bezirks- und städtischen Komitees für körperliche Erziehung und militärische Vorbereitung" bekannt geworden. Der „Oberste Rat" wird beim Kultusministerium aufgestellt; er setzt sich zusammen aus Delegierten des Kultus-, Kriegs-, Innen- und Ministeriums für öffentliche Arbeiten, dazu Bevollmächtigten der Wojewodschafts-Komitees und besonders einberufenen ärztlichen, sportlichen und militärischen Sachverständigen. Die Aufgaben des Rates sind in der Hauptsache: Weiterentwicklung der Jugendausbildung durch Meinungsaustausch, Anregung, wissenschaftliche Untersuchungen, Vereinheitlichung der Ausbildungsmethoden und -ziele, Propaganda, Ausgabe von Weisungen an die Wojewodschaftskomitees und Kontrolle dieser Komitees. Die Aufgaben der Wojewodschafts-, Bezirks- und städtischen Komitees sind entsprechend.

Es ist zu erwarten, daß bei der Besprechung des Gesetzes im Sejm sich lebhafte Debatten entwickeln werden, ausgehend besonders von der Frage der Vergünstigungen und abzielend auf eine Herabsetzung der allgemeinen Heeresdienstzeit. Irgendwelche ernste Schwierigkeiten sind für die Regierung nicht zu erwarten.

Art der Ausbildung

Es muß zugegeben werden, daß trotz militaristischer Begeisterung und wucherndem Chauvinismus die Polen Verständnis dafür haben, daß nicht militärisches Können allein oder in der Hauptsache den Soldaten macht, sondern daß in erster Linie allgemeine physische Ausbildung und psychische Werte Bedingung für die Eignung zur Stütze des Vaterlandes sind.

So können wir die für Art und Ziele der Jugendausbildung aufgestellten allgemeinen Richtlinien als durchaus gesund bezeichnen: Erziehung zur Vaterlandsliebe, Gehorsam und Verantwortungsfreudigkeit, Stählung des Mutes, Bildung eines geraden, vornehmen Sinnes, Hebung der körperlichen Leistungsfähigkeit durch Sport und Gymnastik, militärische Ausbildung in infanteristischem Schießen, Waffenkunde, Heerwesen, Gelände- und Gefechtsübungen; allmählich kamen von Fall zu Fall weitere militärische Zweige hinzu.

Die körperliche Erziehung ist gründlich, sie trägt den Charakter wohl überlegten Aufbaues. Das Programm eines Unterrichtskurses für Lehrer und Lehrerinnen der körperlichen Jugendausbildung lautet:

I. Teil: Theoretisch.

Anatomie	16	Lehrstunden
Physiologie	8	„
Hygiene	8	„
Erste Hilfe bei Unglücksfällen	4	„
Theorie der körperlichen Erziehung	6	„
System. meth. körperl. Übungen	16	„
Sport theoretisch und praktisch	6	„

II. Teil: Praktisch.

Schwed. Gymnastik,
Athletik,
Sport, Turnen und Spiele,
Fechten,
Märsche,
Selbstschutz (engl. Boxen).

Die militärische Vorbereitung unterscheidet 3 Stufen: 1. Infanteristische Rekruten ausbildung, 2. Erweiterung zur Kenntnis auch der Elemente der anderen Waffen 3. Unterführerausbildung. Jede Stufe schließt mit einer Prüfung, nach deren Aus fall die Eignung zur Bekleidung militärischer Dienstgrade ausgesprochen wird. Ein zelausbildung und Ausbildung in Zügen und Kompagnien gehen Hand in Hand.

Im allgemeinen erfolgt in Verbänden und Schulen die Ausbildung in Form vo Übungsstunden (3 bis 4 wöchentlich), Übungsnachmittagen und Sonntagvormittage (1 mal wöchentlich) und von ein- oder mehrtägigen Übungen (1 mal monatlich). Zur erstenmal im Jahre 1922 wurden 6- bis 8wöchentliche Sommerlager für Jugendver bände eingerichtet; für solche Jungmannschaften, die an dieser Lagerausbildun nicht teilnehmen konnten, fanden mehrwöchentliche Sommer- und Winterkurs in den Garnisonen statt; ihre Besucher ergänzten sich in der Hauptsache aus de Landbevölkerung. Besonders die Sommerlager haben allgemeinen Anklang un Anerkennung gefunden. Sie führten außer zu guten militärischen Ausbildungs erfolgen durch den mehrwöchentlichen Aufenthalt in der frischen Luft, die gut Nahrung, die hygienischen Vorschriften und das rationelle Betreiben der Übunge um so mehr zur Hebung der Gesundheit, als sich die jungen Leute im Alter de besonderen Wachstums befanden; Beobachtungen haben gezeigt, daß Teilnehme zwischen 10 und 20 Pfund an Gewicht und bis zu 2 cm an Wachstum gewannen Um die Liebe zur Heimat zu erwecken, legte man die Lager in landschaftlich schön Gegenden, an das Meer, in Wälder und ins Gebirge. Da die Unterbringung in Zelter ausnahmsweise in Städten und Dörfern erfolgte, konnte durch Wechsel in der Wal der Gegend dem Nebenzweck der Propaganda, der Interessierung der Bevölkerung Rechnung getragen werden. Die Einrichtung derartiger Lager hat von Jahr z Jahr zugenommen.

1922: 39 Lager 2000 Teilnehmer	1924: 77 Lager 7000 Teilnehmer
1923: 74 „ 5000 „	1925: 85 „ 8500 „ [1])

Die Kurse unterstehen in jeder Beziehung den Generalkommandos bzw. de diesen nachgeordneten militärischen Dienststellen; sie sind vollkommen militärisc aufgezogen. Die Teilnehmer erhalten während der Übungszeit Bekleidung, Aus rüstung, Verpflegung und Löhnung wie zur Übung eingezogene Reservisten; fü die Übungszeit gelten die militärischen Gesetze. Ein Beispiel für die Tageseinteilun in einem Lager zeigt folgendes Bild:

5 Uhr vorm. Wecken, anschließend Gebet und Instandsetzung des Lagers,
Aufziehen der Wache,
bis 11.30 Uhr Exerzieren oder Felddienst,
12 Uhr mittags Befehlsausgabe, Essen und Ruhepause,
3 Uhr nachm. Exerzieren,
5 bis 7 Uhr nachm. Sport, Spiele und Baden,
9 Uhr nachm. Zapfenstreich.

Die Sommerlager ebenso wie die größeren Garnisonkurse schließen mit eine Besichtigung, die gleichzeitig eine Schaustellung für die Bevölkerung bildet.

Der bis hierhin zu annähernder Einheitlichkeit gestaltete allgemeine Rahme für die Art der Ausbildung hat nicht allen Wünschen genügt. Die Fähigkeit de Polen, sich an eine Sache, für die er sich erwärmt, auch mit ganzer Begeisterun hinzugeben, hat zu mannigfachen Erweiterungen geführt und wird noch weiter Entwicklung bringen.

[1]) 80% für Schulen; 20% für Universitäten und Verbände.

Zunächst traten zu den Waffen, an denen Ausbildung stattfand, zum Gewehr, ichten M.-G. und schweren M.-G. Geschütze hinzu. Im allgemeinen dürfte die eschützausbildung in den Kasernen der Artillerie-Truppenteile erfolgen, verhiedentlich sind jedoch auch schon Geschütze in den Schulen beobachtet worden, n der Truppe für diesen Zweck auf längere Zeit leihweise zur Verfügung gestellt; das ehramt üben Unteroffiziere der Artillerie-Regimenter aus.

Kurse zur Ausbildung von Kavalleristen, auch Übungen berittener Jugendrbände kommen vor, sind jedoch selten.

Für die Unterweisung der Jugend in der Gasabwehr wird stark Propaganda macht. Daß sich die Belehrung nicht auf die Technik der Gasabwehr beschränken, ndern sich bald auf das ganze Gebiet des Gaskampfes ausdehnen wird, liegt auf r Hand und wird nicht geleugnet.

In den Schulen will man, abgesehen von den schon an sich für physische und ilitärische Vorbereitung angesetzten Stunden auch die Pensen der anderen Lehrcher durch Lehrstoffe von militärischer Bedeutung ergänzen. Es ist Einführung rgeschlagen in die Grundzüge der Ballistik, der Motorenkunde, der Pyrotechnik, r Topographie, der Kartographie, der Draht- und der drahtlosen Telegraphie und r Telephonie.

Auch die weibliche Jugend läßt der patriotische Ehrgeiz nicht ruhen. Neben r staatlich vorgesehenen Ausbildung im Kranken- und Fürsorgedienst ist die nrichtung von Nachrichtenkursen, bei denen nebenbei auch über Heerwesen und nige sonstige militärische Dinge gelehrt wird, nichts Außergewöhnliches; im Sommer 25 hat in Ostgalizien ein Sommerlager für weibliche Jugend bestanden.

Die polnische Liga für Luftfahrt hat im verflossenen Sommer auf dem Militärgplatz in Bromberg ein Fliegerferienlager für die Schuljugend eingerichtet. ie Schüler erhielten wie in den anderen Sommerlagern außer Unterbringung Verlegung, Bekleidung und Löhnung. Der Lehrplan sah folgende Fächer vor:

Motorenlehre,
Bau der Apparate,
Aero-Dynamie,
Aero-Navigation,
Orientierung aus der Luft,
Kartographie,
Geländekunde,
Meteorologie,
Radiotelegraphie,
Photographie,
Verwendung der Luftwaffe für die Reichsverteidigung,
Geschichte des Flugwesens,
Lehre der Flugzeugwaffen und der militärischen Fliegerorganisation.

Die Leitung des Kurses lag in der Hand eines älteren, erfahrenen Fliegeroffiziers, ter gleichzeitiger Teilnahme eines Zivilleiters; Aufstiege fanden nicht statt; Schüler, e den Kurs mit Erfolg beendigten, sollen später zur Fliegerwaffe eingezogen werden.

Aus allem Gesagten müssen wir uns bewußt werden, daß Polen unserem Vaterlande in der militärischen Vorbereitung der Jugend und durch sie in der Veridigungsbereitschaft des Volkes weit voraus ist. Der Abstand wird sich von Jahr Jahr vergrößern, je mehr bei uns die vorkriegs- und kriegsgedienten Jahrgänge das nicht mehr waffenfähige Alter übertreten, während bei den Polen allgemeine enstpflicht und Jugendausbildung das Reservoir an ausgebildetem oder vorbeitetem Soldatenmaterial dauernd wachsen lassen. Verschiedentlich schon hat die vorsichtigkeit prominenter polnischer Persönlichkeiten den für uns sehr interssanten geheimen Gedanken dieser Männer verraten: Je mehr in Deutschland die hl der noch kriegsgedienten Männer abnimmt, je günstiger dadurch für Polen das rsonelle Rüstungsverhältnis zu Deutschland wird, desto näher der Augenblick s polnischen Losschlagens zur Befreiung der unerlösten Gebiete.

Sowjet-Rußland

Von Ernst Drahn in Berlin

Die Lust der Zerstörung ist eine schaffende Lust! Dies Wort des russischen Revolutionärs Michail Bakunin aus dem Anfang der 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts gibt wohl am besten den Charakter der letzten russischen Revolution und die damalige Grundstimmung der Bolschewisten wieder. Für den Westeuropäer ist diese naiv-wütende, schier kindlich-frohe Emsigkeit im Klarmachen des Grundes für den Aufbau eines Neuen ziemlich unfaßbar, man muß sie schon als einfache Tatsache zu den Rasseneigentümlichkeiten der Ostslawen rechnen. Sie in dieser Form, etwa in theoretischen Lehren, der modernen russischen Revolution einzuordnen, wäre kaum angängig. Mit dem föderativen Anarchismus eines Bakunin hat der Staatssozialismus der Bolschewiki, die „Diktatur des Proletariats", die folgerichtig, theoretisch auf den Lehren von Karl Marx und Friedrich Engels für die Übergangszeit von der gegenwärtigen zur zukünftigen sozialistischen Gesellschaftsform aufgebaut ist, nichts zu tun. Besonders macht sich dies bei der Organisation der Machtmittel in der Hand des Sowjetstaates bemerkbar, vor allem in der Neuorganisation des Heerwesens. Hier herrschen Gedankengänge, denen Friedrich Engels im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts Ausdruck verlieh[1]) und die später Jean Jaurès weiter ausarbeitete.[2])

Der gründlichen Zerstörung durch die russische Revolution fiel, wie vieles andere, das alte Heer anheim und der Neuaufbau der „Roten Armee" geschah von Grund aus. Ehe man jedoch an eine solche Aufgabe gehen konnte, mußte man sich mit behelfsmäßiger Heeresorganisation begnügen. Es führte ein langer Weg von der „Roten Garde" zur „Roten Armee", die im letzten Stadium des für Sowjetrußland siegreich beendeten Bürgerkrieges auf die stattliche Zahl von über 5 Millionen Mann angewachsen war. Schon in diesen behelfsmäßig aufgestellten revolutionären Heeren hat das jugendliche Element seine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt[3]). Noch vor Gründung des allrussischen kommunistischen Jugendverbandes (1918) haben örtliche Jugendverbände die ersten Formen der Bewaffnung des revolutionären Proletariats mitgeschaffen. Schon während des mißglückten Juliaufstandes 1917 haben in Moskau und anderen Städten große Mengen Jugendlicher in den Reihen des „Bewaffneten Schutzes" der kommunistischen Partei mitgekämpft, auch die „Rote Garde", die wenig vor dem Oktober 1917 entstand, nahm in sich größere Teile der Jugend auf. Innerhalb dieser militärischen Organisation sind die Jugendlichen auf die Barrikaden des Oktober gegangen und haben im Aufklärungs- und Stafettendienst organisatorisch wie praktisch viel geleistet. In den Tagen vor dem Brest-Litowsker Frieden, als die Arbeiterschaft Petersburgs zur Verteidigung der Hauptstadt alarmiert wurde, rückte die Hälfte des Petersburger Jugendverbandes, eine mehr als 10000 Mitglieder umfassende Truppe, an die Front. Auch die Moskauer Jugendorganisation sandte mehrere Tausend Mitglieder ins Kriegsgebiet zu verschiedentlicher Dienstleistung (Kurierdienst, Stabswachen, Intendanturarbeit und Freiwilligenwerbung). Nach dem Frieden mit Deutschland hat der Jugendverband bei der Gründung der eigentlichen „Roten Armee" mitgewirkt. Er hat eine umfassende Propaganda in den breiten Massen der arbeitenden Jugend entwickelt. Der Verband selbst wurde durch Einführung einer für alle Mitglieder obligatorischen militärischen Ausbildung zu einem großen Depot für die „Rote Armee" umgestaltet. Die Hauptkadres gegen die Kräfte der „Konter-Revolution" (vor Petersburg, am Don und in der Ukraine) wurden aus Jugendlichen gebildet. Als während des Bürgerkrieges Schulen eingerichtet wurden, in denen

[1]) Friedrich Engels: Kann Europa abrüsten? Nürnberg 1893.

[2]) Jean Jaurès: Die neue Armee. Jena 1913.

[3]) Lazar Schatzkin (Moskau): Die kommunistische Jugend Rußlands und die Rote Armee. Art. i. d. Internationalen Pressekorrespondenz. Berlin 1923. III. Jahrg., Nr. 165.

militärische Führer („Rote Kommandeure") aus den Reihen der Arbeiter und Bauern ausgebildet wurden, hat der Jugend-Verband Tausende seiner Mitglieder auf die militärischen Akademien gesandt. Das Wichtigste aber war die unmittelbare Unterstützung der Frontarmeen. Jedesmal, wenn die militärische Lage für die Sowjettruppen schwierig wurde und Verstärkungen durch bewußte, opferwillige Kämpfer dringend nötig wurden, hat der Jugendverband Zehntausende seiner Mitglieder an die Front gesandt. Solche Mobilisationen der jugendlichen Verbandsmitglieder beruhten teils auf freiwilliger Werbung, teils auf Anordnung der Leitung. Z.B. wurden im Herbst 1919 30% der Mitglieder (auf einen Bericht von Trotzki an den II. Kongreß des R. K. I. V. hin) an die Front gegen General Denikin gesandt. Die in der Nähe der Front befindlichen örtlichen Gruppen der Organisation stellten ihre Mitglieder in corpore der Armeeleitung zur Verfügung; auch in dem vom Gegner besetzten Gebiet wurden der Roten Armee wertvolle Dienste geleistet und im Anschluß an die R. K. P. der Parteigängerkrieg organisiert. Weibliche Mitglieder wurden im Sanitätsdienst untergebracht. Die Art der Verwendung der Jugendlichen war verschieden. Sie wurden entweder in die bestehenden Truppenteile eingereiht oder in besonders dringender Gefahr als besondere Jugendtruppe organisiert. Dies geschah z. B. im Herbst 1919, wo ein Radfahrer-Bataillon während der Offensive des Generals Iudenitsch aus Jugendlichen aufgestellt wurde.

Das sind die Nachrichten, die wir über die militärische Ausbildung und die Wirksamkeit Jugendlicher aus der Zeit der Revolution und des Bürgerkrieges in der „Roten Armee" aus der ersten Quelle des Berichtes des Vorsitzenden des Jugendverbandes schöpften. Es geht daraus hervor, daß Sowjetrußland in seiner politischen Jugendorganisation eine Institution besitzt, deren Überlieferung eng mit der der „Roten Armee" verknüpft ist. Da die Mitgliederzahl ca. 1¼ Millionen beträgt, so ist die kommunistische Jugendorganisation heute auch ein wichtiger Faktor für die militärische Vorbereitung der Jugend.

Von April 1918 bis 1923 bestand außerdem die staatlich ins Leben gerufene militär-sportliche Organisation „Vsevobuč" (Abkürzung von Vseobščee voennoe obučenie = allgemeiner kriegerischer Unterricht). Sie hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die heranwachsende Jugend militärisch auszubilden und im kommunistischen Geiste zu erziehen. Die Organisation war über ganz Sowjetrußland verbreitet und soll zuletzt, nach der „Rigaer Rundschau", sechs Millionen Mitglieder gezählt haben. Sie hatte in den Arbeitsstätten selbst (Fabriken, Handelshäusern, landwirtschaftlichen Betrieben) ihre „Zellen" aufgetan, diese Grundzellen waren zu „Lokal-" und diese weiter zu „Rayonszellen" zusammengeschlossen. Über dem Ganzen stand eine „Hauptzentral-Verwaltung" für All-Rußland mit dem Sitz in Moskau. In jedem Ort hatte der „Vsevobuč" seinen Übungsplatz, auch waren passende Hallen oder Säle für ihn beschlagnahmt. Schon in der Zeit des Bürgerkrieges leistete die Vereinigung gute Dienste, aber alle diese Maßnahmen waren dennoch nur, wie gesagt, behelfsmäßig gewesen. 1923 wurde die Organisation aufgelöst.

Für den Armee-Ersatz in der Zeit nach dem Bürgerkrieg wurde die Frage der militärischen Ausbildung der Jugend erst wirklich aktuell, als man sich nach längeren Beratungen darüber klar wurde, zu welchem militärischen System man für die nächste Zukunft übergehen müsse, um das zu teuere, große stehende Heer zu ersetzen. Zwei Heeresarten wurden bezüglich der Zweckmäßigkeit gegeneinander abgewogen, nachdem sich die Unzweckmäßigkeit der geschlossenen Überführung ganzer Armeen in den Produktionsprozeß des Landes erwiesen hatte. Der Satz des „kommunistischen Manifestes" von der „Errichtung industrieller Armeen" oder der ausführlichere in den „Forderungen der kommunistischen Partei Deutschlands" (von 1848), „§ 4 . . . Die Armeen sind in Zukunft zugleich Arbeitsarmeen, so daß das Heer nicht bloß, wie früher, verzehrt, sondern noch mehr produziert, als seine Unterhaltungskosten betragen . . ." hatte seine Undurchführbarkeit in dieser allgemeinen Fassung praktisch dargetan. Man mußte also zur umfassenden Demobilisation des Heeresapparates, wie er im Bürgerkriege bestand, schreiten. Man entschloß sich,

auf einen laufenden Bestand von rd. 600000 Mann herabzugehen. Die beiden Systeme der zukünftigen Heeresorganisation, die nun in Frage kamen, waren das kleine, aber in Ausbildung und Ausrüstung qualitativ erstklassige Heer oder das Volksheer nach einem milizähnlichen System. Trotz mancher Bedenken, die nicht zum wenigsten gegen die größeren Kosten, die naturnotwendige Kompliziertheit der Mobilmachungsorganisation und die Abhängigkeit von zu gering entwickelten Transportmitteln — bei einer milizartigen Heeresorganisation — laut wurden, entschloß man sich dennoch zu einer solchen Heeresorganisation. Vielleicht spielten dabei von neuem marxistische Überlieferungen mit. Ganz offen geben die Veröffentlichungen russischer Autoren[1]) zu, daß die „Rote Armee" in ihrer jetzigen Stärke zur Kriegführung ungeeignet ist. Im Falle des Krieges müssen darum ihre Mannschaftsbestände Ergänzungen erfahren, die den gegenwärtigen Bestand mehrfach übersteigen. „Die Kampffähigkeit dieser Armee wird hauptsächlich davon abhängen, wie ihre Reserve im Lande ausgebildet ist", äußert sich Trotzki in einem Aufsatz, den er zum fünfjährigen Bestehen der „Roten Armee" veröffentlichte. Er führt weiter aus, daß die Lösung dieser Aufgabe in breiter Anwendung des Milizsystems liegt. Die Aufgabe ist also, eine Organisation zu schaffen, die es ermöglicht, bei kleinsten Ausgaben und geringster Entziehung der Bevölkerung vom normalen Leben, die Kampffähigkeit in jedem Augenblick zu sichern und die Verteidigung des Sowjetbundes mit den Waffen in der Hand uneingeschränkt in Kraft treten zu lassen. Die Milizarmee ist zu diesem Zweck nach territorialen Grundsätzen aufgebaut mit einem kleinen Kadre militärischer Organisatoren, entsprechend der wirtschaftlichen Organisation des Landes. Die Erfüllung der militärischen Dienstpflicht in einer solchen Armee entzieht die Bevölkerung nicht ihrer Arbeit. Die Grundlage erfolgreicher Mobilisation für Kriegszeiten dabei ist, daß schon in Friedenszeiten die militärischen Einheiten nach Wohnbezirken organisiert sind. Das System der militärischen Ausbildung bei diesem Aufbau der Armee ist folgendes:

1. Vorläufige, militärische Ausbildung der Jugend vor Einberufung zur aktiven Dienstpflicht,
2. militärische Dienstleistung bei den Truppenteilen erster Ordnung,
3. Dienstleistung bei den Truppenteilen zweiter Ordnung und
4. bei denen der Reserve.

Truppenteile erster Ordnung sind:

1. Die Kadretruppenteile der „Roten Armee", die mit vollem Mannschaftsbestande ständig während der Dienstzeit unter Waffen sind,
2. „Territoriale Divisionen", die nur zum unbedeutenden Teil unter Waffen gehalten werden, während die Hauptmasse des Mannschaftsbestandes nur periodisch auf kurze Zeit einberufen wird. (Dazu ein Bestand von Instruktoren.) Jährlich geschieht dies auf einen Monat.

Der Mannschaftsbestand der ersten Gruppe und der Stämme der zweiten soll heute 610000 Mann betragen, der der sofort einzuziehenden „Territorialen" war in dreifacher Stärke der Kadretruppenteile geplant; es soll sich aber herausgestellt haben, daß vorläufig nur die doppelte Zahl der „Territorialen", im Verhältnis zu den Kadretruppen gerechnet, zur Verfügung steht. Die Armee ist in 17 Korps und 52 Divisionen eingeteilt, von denen allein 20 an der Westgrenze untergebracht sind. Die alte Institution der „Grenzwachen" ist beibehalten. Sie bestehen aus 48 Bataillonen, Kavallerie und Fernsprechabteilungen in Stärke von 50000 Mann. Von den 52 Divisionen wurden zwei in territoriale Divisionen mit einem ständigen Bestande von 1500 Mann umgewandelt. Diese Stärke ist also der Stamm, zu dem ein beweglicher Bestand von je 13000 Mann hinzutritt, was ungefähr der Kriegsstärke der Division entspricht. Außerdem sind territoriale Divisionen aufgestellt.

[1]) Vgl. z. B. E. Mechonoschin, (Moskau): Neue Prinzipien im Aufbau der bewaffneten Kräfte des Sowjetbundes. Art. i. d. Internationalen Pressekorrenspondenz. Berlin 1923. III. Jg., Nr. 137.

(Jede territoriale Division hat ihren Mannschaftsbestand einem Umkreis von 50 Werst zu entnehmen.) Die Dienstzeit der Territorialtruppen währt vom 21. Jahre ab 5 Jahre. Jährlich werden die Mannschaften 4- bis 5mal zu kurzen Übungen im Truppenverband einberufen. Ebenso wie im kleinen stehenden Heer sind die „Territorialen" in alle Waffengattungen geteilt. Die Aushebungsquote zur Einreihung in die Territorialen beträgt 30 bis 40% der gesamten Rekrutenzahl. Der Rest erhält keine weitere militärische Ausbildung als die, die er vor der Dienstzeit durchgemacht hat. Herbst 1923 war die erste dieser Aushebungen. Soviel über die Truppen der sogenannten ersten Ordnung.

Das ganze Wehrsystem erinnert an den Satz von Friedrich Engels: „Indem ich die gymnastische und militärische Ausbildung der gesamten männlichen Jugend zu einer wesentlichen Bedingung des Übergangs zum neuen System mache, schließe ich die Verwechslung des hier vorgeschlagenen Milizsystems mit irgendwelcher jetzt bestehenden Miliz, z. B. der schweizerischen, ausdrücklich aus". Man hat die letzte Stelle noch dadurch unterstrichen, daß man neben der militärischen Ausbildung noch die politische eifrig pflegt. Man will in der Sowjetunion kein Volksheer im im gebräuchlichen Sinne schaffen, sondern eine Proletarierarmee, ein Heer der Arbeiter und armen Bauern. Ganz in diesem Sinne äußerte sich Trotzki am Anfange der Umformungsperiode[1]):

„Seine Armee errichtete Sowjetrußland aus Arbeitern und Bauern — Ausbeuter haben in der Armee keinen Platz. Zur Ausbildung der Rotarmisten und zur richtigen Führung und Organisierung der Armee wurden Tausende ehemaliger Offiziere herangezogen.... Gleichzeitig wurde während dieser fünf Jahre in den militärischen Schulen ein neuer Kommandeurstand erzogen, der mit den Arbeitern und Bauern in enger Fühlung steht. Die auf 600000 Mann beschränkte Armee verwandelt sich immer mehr in einen Kadre für mehrere Millionen starke proletarische und Bauernreserven. Wir beschreiten zugleich den Weg einer immer breiteren Anwendung der Grundsätze des Milizsystems. Um so wichtiger, um so lebensnotweniger ist für die Armee die weitere Entwicklung der vormilitärdienstlichen Vorbereitung und die unaufhörliche Verbindung unserer bewaffneten Kräfte mit den arbeitenden Massen, mit den lokalen Sowjets, mit den Gewerkschaften, mit dem Jugendverbande und mit den Organisationen der Kommunistischen Partei... Die unerschöpfliche Kraft der Roten Armee besteht in ihrem Glauben an ihre hohe Berufung; jeder Rotarmist wußte und weiß es, daß ... unsere Armee den Kampf um das Wohl der Arbeiter gegen ihre Ausbeuter zur Aufgabe hat. Die Rote Armee ist der Schutz der Unterdrückten; die Rote Armee ist das Schwert der Rebellen!... Junge Kämpfer! Die fünf verflossenen Jahre sollen euch als Schule des großartigsten Heroismus dienen. Lernt von der Vergangenheit, bereitet euch auf die Zukunft vor!... Wir wollen den Frieden! Aber niemand weiß, wann der böse Wille des Feindes uns wieder zwingen wird, auf den Kampfplatz zu treten.... Die Kämpfer der Revolution dürfen den Soldaten des Imperialismus nicht nur nicht nachstehen, sondern im Gegenteil, sie müssen sie in allem übertreffen...."

Die gleichen Gedanken werden immer von neuem wiederholt und abgewandelt. Außer dieser Politisierung der Armee betont man stets die Abhängigkeit des Milizsystems von der Entwicklung der Produktionskräfte des Landes, von der Lage des gesamten Verkehrswesens und von der Entwicklung der Allgemeinbildung in den Arbeiter- und Bauernmassen. Ohne Frage ist das russische Wehrprogramm von großzügigstem Ausmaß. Es stellt aber an die Massen des niederen Volkes Anforderungen, für die heute kaum eine Grundlage vorhanden ist. Es wird optimistisch mit Zukunftsverhältnissen gerechnet, sowohl in der wirtschaftlichen Lage Rußlands, als in der kulturellen und politischen Bildungsmöglichkeit und Empfänglichkeit bei den Massen. Es ist ein Wehrprogramm, das nicht isoliert im Staatsleben steht, sondern auf Tod und Leben mit dem ganzen Sein des Sowjetstaates verbunden ist. Zu seiner Auswirkung würden nicht Jahre, sondern Jahrzehnte gehören. Die Verwirklichung wird daher wohl immer noch hinausgeschoben werden müssen und Notbehelfe werden nach Notbehelfen den Gang der Dinge aufhalten.

[1]) Befehl des Revolutionären Kriegsrates der Sowjetrepublik zum 5. Jahrestag der Roten Armee. Internationale Pressekorrespondenz. Berlin 1923. III. Jg., Nr. 33.

Wie aus dem Vorstehenden zu ersehen ist, hat man die erste militärische Vorbildung in die Schule verlegt. Schon Engels fordert für sein Milizsystem neben „Frei- und Gerüstturnen" zur Stählung des Körpers und zur Ausbildung der Muskeln, in den Schulen militärische Exerzitien:

„Den Jungen kann auf der Schule die Bildung und Bewegung militärisch geschlossener Trupps mit Leichtigkeit gelehrt werden... Die Bewegung im Zuge und in der Kompagnie lassen sich in jeder Schule einüben.... Die Führung und Richtung im Frontmarsch und Schwenken werden von Schuljungen spielend erlernt, sobald das Exerzieren systematisch mit ihnen betrieben wird. Wird ein guter Teil des Sommers zu Märschen und Übungen im Terrain verwandt, so wird Körper und Geist der Jungen nicht weniger dabei gewinnen als der Militärfiskus.... Daß solche militärische Spaziergänge sich ganz besonders dazu eignen, Aufgaben des Felddienstes von Schülern lösen zu lassen.... Bei dem heutigen komplizierten Stand des Kriegswesens ist ohne militärische Vorbildung der Jugend an einen Übergang zum Milizsystem gar nicht zu denken...."

Jaurès verlangt in seinem „Gesetzentwurf"[1]) ähnliches:

„Art. 4. Die Ausbildung der aktiven Armee erfolgt in drei Phasen: Vorbereitende Schulung der Knaben und Jünglinge, Rekrutenausbildung, regelmäßig wiederkehrende Waffenübungen.

Art. 5. Für die Knaben und Jünglinge im Alter von zehn bis zwanzig Jahren wird eine vorbereitende Schulung eingeführt.... Sie ist vor allem eine Erziehung zur Gesundheit und Gewandtheit, durch Turnen, Marschieren, rhythmische Bewegungen, Geschicklichkeits- und Behändigkeitsspiele und durch Schießübungen. Sie hat maßvolle, nicht zu übertreibende Sportübungen, die den Wetteifer anregen sollen, mit einem täglichen, rationellen Betrieb des Turnens zu verbinden, der die Aufgabe hat, in normaler Weise die Kraft des Organismus gemäß den Fähigkeiten des einzelnen zu entwickeln und körperliche Mängel zu beseitigen oder ihnen vorzubeugen...."

In Rußland hat man offensichtlich beide sozialistische Autoren für die militärische Vorbereitung der Jugend zum Muster genommen. Sie tritt vor der Indienststellung bei den Territorialtruppenteilen in Erscheinung.

1. Militärische Ausbildung in der Schule,
2. Vor der Einberufung a) im Alter zwischen 16 und 18 Jahren, b) im Alter von 18 bis 20 Jahren in zwei Stufen.

Diese Stufen der militärischen Ausbildung unterstehen dem „Höchsten Sowjet für Körperkultur". Nach dem Dekret vom 1. August 1923 ist „die Vorbereitung in der Schule ein untrennbarer Teil des allgemeinen Systems der Arbeitererziehung und Arbeiterbildung, die das Ziel hat, der Jugend in der Arbeitsschule und anderen Lehranstalten die allgemeine physische Erziehung zu geben, die den Anforderungen entspricht, welche an den künftigen Staatsbürger nicht nur als Arbeitspflicht, sondern auch als Militärdienstpflicht von der S. S. S. R. gestellt werden. Sie wird durch die Lehrkräfte und -mittel der Kommissariate für Volksgesundheit und Kriegswesen verwirklicht. Als Periode dieser militärischen Vorbereitung wird das Alter vor dem 16. Jahr gerechnet."

Dieses Dekret und andere Maßnahmen zur militärischen Ausbildung scheinen keine genügenden Erfolge gezeitigt zu haben, denn Ende August 1924 wurde in einer Sitzung des „Revolutionären Kriegsrates" die „Militarisierung" sämtlicher Lehranstalten beschlossen. Bei jeder Lehranstalt sollen militärische Formationen gebildet und die speziellen militärischen Lehranstalten „mobilisiert" werden, d. h. ihre Ausbildung soll intensiver gestaltet werden, bezügl. ihrer Ausrüstung und Bewaffnung ein dauernder Zustand der „Alarmbereitschaft" eintreten. Das Kommissariat für Volksbildung, vertreten durch Lunatscharskij, äußerte zwar den Wunsch, „die Militarisierung der Schulen bis 1928 zu verschieben", doch wurde auf Verlangen von Bubnow, vom „Revolutionären Kriegsrat" und Frunse, dem kürzlich verstorbenen Generalstabschef der „Roten Armee", folgendes Programm angenommen:

[1]) Jaurès: Die neue Armee. Seite 485ff.

1. Die Schüler der Lehranstalten sind junge Leute, die jederzeit bereit sein müssen, dem Rufe der Arbeiter- und Bauernregierung zu folgen, um die Arbeiterrepublik und das internationale Proletariat zu verteidigen, daher müssen sie ohne Rücksicht darauf, ob sie für die Einberufung zum militärischen Dienst in Betracht kommen oder nicht, militärisch ausgebildet werden.

2. Die Lehranstalten müssen selbständig organisierte, militärische Einheiten bilden, um im Falle eines inneren oder äußeren Krieges gegen die Feinde der Sowjetrepublik in den Kampf zu ziehen.

3. Die „Reinigung" und „Proletarisierung" der Lehranstalten, die sowohl im Gange, aber nicht beendet ist, dürfen die Durchführung der „Militarisierung" in keiner Weise hindern, denn jeder Staatsbürger muß, ohne Rücksicht auf seine Parteizugehörigkeit, militärisch ausgebildet sein.

4. und 5. usw.

Es wurde weiter festgesetzt, daß noch im Schuljahr 1924 mit der Ausführung des Programms begonnen wurde.

Im einzelnen besteht das Programm aus zwei Teilen. Der erste Teil betrifft die Ausbildung in der Zeit vom 1. Oktober 1924 bis zum 31. Januar 1925. Er enthält:

1. Formierung der Schüler sämtlicher Lehranstalten in militärische Einheiten und Unterweisung in den Grundprinzipien des Krieges.

2. Infanteristische Ausbildung und Ausbildung mit der Schußwaffe. (Exerzieren in geschlossener Ordnung und Übungen in der Schützenlinie.)

3. Theorie des Schießens mit Gewehr und Selbstladepistole.

4. Dienstreglement und das Wichtigste aus anderen Reglements.

Der zweite Teil betrifft die Ausbildung in der Zeit vom 1. Februar bis 1. Juni 1925. Er bestimmt:

1. Theoretische Unterweisung im Maschinengewehr- und Handgranatenkampf.

2. Theoretische Unterweisung bezüglich der Gaskampfmittel und deren Anwendung sowie der Vergasungsabwehrmittel.

3. Unterricht über die Bedeutung und Anwendung der Luftflotte im Kriege.

4. Theorie des Klassen- und Bürgerkrieges.

5. Praktische Schießausbildung mit Gewehr und Maschinengewehr, desgleichen praktische Ausbildung im Werfen von Handgranaten.

6. Felddienstübungen, Gefechtsschießen, Übungen im Stellungskrieg unter Anwendung moderner, technischer Einrichtungen.

Es handelt sich dabei um die Zöglinge von Mittel- und höheren Schulen in den oberen Klassen, von gewerblichen, Kunst- und technischen Schulen und um Hörer der Hochschulen (Universitäten, Akademien usw.), bei denen schon eine gewisse körperliche und geistige Vorbildung vorausgesetzt und bei denen der eigentliche Dienst bei den Territorialen mit dieser Ausbildung vorweggenommen wird, so daß sie später in Führerstellen einrücken können oder für einen oder den anderen Kursus, die in drei Stufen (Subaltern-, höhere und Generalstabsoffiziere) zur Erziehung der „Roten Kommandeure" (Offiziere) eingerichtet sind, als Anwärter dienen können. Als geschlossene Formationen scheinen diese Schulkompagnien, wie man sie nennen könnte, so etwas wie Garde- oder Schützentruppen der Territorialen bilden zu sollen oder als Ersatz- bzw. Ergänzungskompagnien unmittelbar dem stehenden Heer im Kriegsfall eingegliedert werden zu sollen. Sie gehören also eigentlich gar nicht mehr zur ersten Stufe der militärischen Jugendausbildung, sondern bilden eine Ausbildungsklasse für sich, sowohl den Jahrgängen als der Qualität der Ausbildung nach.

Die militärische Ausbildung der Zöglinge der Grundschulen — Arbeits- oder Elementarschulen — ist ihrem wirklichen Werte und ihren Erfolgen nach kaum einzuschätzen. Örtlich und landschaftlich sind diese Schulen selbst von ganz verschiedenem Erziehungswert. So äußerten amerikanische Schulmänner, daß ihnen in der Sowjetunion sowohl die besten als auch die minderwertigsten Schulen vor Augen gekommen seien, die sie überhaupt kennengelernt hätten. Ähnlich verschieden wird es auch mit der militärischen Ausbildung an diesen Schulen stehen. Zur besseren Beeinflussung der geistigen Einstellung der Jugend hat man seit 1923 die militärisch organisierten, pfadfinderähnlichen „Pioniere", d. h. Jugendvereine einge-

richtet, die aber anscheinend mehr politischen als militärischen Zwecken dienstbar gemacht werden. Das öffentliche Auftreten der „Pioniere", die in geschlossener Truppe, Tamboure voran, sich zeigen, ist immerhin militärisch dem Eindruck nach. Solche Gruppen von „Pionieren" sind über die ganze Sowjetunion verstreut. Selbst aus dem fernen Buchara zeigte neulich ein Bild der deutschen kommunistischen Presse eine Gruppe von „Pionieren". Im August 1923 soll ihre Zahl schon 300000 überschritten haben. Eifrige Propaganda hat sie seitdem wohl stark vermehrt.

Die zweite Stufe, die der „vorausgehenden militärischen Vorbereitung", die die jungen Leute im Alter von 16 bis 18 Jahren Übungen unterwirft, hat ebenso, wie die militärische Erziehung in der Volksschule (Arbeitsschule), die körperliche Ausbildung der Jugend zum Ziel. Durch staatliche Kräfte wird diese Ausbildung, die außerhalb der Arbeitsstunden geschieht, geleitet und kontrolliert, doch beteiligen sich dabei auch eifrig die politischen Organisationen der R. K. P., die Jugendorganisationen, die Gewerkschaften und Genossenschaften durch besondere Vertreter, den örtlichen Verhältnissen entsprechend. Die Ausbildung geschieht in Verbänden, die sich an die Arbeitsstätten anschmiegen. Die Pflichtteilnehmer werden registriert. Die Militärverwaltung stellte ein bestimmtes Programm dieser Ausbildung auf. Es handelt sich dabei um ein System, das schwedische Gymnastik, Dju-Djitsu und Vorschriften aus dem „Ausbildungsgang der russischen Armee im Turnen von 1910" miteinander verschmilzt. Die Pflichtzahl der abzuleistenden Turnstunden beträgt 96 im Minimum. Ein gewisser sportlicher Wettbewerb in Turn- und Sportvereinen wird eifrig gefördert, doch das Spezialistentum bekämpft. Man kann sich von der sportlichen Tätigkeit in Rußland schon heute ein gutes Bild machen, da die illustrierten Zeitschriften der deutschen Kommunisten („Sowjetrußland im Bild" — „Sichel und Hammer" — „Der rote Stern") häufig Abbildungen von Sportfesten und sportlicher Betätigung sowie kurze Aufsätze dazu bringen.

Die dritte Stufe der Ausbildung (die zweite nach der Schulzeit), die junge Leute vom 19. Lebensjahr an bis zur Einberufung umfaßt, „Vorbereitung zur Einberufung" genannt, soll die körperliche Ausbildung vollenden und daneben die elementaren Kenntnisse der militärischen vermitteln. Die Ausbildung erfolgt in zwei getrennten Kursen. Der eine wird von Kommandierten der „Roten Armee" geleitet, der andere besteht in freiwilligen Übungen in Sportklubs, von denen auch schon vorher die Rede war. Besondere Sektionen betätigen sich im Fußball, im Schneeschuhsport, in der Leichtathletik, im Boxen u. a. m. Unter Berücksichtigung der erzieherischen Bedeutung des Sports werden die Wettkämpfe häufig militärischerseits organisiert, zum Zwecke der Entwicklung kameradschaftlichen Gefühls, des Gemeinschaftssinns, der Disziplin usw. An elementaren, militärischen Übungen wird besonders das Schießen gepflegt, das Umgehen mit der Waffe überhaupt und die Ausbildung im Schützengefecht. Es sind dafür bis zur Einberufung 10 Wochen im Höchstmaß bestimmt (160 Stunden jährlich).

Die Ausbildung und das Gefechtsexerzieren findet im Gelände statt. In einer Reihe von Militärbezirken ist dafür folgendes Reglement festgesetzt:

I. Infanteristische Ausbildung:

1.	Vertrautmachung mit der Waffe	23 Stunden
2.	Grundlegende Kenntnisse für den Schützen	66 „
3.	Gefechtsmäßiges Einzelschießen	33 „
4.	Gefechtsmäßiges Schnellfeuern in der Gruppe	12 „
5.	Entfernungsschätzen (m. d. Auge)	4 „
6.	Ausbildung im Felddienst	62 „
7.	Ausbildung im Schanzen u. in Spatenarbeiten	12 „
8.	Exerzieren	28 „
9.	Handgranatenwerfen	12 „
10.	Gefechtsvorbereitung	80 „
11.	Garnisondienst	13 „
12.	Politische Ausbildung	60 „
		320 Stunden.

II. Die kavalleristische Ausbildung:

Sie richtet sich im allgemeinen nach der gleichen Einteilung unter Hinzufügung der Stunden für besondere Ausbildung mit dem Pferd. Allerdings herrscht vielfach Pferdemangel. Man begnügt sich in diesem Falle mit theoretischen Erklärungen. Die praktischen Übungen werden durch Demonstration von Beispielen ersetzt. Die Zeiteinteilung ist folgende:

1. Ausbildung im Schießen	70	Stunden
2. Ausbildung im Felddienst	93	„
3. Exerzieren	42	„
4. Kavalleristische Ausbildung	105	„
5. Schanzen und Spatenarbeit	6	„
6. Unterricht in den Kriegsartikeln	9	„
7. Gymnastik	30	„
8. Politische Ausbildung	60	„
	420	Stunden.

Bei den anderen Waffengattungen (Artillerie, Pioniere, Eisenbahn- und Nachrichtentruppen) findet derselbe Unterricht statt. Nur sind die Unterrichtsstunden für Spezialfächer vermehrt, die anderen vermindert. Eine Ausbildung vor der Einberufung für die Marine, das Flugwesen und die neue chemische Waffe (Gaswesen), findet nicht statt. 1924 waren 7000 Ausbildungsstätten in Rußland eingerichtet.

Eine gesonderte Ausbildung erhalten außer den Zöglingen der Mittel- und Höheren Schulen und der Hörer an den Akademien, die Besten aus den Vorbildungskursen der 16- bis 18jährigen, soweit sie über eine gute Gesundheit verfügen und keine körperlichen Fehler haben. Außerdem ist die Kenntnis des Lesens, Schreibens und Rechnens für sie erforderlich. Diese jungen Leute werden vom 19. Jahre ab in Schießschulen der Infanterie oder Artillerie ausgebildet. Solche Schießschulen bestehen für die Infanterie in Jaroslaw, Kaluga, Jekaterinburg, Smolensk, Orel, Taschkent, Tiflis und Nischnij-Nowgorod, für die Artillerie in Moskau. Bei den Spezialschulen für technische Waffen werden Handwerker bevorzugt, deren gewerbliche Kenntnisse in das jeweilige Spezialgebiet schlagen. Für sie bestehen Vorbereitungsschulen:

1. Ingenieurschule in Moskau,
2. Schule für Eisenbahntruppen in Leningrad,
3. Schule für Automobil- und Motorradtruppen in Leningrad,
4. Schule für Fliegertruppen in Leningrad.

Die Dauer der Ausbildung beträgt auf allen diesen Schulen ein Jahr. Wer den Kurs erfolgreich besucht hat, erhält eine Bescheinigung darüber.

Wie aus diesen Ausführungen zu ersehen ist, wird die Hauptmasse der so von Jugend auf Vorbereiteten, vorausgesetzt, daß die Kurse auch wirklich überall und regelmäßig stattfinden, dereinst eine gute Territorial-Infanterie liefern, auch die berittenen Truppen der Territorialen werden brauchbar sein, selbst in Gouvernements, wo eine Überlieferung in kavalleristischer Ausbildung besteht (bei den Kosaken). Ob aber die Spezialwaffen bei den Territorialen einmal allen Anforderungen entsprechen werden, ist eine Frage, die die Zukunft beantworten muß. Als Experiment von außen her betrachtet, ist das russische Milizwesen und besonders die damit eng verbundene militärische Vorbereitung der Jugend für jeden Militär- und Schulmann von höchstem Interesse. Aus den Erfolgen oder Mißerfolgen dabei wird sich vieles lernen lassen.

Für die Instrukteure der Voreinberufungsausbildung ist die „Schule für Marine und höhere militärische Pädagogik in körperlicher Ausbildung für das Führerpersonal der R. K. K. A." ins Leben gerufen worden. Zuletzt sei noch erwähnt, daß im November 1924 in Moskau „Die kriegswissenschaftliche Gesellschaft bei der Kriegsakademie" in die Organisation „Kriegswissenschaftlicher Vereine" bei Fabriken und Hochschulen übergegangen ist. Zu Anfang 1925 waren an 14 Fabriken und 8 Hochschulen Moskaus Vereine dieser Art gebildet. Sie bezwecken die theoretische und praktische militärische Ausbildung von Arbeitern und Studenten, dazu die Verbreitung militärischer Kenntnisse im Volk. Die Vereine gliedern sich in Sektionen, die sich gesondert mit der Ausbildung der Vereinsmitglieder

auf speziellen Gebieten befassen. Es bestehen solche für die Ausbildung im Schießen, im Verbindungsdienst, in der Aufklärung, im Sprengen, im Handgranatenwerfen, Geschützwesen, Gaskampf; auch der Ausbildung am Maschinengewehr ist eine Sektion gewidmet. Die Sektionen passen sich den Berufen an, so werden Metallarbeiter vorwiegend am Maschinengewehr, im Spreng- und Handgranatenwesen ausgebildet. Studenten der Bergakademie und technischen Hochschulen im Geschütz- und Maschinengewehrwesen usw. Es sind direkte Vorbereitungskurse für die Militärakademien zur Ausbildung der „Roten Kommandeure" (Offiziere). Diese Spezialausbildung in den verschiedenen Sektionen soll gute Ergebnisse erzielt haben. Nur wird sich vielleicht bei weiterer Ausbreitung dieses Vereinswesens ein Mangel an qualifizierten Lehrkräften fühlbar machen, obwohl sich eine ziemliche Anzahl alter Berufsoffiziere in den Dienst der Sowjetrepubliken begeben hat.

Von den Erfolgen der militärischen Jugendausbildung wird die künftige Schlagfertigkeit des russischen Heeres entscheidend abhängen. Aber die geistigen Voraussetzungen in der Volksmasse für eine willige Bereitschaft zur Vaterlandsverteidigung sind im neuen Rußland mindestens ebenso gegeben wie im zaristischen.

Literatur über die Rote Armee

Antonow-Owsejenko: Der Aufbau der Roten Armee in der Revolution. Hamburg, Carl Hoym Nachf., 1923.

Armee, Die Rote. Ein Sammelbuch. Hamburg, Carl Hoym Nachf., 1923.

Armee, Die Rote, und die Armeen der imperialistischen Staaten. Int. Pressekorrespondenz. Wien, 1925. 5. Jahrg., S. 1589.

Bergmann, H.-J. Smilga-L. Trotzki: Die russische sozialistische Rote Armee. Zürich, Internationaler Verlag, 1920.

Bermann: Die Ausbildung der Kommandantenkaders in der Roten Armee. Int. Pressekorrespondenz. Wien, 1925. 5. Jahrg., S. 1269.

Beschlüsse, Die, des IX. Kongresses d. R. K. P. Leipzig, Frankes Verlag, 1920. Darin S. 28ff. und S. 65ff.

Bucharin, N. und E. Preobraschensky: Das A. B. C. des Kommunismus. Hamburg, Carl Hoym Nachf., 1921. Darin „Das Wehrprogramm der Kommunisten". S. 200ff.

Gussew, S. J.: Die Lehren des Bürgerkrieges. Hamburg, Carl Hoym Nachf., 1921 u. ö.

Fenner, Heinz: Die Rote Armee. Berlin, Kulturliga, 1920.

Frunse: Die internationale Lage und die Wehrmacht der Sowjetunion. Int. Pressekorrespondenz. Wien, 1925. 5. Jahrg., S. 1204.

Holitscher, Arthur: Drei Monate in Sowjetrußland. Berlin, S. Fischer, 1921. Darin „Das Rote Heer". S. 59ff.

Jahrbuch für Politik, Wirtschaft und Arbeiterbewegung. 1922—1923. Hamburg, Carl Hoym Nachf. (1923), darin L. Trotzki: Die Rote Armee. S. 256ff.

—, 1923/24. Hamburg (1924), darin Antonos-Owsejenko: Die Rote Armee im Frieden. S. 286ff.

Kamenew L.: Unser Krieg mit d. weißen Polen. Russ. Korrespondenz. Berlin. III. Jahrg., 2. Band, Heft VII/X.

—, Fünf Jahre Kampf. III. Jahrg., 2. Bd., Heft XI u. XII.

Lenin, N.: Das Militärprogramm der proletarischen Revolution. Int. Pressekorrespondenz. Wien, 1924. 4. Jahrg., S. 1050.

Mechonoschin: Neue Prinzipien im Aufbau der bewaffneten Kräfte des Sowjetbundes. Int. Pressekorrespondenz. Berlin, 1923. 3. Jahrg., S. 1091.

Merkblatt, Rotes, für die Krieger der Arbeiter- und Bauernarmee und der Roten Flotte über die wichtigsten Aufgaben des Kriegshandwerks. Hamburg, Carl Hoym Nachf., 1924.

Poljak, W.: Die Rote Armee und ihre Presse. Russische Korrespondenz. Berlin. III. Jahrg., 1. Bd., Heft IV u. V.

Popoff, Georg: Unter dem Sowjetstern. Frankfurt a. M., Frankf. Sozietäts-Druckerei, 1924. Darin „Die Wahrheit über die Rote Armee". S. 44ff.

Rakowski, Ch.: Die Seele des Sieges. Hamburg, Carl Hoym Nachf., 1920.

Rußland. Bericht der englischen Gewerkschaftsdelegation nach Rußland u. d. Kaukasus. Berlin, Neuer deutscher Verlag, 1925. Darin „Die Rote Armee". S. 107ff.

Schatzkin: Die kommunistische Jugend Rußlands und die Rote Armee. Intern. Pressekorrespondenz. Berlin, 1923. 3. Jahrg., S. 1410.

chlapnikow, A.: Der Kampf um das Gewehr. Russische Korrespondenz. Berlin. III. Jahrg., 1. Bd., Heft IV u. V.
mirnow, W.: Die Rote Armee und ihre Aufgaben. Russ. Korrespondenz. Berlin. III. Jahrg., 1. Bd., Heft IV u. V.
rotzki, L.: Die Geburt der Roten Armee. Wien, Verlag für Literatur und Politik 1924.
–, Die Rote Armee und die Aufgaben der politischen Aufklärung. Russische Korrespondenz Berlin, II. Jahrg., 2. Bd., Heft XII.
–, Die Rote Armee der Sowjetrepublik auf der Wacht. Hamburg, Carl Hoym Nachf., 1922.
–, Militärische Doktrin und pseudomilitärischer Doktrinarismus. „Die kommunistische Internationale". Hamburg. I. Reihe, Heft XIX.
–, Das fünfte Jahr — ein Lehrjahr. Russische Korrespondenz. Berlin. II. Jahrg., 1. Bd., Heft IV u. V.
–, Die Lage Rußlands und die Aufgaben der Arbeiterjugend. Rede. Intern. Pressekorrespondenz. Berlin, 1922. 2. Jahrg., S. 1379 u. 1403.
uchatschewsky, M.: Die Rote Armee und die Miliz. Leipzig, Frankes Verlag, 1921.
Vallmar: Die weiße und die rote Armee. Berlin, Verlag Junge Garde, 1921.
inowjew, G.: Die Sowjetmacht und der Offizierstand. Hamburg, Carl Hoym Nachf., 1920.
Varin, S.: Die Lehren des Bürgerkriegs. Russ. Korrespondenz. Berlin. III. Jahrg., II. Bd., Heft IV u. V.
um 5. Jahrestag der Roten Armee. Sondernummer der Int. Pressekorrespondenz. Berlin, 1923. IV. Jahrg., S. 239/43.

Komsomol und Pioneer

Persönliche Eindrücke von der russischen Jugendausbildung

Von Dr. Theodor Seibert in Hamburg

In der Sowjetunion ist der Weg von der Idee zur Verwirklichung besonders weit. Folgender Beitrag, den uns ein Freund der S. M. zugehen ließ, der im Vorjahr längere Zeit in Rußland verbracht hat, zeigt, daß die im vorstehenden Aufsatz entwickelten umfassenden Pläne der Bolschewiki in Bezug auf die Jugendmilitarisierung noch wenig praktische Erfolge gezeitigt haben. Er hebt aber auch die aus der revolutionären Seele des bolschewistischen Systems herauswachsenden besonderen Hemmungen einer nationalen Militarisierung Rußlands hervor.
D. Schriftl.

Es gibt heute nur ein Land, das den Pazifismus nicht auf seine Fahnen geschrieben hat und das nicht bei jeder Gelegenheit mit großer Pose den Ruf „Nie wieder Krieg!" ausstößt. Dies merkwürdige Land heißt Italien, und Herr Benito Mussolini ist der einzige Kriegstrompeter im internationalen Orchester der Friedensschalmeien. Für die peinliche Tatsache, daß die biederen Musiker selbst das häßliche Kriegsgewand noch nicht abgelegt haben, ja, daß sie es immer noch vervollkommnen, haben sie viele und treuherzige Erklärungen zur Hand. So auch das neue Rußland: die Sowjet-Union kann nicht abrüsten, weil sie auf allen Seiten von den bösen kapitalistischen und imperialistischen Mächten bedroht ist. Leider! Denn wie gerne sie es täte, hat erst jüngst Litwinow den Vorbetern des Pazifismus, den Amerikanern, wieder erklärt.

Da in diesem Hefte nur eine Seite der Wehrpolitik beleuchtet wird, müssen wir uns bezüglich des bolschewistischen Lehrsystems im Ganzen mit der Feststellung begnügen, daß es wohl das großartigste und die Volkswehrkraft am meisten ausschöpfende Wehrsystem ist, das je bestanden hat oder besteht. Es zieht alle Völker und alle Volksschichten der Roten Union bis auf den letzten Mann heran und hat längere Dienstzeiten als irgend ein anderes Volksheer der Gegenwart.

Die Idee einer militärischen Vorschulung des Volkes in der Jugenderziehung in Sowjetrußland ist zwar theoretisch seit langem durchdacht, aber ihre Verwirklichung ist über die ersten Ansätze bisher kaum hinausgekommen. Vor wenigen Wochen allerdings, bei der Feier des achtjährigen Bestehens der Roten Armee, wurde öffentlich erneut auf die Notwendigkeit systematischerer Arbeit auf diesem Gebiet hin-

gewiesen: einer der fähigsten und bekanntesten der roten Generale, Tuchatschewski, entwickelte vor Pressevertretern sein Programm des Ausbaues der Landesverteidigung mit dem Ziele einer militärischen Ausbildung der Gesamtbevölkerung. Er erklärte, man müsse mindestens soweit kommen, daß im Falle der Not eine Volksreserve mit ausreichenden militärischen Kenntnissen zur Verfügung stehe. Was bisher in dieser Richtung geschehen sei, nämlich die truppenmäßige Ausbildung der Pionierverbände (kommunistische Kindervereine), des Komsomol (kommunistische Verbände der Halbwüchsigen), der Sportvereine sei wenig und unbedeutend gewesen.

Während der Niederschrift dieser Zeilen erhält der Verfasser einen Bericht über die soeben in Moskau stattfindende Tagung der Kriegswissenschaftlichen Gesellschaft. Der populäre rote Kavallerieführer Budjenny griff bei dieser Gelegenheit die Gedanken Tuchatschewskis auf und plädierte für eine umfassende militaristische Propaganda in den breiten Volksmassen und insbesondere in der Jugend. Der Marinekommissar Sof, der zum gleichen Thema sprach, forderte zur Gründung von Wassersportverbänden bei den kommunistischen Jugendorganisationen auf; diese Verbände sollten aber zum Unterschied von den rein sportlichen Vereinen sich mit den Fragen der Kriegsmarine systematisch beschäftigen und ihre jugendlichen Mitglieder für den späteren Dienst in der Roten Flotte vorbereiten.

Der militärische Charakter dieser russischen Jugendverbände, so wie sie bis jetzt waren, wird tatsächlich in Europa überschätzt. Ich habe diese Buben und Mädchen monatelang beobachtet bei ihren täglichen Umzügen, bei ihren Festen: über den Gleichschritt und die roten Abzeichen hinaus scheinen sie keine „militärischen Aspirationen" zu haben. Selbst die Jugendgruppen des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold machen einen soldatischeren Eindruck als jene roten Jugendscharen. Es ist natürlich nicht zu verkennen, daß schon das regelmäßige Zusammensein in einer uniformen und öffentlich auftretenden Organisation die Heranwachsenden in gewisser, besonders in seelischer Beziehung auf die Soldatenzeit, auf die Einfügung in eine große Gemeinschaftsarbeit zu anderen als persönlichen Zwecken vorbereitet. Wenn, wie es den Anschein hat, nun die Staatsführung bewußter als bisher auf die wehrpolitische Ausgestaltung der Jugendverbände hinarbeitet, dann könnten „Pioneer" und „Komsomol" allerdings zu einer sehr beachtenswerten Grundlage für die Militarisierung des Volkes werden.

Die Wehrhaftmachung aber wird unter dem bolschewistischen System immer beeinträchtigt werden durch die Zeit, die Mühe und die Kosten, die man dort für rein politische Erziehung der Massen aufwendet. Wiederholt haben mir führende Bolschewiki gesagt, daß es ihnen bei der Roten Armee — und für die Jugendorganisationen wird es nicht anders sein — nicht so sehr auf ein Können ankommt, das zum Kampf mit modernen Großmächten befähigt, als auf ein Instrument zur revolutionären Erziehung des Volkes und insbesondere des Bauerntums. Ich schätze, daß in den Kasernen des Ostreiches mehr Zeit auf politischen und allgemeinen Unterricht verwendet wird als auf die rein militärische Ausbildung. In den großen, schönen Sommerlagern z. B., die ich gesehen habe, hat jede Kompagnie ihre „Wandzeitung", ihr eigenes Unterrichtszelt, ihre „Leninecke" (d. i. eine Art Hausaltar). Es gibt allerdings bereits Beispiele dafür, daß die Bolschewiki es verstehen, im Bedarfsfalle die nationalen Instinkte ihrer Untertanen zur Erreichung ihrer Ziele auszuwerten. So ist es ihnen gelungen, im russisch-polnischen Krieg eine allgemeine Volksstimmung gegen Polen zu erzielen, die auch heute noch unvermindert vorhanden ist. Und ausländische Besucher, die heute nach Rußland kommen, werden auch überrascht sein zu sehen, daß der stille und zähe Kampf der Sowjetmacht gegen das britische Weltreich in den russischen Massen einen Widerhall gefunden hat, der weit über die eigentlichen bolschewistischen Kreise hinausreicht. Diese Dinge wird man in Rechnung stellen müssen, auch wenn man der berechtigten Ansicht ist, daß von einer Umstellung der bolschewistischen Psyche zu national-russischen oder gar panslavistischen Ideen noch nicht gesprochen werden kann.

Wissenschaftliche Rundschau

Neues zur Mystik

Von Dr. Joseph Bernhart in München

Die nachhaltige Vorliebe der Gegenwart für die Dinge der Mystik trifft wohl nicht aus bloßem Zufall mit den vielen Anzeichen einer kommenden Umwälzung unseres Weltbildes zusammen. Eben deshalb, weil die Mystiker auf das letzte Faßbare, den Quellpunkt der menschlichen Konstitution sich einlassen, ist es unausbleiblich, daß sie sich mit den Endfragen aller jener Wissenschaften berühren, die entweder den Menschen allein oder die Welt als Ergebnis menschlicher Konzeption zum Gegenstand haben. Es wächst die Zahl der Naturforscher, Ärzte, Psychoanalytiker und Mathematiker, die für ihre Findungen oder Überzeugungen bestätigende Lichter von den alten, im Grunde immer gleichen, wenigstens aber zusammenklingenden Sätzen der Mystik aller Zeiten und Zonen empfangen. War jene Vorliebe eine zeitlang mehr vom historischen und literarischen Interesse getrieben, so herrscht in jüngster Zeit das sachliche vor, das weniger ästhetische Reizungen und fremde Schauer als Antworten auf drängende Fragen sucht. Ja, es ist unverkennbar, daß auch die historische Neigung für das Mittelalter und die gefühlsmäßig verwandte nach dem Osten hin dem instinktiven Bedürfnis nach einem Weltverständnis entspringen, das in der bunten Bewegtheit des raum-zeitlichen Geschehens Verhüllung und Gleichnis des Bleibend-Eigentlichen sieht. Neue Naturerkenntnis, Weitung des kosmischen Gefühls durch mechanische Verständigung mit dem augenblicklichen Leben unseres Erdballs, dazu erschütternde Erfahrungen von der Fragwürdigkeit dogmatischer Formulierungen des religiösen Glaubens, das alles führt der Mystik neue Scharen zu. Was sie bei ihr zu finden hoffen, ob pantheistische Beruhigung im Gefühl der Alleinsheit, die Poesie der Identität alles Seienden oder erkenntnismäßige Aufschlüsse über das Gefüge des Daseins — wer kann es sagen? Als der mächtigste Trieb mag wohl die Fahndung ins Okkulte im Spiele sein, die mit Leidenschaft vom Objektiven her die Antwort erwartet, daß den tiefsten Wünschen der Brust eine Wirklichkeit als Erfüllung entspricht. Man hätte von allen Atomen und Sternen her gern das Credo bezeugt, mit dem etwa Maeterlinck seinen Fremden Gast beschließt: Jedenfalls ist es (heute) das erste Mal, seit der Mensch existiert, daß er dem Unbekannten gut gerüstet entgegentritt, wie es das erste Mal seit seinem Erwachen ist, daß sein Verstand auf einen Gipfel gelangt ist, wo er fast alles zu begreifen vermag und wo er endlich Hilfe von außen erhalten und eine Stimme vernehmen wird, die nicht nur das Echo der seinen ist.

Nun wird es bis zum jüngsten Tage Sache der persönlichen Stellung bleiben und auf dem unzugänglichen Forum, von dem her das Glauben wie Nichtglauben als Schicksal uns überkommt, entschieden werden: ob ein Mensch das „Andere" als ein Du von Selbstand und fremder Hoheit oder als sein eigenes gespenstisches Geschöpf betrachtet. Im einen und im andern Falle kann sich Wissenschaft von sauberster Methode ans Werk begeben und bleibt doch nur blindes Werkzeug des letzten Ja oder Nein, das von jedem ohne sie ausgemacht wird — um nicht gar zu sagen: ohne ihn selbst.

Da ist es lehrreich, die Schrift „Auf Wegen der Mystik" von Hermann Schwarz (Stanger, Erfurt) mit Emil Mattiesens Einführung in die Metapsychologie der mystischen Erfahrung, die vor kurzem unter dem Titel „Der jenseitige Mensch" (Berlin SW, de Gruyter) erschienen ist, zu vergleichen. Beide sind sie bezüglich des „Anderen" stark bewegt von der Frage Ob, aber in der Deutung des letzten Unbekannten gehen sie auseinander: der Metaphysiker Schwarz nach der Richtung des „kosmologisch nicht vorhandenen Gottes", der lediglich „als Gottessehnsucht in unseren Herzen auf seine Selbsterschaffung bei uns harrt" und durch das Mittel der „Bilder und Gespenster", der „Fremdwerterscheinungen" in dem selbstlos ihnen Sichüberlassenden hohen Lebensgehalt erzeugt, der Psychologe Mattiesen hingegen in der Richtung der empfänglichen Gewilltheit, das im Mystiker durchbrechende Über-Ich, den Jenseitigen, als mehr denn bloße „unterbewußte" Wirklichkeit zu verstehen. Es gilt ihm nur, in groben Umrissen seinen Kernbegriff, eben diesen jenseitigen Menschen, zu gestalten, die „lebendigen Hintergründe" und die seelische Überwältigung durch sie als die letzte Ursache der mystischen Erfahrung glaubhaft zu machen. Zu diesem Ende ist auf 800 Seiten ein ungeheurer Stoff aufgerollt, durchsichtig gegliedert und mit behutsam fortschreitender Gedankenführung von immer neuen Seiten her verwertet. Ein starkes Gewicht fällt auf die Einschätzung und Deutung der neurotischen und hysterischen Symptome. Es stellt sich die Erkenntnis heraus, daß es beim Durchbruch des jenseitigen Menschen nicht ohne Störung oder Zerstörung des nervösen Gleichgewichts abgeht. Mag auch jede Art von Neurose im

Rahmen metapsychischer Jenseitigkeit durchaus natürlich erscheinen und neurotische Inversion der Berührung des Menschen durch die übersinnliche Welt ebenso entgegenkommen, als sie umgekehrt unter dem Einfluß einer geschehenen oder doch angebahnten Berührung solcher Art leicht entsteht, so ist dieses „Krankhafte" doch nicht für die unvermeidliche Beigabe mystischen Lebens zu halten. Ich erinnere hier daran, wie häufig in den Selbstbekenntnissen der Mystiker die unerschütterliche Gewißheit vom wirklichen Bestand der erlebten Welt des „Jenseits" beteuert wird, dann wiederum, oft bei denselben Gestalten, sich der Zweifel regt, ob sie nicht Opfer eines Trugs, meist wird er dem Teufel zugeschoben, geworden sind. Davor sind auch starke Erscheinungen wie Theresia, Angela da Foligno u. a. nicht verschont geblieben — nicht zu reden von solchen, die Ekstasen und Visionen als lästig empfanden oder, wie Philipp Neri, als Kinderpossen erledigten. Aber selbst diese Zweifel und verächtlichen Gesten der Betroffenen sind kein Argument gegen den „Jenseitigen", der in Frage steht; so wenig als die Selbstbezweiflung eines Genies etwas gegen seine Genialität beweist. Im Gegenteil scheint dieses freie, gesunde Belächeln kräftiger für ein Über-Ich zu zeugen als der pathetische Ernst der vom „Jenseit" her ganz Zerriebenen. Übrigens lag die erwähnte Einsicht Mattiesens von der Neurose als Ursache wie als Wirkung der Jenseit-Berührung auch den Mystikern des Mittelalters nicht fern. Ich erinnere nur an die Taulersche Predigt vom reißenden Netz der Leiblichkeit des gottergriffenen Menschen, wo auch das Wort der visionären Hildegard von Bingen wiederkehrt: Gott wohnt nicht im gesunden Leibe. — Es wird die Aufgabe einer liebevollen Kritik sein, den imposanten Versuch Mattiesens, der das Dunkel des Abgrundes im Menschen mit der Fackel eines lauteren Eros der Erkenntnis betreten hat, mehr und mehr zu fördern.

In den aussichtslosen Erörterungen über den Begriff der Mystik scheinen sich die beiden Lager, die erkennbar auseinander treten, immer noch nicht, ja immer weniger zu verstehen. Die einen wollen ihren Begriff ganz auf das Geistige und Sittliche beschränken, die andern ziehen die Physis (die menschliche und die äußere in ihren Wechselbezügen) in den Kreis des Mystischen oder verstehen sie als dessen Quell und Mitte, wobei der Begriff des Okkulten oder neuerdings Para-, auch Metapsychologischen und -physiologischen als der weitere jene andere Mystik unter sich begreift. Der Gegensatz wird klar etwa mit der Nennung der Namen Eckhart und Swedenborg. Oder wir stellen die folgenden Definitionsversuche nebeneinander. Georg Siedel kommt bei seiner Untersuchung der Mystik Taulers zu dem Ergebnis: „Entledigung, Entleerung bis auf den Grund! Und dann, dann — ein anderes, neues Subjekt. Heraus aus sich! Frei für das andere! Aufleben eines anderen Subjekts im Menschen. Das ist formal der einzig richtige und mögliche Begriff für Mystik, wie er sich gerade bei Tauler in absoluter Reinlichkeit ergibt... Taulers Mystik ist der durch bestimmte Disziplin erreicht geglaubte Eintritt des göttlichen Subjekts ins menschliche Subjekt...." Nun aber stellt der Verfasser seine religionspsychologische Bestimmung auch dem anderen Lager zur Verfügung: „Selbstverständlich muß material geschieden werden. Die hohe Gottesmystik ist etwas anderes als Suggestion und Hypnotismus, formal aber gibt hier wie da das Leben im anderen Subjekt den psychologischen Hintergrund ab." Dagegen nun Görres: „Die Mystik ist ein Schauen und Erkennen unter Vermittlung eines höheren Lichtes, und ein Wirken und Tun unter Vermittlung einer höheren Freiheit; wie das gewöhnliche Wissen und Tun durch das dem Geiste eingegebene geistige Licht und die ihm eingepflanzte persönliche Freiheit sich vermittelt findet." In dieser Bestimmung werden die „religiöse" und „naturale" Mystik zugleich überwölbt. Dem Begriff nach scheidet Görres die beiden streng, aber er stellt auch die Tatsache fest, daß vor der „höchsten, umfassendsten Innerlichkeit" des religiösen Mystikers auch die psychische Natur in ihren tiefsten Geheimnissen", anderseits „das Geisterreich in seinen höheren überirdischen Gebieten" aufgeschlossen sind. Wir können, heißt es, auch der an sich tieferstehenden naturalen Mystik „kein Arg und keine Makel beilegen: denn die Kreatur ist von Gott ausgegangen, und alle Bezüge in ihr gehen daher zuletzt doch auf ihn zurück, und so kann an sich auch die Naturmystik der religiösen nicht entfremdet sein, sondern ist in ihr begriffen und bildet ihre kreatürliche Unterlage."

Anlaß zur Erinnerung an diese Gegensätze und die Versuche zu ihrer Überbrückung ist die Mystiker-Sammlung, die der Inselverlag unter dem Titel „Der Dom" herausgegeben. Trotzdem die Bearbeiter, soweit sie in den manchmal allzu kargen Einleitungen ihre Meinung zu erkennen geben, von recht verschiedenem Holze sind, hat sich unter der Leitung von Hans Kayser, der selbst der Naturmystik das Wort spricht, ein eindrucksvolles Ganzes gestaltet, das mit dem noch ausstehenden Eckhart-Band und einer Görres-Auswahl unter dem Titel „Mystische Geschichten" zum Abschluß kommen wird. Unleugbar sind alle Vertreter durch ein inneres Band im Zusammenhang. Die früheste Erscheinung, die in ihrer Größe noch unerkannte und auch vom Herausgeber weder ganz erhellte noch völlig umschrittene Hildegard

v. Bingen befaßt in sich gleicherweise das mystisch-religiöse Trachten in die letzte Gott-Gemeinschaft wie die erkannte und erlebte Verbundenheit der physischen Welt mit ihrem Verursacher. Danach folgen Seuse, Tauler, Ruysbroeck, der „Frankfurter" mit seiner deutschen Theologie, die alle wenigstens (wie Eckhart, ihr Meister) von der Ahnung erfüllt sind, daß der kreatürliche Kosmos in einen schicksalmäßigen Zusammenhang mit dem religiösen Rück- und Eingang seiner Krone und Blüte, des Menschen, geknüpft ist und ihm gleichsam nach den Augen sieht, zu welchem Ende er für seinen Teil das weltbedeutende Kampfspiel von Gnade und Freiheit, Gott und Nicht-Gott führen wird. Der Geist jener Namen weht diesseits der großen Wendung zur Natur im 16. und 17. Jahrhundert auch durch das literarische Trümmerwerk Hamanns, der seinen guten Deutschen wohl immer ein Fremder bleiben wird, so leicht es jetzt wäre, an der Hand des trefflich einführenden Bandes im „Dom" ihm beizukommen. Das mystische Verständnis des Kosmos, mit dem unser neues Naturerkennen einsetzt, halb Gebet, halb Forschung, Morgenanbruch in der Alchimistenstube unter Choral- und Glockengetön, spricht aus den durchweg guten, wohl aber für die große Leserschaft rätselhaft dämmernden Auswahlen aus Paracelsus, Jakob Böhme und Kepler. Sie alle erregt zu Erkenntnis und Andacht „der Quell, dem entschwillt der Natur urewige Ader". Noch einmal erwächst ihnen ein gleichgesinnter Genosse in G. Th. Fechner, dem Verfasser der Natur-Metaphysik „Zend-Avesta". Man darf wünschen und erwarten, daß seine vornehm-gläubige Naturbetrachtung mehr noch als bis heute in der Zukunft einem Geschlecht in Fleisch und Blut übergehe, das die Seele an die Natur zu verlieren droht, die sie mit dem Geist erobert hat. Das gleiche ist zu hoffen von dem neuerdings vielberufenen Theosophen Franz Baader, der die Gedanken einer geistigen Ahnen Jakob Böhme, Martinez Pasqualis und Saint-Martin auch als Gesellschaftsdenker in der Wiedereingründung von Recht, Staat und Sitte ins Religiöse fruchten läßt. Ein poetisches Begleitspiel ist der Dom-Reihe mit dem Bande „Mystische Dichtung aus sieben Jahrhunderten" beigegeben. Abgesehen von Übersetzungsfehlern in niederdeutschen Texten kann man sich des Bandes freuen. Hier ist ein Chorus mysticus ins Werk gesetzt, der durchweg reine Stimmen der Anbetung des Unergründlichen versammelt. Eine Lücke will sich mir im Ganzen des Unternehmens nicht schließen. Kann man sich noch abfinden mit dem Fehlen des Angelus Silesius, der jetzt in der vollständigen kritischen Ausgabe von Hans Ludwig Held (Allgemeine Verlagsanstalt, München, 3 Bände) vorliegt, auch des knorrigen Schwaben Sebastian Franck und des warmherzigen, innigen Gerhard Tersteegen, den Tim Klein in einer sorgfältigen Auswahl bietet (Chr. Kaiser, München), so gewiß nicht mit der Abwesenheit des großen Überleiters vom Mittelalter zum modernen Denken: Nikolaus von Cues. In ihm ist der alte Glaube endgültig zu der frommen Bescheidung bei der Erkenntnis der Unerkennbarkeit des Weltgrundes (docta ignorantia) angelangt und gibt die solcherweise rein mystisch dem Weltgrund verbundenen Kräfte der Menschheit frei für die weite große Weltarbeit, die ganz von selbst diese Menschheit, „die in ihrem Schaffen nie über sich hinauskommt, weil alles, was sie schafft, zuvor schon in ihr gelegen war", unaufhörlich zurückweist auf den ihr überlegenen, nur menschheitlich in ihr existierenden und erfaßten Weltgrund und die einzig seiner würdige agnostische Anbetung. Es ist hoch an der Zeit, diesem Vollstrecker oder doch Vereter einer weltgeschichtlichen Wende, dem Giordano Bruno sein Bestes nur nachgebetet hat, endlich durch eine genügende Ausgabe und Darstellung seines Gesamtwerkes das gebührende Denkmal zu setzen. Man wird ihn alsdann als den zweiten Meister Eckhart erkennen, der Ernst macht mit dem Wort des ersten: er gäbe gern seine Schauung dahin, hörte er einen Hungernden Armen nach seiner Suppe rufen.

Eine unverhofft allgemeine Befreundung der Gegenwart mit dem Mittelalter hat uns mit den literarischen Schönheiten auch verkannte Lebenswerte erschlossen. Noch aber wird es viel Mühe kosten, die verbreitete Meinung aus der Welt zu schaffen, als ginge es hier um eine Epoche von geschlossener Einheit des Denkens und Sehens. Paul Landsberg hat in seiner vielgelesenen Schrift „Die Welt des Mittelalters und wir" das Seine getan, diesen Irrtum zu befestigen. Temperament- und geistvoll sagt er viel Wahres, aber er baut nicht dem Mißverständnis vor, als sei der grandiose Systemwille des 12. und 13. Jahrhunderts, der in den imposanten „Summen" seinen Ausdruck gefunden, der Niederschlag einer geschichtlich wirklichen Einheit und Einigkeit. Man denke doch nur an die große Spannung zwischen den philosophischen Beherrschern Platon und Aristoteles und die labyrinthische Weite eines Augustinus, aus dem alle Gegensätze aller Jahrhunderte Wasser auf ihre Mühle schöpfen, weil er aus einem seelischen Umfang ohnegleichen und einer Geisteswelt, die sich die unverbarsten Elemente der späteren Antike einverleibt hat, alle befriedigen kann. Schon die „Bekenntnisse", die jetzt in Herman Hefeles Übertragung (Diederichs, Jena) prachtvoll zu lesen sind, vermitteln den Eindruck einer säkularen Erscheinung, die nicht nur Kämpfer in die Eingründung des Ich in die Tiefe Gottes, vielmehr noch Kampfplatz der ewigen inneren

Mächte der Menschheit gewesen ist. Wer sich gerne noch weiter umsehen will, kann es in meinem ausführlich eingeleiteten Augustinus-Lesebuch (Allgemeine Verlagsanstalt, München) oder in den beiden Bändchen „Augustinus, Das religiöse Leben" von Otto Karrer (Ars sacra, Joseph Müller, München), in denen die gelehrteste Sachkenntnis aus der ganzen Breite des Schriftbestandes ein klar gefügtes, sprachlich scharftreffendes Ganzes aufbaut.

Man empfindet in Augustin bei aller Majestät des kontemplativen Horizonts den regsamen, nervös aktiven Untergrund des abendländischen Menschen, wenn man zum Vergleich etwa N. v. Arsenjews „Mystik und Ostkirche" (Reinhardt, München) heranzieht. Hier waltet zwar nicht der Quietismus, der dem Westen vorbehalten blieb als verständliche Reaktion gegen das latente Fieber seines Aktivismus, aber die ruhige Schau des Ewigen im Spiegel der Medien Christus und Christum vergegenwärtigende Liturgie. Dieser östliche Geist hält sich an die stabile Repräsentanz des Ewigen im fleischgewordenen Logos. Darum besteht hier ohne große Gefahr des Pantheismus und der aufgeregten Mensch-Gott-Vermengung ein gehaltenes Bewußtsein des gläubigen Gegenüberseins mit der Hoffnung auf das große Ereignis der allgemeinen Verklärung, die symbolisch (oder auch magisch) jetzt schon in Weihung und sakramentaler Handlung vollzogen wird. Angesichts dieser Mystik gibt man Herder recht, der einmal meint, der ganze östliche Mensch werde verständlich aus der Bedeutungsfülle des hebräischen Wortes maschal, das heißt: gleichnisreden, Nachdruck geben, das Siege haben, walten, Herrscher sein — wir könnten auch sagen: das Vergängliche als Gleichnis handhaben.

In unserem Westen hat selbst die franziskanische Welle ein Schauspiel der Erregung ge zeitigt. Zur Beruhigung und heiligen Freude greift man wohl nach den „Blümlein" — ich empfehle hier das liebliche Bändchen „Legenda trium sociorum" in J. Hamburgers feine Übersetzung (Theatiner-Verlag, München) und R. Hammers franziskanisches Lebensbuch „Im Spiegel der Vollendung", das endlich den kostbaren Fund Paul Sabatiers, das Speculum perfectionis, in guter deutscher Sprache bietet (Kösel-Pustet, Regensburg) — aber neben den Eindringen der weltlichen Räson in die junge Gemeinde, wie sie in der dramatischen Gestal des Elias von Cortona verkörpert ist, zeigt sich sogar in so tiefergriffenen Adepten wie Jacopon da Todi ein leidenschaftlich umgetriebenes Wesen. Dieser enthusiastischen Figur, die sei den Tagen Ozanams mehr philologische als religiöse Behandlung erfahren hatte, sind au deutscher Seite jüngst zwei erfreuliche Gaben gewidmet worden. Hermann Preindl entwirf in der gehaltsatten Studie „Jacopone da Todi" (Vier Quellen-Verlag, Leipzig) ein psycho logisch tiefschürfendes Bild des Mannes, seiner Umwelt und seines (auch von d'Annunzi hochgepriesenen) dichterischen Werkes. Ein leises seelisches Übereinklingen des Verfasser mit seinem Gegenstand gibt dem bei aller Knappheit kulturgeschichtlich weitgerahmte Bildnis eine eigentümlich überzeugende Kraft. In der mit einem verständigen Nachwor versehenen deutschen Übertragung der „Lauden des Jacopone da Todi" von H. Federman (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München) kommt der Dichter, dem wir wohl auch da Stabat mater verdanken, mit zwanzig Gedichten zu Wort. Die Übersetzung ist hier nich überall so glatt geraten wie in der einleitenden Wiedergabe der im besten italienischen Nove lenstil erzählten Lebensbeschreibung durch Giambattista Modio (1558).

Wieviel ruhiger leuchtet der Spanier Johannes vom Kreuz! Dieser wahrhaft großen E scheinung, bei der die künstlerische und dichterische Kraft ebenbürtig ist der tiefen, rel giösen Mächtigkeit, hat nun auch seine würdige deutsche Ausgabe gefunden (Theatine Verlag, München). Nur schade, daß der Übersetzer und Herausgeber noch auf Vorlage angewiesen war, die laut Baruzi, dem französischen Verfasser eines großen Werkes üb J. v. K., das in Deutschland eben erst bekannt wird, zum Teil mit einer „timidité banale von der Urschrift abweichen. Es stellt sich heraus, daß ängstliche Hände Wasser in den starke Wein gegossen. Immerhin, es bleibt genug des Echten, um den Freund und Seelenführer d hl. Theresia — sie nannte den schmächtigen Mann freilich ihren kleinen Seneca — in sein fast unzugänglichen Erhabenheit zu erkennen. Noch erweisen die deutschen Katholike wie verlautet, dem Großen nicht die Gunst, die sie dem sentimentalen Kleinkram auf de literarischen Markt nicht versagen. Und ein gleiches Schicksal ist zu melden von dem „Geis lichen Tagebuch" der Lucie Christine, einer um 1890 verstorbenen französischen Dame. Dies von R. Guardini herausgegebene und übersetzte Werk (Schwann, Düsseldorf) ist der laute Niederschlag des Innenlebens einer katholischen Gattin und Mutter, geschrieben auf d Geheiß ihres Seelenführers, und der fühlbar aufrichtige Bericht einer mystisch begnadete um letzte Reinheit, Größe und Abklärung kämpfenden Frau, die das vor Welt und Gese schaft verhüllte Kristall ihres Schatzes heil bis an die Schwelle bringt, wo sie die Welt, die s liebte, weil sie Gottes ist, mit der geliebteren Ewigkeit vertauscht.

Es bleibt mir noch zu sagen, daß die Eckhart-Forschung und auch die große Gemeinde ler Eckhart-Frommen von der Hand Otto Karrers eine wertvolle Gabe zu erwarten hat. In urzem erscheint ein systematisch aufgebautes Gefüge der Gesamtlehre, das aus den hand-chriftlichen Schätzen in Cues viel Neues bringen wird (Joseph Müller, München). Ob die uffassung des Autors, daß Eckhart im vollen Einklang mit der katholischen Lehre stehe, ich bestätigt, bleibt abzuwarten.

Aus Zeit und Geschichte

Aufruf des Bundes der Deutsch-Togoländer

z. Z. Accra, Goldküste

Am 9. Januar 1926 hat die Koloniale Reichsarbeitsgemeinschaft zu Berlin der Deutschen Regierung gewisse koloniale Mindestforderungen zugestellt, denen vor und nach dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund Rechnung getragen werden sollte. Die für uns Togoländer bedeutungsvollste jener Mindestforderungen hat in dem Verlangen gegipfelt, Deutschland zunächst als Mandatar über Togo, unser Vaterland, und Kamerun einzusetzen.

Dieser Schritt der kolonialen Verbände Deutschlands ist bei uns mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen worden.

So unendlich erfreulich und hoffnungsvoll diese Tat auch gewesen sein mag, so beherrscht uns doch das Empfinden, als ob nicht alle Teile des deutschen Volkes das ganze ungeheuerliche Maß von Not und Unterdrückung, das um unserer Zugehörigkeit zur deutschen Gemeinschaft willen über uns gekommen ist, wie eine eigene offene Wunde verspürt hätten. Und deshalb wenden wir uns hierdurch vermittelst der uns bekannten Presse unsres deutschen Mutterlandes an alle Deutschen mit dem heißen Verlangen, daran mitzuarbeiten, daß man uns deutschen Kolonialvölkern endlich unsre Freiheit wiedergibt.

Tausende und aber Tausende in allen deutschen Schutzgebieten harren der Stunde, wo die große Mutter Deutschland sich ihrer Kinder wieder annehmen wird.

Wir sind Deutschlands unerschütterlich getreue Freunde, vielleicht seine einzigen in der ganzen Welt, auch in der Not geblieben, aber wir, die Vertreter der unglücklichen Söhne und Töchter von Deutschlands „Musterkolonie" sagen es Euch Deutschen allen: „Wir rufen Euch jetzt, wir glauben an Euch, und wir können niemals annehmen, daß Eure Herzen aufgehört hätten, für uns deutsche Togoländer und alle übrigen deutschen Kolonialvölker zu schlagen

Die Bundesleitung:

Adotevi Blicon	Johann A. Agboka
Peter L. Lassey	Anjou Olympio
Gabriel Agboka	Gabriel Attiogbe
Anastasius H. F. Bacson	Aloysius D. Dagee
Clemens Amatey	Ludwig B. Ageboa
Michael Kwami	Linus Broom

Ein Amerikaner über Wilsons Politik während des Weltkrieges

Von Alice Freifrau v. Bissing in Berlin

Zu den letzten Erscheinungen auf dem Gebiete der politischen Erinnerungen in Amerika gehört das Buch des Senators Henry Cabot Lodge „Der Senat und der Völkerbund" welches soeben bei Charles Scribner's Sons in New York erschienen ist (1925).

Die bedeutsame Stellung Lodges als Vorsitzender der Republikanischen Partei und als Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses des Senats, welchem er bereits 23 Jahre angehört hatte, gaben ihm Gelegenheit, die Persönlichkeit des Präsidenten Wilson näher kennenzulernen und seine Handlungsweise aus der Nähe zu prüfen. Senator Lodge war Republikaner und als solcher politischer Gegner des von der Demokratischen Partei gewählten Präsidenten. Er bemüht sich aber, die politische Gegnerschaft nicht auf das persönliche Gebiet herübergreifen zu lassen und in auswärtigen Angelegenheiten das Vaterland über die Partei zu stellen. Dasselbe verlangt er oder setzt er auch bei dem Präsidenten der Vereinigten Staaten voraus, und daß dies sich nicht in demselben Maße bewahrheitete, ist ein ernster Vorwurf, den er immer wieder hervorhebt. Ja, er geht noch weiter und behauptet, daß Wilson seine eigene Person noch über Vaterland und Partei stellt.

Die Gegensätze zwischen Wilson und Lodge traten im Verlauf des Weltkrieges immer schärfer hervor. Die Sympathien von Lodge galten der Entente. Er hielt sich beim Ausbruch des Weltkrieges in London auf, und in seinem ganzen Buche findet man kein einziges deutschfreundliches Wort oder selbst irgendein Bemühen, den deutschen Standpunkt, wenigstens gleich demjenigen der Entente, zu verstehen. Auch im Lauf der Zeiten ändert sich seine Gesinnung und Anschauung nicht. So beurteilt er also den Präsidenten Wilson lediglich vom amerikanischen Standpunkt aus und sieht in jeder Neutralität, welche auch zugunsten Deutschlands ausfallen könnte, eine Schädigung der Interessen seines Landes und eine ungerechte Benachteiligung der Entente. So bekämpfte er aus diesem Grunde den Ankauf der im Hafen von New York liegenden deutschen Schiffe, weil er dem deutschen Guthaben eine Bereicherung von 35 Millionen Dollars eingebracht hätte.

Nach Torpedierung der „Lusitania", welche Lodge selbstverständlich vom Standpunkt der Entente beurteilt, war die aufgeregte Volksstimmung einer Kriegserklärung gegen Deutschland günstig. Lodge betrachtete es als einen der größten politischen Fehler Wilsons, daß er diese Stimmung nicht ausnutzte, ja sogar in einer Rede vom 10. Mai 1915, drei Tage nach Versenkung des Schiffes, die Phrase prägte: „Ein Mann kann zu stolz sein, um zu kämpfen. Eine Nation kann so offenkundig in ihrem Recht sein, daß es dies den andern nicht durch einen Kampf um dieses Recht beweisen muß." Lodge erkennt darin „einen Mangel an Kraft, an Patriotismus, an Mut und Selbstlosigkeit, welche in diesem Augenblick in demjenigen, welcher dazu berufen war, an der Spitze der amerikanischen Nation zu stehen, so bitter notwendig waren".

Eine starke Waffe gegen Wilson bot sich der ihm feindlichen Partei durch die Indiskretion eines Beamten aus dem Kriegsministerium, welcher interessante Aufschlüsse über die Vorgeschichte zu der scharfen Note Wilsons an Deutschland nach Versenkung der „Lusitania" geben konnte und deren Verfasser in einem höchst zweifelhaften Licht erscheinen ließ. Es wurde behauptet, daß Präsident Wilson die sehr scharfe Note vom 13. Mai 1915 dadurch abgeschwächt hätte, daß man durch den österreichischen Botschafter, Dumba, das Auswärtige Amt in Berlin unter der Hand benachrichtigen ließ, diese Note sei nicht so ernst gemeint, sondern solle zur Beruhigung der anglo-amerikanischen Gemüter dienen. Wilson habe ferner der deutschen Regierung mitgeteilt, falls diese den Forderungen seiner Note nicht nachkomme, wolle er die ganze Angelegenheit nach Beendigung des Krieges einem internationalen Gerichtshof unterbreiten. Bryan, der allein im Kabinett über dieses „Postskriptum" Bescheid wußte, behielt seine Kenntnis nicht für sich, und so kam die Sache zu Ohren der anderen Minister, welche sich sofort zum Präsidenten begaben, um die Zurücknahme des bereits auf dem Telegraphenamt befindlichen Schreibens zu fordern und durchzusetzen. Bryan nahm seine Entlassung: Ob deshalb, weil er nicht „dicht gehalten", oder weil Bryan nur deshalb seine Einwilligung zu der scharfen Note gegeben, weil die abschwächenden Mitteilungen gleichzeitig folgen sollten, entzieht sich dem Wissen Lodges. Natürlich spielte diese zweideutige Haltung des Präsidenten in der Wahlkampagne eine führende Rolle und verbesserte die Beziehungen des Vorsitzenden der gegnerischen Partei zu Wilson nicht. Alle gegenteiligen Beteuerungen des Präsidenten, ebenso ein sehr geschickt, aber auch zweideutig abgefaßtes öffentliches Dementi, verfehlten ihren Zweck.

Lodge steht nicht allein in seiner Einschätzung der mangelhaften Wahrheitsliebe Wilsons und führt zur Bekräftigung seines Urteils die Erfahrungen Mr. Robert Edwin Annins an, der in seinem bei Dodd, Mead & Co 1924 erschienenen Buch „Woodrow Wilson, eine Charakterstudie" (S. 325 ff.) über die Umstände bei der Entlassung Lansings im Februar 1920 folgendes berichtet: „Lansing wurde in einer Art und Weise entlassen, welche selbst die treuesten Anhänger des Präsidenten befremdete und Vorstellungen einiger Mitglieder des Kabinetts hervorrief. Man hatte in Erfahrung gebracht, daß eine der letzten offiziellen Taten Lansings der Entwurf einer Note an die Alliierten gewesen, in welcher von der Verteilung der östlichen Küsten des Adriatischen Meeres die Rede gewesen sei. ‚Die Note schloß,' so lautete eine Nachricht des ‚Pertinax' im ‚Écho de Paris', ‚mit einer Drohung des Präsidenten, daß, falls die Abmachungen der Alliierten sein Einverständnis nicht finden könnten, dieser den Vertrag von Versailles dem Senat nicht vorlegen würde". — Man verstand in Amerika nicht, daß, nachdem der Präsident wiederholt leidenschaftlich der Welt versichert hatte, daß „das Nichtzustandekommen des Friedensvertrages die Zivilisation gefährden und das Herz der ganzen Welt brechen würde", er im letzten Augenblick diesen Vertrag zurückziehen könne. — In Berücksichtigung dieser Stimmung erschien auch sofort in der „Associated Press" vom 17. Februar ein in kräftigen Worten gehaltenes offizielles Dementi, welches diese Nachricht als „eine absolute Unwahrheit" bezeichnete. Durch den genauen Wortlaut des Dementis fiel die Anklage von Wilsons auf Lansings Schultern. Da man aber sehr schnell im Weißen

aus einsah, daß auch diese Lesart unhaltbar geworden war, wurde innerhalb einer Stunde nach iner Veröffentlichung dieses Dementi zurückgezogen und widerrufen. Dadurch wurde offenar, daß die Nachricht aus Paris auf Wahrheit beruhte. — Annin fügt dieser Berichterstattung nzu, „daß wenige Präsidenten der Vereinigten Staaten so oft in betreff ihrer Wahrhaftigeit angezweifelt worden sind, wie der Präsident Wilson", und er bringt ein anderes Beispiel, ach welchem Wilson bei den Friedensverhandlungen den anwesenden Delegierten, und beonders den rumänischen, erklärt habe, „daß der Frieden der Welt auf der bewaffneten acht beruhe, und wenn je die Grenzen, welche der Vertrag festlege, bedroht wären, auch ie amerikanische Armee und Flotte bereit seien, um die Integrität dieser Grenzen zu schützen". an war in den Vereinigten Staaten über die eigenmächtige Zusage des Präsidenten in dieser olitisch und grundsätzlich so weittragenden Angelegenheit mit Recht aufs äußerste erregt nd verlangte Auskunft und Aufschluß. Tumulty, der Privatsekretär Wilsons, entsandte ofort ein Telegramm, in welchem er, sich auf die Autorität des Staatsoberhauptes stützend, iese Behauptung des Pertinax „als absolut und unbedingt falsch" bezeichnete. Der Interellant, Senator Spencer, wandte sich daraufhin persönlich an den Präsidenten, welcher as Zeugnis Tumultys nochmals erhärtete und die Behauptung des Pertinax als „falsches eugnis" qualifizierte. Spencer verlangte nunmehr Einsicht in den stenographischen Bericht er 8. Vollsitzung in Versailles, wurde aber daraufhin beschieden, daß „ein solcher Bericht n ganzen Lande nicht vorhanden sei" (7. Oktober 1920).

Die Freunde Wilsons waren aber baß entsetzt, als unter Hardings Präsidentschaft (im ärz 1921) die Sache nochmals zur Sprache kam und das gewünschte Stenogramm durch ughes dem Senator Spencer eingehändigt wurde. Es stellte sich heraus, daß 500 Exemplare es Protokolls der 8. Vollsitzung im Juli 1919 und weitere 300 Exemplare im Februar 1920 uf dem Ministerium vorhanden gewesen waren. In diesem Protokoll stand aber zu lesen: Der Präsident der Vereinigten Staaten spricht Englisch: ..... ‚Und hinter diesem Abommen liegt grundsätzlich die bedeutsame Tatsache, daß wenn die Abschneidungen (resions) bestimmt sind, die Alliierten und Assoziierten Mächte Garantien bieten, dieselben i erhalten ... Und allen diesen Transaktionen liegt die Voraussetzung z. B. Rumäniens, er Tschechoslowakei und Serbiens zugrunde, daß, falls irgendwelche Bedingungen dieser bmachungen nicht eingehalten werden, die Vereinigten Staaten ihre Armee und ihre Flotte itsenden werden, um darüber zu wachen, daß sie eingehalten werden' ..."

So beleuchtet also Lodge einige Seiten der politischen Tätigkeit des Präsidenten Wilson ... ns bleibt nur übrig, uns darüber zu wundern, daß von keinen Zweideutigkeiten des Prädenten gegenüber der Entente zuungunsten Deutschlands während der offiziellen Neutratät der Vereinigten Staaten die Rede ist; jedenfalls bleiben sie unerwähnt und sind aus en Erinnerungen Lodges, des Ententefreundes, nicht erkennbar. Wir Deutsche haben gengen Grund anzunehmen, daß Wilson bei der Einstellung seines Charakters nicht gegen ns ebenso doppeltes Spiel getrieben wie mit den Verbündeten. Seine gelegentlichen Seitenprünge in der Politik, die zu unseren Gunsten ausgelegt werden könnten, stammen nicht on seinem Gerechtigkeitssinn oder seiner Deutschfreundlichkeit, sondern von seinem Wunsch le führende Persönlichkeit bei Austrag des Weltkrieges zu werden.

Englische Bücher und Bücher über England

Die Tagebücher Sir Roger Casements[1]) sind kein neues Buch. Aber sie können den Deutschen nicht oft und nicht dringend genug zur Lektüre empfohlen werden. Die Tragödie des ischen Freiheitskämpfers ist für Deutschland ja auch ein kleines Wegstück ins Unglück. ieser Mann kam nach Deutschland und bot seine volle Unterstützung im Kampf gegen den emeinsamen Feind England an und mußte es erleben, daß führende Persönlichkeiten der egierung nicht einmal besonderen Wert darauf legten, ihn zu empfangen. Er sagte Solf: „Sie ätten eine irische Politik als Teil Ihres Verteidigungsplanes gegen den englischen Überfall aben müssen." Hätte Solf ihm die Wahrheit sagen wollen, so hätte er sagen müssen, aß ein politischer Verteidigungsplan gegenüber England überhaupt nicht bestand. asements Urteile über Deutschland sind auch heute noch Wahrheiten, die uns nachdenkch stimmen müssen. Aber über das Buch ist nichts zu sagen, man muß es lesen.

[1]) Sir Roger Casement, Meine Mission nach Deutschland während des Krieges und die indlay-Affaire. Auf Grund der Tagebücher und Korrespondenz dargestellt von Dr. Charles urry, Verlag Stephan Geibel, Altenburg.

Die kleine Studie Löwensteins über Minderheitsregierung in England[1]) ist zwar schon im Herbst 1924 abgeschlossen, hat aber ohne Zweifel auch heute noch aktuelle Bedeutung. Die Arbeit, die sich vor allem mit der staatsrechtlichen Stellung der jetzigen konservativen Minderheitsregierung auseinandersetzt, zeigt, wie stark in England der Grundsatz der Volkssouveränität ist, wie leicht aber der Volkswille durch das sehr verwickelte Wahlverfahren gefälscht werden kann. In einem hat der Verfasser aber sicherlich nicht recht, es ist durchaus möglich, daß sich drei Parteien und mehr noch halten werden, aber siegreich wird immer wieder der Dualismus sein. Denn der Engländer wird den Vorteil der sachlichen Opposition, der mit dem Vorhandensein von mehreren Parteien verknüpft ist, niemals so hoch einschätzen, um dafür das ihm innerlich fremde kontinentale Koalitionssystem und die Abhängigkeit der Regierung von schwankenden Mehrheiten einzutauschen. Der Engländer ist zu lange an das in or out in Politik und Sport gewöhnt.

Das unscheinbare Buch Baumeister des Friedens, das von der jetzigen Herausgeberin der Foreign affairs verfaßt ist[2]), enthält nicht mehr oder weniger als einen Abriß der Geschichte der pazifistischen Bewegung in England während des Weltkrieges. Es ist sehr bemerkenswert zu sehen, mit welchen Schwierigkeiten die Gruppe Morel zu kämpfen hatte. Sie hatte den größten Teil der öffentlichen Meinung gegen sich, so daß es zu blutigen Zusammenstößen in den Versammlungen kam, sie konnte schließlich kaum noch Säle für ihre Veranstaltungen bekommen. Ihr Material wurde Herbst 1916 beschlagnahmt, ihr Führer Morel bekanntlich 1917 verhaftet, weil er es gewagt hatte, seinem Freunde Romain Rolland Material in die Schweiz schicken zu wollen. Und wie sah es nun mit dem Landesverrat dieser Pazifisten aus? Sie wollten den Verständigungsfrieden unter Bedingungen, die sich ungefähr mit Wilsons 14 Punkten deckten, die also für Deutschland ungleich ungünstiger als für die Entente waren. Ihre Einstellung spricht deutlich aus einem öffentlichen Briefe Herbst 1914, in dem es heißt: „Flugschriften und Flugblätter mit Beweisen für die Richtigkeit der Politik sind bereits verfaßt und sollen herausgegeben werden, sobald es die Kriegslage erlaubt, die öffentliche Aufmerksamkeit auf andere Dinge hinzulenken, als auf Verteidigungsmaßnahmen." Wo wäre eine gleiche Rücksicht auf die militärische Lage bei der deutschen U. S. P. zu finden gewesen? Bei uns konnte, von in- und ausländischen Agitatoren geführt, in der militärisch entscheidenden Zeit ein ständig wachsender Bevölkerungsteil vom Krieg als „Schwindel" sprechen.

Das kleine tapfere Buch von Thomas Rhodes, The real Kühlmann[3]), ist zwar in England so gut wie unbeachtet geblieben, verdient aber um so mehr unsere Aufmerksamkeit. Rhodes war mit Kühlmann in seiner Londoner Zeit befreundet, er übernahm gleich bei Kriegsausbruch dessen Wohnung. Da Lichnowskys pazifistische Gesinnung zu allgemein bekannt war, wurde Kühlmann als der eigentliche Sündenbock hingestellt. Rhodes verteidigt ihn sehr geschickt, ganz besonders gegen die völlig haltlosen Beschuldigungen, daß Kühlmann noch unmittelbar vor dem Kriege mit den Irländern konspiriert habe. Wir notieren nebenbei des allgemeinen Interesses wegen, daß aus einem Brief Lichnowskys hervorgeht, daß sich dieser noch immer damit beschäftigt, seine Denkschrift an ausländische Bekannte zu versenden. Und mehr als dies, er hält seinen Standpunkt trotz mehrfacher ihm nachgewiesener Fehler, trotz der deutschen Akten aufrecht.

Halle a. d. S. Dr. Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode.

[1]) Minderheitsregierung in Großbritannien. Von Dr. Karl Löwenstein. München, J. Schweitzer Verlag 1925.

[2]) Baumeister des Friedens. Von H. W. Swanwick. Halberstadt, Meyers Buchdruckerei, 1925.

[3]) The real Kuhlmann. Von Thomas Rhodes. London, Noel Douglas, 1925.

Tagebuch

Die Methoden der französischen auswärtigen Politik

Jedes Volk zeigt seine Eigenart gerade auch in den Methoden seiner auswärtigen Politik. Der Engländer z. B. seine niedersächsische Zähigkeit und seine (auch im Privatleben erstaunlich entwickelte) Fähigkeit, seinem Nutzen rücksichtslos nachzugehen und doch zugleich den „Prinzipien", dem „Glauben", dem „Kampf gegen das Böse" zu dienen, das merkwürdigerweise, infolge irgendeines geheimnisvollen Naturgesetzes immer auch das für England Schädliche ist. Der Deutsche bleibt mit wenigen Ausnahmen michelhaft auch in der auswärtigen Politik — naiv, vertrauensselig, ohne jede Ahnung, wie der Mensch in Wahrheit aussieht, immer geneigt, schönen Worten Glauben zu schenken.

Die besondere Methode der französischen auswärtigen Politik ist die der Rechtsverdrehung, also ein Mißbrauch der unzweifelhaft vorhandenen großen juristischen Begabung des Franzosen. Es gilt das seit spätestens den Tagen Philipps IV. des Schönen (um 1300), also seit Frankreich ganz wesentlich von Juristen regiert wird, d. h. wiederum, seitdem das keltisch-römische Blut das nordische allmählich aus der Regierung zu verdrängen begann. Von da an ist es bis zur heutigen Stunde ein immer wiederholter Kniff der Franzosen, unklare Rechtsverhältnisse zu schaffen und so mittels Rechtsverdrehung recht eigentlich im Trüben zu fischen. Dadurch erzielte Frankreich bei zahlreichen Gelegenheiten sehr viel mehr, als es sonst in Friedensschlüssen oder anderen Verträgen jemals erreicht hätte. Beispiele: eine Stadt wird französisch — unbeschadet ihrer Zugehörigkeit zum Deutschen Reich. In eine deutsche Stadt wird ein französischer Beamter als „Protector" der Bürgerschaft entsandt. Ein Reichsfürst wird, unbeschadet seiner Pflichten dem Reich gegenüber, französischer Vasall. So schon im Mittelalter. — Die französischen Gesandten, die den westfälischen Frieden verhandelten, erhielten die Instruktion, im Elsaß unklare Rechtsverhältnisse zu schaffen. Die wollte man später ausnützen, um weit über das hinauszukommen, was 1648 zu erreichen gewesen wäre. Dieser Kniff hat sich auch vollkommen bewährt. Daß die Reunionen Ludwigs XIV. so recht eigentlich auf der gewagtesten Rechtsverdrehung beruhten, bedarf nicht des Beweises. Groß war auch Napoleon I. in der Schaffung unklarer Rechtsverhältnisse und in der Rechtsverdrehung. Es wird von ihm ein „Freistaat Danzig" geschaffen, der aber als Hafen des polnischen Staates (Warschau) dienen und ihm in Wahrheit unterworfen sein soll. (Man sieht: die heutigen Franzosen zeichnen sich nicht einmal durch Originalität aus!) Wenn wir also in der Gegenwart darunter leiden, daß die Franzosen in Rechtsverdrehung Unglaubliches leisten, so bedeutet das nichts Neues, wohl aber freilich eine Steigerung gegenüber ihrer eigenen Vergangenheit.

Zum Glück für die Völker Europas haben aber die Franzosen in ihrer auswärtigen Politik neben dieser äußerst gefährlichen Eigentümlichkeit noch eine zweite: Sie überspannen nach dem Siege jedesmal den Bogen...

Tübingen. Adalbert Wahl.

Friedrich der Große im Bilde

Der bekannte Friedrichforscher Professor Gustav Berthold Volz faßt in einer Bildnissammlung „Friedrich der Große im Bilde seiner Zeit" (bei K. F. Koehler, Leipzig) zum erstenmal alle bildlichen und plastischen Darstellungen zusammen, die imstande sind, uns die äußere Erscheinung Friedrichs des Großen im Wandel seines Lebens vor Augen zu führen. Von dem ersten reizenden Jugendbildnis mit der Schwester Wilhelmine bis zu einer bisher unveröffentlichten Wiedergabe der Totenmaske gibt es kaum ein Bild, zu dem der König ordnungsgemäß gesessen hätte. Darum weichen die zahlreichen Ölgemälde und Zeichnungen von Pesne, Knobelsdorff, Graf, Cunningham u. a., die Kupferstiche und Radierungen von Chodowiecki, die Plastiken von Bandow und Schadow in der Auffassung so stark voneinander ab, daß den volkstümlichen Holzschnitten und Anekdotenbildern, die nach dem Tode des Königs angefertigt wurden, ein weiter Spielraum für eigenwillige Betätigung geblieben ist. Fast mit jedem Bildnis ist eine die Persönlichkeit des Königs kennzeichnende Episode verknüpft, die im textlichen Teile getreu festgehalten ist. Man hört von der Geschichte der Bilder, ihrer Entstehung und der Beurteilung, die sie und ihre Schöpfer bei Friedrich und den Zeitgenossen gefunden haben, und von der mit den Jahren wachsenden Abneigung Friedrichs des Großen, sich malen zu lassen. Die Veröffentlichung des Werkes bedeutet jedenfalls eine schöpferische Tat, die wesentlich dazu beitragen wird, das Bild des großen Königs von den heute üblichen parteiischen Entstellungen zu reinigen. A. H.

Afrikanische Plastik

Über exotische Kunst ist im letzten Jahrzehnt so viel geschrieben worden, daß wir damit regelrecht überfüttert wurden. Das Unerfreulichste waren dabei jene Bilderbücher, die ihr Material aus allen Ecken und Enden der Welt der sog. „Primitiven" herbeiholten und diesem Material einige Seiten Text beigaben, in dem die Verfasser ihre Unwissenheit über die Realien der betreffenden Völker hinter einem möglichst geschwollenen Geschwätz über die ästhetischen Werte der vorgeführten Bildwerke versteckten. Es gereicht dem Referenten deshalb zu besonderer Genugtuung, daß er von einem Buch sprechen kann, in dem sich ein Ethnograph, der etwas von Kunst versteht, über einen ganz bestimmten künstlerischen Vorwurf in einem gleichfalls ganz bestimmten Gebiet ausspricht. Es handelt sich um das Buch Oskar Nuoffers: Afrikanische Plastik in der Gestaltung von Mutter und Kind (Reißner, Dresden, in der Bücherreihe „Religiöse Kunst"). Es ist dem Verfasser auch vorzüglich gelungen, dieses kitzliche Thema ruhig, vorurteilslos, aber mit warmem aufrichtigem Interesse an dem Dargestellten und an den darstellenden Künstlern, den Negern, zu behandeln. Und das war gar nicht leicht. Einmal fordert schon das Thema selbst, Mutter und Kind, sehr viel ruhiges Abwägen, weil wir noch gar nicht recht wissen, was eigentlich dahinter steckt, und zum zweiten ist gerade die Negerplastik eine Kunstübung, an die man nicht mißtrauisch genug herangehen kann. Sagt doch selbst Einstein, der sich wohl am gründlichsten mit afrikanischer Kunst abgegeben und viel dabei gelernt hat: „Beschäftigt man sich länger mit afrikanischer Kunst, so verstärkt sich das respektvolle Gefühl peinlicher Unsicherheit, und man möchte immer vorsichtiger werden." Nun, es gibt Dinge aus Afrika, besonders aus dem, was man afrikanisches Kunstgewerbe nennen kann, an denen man sich rückhaltslos freuen darf, und es gibt andere, wo man sich förmlich schämt, daß man so etwas noch als „Kunst" ansprechen soll. Aber, wie gesagt, Nuoffer hat vorsichtig abgewogen; er hat sich vor Überschätzung wie vor Unterschätzung zu hüten gewußt und wir halten es für das Hauptverdienst des Buches, daß es dem Verfasser gelungen ist, das Kunstwollen des Negers seinem Können gegenüber ins rechte Licht zu setzen. Auch das Äußere des Buches ist ansprechend: guter Druck, gutes Papier und gute Abbildungen; der Preis mäßig (gebunden M. 6,50, broschiert M. 4,50).

München. Adolf Dirr.

Vaterländische Erziehung

General der Infanterie a. D. Friedrich v. Hurt, der zu diesem Heft einen Beitrag geliefert hat, veröffentlicht einen etwas erweiterten Vortrag über „Die vaterländische Erziehung der Jugend im Ausland und bei uns", den er am 26. Mai 1925 vor Führern der Vereinigten Vaterländischen Verbände Bayerns gehalten hat. Die Schrift behandelt mit besonderer Ausführlichkeit Frankreich, entsprechend seiner außergewöhnlichen Rührigkeit auf diesem Gebiet, sodann Polen, die Tschechoslowakei, Italien, England und die Vereinigten Staaten von Amerika. Aus diesem Überblick über die Maßnahmen des Auslandes zieht der Verfasser die Folgerungen für Deutschland. Unsere heutige Lage, das Fehlen jeden Zwanges zur körperlichen Betätigung und fast jeder hygienischen Überwachung der Jugend, die Zersplitterung in zahllose Gruppen und Vereine, das alles zwingt uns zu einer entschiedenen Neueinstellung. Eine Änderung der herrschenden Zustände ist nach Ansicht des Verfassers nur dann herbeizuführen, wenn der Staat die Führung übernimmt, wenn die Schulen unbedingter als bisher in den Dienst der körperlichen Ertüchtigung gestellt und die Freiwilligenvereine staatlich anerkannt und unterstützt werden. Die lesenswerte Broschüre ist zum Einzelpreis von M. 0,20 zu beziehen beim Verlag Volkskraft, München 2 NO 7, Schönfeldstr. 11.

Gedanken

Ein Weg, um das Wesen der Phantasie besser zu erkennen: die Witze der Phantasielosen sammeln.

*

Mystik ohne Gottesglauben: Idee zu erleuchten ohne Lichtquell. Nichts ist ein schlagenderes Beispiel dafür, daß der Teufel nur der Affe Gottes ist, als mystische Neigungen in einer von Grund aus materialistischen Zeit: was wir heute erleben.

*

Manche Menschen werden nur durch die Organisation ihres Kehlkopfes verhindert, Muh zu schreien.

*

Es ist ein großer Irrtum zu glauben, daß bestimmte politische Einrichtungen nicht lange dauern werden, weil sie offensichtlich töricht und unheilvoll sind. Gerade ihre Schwächen können dazu beitragen, sie zu erhalten — siehe das alte deutsche Reich von 1648 bis 1806. Torheit schützt vor Alter nicht. K. A. v. M.

Der deutsche Erzähler

Das Hasenmaul

Von Josef Magnus Wehner

Als der alte Rothofbauer fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe, sprach er zu seinem Sohne und zu seiner Tochter, die an seinem Sterbebett standen:

„Ihr seid jetzt um die dreißig Jahre alt und kennt das Vaterunser. Wenn Ihr also betet: Gib uns heute unser täglich Brot — dann wißt Ihr, was der Herr damit gemeint hat. Wenn das Mädchen heiratet, dann sollst du ihr von selber ihr Heiratsgut geben, wie es Brauch ist. Und heiratet sie nicht, dann sollst du für sie sorgen als für deine leibliche Schwester. Versprich mir das in die Hand hinein, mein Bub! Ein Geschriebenes ist nicht da."

Der Sterbende streckte seine gelbe Hand aus dem Bette, und der Sohn drückte sie scheu. Einige Stunden darauf war der Vater tot.

Zwei Jahre später, an einem Herbsttage, sattelte der junge Rothofbauer seinen Braunen und ritt über Land, um sich eine Braut zu suchen. Als er spät am Abend heimkam und in die Küche schaute, sah er einen Mann bei seiner Schwester stehen und ihre Hand halten. Er sagte ein Wort, sondern setzte sich ohne Guten Abend in die Stube an den Tisch. Kurz darauf trat der Mann herein und brachte vor, er wolle die Rothoftochter heiraten. Er sei zwar ein kleiner Bauer, aber er werde sich mit dem Heiratsgut, das ihm seine Braut zubringe, schon hochschaffen. Er erhielt zur Antwort, er solle in der nächsten Zeit bei Tage wieder kommen. Er kam auch öfter wieder, aber wenn er nur seinen Fuß auf den Hof setzte, fuhr ihn der Rothofbauer an, was er denn schon wieder herumzuspionieren habe, und es sei ungehörig, daß er die Leute von der Arbeit abhalte. Und je mehr seine Schwester in ihn drang, er möge doch endlich ihr Heiratsgut festsetzen, desto lieber wurden ihm die fleckigen Kühe, die Äcker und Wiesen, die schönen Betten und Schränke, die er seiner Schwester hätte geben sollen. Und als er nun bald selbst heiratete und seine Frau brachte viel Habe mit, da stand er kopfschüttelnd im doppelten Reichtum und mochte nun erst recht nichts hergeben.

Es kam ein Sommerabend. Das Vieh war abgefüttert, und der Bauer wollte über den Hof ins Haus gehen, um zu schlafen. Da sah er seine Schwester im Grasgarten stehen und ihm winken. Er ging zu ihr und sprach:

„Ich habe heute mein Teil gearbeitet, jetzt kannst du mir auch das bißchen Schlaf gönnen."

Die Schwester antwortete:

„Wenn ich nicht schlafen kann, sollst du auch nicht schlafen. Ich will dir die Wahrheit sagen."

Und sie lehnte sich an einen Birnbaum, hinter dem das Wetter leuchtete, und hielt dem Bruder vor, wie er sie behandle: „Und was du dem Vater auf dem Totenbett in die Hand hinein versprochen hast, das ist dir jetzt wie leere Spreu."

Der Bauer sah listig zur Seite und sprach:

„Du heiratest ja noch gar nicht. Vorläufig schleicht immer nur ein Kerl auf dem Hof herum, von dem weiß ich nicht, was er mit dir anfangen will, und weiß auch nicht, ob alles in die rechten Hände kommt, was ich dir mitgeben soll."

Sie sprachen noch lange gegeneinander, und der Bauer beredete schließlich seine Schwester, sie solle erst heiraten und sehen, wie sich ihr Mann bewähre. Schlage er gut ein, so werde das Hochzeitsgut schon an den Mann kommen, eher aber nicht.

Und um den Unfrieden zu beenden, heiratete die Schwester jenen Bauern, der nur einige Kühe besaß.

Nach der Hochzeit kam ihr Bruder öfter in den Abendstunden herüber auf ihren Hof, beteuerte, das Hochzeitsgut sei trefflich aufgehoben, die Äcker seien mit frischer Saat bestellt und die Kühe bei bester Gesundheit; er wolle aber noch zusehen, wie sich der Schwager mache. Fing auch gleich an zu kritteln und zu nörgeln, das und jenes sei ungeschickt angepackt, und trieb sein Wesen so lange, bis ihm der Schwager den Hof verbot. Da lachte er und schlug sich auf die Taschen.

Sein Schwager starb in kurzer Zeit, und viele Leute gaben dem Rothofbauern die Schuld an seinem frühen Tode. Aber dieser ließ nicht merken, daß er sich betroffen fühle, suchte vielmehr seine Schwester, die keine Kinder hatte, zu überreden, sie solle ihr kleines Gut, das sie geerbt, völlig in seine Hand geben und wieder auf seinen Hof zurückkehren. Dort solle sie es gut haben bis an ihr Ende. Die Schwester schlug dies ab und hielt ihren Zorn zurück.

Da gebar die Rothofbäuerin einen Sohn. Er wurde in der Taufe Lorenz genannt. Zur Feier war auch die Schwester des Bauern geladen. Sie war in der letzten Zeit in große Not geraten und hatte alles bis auf eine Kuh und ihr Häuschen verkaufen müssen, um die nach dem Tode ihres Mannes sich regenden Schulden zu bezahlen. Gleichwohl erschien sie zur Taufe in ihrem besten Staate, und als die Gesellschaft um den Tisch saß und es sollte gegessen werden, da stand sie auf und sprach: „Heute will ich einmal beten."

Und sie schlug das Kreuz und begann mit starker Stimme das Vaterunser. Als sie aber gebetet hatte „Gib uns heute unser tägliches Brot", da brach sie ab und sprach mit glühenden Augen zum Bruder:

„Wie du es dem Toten versprochen hast und hast es nicht gehalten. Darum mußte noch einer sterben vor der Zeit, mein Mann, weil dein Herz hart war. Und darum sitze ich im Elend und weiß nicht weiter vor Schuld und Ungeduld und könnte leicht wieder einen Mann haben und mit ihm schaffen, wenn dir noch ein Mensch trauen könnte. Aber du bist, wie du bist, und kennst Dich selbst nicht mehr. Darum will ich mit meiner Kuh so alt werden, bis ich erlebe, daß dir recht geschieht."

Und sie wandte sich mit flatternden Gewändern vom Tisch und verließ die totenstille Stube. Die Leute sahen sie noch am Abend in einem Kornhaufen sitzen und in ein Mausloch starren. Sie kehrte von dort finster auf ihren Hof zurück, lebte in Armut ihre Tage und nährte sich von Milch und Brot. Das Kopftuch trug sie tief in der Stirn, ihre Nase wurde scharf und krümmte sich, der Mund zog sich zusammen: und wenn sie in der Dämmerung nach ihrer Gewohnheit in einem Busch am Wege kauerte, da erschraken die Leute vor ihr, wenn sie plötzlich herumfuhr.

Der kleine Lorenz wuchs unterdessen heran und wurde ein Grübler. Zu bäuerischen Arbeiten konnte ihn sein Vater nicht brauchen; wenn er das Vieh füttern sollte, stand er manchmal eine Stunde lang unter seiner Gabel Klee wie unter einem Baume träumend im Hof. Die Leute nannten ihn das Hasenmaul, denn sein Mund war zur Hasenscharte verwachsen. Er machte sich aber nichts aus dem Spitznamen, brachte vielmehr noch die Kinder des Dorfes gern damit zum Lachen. Oft lief er zur Muhme, vor der sich alle fürchteten; sie liebte ihren kleinen Neffen über alles. Als er aber auf das Lehrerseminar kam, hatte er nur in den Ferien knappe Zeit für sie, und als er sein Examen bestanden hatte und in seinem Geburtsdorf als Lehrer angestellt wurde, da vergaß er völlig den Weg zu ihr. Er wußte jetzt einen anderen Pfad: den Fluß hinunter, an der großen hölzernen Brücke hinab stand ein kleines Fischerhäuschen, in dem die schwarzäugige Lene wohnte, das schönste und ärmste Mädchen im Dorf, eine Waise, die nur ein paar Ziegen im Stall hatte. Die beiden trafen sich oft heimlich; sie liebten sich innig und wollten bald heiraten. Niemand wußte davon, nur die Muhme; aber zu ihr ging Lorenz nicht, ebensowenig wie zu seinen Eltern, deren Hof immer mehr verwilderte. Der Bäuerin fielen die Kinder vor der Zeit aus dem Schoße, der Bauer trank und überließ seinen Knechten das Regiment.

Lorenz und Lene saßen wieder einmal um die Dämmerung in den Weiden am Flusse und reßten ihre Hände ineinander. Da mußte Lorenz plötzlich lachen: Er sah den dicken Ortsiener auf der Brücke, wie er sich vergeblich abmühte, einen Haufen Leute ins Dorf zurückzuscheuchen. Die Menge kümmerte sich nicht um ihn, sondern hob ihn, wie der Wasserwirbel ine Feder, und trug ihn, den fetten Mann, über die dünne Brücke in den Hohlweg hinauf, n dessen Tannen schon der bleiche Mond leuchtete. Es war wie ein lustiges Schattenspiel. Da wandte sich Lorenz jäh um; er hatte Lenes Hand auf seiner Schulter gefühlt. Sie stand a mit zuckenden Wimpern, blaß und zitternd, und sprach:

„Lorenz, hör nicht auf mich, was ich dir jetzt sage. Du mußt ja doch dorthin gehen, wo die Leute jetzt zusammenlaufen."

Dann weinte sie heftig und fuhr unter Tränen fort:

„Es ist besser, ich sage nichts, sonst wird unsere Angst noch größer. Geh nur, Lieber, und omme in den nächsten Tagen nicht zu mir. Du mußt allein bleiben."

Auf der Brücke standen noch einzelne Gruppen von Frauen, ihre Kinder auf dem Arm. Sie brachen das Gespräch ab und wichen stumm zurück, als Lorenz an ihnen vorbeieilte. Die Hohle war finster. Wolken jagten über den Mond, die Tannen sausten über die Ränder der Hohle herab, und Lorenz mußte sich wundern, daß keiner von den Bauern zurückkam.

Nun war er auf der kleinen Hochebene, hinter deren jenseitigem Absturz die Stadt lag. Unter einer Föhre, die abgetrennt vom großen Wald einsam an der Straße stand, sah er einen schwarzen Haufen von Menschen, die im Ring um den hageren Baum standen. Die Männer hatten ihre Hüte abgenommen, die Frauen traten eine nach der anderen in den Kreis, bückten sich zu Boden und wichen dann erschrocken zurück. Lorenz ging langsamer. Als ihn die Männer erkannten, traten sie auseinander, und er sah in der Öffnung des Walles, soweit der Schatten der Föhre reichte, eine gebeugte Frau knien, die ihr Kopftuch tief in die Stirn gezogen hatte. Sie kniete unbeweglich und schien zu beten. Es war seine Muhme. Vor ihren Knien, das selbe Gesicht im vollen Monde, lag ausgestreckt ihr Bruder, sein Vater. Lorenz trat zögernd näher. Auf der Stirn des Vaters lief zum Auge hin eine schon vertrocknete Blutrinne. Die Arme lagen wie abgeknickt neben der Leiche, der halbgeöffnete Mund ließ die Zähne sehen, ein Zweifel, der Rothofbauer war tot. Der jähe Anblick des Vaters lähmte Lorenz; erst als der Bürgermeister zu ihm trat und ihm sagte, der Tote müsse an seinem Platze bleiben, bis das Gericht komme, bat er die Leute, sie möchten nach Hause gehen, er und die Muhme wollten die Totenwacht halten. Mit mißtrauischen Blicken auf die unbeweglich unter dem Baume kniende Muhme entfernte sich die Menge. Es wurde Mitternacht. Da stand die Frau plötzlich auf, sah Lorenz scharf ins Gesicht und sprach:

„Du glaubst wohl auch, ich hätte deinen Vater umgebracht?"

„Nein, Muhme," antwortete Lorenz ruhig, „aber ich habe mir die ganze Zeit Gedanken darüber gemacht, was jetzt in deinem Herzen vorgeht."

Die Muhme trat ein wenig aus dem Schatten der Föhre und sprach in die Luft:

„Gebetet habe ich, das Vaterunser, mein Kind. Aber es ist schlimm; über die Worte „Gib uns heute unser tägliches Brot" komme ich nicht hinüber. Gott helfe mir davon, aber ich bringe es nicht aus dem Halse heraus. Es liegt wie ein Stein da drinnen."

Und sie klopfte an ihre Brust und fuhr fort:

„Umgebracht hab' ich ihn nicht. Ob ich aber schuld bin an seinem Tod, das ist eine andere Sache. Weißt du, Lorenz, was man so manchmal in der Nacht denkt und wünscht, das wird zum Fluch, ohne daß man davon weiß."

Lorenz antwortete leise:

„Ich sehe schon, Muhme, du vergibst dem Toten nicht."

„Nein," sagte die Alte stark, „er ist tot und soll büßen. Aber die noch leben, an die will ich mich halten."

„Geh also zur Mutter und sprich mit ihr!"

„Zur Mutter? Der zittern wohl die Beine unter dem Leib. Die läßt sich von ihrem Knecht halten, daß sie nicht umfällt. Ist sie etwa hier, wohin sie gehört?"

Da stand Lorenz auf und faßte die Hand seiner Muhme. Sie war kalt wie die einer Toten. Er sprach: „So will ich dir von dem Meinen geben, bis du zufrieden bist."

Da faltete die Muhme ihren Rock auseinander und sprach bitter:

„Mach' mich wieder jung, mein Kind, wenn du kannst. Aber du siehst ja selber, daß es zu spät ist."

Und sie raufte die Blätter von einem Schlehdornzweig und streute sie auf den Bart des Toten. Dann ging sie ganz in den Schatten der Föhre zu Häupten der Leiche zurück und sprach mit unheimlichem Ernste:

„Ich muß dir einen guten Rat geben, Lorenz. Die Nacht wird immer größer in meinem Kopfe, und mir kann nur eins helfen: Laß jenes Mädchen fahren, das du heiraten willst. Dann haben die Toten und die Lebendigen Ruhe."

Und sie deutete gegen den schwarzen Basaltfelsen, der im Mond über dem Dorfe stand und fuhr fort:

„Dort am Stein war einst der Vater deiner Schwarzen und tat der Mutter deines Mädchens Unrecht. Ich sah seine Axt durch die Tannen schillern; sie fiel nicht auf das Haupt der Mutter, aber er hat sie doch langsam unter die Erde gebracht. Und man hat von keiner Buße gehört, solange er lebte. Aber sie muß kommen, ich will es so, hörst du, Lorenz, und solange ich atme, will ich, daß Recht und Rache geschehe, so wie dem, der da unter dem Baume liegt und kein Auge mehr hat. Sieh nur . . ."

Und sie bückte sich zu dem Toten nieder und hielt die Hand über sein Gesicht, daß sie Schatten warf:

„Siehe, er rührt sich nicht, wenn ich ihm das Licht nehme, so klein ist er geworden."

Dann trat sie wieder in den Baumschatten zurück und wartete auf Antwort.

Lorenz erschauerte. Es ergriff ihn eiskalt, seine Muhme sei irr geworden. Er wollte fliehen, aber sobald er die Augen erhob, um einen Weg zur Flucht zu erspähen, trafen sie die schwarze Gestalt seiner Muhme, die wie ein Schatten ohne Falten und Glieder unter der Föhre stand. Der Baum hörte auf zu sausen, die Muhme schien immer größer zu werden. Da sank Lorenz endlich in die Knie zu Füßen seines Vaters und fing an zu beten, so gut es seine Furcht erlaubte. Als die Muhme nach langer Zeit noch keine Antwort bekommen hatte, zog sie ihr Tuch tiefer in die Stirn, fiel unhörbar in die Knie und setzte ihr eintöniges Gebet fort, ohne Lorenz noch eines Blickes zu würdigen.

Das Gericht stellte Raubmord fest. Der Rothofbauer war mit einer großen Geldsumme vom Viehkauf heimgekommen und in der Nähe des Gehölzes erschlagen worden. Man nahm verschiedene Landstreicher fest, auch bei der Schwester des Toten hielt man Haussuchung, eine Spur aber wurde nicht gefunden. Der Knecht, der mit der Rothofbäuerin ein Verhältnis haben sollte, wurde einen Monat lang im Gefängnis festgehalten, mußte aber dann auch wieder auf freien Fuß gesetzt werden. Er kaufte sich in der Nähe ein kleines Gut, und als er so Bauer geworden war, warb er um die Hand der verwitweten Rothofbäuerin. Zwei Jahre nach dem Tode des Bauern war die Hochzeit.

Lene hatte sich in der ganzen Zeit von Lorenz ferngehalten und ihn immer abgewiesen, wo er ihr auch begegnete. Als es aber eines Tages im Dorfe hieß, sie wolle in der Stadt einen Dienst antreten, da ließ sich Lorenz nicht mehr länger hinhalten. Mit ungestümer Leidenschaft beschwor er sie, seine Frau zu werden, und sie sagte weinend zu. Kaum aber hatte sie ihr Jawort gegeben, da wich die Trauer von ihr. Sie hängte all ihre zurückgehaltene Liebe an Lorenz, und es gab kein glücklicheres Brautpaar in der Runde als die beiden. Der Pfarrer bot sie auf.

Einige Tage vor der Hochzeit ging das Paar zu den wenigen Verwandten, um sie einzuladen. Es war schon Abend geworden, als sie vor dem Hause der Muhme ankamen. Sie

wollten zuerst in stummem Einverständnis vorübergehen. Als Lorenz aber sah, wie sich in den ärmlichen Fensterscheiben das Abendrot spiegelte, da entschloß er sich anders. Es gab einen kurzen Kampf. Lene ging endlich allein ihres Weges weiter; denn sie fürchtete sich derart vor der Muhme, daß sie ihr auch auf der Straße ausgewichen wäre.

Als Lorenz die tannene Tür öffnete, saß die Muhme in der hintersten Ecke der Stube in ihrem geschnitzten Stuhl und hieß ihn von dort aus willkommen. Er lud sie verlegen zur Hochzeit, aber die alte Frau schwieg. Da wandte er ihr den Kopf zu und sah, daß sie ihre rötlichen Augen regungslos auf ihn geheftet hielt. Endlich sprach sie sanft, aber bestimmt: „Warum bist du die ganzen Jahre her nicht ein einziges Mal zu mir gekommen? Ich hätte dir manches sagen können. Aber du glaubst, du kannst mit deinen Büchern an Glück und Unglück vorbeikommen."

Sie stand auf, und als sie sich bis ans Gebälk der Decke aufrichtete, schauderte es Lorenz vor ihrem Geschlecht. Sie trat in den vorderen Teil der Stube, der im roten Abendrauche lag, und fuhr fort:

„Es wäre besser gewesen, Lorenz, du hättest Geduld gelernt und hättest die vom Wasser in Frieden gelassen. Ihr eßt jetzt einen roten Apfel, aber inwendig sitzt der Tod und wartet, daß ihm einer sein Gefängnis aufbeißt."

Da sprach Lorenz zornig:

„Ich habe dich zur Hochzeit laden wollen, Muhme, aber du gibst mir einen bösen Spruch mit heim. Wenn es aber so kommt, wie du meinst, dann soll es mich nur treffen, ich fürchte mich nicht."

Da zog sich die Muhme zusammen. Ihr Rücken krümmte sich, ihr Gesicht faltete sich unter dem Kopftuch, sie war wieder die böse Alte vom Wegbusch.

„Du fürchtest dich nicht," sagte sie, „weil du blind bist. Aber die Augen werden dir noch aufgehen, und du wirst auch mich öfter sehen müssen, als dir lieb ist. Geh nun fort, fort!"

Und sie schlich zu ihrem Stuhl zurück und erlosch in der Finsternis. Die Abendglocke scholl über die Gasse. Als sie ausgeklungen hatte, ging Lorenz.

Acht Tage darauf wurde die Hochzeit gehalten. Die Leute wunderten sich, als die Muhme nicht erschien, und sprachen allgemein davon, daß sie Lorenz noch einen Streich spielen werde. Aber man sah sie in der nächsten Zeit selten. Nur Nachts verließ sie ihr Gehöft und streifte herum. Die Leute hielten Lorenz und Lene für das glücklichste Paar, wenn er auch ein Hasenmaul habe und sie ungebührlich arm sei. Man sah die beiden selten auf der Straße und so bot sich vorerst keine Gelegenheit zu einem Zusammenstoß mit der Muhme.

Nach einer zweijährigen Ehe wurde Lene schwanger. Ihre Stunde lag im Mai. Das ganze Dorf freute sich mit Lorenz. Oft saßen die zwei in den milden Februartagen am Fenster und schauten nach dem Basaltberge hinüber, bis die Sonne hinter dem schwarzen Felsturme zerschmolzen war. Oft auch gingen sie im großen Schulgarten spazieren und frohlockten, als die Hecken grün und gelb wurden.

An einem milden Abend anfangs März ging Lene allein im Garten; Lorenz war in die Stadt zu einer Sitzung gegangen. Sie betrachtete das Sonnenbild, bis es hinter dem schwarzen Stein des Basaltberges verglühte, und konnte sich auch dann noch nicht von dem lieblich-schwermütigen Anblick losreißen, als es rundum schon violett dämmerte. Plötzlich raschelte etwas im Garten. Sie glaubte das Knistern eines Kleides gehört zu haben. Und sie hatte sich noch nicht völlig umgewandt, da griff sie in jähem Schrecken nach ihrem Herzen und bedeckte darauf mit beiden Händen ihren Schoß.

In der gegenüberliegenden Ecke des Gartens unter den dürren Ästen des grauen Hollunderbaumes hockte die Muhme und lugte unter dem schwarzen Kopftuch seitlich zu ihr her. Sie hockte unbeweglich wie ein lauernder Raubvogel, nur ihre Hände rollten unruhig unter der Schürze. Lene war so tödlich erschrocken, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Die Muhme sprach heiser und schnell:

„Ein schöner schwarzer, kalter Abend, Lenchen, was? Gar nicht recht zum Kindertrage Komm' setz dich zu deiner kalten, schwarzen Muhme auf den Boden. Sie kann dir vielleic vom Kindchen helfen. Eine Bank braucht's da nicht. Mach rasch!" rief sie plötzlich u schnellte auf.

Da stieß Lene einen gellenden Schrei aus, der in die benachbarten Höfe schallte, und fi ohnmächtig auf die Erde. Die Nachbarn trugen sie ins Haus. Die Muhme war wie ein Rau im Hollunder verschwunden. Die Männer mußten Lene versprechen, Lorenz nichts von de Vorfall zu erzählen.

Aber am nächsten Mittag bekam sie so heftige Schmerzen im Schoße, daß sie Lorenz bitte mußte, den Arzt zu holen. Lorenz eilte erschrocken in die Stadt und kam gegen Abend zurü Der Arzt konnte erst in einigen Stunden kommen. Lene lag in ihrem Bett, ihre schön Zöpfe rollten über die Decke auf den Teppich. Lorenz hielt ihre Hand und schaute sie u verwandt an. Sein Gesicht zuckte hilflos, und sein Mund glich verzweifelt einem Hasenmau Plötzlich fiel Lenes Haupt über seine Hände, und sie sprach mit gebrochenem Schluchze

„Ach Lorenz, warum muß ich nur immer denken, wir sind nicht mehr lange zusammen"

Lorenz strich ihr über den Kopf. Die dumpfe Traurigkeit, die seine Brust bedrängte, li ihn kein Wort finden. Lene richtete sich wieder auf, trocknete ihre Tränen und sagte dan ruhiger:

„Ich weiß jetzt, wovon meine Traurigkeit kommt: von den bösen, bösen Träumen."

Und als Lorenz sie heftig bat, ihm doch die Träume zu erzählen, begann sie:

„Weißt du, mir träumte, ich läge auf der Waldheide unter einem Ginsterbusch. Auf einm kam ein Huhn, so groß wie ein Pfau, durch das Gras und legte ein Ei vor meine Füße. Ku darauf stand, wie aus dem Boden gewachsen, eine alte Frau mit blutrotem, runzligen Gesic neben mir, hob das Ei auf und befahl mir, ich solle es essen. Sie schlug auch gleich mit eine Steine dem Ei die Spitze ein, aber da roch es so faul, daß ich mich ekelte und fortsah. Trotzde mußte ich es essen. Das war der erste Traum.

Gleich darauf sah ich, ohne zu erwachen, einen dürren Baum mit breiten Ästen vor m stehen. In dem Baum stieg ein Fuchs hin und her, und wenn ein Vogel in den Baum fl und sang, dann schlug er ihn mit der Tatze und steckte ihn in einen Sack, der ihm am Hal hing. Es kamen aber viele Vögel, und der Sack wurde bald voll. Plötzlich stand auch die al Frau mit dem blutroten, runzligen Gesicht wieder da. Sie schlug den dürren Baum entzwe machte ein großes Feuer daraus und hängte einen Kessel voll Wasser darüber. Als das Wass im Kessel zischte und kochte, rief sie dem Fuchs, und der holte alle Vögel aus dem Sack und g sie dem alten Weibe in die Hand. Die Hand wurde immer größer und die Finger imm länger. Sie hatte endlich alle Vögel in der Hand und tauchte sie so lange in das kochende Wass bis ihnen die Füße verbrüht waren. Das war der zweite Traum.

Zum dritten Male, als ich schon bald wach war, träumte mir, ich stünde in einem große langen Gang. Darin waren rechts und links viele Nischen eingewölbt. Und aus allen Nisch kamen schwarzgekleidete Leute heraus und machten einen Zug den ganzen Gang hinunte Einige von ihnen trugen Fackeln, denn es war Nacht, andere Fahnen, vorne sah ich ein Sarg, der oben einen Menschenkopf hatte. Die Musik spielte eine Zeitlang sehr hell. A einmal verstummte sie. Und nun sah ich am Ende des Ganges in der Finsternis eine gro Orgel. Die fing an tief und traurig zu spielen, der Sarg fiel langsam in die Orgel hina und alles wurde schwarz rundum, nur die Orgel brannte lichterloh. Das war mein letzt Traum."

Lene erblaßte und schaute voll süßen Dunkels ihren Gatten an. Beide rührten sich nic und es war Lorenz zum ersten Male, als schaue er in die Tiefe der Welt.

Der Arzt, der kurz darauf erschien, untersuchte Lene sehr genau. Er fragte sie streng, sie etwas Schweres gehoben habe oder ob ihrem Leibe sonst Schaden geschehen sei. Ab Lene verriet nicht, daß sie vor der Muhme zu Tod erschrocken war, sondern nickte geduldi

s der Arzt befahl, sie müsse heute noch in die Klinik der Stadt gebracht werden, denn das indchen wolle vor der Zeit ins Leben. Ja, sie bat Lorenz sofort, als der Arzt gegangen war, n Fuhrwerk zu besorgen, und erst als sie allein war, brach sie in leises Schluchzen aus. Sie eichelte alle Gegenstände, die in Reichweite waren und nahm von ihnen stummen Abschied.

Der Wagen knarrte im Hof. Der Wirt half Lene auf den Wagensitz tragen. Dort nahm Lorenz auf die Knie und schlang die Arme um ihren Hals.

Sie fuhren am Hause der Muhme vorbei. Die Alte schien hinter dem Fenster zu lauern, orenz wenigstens glaubte ihr fahles Gesicht hinter den Scheiben zu sehen. Lene bog sich in esem Augenblick völlig in seinen Arm hinein. Eine böse Ahnung durchschauerte ihn, aber er ib ihr nicht nach, sondern rief dem Wirte zu, er möge schneller fahren. Und als sie auf die oße Landstraße kamen und sahen die Sterne in den Apfelbäumen stehen, da wurden sie nz ruhig.

In der Klinik aber, als sie sich nach der Aufnahme plötzlich am Anfang eines langen weißen anges sahen, der in Lenes Saal führen sollte, wandte sich Lene zu Lorenz, der Abschied hmen sollte, und sprach: „Das ist der große, lange Gang . . ."

Am anderen Morgen war er schon in aller Frühe da. Er hörte, Lene habe noch nicht entnden; die Wehen hätten ausgesetzt, und man müsse sie mit Einspritzungen künstlich erzeugen. enn er wolle, könne er dort auf der Glasveranda warten. Er ging auf die Veranda, die er dem Garten hing, und wartete bis gegen Mittag. Da hörte er plötzlich einen Wagen f dem Gang vorüberrollen. Er riß die Tür auf und sah Lene auf den Kissen eines Rollttes liegen. Sie schlief, und schlafend wurde sie in den Gebärraum gefahren. Der Wagen rschwand hinter der grauen Doppeltür, die keinen Laut durch ihre Polster ließ.

Von Zeit zu Zeit kam oder ging eine Schwester, aber alle sagten dasselbe: die Wehen ließen s, das Siebenmonatkindlein liege verkehrt, und wenn es bis zum Abend nicht gekommen i, müsse es der Arzt mit Gewalt holen.

Die Sonne ging unter. Der Himmel verdunkelte sich. Lorenz betete. Gott erschien ihm, n Mann mit großen Flügeln, der über dem Krankenhause schwebte. Aber Lorenz sah mit ntsetzen, daß er die Flügel eines Drachen trug. Er suchte das Bild von seinen Augen fortzuischen, er kämpfte und betete. Da endlich stieg der erste Stern über der Ostecke des Gartens npor und Lorenz jubelte ihm zu, als sei jetzt alles gut.

Die Hilfsschwester winkte ihm nun freundlich, er möge herauskommen, der Arzt wolle mit m sprechen. Der Arzt, ein großer ruhiger Mann, eröffnete ihm, es sei notwendig geworden, s Kind gewaltsam zu entbinden. Er nickte nur.

Da ging die Tür zum Gebärraum auf, und Lorenz verstummte plötzlich.

Er sah Lene auf ihrem Bette liegen, gelb und regungslos. Lichtblitze, aus Glas und Instrumenten von den großen Bogenlampen gerissen, tanzten grell und lautlos um den Martersch. Die Schwestern wischten mit Tüchern Blut vom Boden. Die Oberschwester zählte er Kreißenden den Puls. Dann schloß sich die Tür hinter dem Arzt, der sich noch einmal r Lorenz verbeugte. Und während er im Gang wie ein Träumender wartete, während aus Gemäuer und Garten das Wispern und Wehklagen zahlloser Stimmen zu hören glaubte, eschah drinnen hinter den festverschlossenen Polstern die grausige Litanei.

Das Kindchen lag verkehrt, der Arzt gab sich große Mühe.

Er narkotisierte die Gebärende und drückte mit den Schwestern den schwangeren Leib. Da streckte das Kindchen ein Händchen aus dem Schoße, ein mageres, gelbliches Händchen.

Und weil es ungewiß war, ob es lebendig zur Welt kommen werde, nahm die Schwester ne Schale mit Weihwasser und taufte das Kind auf das Händchen.

Und weil sie nicht wußte, ob es ein Knabe oder ein Mädchen sei, sprach sie: „Ich taufe ich, Joseph oder Maria, im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes."

Und endlich schoß es heraus aus dem zuckenden Schoße. Es schien tot, und der Arzt erklär es für tot. Es wurde in ein Tuch gewickelt und auf die Fensterbank gelegt. Lene aber l im tiefsten Schlafe ...

Das alles sagte man Lorenz. Er ging tapfer aus dem Hause, Lene lebte!

Am nächsten Morgen erfuhr er, Lene sei tot, das Kind lebe.

Es habe auf einmal geschrien, und man habe ihm schon Nahrung gegeben. Ob er es seh wolle? Und schon ging ihm die Schwester voraus in einen von Kindern wimmelnden Soc nahm aus der Reihe der Bettchen ein Bündel und legte es Lorenz auf den Arm. Ein unendli kleines, verrunzeltes Gesichtchen schaute ihm entgegen. Er machte ihm zitternd ein Kreuz a das Stirnchen und fuhr mit ihm und der toten Lene in sein Dorf zurück.

Die Leute wunderten sich über ihn, als Lene begraben wurde. Er stand steif am Grab und als ihm die Leute Beileid wünschten, ließen sie seine Hand schnell wieder fallen, denn war kalt wie Eis. Die Muhme sah man nicht auf dem Begräbnis. Ihr Gesicht war in die Zeit hart wie Stein, und die Leute im Dorf raunten, sie bereite sich jetzt auf den letzten Kam mit Lorenz vor.

Lorenz gab dem Kindchen eine Frau aus dem Dorfe. Er erkannte den Taufnamen, d man ihm in der Klinik gegeben hatte, nicht an, sondern nannte es nach seiner verstorben Frau Lene. Es keimte wunderbar auf und gedieh trotz seiner sieben Monate. Ja, im Wint überstand es sogar einige Krankheiten. Das ganze Dorf liebte das kleine Wesen, weil es tapfer zu leben trachtete, und manche Frauen, die auch Kinder hatten, standen oft nur desha am Abend unten am Zaun, um es schreien zu hören. Wenn Lorenz bei ihm saß, blickte klar, spielte ihm mit den Händchen entgegen und lallte ihm seine Klagen und Freuden vo So kam der Vorfrühling des nächsten Jahres, und Lorenz fand wieder Nächte voll Schlaf u schweren Friedens.

Eines Abends im April, als die Pflegerin schon gegangen war, stand plötzlich die Muhm in der Stube an der Tür. Lorenz war erschrocken, als er sie sah, denn er hatte sie nicht komm hören. Auch die kleine Lene, die in ihrem Körbchen schlief, wurde unruhig.

„Ich wollte nur," sagte die Alte leise, „nach dem kleinen Lenchen sehen, ob es dir au gedeiht und wem es wohl ähnlich wird."

„Setz dich nur", antwortete Lorenz.

Die Muhme setzte sich umständlich auf einen Stuhl, versteckte die Hände in ihrer Schür und sah im Zimmer herum. Dann schüttelte sie den Kopf und sprach flüsternd:

„Ich will dir etwas sagen, mein Bub. Hier kommt durch alle Türen der Wind herei das ist nicht gesund für die kleinen Kinder. Ja, und was für ein Wind!"

Sie stand auf und schüttelte ihre Röcke, und wirklich fuhr jetzt ein kalter Windstoß durc Zimmer und bewegte die Vorhänge und das Tischtuch.

„Laß deine Scherze, Muhme," sprach jetzt Lorenz erregt. „Die Kleine hat den Wint überstanden, und ich werde sie wohl auch in den Sommer hineinbringen."

Die Muhme duckte sich wieder auf den Stuhl und sagte noch leiser:

„Die Zähne, lieber Lorenz, die Zähne sind schlimm. Wenn sie durch die Zähne hindurc kommt und erst ihr Brot beißen kann, dann kannst du wohl lachen. Aber ich glaube nich daß sie sich da durchwindet."

„Warum nicht?"

Die Alte schwieg. Ihre Hände arbeiteten unter der Schürze. Dann sah sie plötzlich Lore an. Ihre Augen waren rot von Weinen und Alter. Sie sagte:

„Weil sie keinen Schutz hat. Und darum bin ich gekommen und will dich bitten, daß du d Kleine zu mir herübertust. Bei mir ist's wärmer, und ich will sie Tag und Nacht warte Auf die fremden Leute ist kein Verlaß, weißt du. Und ich hätte gerne etwas Kleines um mic weil mich die Großen alle verlassen haben. Ich will mich dann auch zufrieden geben."

Sie versuchte zu seufzen. Aber ihr Seufzer klang wie Ächzen. Lorenz sah erst die Kleine an, nn sank er in Nachdenken.

„Du kannst ja dann immer zu mir herüberkommen", fuhr die Muhme fort. Sie schien zu cheln, aber ihr Lächeln dünkte Lorenz schrecklich in dem faltigen und verschatteten Gesichte. r stand deshalb auf und sagte über den Tisch hinüber:

„Nimm es mir nicht krumm, Muhme, aber ich kann dir das Kind mit dem besten Willen cht geben. Ich muß es immer bei mir im Hause haben, sonst könnte ich nicht leben."

„Mir geht es auch so", sagte die Muhme bitter.

„Dann muß es wohl auch so bleiben," erwiderte Lorenz. Es fiel ihm jäh ein, was ihm die te Muhme schon an Unglück vorausgesagt hatte, und er schrieb ihr alles zur Schuld an, was m bisher geschehen war. Deshalb dachte er auch nicht daran, was doch das einfachste ge- esen wäre, die Muhme in sein Haus zu nehmen.

Die Alte verlor plötzlich die Herrschaft über ihr Haupt. Es fiel ihr hinunter zwischen die nie. Sie schluchzte und kicherte in ihre Schürze:

„Das ist das tägliche Brot, mein Bübchen! Heulen und allein sein, das ist mein tägliches rot, und das ess' ich hinunter Tag und Nacht; und wenn's zu Gift und Galle wird, kann ich as dafür? Ich will's doch nicht, wahrhaftig nicht, und möchte mich lieber freuen als finster in. Aber das hat er mir einmal abgestritten, das tägliche Brot, dein Vater. Und du gönnst ir auch keine Liebe. Aber der Stecken, mit dem du schlägst, läuft von selbst auf dich zurück."

Sie stand auf, und ehe Lorenz noch recht gesehen hatte, war sie durch die Tür verschwunden. ur ein böser Geruch lagerte noch im Zimmer. Lorenz lüftete daher das Fenster, schloß es er schnell wieder, denn er sah die Muhme im Garten. Sie stand im Holunder und blies it geblähten Backen gegen sein Haus. Als er aber in den Garten lief, um sie zu vertreiben, ar sie nicht mehr zu sehen.

In der drittfolgenden Nacht gegen die zweite Morgenstunde, als ein hohler Sturm um as Haus ging, wachte Lorenz auf. Lene knurrte in ihrem Bettchen, und diesen Ton hatte er m dem Kinde noch nicht gehört. Am Morgen aber nießte sie und bekam schwer Atem. Der rbeigeholte Arzt erklärte, das Knurren sei ein Husten, man müsse das Kind vor Zug schonen. orenz entließ die Wärterin und wachte selbst bei dem Körbchen.

Am zweiten Tage bekam Lene kleine Erstickungsanfälle; der Arzt stellte doppelseitige Lungen- ntzündung fest und ermahnte Lorenz, er solle den Mut ja nicht sinken lassen, im Gegenteil, : solle versuchen, mit der Kleinen zu lachen und zu scherzen.

Am nächsten Tage strahlte die Sonne. Lene war fieberfrei und lag ruhig mit offenen ugen in ihrem Bettchen. Ja, sie lachte und zwitscherte zuweilen mit ihrem Vater. Als s dämmerte, wurde sie still, und Lorenz schaute zum ersten Male die unergründliche Schönheit rer Augen. In der Nacht, er wußte nicht, welche Zeit es war, fror ihn plötzlich. Er sprang if und eilte ans Fenster. Da sanken Wolken an den Scheiben nieder, wirbelnde Wolken n Schnee. Schnee strich um die schwarzen Bäume und erstickte die Knospen.

Lorenz wandte sich um. Jetzt erst dachte er an Lene. Sie atmete kurz und schnell und eß sich immer wieder mit kleinen Schreien aus der Luftnot hoch. Ein Schatten kroch über r Gesichtchen. Sie schlug mit den Händchen und sah den Vater manchmal so an, als er- arte sie von ihm Trost, als wisse sie, daß es jetzt zu Ende gehe, wenn er nicht helfe.

Da schluckte er, daß ihm die Brust weh tat. Mit beiden Händen hielt er sich am Korbe und ugte sich über das verlöschende Gesichtchen. Dann, obwohl ihm der Schmerz die Zunge rsteinerte, versuchte er zu lachen und jetzt — o es ging noch — zog er das Hasenmaul, mit m er als Junge die Kinder zum Lachen gebracht hatte. Und Lene schlug die Augen auf. r strahlte, Tränen liefen ihm übers Gesicht. Da hörte er plötzlich das Fenster knacken. Er haute kaum hoch. Der Fensterflügel ging langsam auf, er sah ein großes, schneebedecktes opftuch draußen im Garten und darunter das lauernde Gesicht seiner Muhme. Sie stand nbeweglich still, als das Fenster ganz offen war.

Plötzlich erkannte er die Gefahr: die eiskalte Zugluft. Er ließ den Korb los. Da sank die A wie ein Schatten zusammen und war im Schnee verschwunden. Er schloß das Fenster. Zitter ging er zur Kleinen zurück. Sie lag wehrlos da und röchelte, nun konnte er nicht mehr lache Gegen Morgen starb die kleine Lene.

Lorenz saß den ganzen Tag am Fenster, starrte in den Schnee und seine Augen suchten Stelle, in welche die Muhme in der vergangenen Nacht verschwunden war. Am spät Nachmittag erst näherte er sich der kleinen Toten. Ihr Gesicht war ganz gelb, die Aug halb geöffnet, die kleinen Lippen hellrot. Ihr Mund schien in ängstlicher Zufriedenheit lächeln, als sei jetzt alle Not vorbei.

Die Sonne verging im tauenden Schnee. Es wurde grau in der Stube. Da stand an Tür plötzlich die Muhme und schaute Lorenz an. Er wollte aufspringen, aber die kleine T stand dazwischen. Die Muhme sprach:

„Es ist nur wegen dem Kind ... Ich bin gekommen, um es zu holen."

Lorenz starrte sie an. Er verstand nicht, was sie sagte. Da kam sie mit schlurfenden Schritt näher und sprach: „Du hast es mir nicht geben wollen, als es noch lebte, jetzt sollst du mir aber nicht mehr verstecken."

Und sie streckte ihre hageren Arme aus und wollte das Kind aus dem Korbe nehmen. Aber Lorenz kam ihr zuvor. Er riß das Körperchen an sich und sprang davon. Da ließ Alte ihre Arme sinken.

Lorenz setzte in den Hof und von da auf die Gasse. Es war noch hell, aber zufällig war alle Leute im Stall oder in den Häusern. Er lief atemlos die Dorfgasse hinunter, bis er letzte Haus hinter sich hatte. Plötzlich lag, bis in den grauen Himmel verschneit, der ungehe Berg vor ihm, eine unfaßbare Kugel, über deren Rändern schon die Nacht flimmerte, schw und unbeweglich. Keuchend eilte er hinauf. Der Raum schmolz zwar, je höher er stieg, a einander, aber nur um unter den grauen Wolkenwänden eine Unzahl einförmiger schr bedeckter Hügel zu enthüllen, auf denen nur die regelmäßigen Geländer neben den verweht Pfaden sichtbar waren. Im Osten stand schon die Nacht, ein Tor von schwarzem Basalt. er vor dem Walde angekommen war, sah er sich um und erblickte die Muhme, die eben das D verließ und schwankend seine Spur verfolgte. Da brach er in den Wald. Die Totenstil die das dichte und fast schneelose Haus erfüllte, war ihm noch unheimlicher als das Schweig der traurigen Schneehügel draußen. Nun sah er den Basaltturm vor sich über dem Wa stehen. Er kletterte die kurzen Säulen, die wie Stufen lagen, hinauf, setzte sich nieder u legte das Kind, ohne es anzuschauen, über seine Knie.

Da flog nach einer Weile in der Niederung des Waldes ein Rabe auf und kreiste um die Tan die er soeben verlassen hatte. Zugleich fing da unten ein Mensch an zu heulen. Es war Muhme. Lorenz rührte sich nicht. Als die Stimme schwieg, stand er auf wie zu einer hei lichen Reise und ging vorsichtig gegen das Dorf zurück ... Am anderen Tage fanden ihn Bauern auf dem Friedhof unter dem Steinbild des Gekreuzigten, wie er ihm sein Kind e gegenhob. Er war die ganze Nacht auf und ab gegangen und hatte keinen Schaden vom Fr genommen. Nach dem Begräbnis verschwand er spurlos. Die Bauernburschen aber trieb die Muhme aus dem Dorfe in den Berg, denn sie glaubten, die Alte bringe Unglück, wo hause. Im Frühling fand man zuweilen auf den Gräbern von Lene und ihrem Kinde Schlüs blumen und zu Ostern sogar ein kleines Vogelnest mit gesprenkelten Eiern.

Da trug man eines Tages eine Greisin zu Grabe. Die Träger ergriffen gerade, als Priester die Weihegebete gesprochen hatte, die Seile und wollten den Sarg in die Grube las Da erscholl plötzlich aus dem Dickicht der Tanne, die hinter dem Grabe mit vielen anderen Ort umsäumte, ein leises, demütiges Lachen, die Äste bogen sich auseinander und das verwilde Gesicht ihres früheren Lehrers schaute einen Augenblick aus der Höhe auf die erschrock Gemeinde. Dann schlossen sich die Äste wieder, und die Zeremonie fand ungestört ihr En

Nach dem Begräbnis aber taten sich die Bauern zusammen, um Lorenz zu fangen und in e Irrenanstalt einzuliefern. Man hatte ihn in dem Berge gesehen, der dem Basaltberg genüberlag und der auf seinem Gipfel eine Kapelle des heiligen Michael trug. Die Bauern ldeten eine Kette und rückten geschlossen den Berg hinauf. Als sie vor der Kapelle anmen, sahen sie die Tür offen stehen. Auf dem Altare brannten die Kerzen, und auf den tufen saß die Muhme, das Haupt in die Hände gestützt. Sie lauschte den Klängen der kleinen rgel auf der Bühne. Als das Spiel beendet war, erhob sie sich. Sie stand einen Augenick groß vor dem Altar und ging dann Lorenz entgegen, der die Stufen der Orgelbühne rabkam. Die Bauern wichen zurück, als die beiden aus der Kapelle traten. Sie gingen and in Hand auf den Friedhof hinunter und brachten auf den Gräbern die Nacht zu. Man irte beide das Vaterunser mit lauter Stimme zu Ende beten.

Die Muhme kehrte darauf unangefochten wieder in ihr Haus zurück und ernährte Lorenz, ie sie es auch heimlich bei Nacht in ihrer Waldzeit getan hatte. Lorenz aber ging an einem jönen Sommermorgen von ihr. Er wanderte bis an die Mauern der kleinen Stadt, die ne Wegstunde entfernt lag. Dort in der Mauer hauste in einem Verlies von Kalksteinen der eise Geiger Kilian, der an Feiertagen über Land zog und fromme Weisen vor den Häusern ielte. Als Lorenz ankam, hatte sich Kilian gerade zur Fahrt gerüstet. Er schwenkte den Geigenck und fragte: „Nun, Lehrer, wollt Ihr mit mir gehen?"

„Ja", sagte Lorenz.

Und so zogen die beiden von Ort zu Ort. Später nahm auch Lorenz seine Geige aus dem ause, alles übrige ließ er dort. Sie spielten nun zu zweit vor den Häusern und auf den räbern, auch auf dem der Muhme, als sie gestorben war. Wenn ein Hase in jener Gegend n Mund verzieht, dann sagen die Leute: „Seht nur, er betet: Gib uns heute unser täghes Brot."

Diese Geschichte erzählte mir mein Vater in dem Walde, der über dem Rothof liegt. Ich gte ihm, daß ich nicht verstehen könne, warum sich denn alles an Lorenz gerächt habe nd nicht an der Bäuerin, die bis zu ihrem Tode auf dem Hofe ihres Knechtes saß.

„Weil die Muhme Lorenz am meisten liebte", sagte mein Vater ernst. Dann stiegen wir Gedanken zu Tal.

Mamynha

Wiener Zeitroman von Eduard Paul Danszky

2. Fortsetzung)

Mamynha lächelte. Sie hatte auch Erminia und die Kinder gehört. Gleichsam der Vollständigkeit wegen sagte sie noch, obgleich sie seine Bemühungen mit seinem Wesen nicht öllig im Einklang fand: „Auch meine Nuña ist um mich ruhlos. Sie weicht oft nächtelang icht von meinem Bette. Dennoch dank' ich Ihnen, mein Namenloser. Ihr Glaube tut so gut, uch in seiner Wandelbarkeit. Auch wenn er mich verstockt machen will gegen die Zeichen, aub gegen das vernehmliche Rauschen der verborgenen Quellen, von welchen mein Leben espeist wird."

Er verwies ihr allen Kleinmut mit einem hingebenden Lächeln. Er sagte: „Nicht Nuña oll an Ihrem Bette wachen. Um sie brauen heimliche Fieber. Ihre schwül brütende Angst ormt Bilder, die Sie erschrecken."

Auf Mamynhas Stirn war eine Furche gegraben. Selsam starr beharrte sie: ihr Mann ätte dieselben Bedenken.

Fehrbach errötete. „Wenn es dieselben sein können, Mamynha, ich empfinde sie ander Sie sollen nicht mißverstehn. Auch wenn ich Sie bitte, Elisa zu sich zu nehmen. Nicht we es Ihr Kind ist, Mamynha, den ‚Engel' Elisa."

Sie waren nicht mehr allein. Elisa hatt die runden Arme so fest um Mamynhas Ha gelegt, als müßte die würgende Ohnmacht ihre Liebe beweisen, Mamynha küßte sie atemlo Mister Woe stand regungslos neben ihr. Nur seine großen, grauen Augen sahen mit seltsame Forschen zu ihr auf. Bis sie auch ihn an der Hand faßte. So standen sie lang. Erminia muß Elisa aus den Armen der Mutter befreien. Es lag eine eigenwillige Härte darin, wie sie di Arme löste und die Kinder zum Essen zwang.

Fehrbach erzählte das bunteste Zeug, bis endlich ein Lächeln ums andere in den kleine Gesichtern aufzuckte. Heute würde er den ganzen Tag mit ihnen verbringen, verhieß er m drängender Freude. Aber Erminia hielt sie noch an den Tisch gebannt, bis die kleinen Mäul ihre schwere Arbeit getan hatten.

Mamynha blieb auch im Garten bei ihnen. Alles war im Schein der belebenden Son erquickt und gewandelt. Fehrbach erzählte Geschichten. Es machte nicht einmal Mühe, ihre Sinn für Mamynha und die Kinder gleich verlockend zu gestalten. Das Düstre war au gelöscht. Selbst als Mister Woe ein totes Vöglein brachte, das aus engem Nest gefallen sei mochte, war Fehrbach vom allmächtigen Glanz des brausenden Lebens so glücklich und sta geworden, daß die Schatten, welche mit diesem scheinbar belanglosen Kindererlebnisse no einmal heraufbeschworen, nicht standhalten konnten. Mister Woe wollte durchaus nic sterben. Zum erstenmal mochte in das Knabengehirn ein Strahl der Erkenntnis gelangt sei von der Unbeständigkeit alles Lebens. Auf sein gewöhnliches Inquirieren, ob auch er sterbe müßte, hatte Erminia verlegen gelächelt. Seiner Unnachgiebigkeit hatte sie endlich unwill entgegnet: es müßten ja alle Menschen sterben. Auch alle Tiere. Dies war der Anstoß z seltsamem Aufruhr. Der Junge war wie von fiebernder Angst ergriffen. Mit beiden Händ an Mamynhas Schoß geklammert, forderte er mit wütendem Eigenwillen: „Ich darf nic sterben! Ich will nicht sterben! Ich will Mamynha nie mehr ansehen, wenn ich auch sterbe muß." Mamynha war ratlos. Der rosige Schein auf ihrem Gesichte drohte hinwegzuschwinde

Da nahm Fehrbach den Zappelnden auf seine Knie und ergriff die kleinen, geballten Händ „Weißt du denn, Mister Woe, woher du gekommen bist?" Die Frage ließ das Weinen ver sickern. Die gebadeten Blicke sahen forschend zu Mamynha hinüber. Fehrbach fuhr fort „Ja, ja, von Mamynha bist du gekommen; weißt du noch, wie du bei ihr warst?"

Die Augen wurden größer und größer. Ihren leuchtend gespannten Bogen vermochte die Tränen nicht mehr zu erklimmen.

„Du weißt dich nicht zu erinnern, wie schön es da bei Mamynha war? Man spürte nic Schmerz oder Hunger. Man war so klein, wie das tote Vöglein, so winzig. Man schlief m ganz tief und fest. Siehst du, so wie du damals geschlafen hast in Mamynha, so schläft ma winder im Tode. So werden wir alle schlafen, wenn wir gestorben sind. Nichts wissen vo uns und den andern, so wie du von nichts gewußt hast bei Mamynha."

Mister Woe hatte die Hände um ihn gelegt. Sein Atem ging ruhig. Nur die großen Auge hatten die Schicksalsfrage an Fehrbachs Augen gerichtet: redest du wahr? Da alle schweigsa und ernst blieben, fragte der Kleine: „Ist man dann wieder in der Mamynha?"

Die herrliche Frau ergriff Fehrbachs Hand. Mit leisem, bebendem Druck auf diese Han sagte sie seltsam verklärt: „Natürlich, Kind, Mamynha stirbt ja zuerst." Diese Entgegnun ließ ihn eine Handbewegung von so anmutig knabenhafter Entsagung vollführen, als soll sie irgendwie besagen: wenn Mamynha gestorben ist, ist so alles vorbei.

So war der Tag gerettet. Wie die große Mutter Natur zu geheimnisvollem Ausgleic Sonne und Dunkelheit spendet und ihren Seelen und Seelchen mit weisem Wechsel be gegnet, so hatte das Schicksal an diesem Tag nur Freude und Glück mehr zu schenken, gleichsa als Entschädigung für den tränenreichen Morgen. In verworrenem Spiel mit den Kinder

den sich Mamynhas und des Freundes Hände bisweilen zu kurzem Begegnen. Es waren
h Edoardos Hände...

Gegen neun Uhr abends befanden sich Fehrbach und Schober auf dem Weg zu Thumayers Villa. Schober fragte mit grollender Gutmütigkeit: „Na, was haben Sie denn wieder erichtet?" Fehrbach erzählte mit seltsam werbender Wärme von den Kindern. Wie er her niemals auf ihre wunderbaren Offenbarungen bedacht gewesen, wie ihre Äußerungen adezu aufgezeichnet werden müßten. Er gab die Szene mit Mister Woe in eigener Färbung n besten. Wie er den Knaben gewissermaßen mit dem Sterben befreundet habe. Schober te seine rechte Hand auf des jungen Mannes Schulter und sagte mit wohlwollender Ironie: ringen Sie diese notwendige Resignation auch dem alten Knaben bei, zu dem wir jetzt jen." Fehrbach lachte. Er fasse es nicht gerade als seinen Beruf auf. Auch sei ihm der unde und kranke Lebenstrieb durchaus verständlich. Je tiefer man die Schönheit dieser enartigen Welt durchdringe, desto schwieriger sei wohl der Abschied. Schober schüttelte t Kopf. Sie waren längst von der Hauptstraße des Ortes abgebogen und strebten ade dem Hügel zu, auf dem Thumayers Besitz sich erhob. Während ihnen das stattliche rrenhaus entgegenleuchtete, das an beiden Seiten und wohl auch im Hintergrund von jen Zypressen düster umstanden war, wurde Schobers Stimme wieder freundlich ver- mbar. Sie würden vielleicht auf dem Rückweg, falls sie gleich lang aushielten, über den schied vom Leben sich irgendwie einigen können.

Er drückte den Knopf der elektrischen Klingel. Ein Diener in Leibjägeruniform führte sie die gewaltige Diele, welche dem Anscheine nach der geplanten Lustbarkeit dienstbar gemacht r. Der Raum war bereits zwanglos belebt und eine schwirrende Unterhaltung im Gange, lche mit der gemütvoll verklärten Banalität des Schrammelquartetts ein einiges Ganzes jab. Fehrbach fand in dem rauchdurchqualmten Raum einige auffallend schöne Mädchen- ichter. Von bekannten Physiognomien bot sich nur Hofrat Krenelli und das Ehepaar itzer dar. Bevor er indes vom raschen Überblicke ganz unterrichtet war, nahm ihn eine junge, nde Person mit graugrünen Augen in Empfang, welche nach Art der zu Einfluß gelangten enstboten die Hausfrau vertrat. Sie bewegte sich in einer weißen Nonnentracht, einer antastischen Nachahmung der weiblichen Prämonstratenser, mit einer so urwüchsigen, kind- jen Weltlichkeit, daß das Kostümhafte ihres Charakters von den Angekommenen leicht rchschaut werden konnte. Schober tätschelte väterlich ihre beiden Wangen, die sie geradezu rbot. Fehrbach sah, daß ihr gesundes Gesicht mit Sommersprossen dicht übersät war, ne daß es dem natürlichen Reiz ihrer Erscheinung abträglich gewesen wäre.

Sie bahnte ihnen einen Weg zu dem Lager des kaiserlichen Rates, welches auf einer sehr eiten Ottomane improvisiert war. Sein gelblicher, fast haarloser Kopf in den hohen, weißen ssen drückte mit erwartungsvoller Lebendigkeit die Bereitwilligkeit aus, sie besonders will- mmen zu heißen. Von seinem übrigen Körper war augenblicklich nur die linke Hand be- glich, welche sich ihnen mit fuchtelndem Eifer entgegenwarf. An einem Finger glitzerte einem Platinreifen ein Solitär von erstaunlicher Größe.

Sie traten neben den vierteiligen Wandschirm, dessen zwei Mittelstücke mit englischen Gobelins apiert waren. „Lassen Sie sich nicht genieren, Schober", war die erste Aufforderung. Ind auch Sie, mein kleiner Assisi, tun Sie sich nach Belieben hier um. Denken Sie, was Sie llen, nur gefälligst nicht laut." Das von hundert Falten linierte Gesicht lachte mit einer eichsam gelähmten Grimasse, deren Wehmütigkeit Fehrbach manches zu denken gab. Er stellte Grüße von der Mama der Frau Generaldirektor, überhaupt von den Damen. Thu- ayer versuchte wieder zu lachen: „Die Familie der Mimosen. Na, schade, daß sie nicht er sind — die jungfräulichen Seelen!"

Fehrbach nahm irgendwo Platz, da Schober wie unbeteiligt die riesige Halle durchschritt. r hatte die Fähigkeit, ganze Gruppen von Menschen wahrzunehmen, ohne daß es zum Gruße m. So blitzschnell war sein Blick wieder anderswo.

Fehrbach ließ sich von der eigenartigen Umgebung allmählich gefangen nehmen. Hier w betonter Reichtum. Üppige Gediegenheit. Dennoch Geschmacksplagiate. Dem Eingan zunächst ragte in einer Ecke, die dadurch ein Übergewicht bekam, ein riesiger Ofen mit weiße Kacheln bekleidet, wie ein behaglicher Turm, dem eine Amphora aus Steingut mit niede hängenden Girlanden aufgesetzt war. Die getäfelten Wände waren bis an die Decke m Jagdtrophäen bedeckt: Krikeln, Geweihen, Tierköpfen, skelettiert und ausgestopft, Auer- un Birkhähnen und einigen ausgespannten Fächern aus den blaubeperlten Federn der Häh Von der Mitte des mit Holzschnitzerei verzierten Gewölbes hing ein massiver Luster aus wei gebleichten Geweihschaufeln der Damhirsche. Etwa in Kopfhöhe waren die Trophäen dur eine herumgehende Reihe echter, sehr ansehnlicher Riedinger unterbrochen, alle in gleiche Rahmen aus gebeiztem Wacholder. Das Mobiliar war Chippendale, die wenigen Tischche welche aus anderen Räumen entlehnt waren, trugen kleine Teppiche oder englische Gewe mit figürlichem Einschlag als Überzüge.

Noch ehe Fehrbach den überall zugänglichen Reichtum erschöpft hatte, stand Schwest Henriette, die Diakonissin, auf einmal vor ihm und bot Frankfurter Würste an. Er griff z gespannt auf irgendein kleines Gespräch mit dem weiblichen Haushofmeister, von dem Aufschlüsse erhoffte. Sie lachte mit blendendweißen Zähnen: „Ein frugales Abendesse nicht wahr?" Er fragte, ob die Herrschaften denn untereinander bekannt wären? Sie hat die riesige Topfschüssel niedergestellt. „Die Mitwirkenden schon", antwortete sie beziehung voll. „Aber Sie brauchen sich nicht zu ängstigen, Herr von Fehrbach." Ihre Handbewegun ließ sich gleich drastisch nur übersetzen: bei uns kommt es auf solche Äußerlichkeiten nicht a Auch er mußte lachen, weil sie ängstigen sagte. Er machte also immer wieder den Eindru einer irgendwie wahrnehmbaren Jugendlichkeit. Wie alt, glaubte sie denn, daß er wäre Sie legte ihr Gesicht in nachdenkliche Falten und sagte: „Genau dreißig." Dann lachte mit der Drolligkeit eines Bauernmädchens: „Aber ich weiß es natürlich von den Mädche die Dienstboten erzählen alles." Sie übersprudelte plötzlich von einer wichtigtuenden Ve traulichkeit. „Seien Sie ja nicht zu eingebildet! Man hätschelt Sie bei Kamms nur desha so gegen alles Herkommen, weil Sie dem Bruder der Frau Generaldirektor so ähnlich sei sollen wie ein Zwilling dem andern." Sie war wieder fort. Von ihrem harmlosen Geschwä fühlte er sich fast beunruhigt, besonders von dem Andeutungsvollen. Da war man also berei eine Angelegenheit Payerbachs, eine Hintertreppenfigur und der Held des Kolportag romans, den die Dienstboten träumten.

Endlich kam Schober zu ihm mit zwei großen Pokalen, herrlichen Überfanggläsern m tiefblumigem Wein. „Sie müssen entsprechend mittun, kleiner Fehrbach, im nüchterne Zustand werden Sie mir versagen." Fehrbach hatte sich rasch erhoben, um dem alten Her den kostbaren Wein abzunehmen. Er hatte recht artig gedankt. Er hielte schon aus, solan es seinem hohen Gönner gefiele. Dabei verbeugte er sich ungemein jungenhaft, so daß Schob ihn sehr familiär unterfaßte und Arm in Arm mit ihm stehenblieb. Sie übersahen das Ganz als stünden sie im ersten Theaterparkett und musterten die zurückliegenden Reihen. Die Mus war auf einer vorhandenen, stilvollen Estrade untergebracht. Es mochte, da es von de hohen nach außen gebauchten Fenster wie ein verstümmelter Erker dalag, als Arbeitsplätzche einer erträumten Hausfrau gedacht sein. Schober winkte dem alten Gitarrespieler zu, eine sehr ansprechenden Vorstadttyp. Fehrbach erklärte er: „Der letzte erhaltene Partner de Brüder Schrammel." Während sie hinsahen, empfingen sie die alten Wiener Weisen nic mehr als Bruchstücke. Der lebenskräftige Rhythmus eines Ländlers von Lanner schwan sie ein paar schöne Augenblicke herum, pulste in ihren Gliedern, in ihrem Herzen. Fehrba bat: „Wollen Sie mich dem Hofrat Krenelli vorstellen?" Es zog ihn eigentümlich zu de fatalen Dreiblatt, welches in dem heiteren Mosaik der Gesellschaft die düstere Note abga obgleich die drei tranken, rauchten, lachten, wie alle andern. Spitzer starrte gerade m flackernden Blicken zur Musik. Schober sagte: „Wenn Sie durchaus wollen. Aber falls S

amit nur eine Artigkeit verbinden, junger Mann, muß ich Sie aufklären, daß der bewußte
Herr vielleicht damit rechnet, von Ihnen nicht beachtet zu werden." Dennoch schritt er im
Rhythmus des Liedes zu den dreien, dicht vor Fehrbach. Der Herr Hofrat hatte Schober
mit konventionell ergebenem Lächeln empfangen, einem bewachten Lächeln, das die schlechten
Zähne nicht freigeben durfte. Fehrbachs Vorstellung wurde mit äußerster Flüchtigkeit wahr-
genommen. Fehrbach spürte während einer Sekunde zwei blutlose Finger in seiner Hand.
Auch Frau Spitzer war abweisend, doch nicht ohne Neugier im Blick. Nur der Philharmoniker
trich, nachdem sie einander begrüßt hatten, verlegen an Fehrbachs Armen herab. Mit ver-
orener Geste. Fehrbach war abgekühlt. Dennoch fragte er mit jenem sichtbaren Aufwand
n Höflichkeit, zu welchem die Jugend sich bisweilen aufrafft, wenn sie einer undankbaren
Aufgabe mit gebotener Ausdauer obliegen muß: wie sich der Kaiserliche Rat befände? Damit
nan nicht unbewußt ihm länger, als notwendig wäre, zur Last fiele.

Krenelli war über das Interview sehr verblüfft. Er antwortete mit der gleichen Höflich-
eit, gleichsam um das Abweisende der Worte sanft auszugleichen: der Hausherr fühle sich
n seiner Art ziemlich wohl, wie man übrigens sehen könne. Einen Augenblick mochte das
Verantwortungsgefühl des Arztes, das sich irgendwie bezweifelt sah, in ihm regsam geworden
ein. Er setzte um einen Ton zugänglicher hinzu: „Man muß einem so eigenwilligen Naturell,
venn es nicht seine Biegsamkeit einbüßen soll, mit größter Nachsicht begegnen. Fühlt ein
olcher Kranker seine körperliche Vitalität in Frage gestellt, dann tritt eben ein gesteigertes
Bedürfnis nach der noch möglichen, geistigen Aktion zutage. Es beschwingt sich die Phantasie,
oder man muß ihr direkt dazu verhelfen. Schöngeistige Lektüre existiert für den alten Herrn
nicht. Man steht also einseitigen Möglichkeiten gegenüber. Vergessen Sie dies nicht, wenn Sie
den Damen zu Hause Bericht erstatten." Er tat einen langen Zug aus seinem Pokal, aus
dem gerade zuvor Frau Spitzer getrunken hatte, hatte das Gefühl, eine regelrechte Kon-
sultation hinter sich gebracht zu haben und ließ den Ärger darüber, daß sie ohne Entgelt erfolgt
war, noch in unfreundlichen Worten mitklingen: „Vergessen Sie bitte nicht!".

Schober, der fortwährend nervös auf einem Beine gewippt hatte, übernahm den Dank.
Er sagte: „So ähnlich hat sich auch unser Laienverstand unterrichtet, wir danken, Herr Hofrat!
Übrigens erinnern Sie sich noch soweit, durch wen Schwester Henriette in Thumayers Haus
gekommen ist? Ah — auf Ihre Empfehlung? Ja, ja, es stimmt schon, es stimmt außer-
ordentlich." Seine Blicke taten unbekümmert belustigt. Fehrbach bekam noch das genuß-
reiche Schauspiel: den unsicher gewordenen Hofrat sich gegen Schober devot verbeugen
zu sehen. Mit jener kritischen Ehrerbietung, welche gleichsam nach der Zahlfähigkeit des
Klienten musikalisch gestimmt ist. Auch Schober empfand es. Während er Fehrbach an den
verlassenen Tisch nachzog, sagte er mit einem Lächeln, das voll leidender Güte war: „Dies
Katzbuckeln muß Sie nun entschädigen. Aber ich bin vielleicht im Unrecht, wenn ich gegen
diese scheinheilige Baderzunft so verstimmt bin. Sicher ist daran schuld, daß in diesem Beruf
die reichsten Möglichkeiten zu aufrechtem Menschentum liegen. Daß jede Unzulänglichkeit,
die Moral oder das Metier betreffend, von ungeheuerlichster Wirkung sein muß. Und zu
wissen, daß die Mehrzahl nichts als geschäftstüchtige Scharlatane sind, besonders in unseren
Tagen, das verbittert einen so sehr, daß man vergißt, wie viel Großes, Unschätzbares die
Guten unter ihnen geleistet haben. Lassen Sie sich natürlich nicht durch ein Erlebnis bestimmter
Art einseitig machen wie ich. Vielleicht ginge es bei Ihnen auch nie so tief. Sie sind sehr
beweglich. Glücklicherweise!" Er trank und rauchte. In seinem fernen Blick war der Wider-
schein von etwas Unheilbarem.

Fehrbach war an diesem Abend, welcher für ihn nur der Abschluß eines ungewöhnlich
begebungsvollen Tages war, viel weniger bewacht. Er strich plötzlich sanft über die fein-
gliedrige Hand, die in trostloser Unabänderlichkeit auf die Tischfläche klopfte. Schober lächelte
wieder. „Sie sind ein guter Kerl!" sagte er. „Sie hören deshalb eine kleine Geschichte, die
bisher nur vier Menschen kennen. Die Beteiligten! Ihnen wird sie manches klarmachen.

Ihnen sozusagen Lichter aufstecken! Plauschen Sie's aber nicht ohne Nötigung herum. Also: ich kannte eine kleine Baronin. Nicht gerade die große Leidenschaft, nicht die sogenannte: ‚Die oder keine!' Aber immerhin eine charmante Dame, deren Dasein ich mit wachsendem Wohlwollen wahrnehmen mußte. Eine Dame, der ich immer öfter begegnete, wobei ich allein der verantwortliche Regisseur der Zufälligkeit dieser Begegnungen war. Eine Dame, deren absichtslose Zutraulichkeit auch meinen abgefeimten Skeptizismus und Egoismus langsam entwaffnete. Es war eine sehr charmante kleine Baronin. Nur ein wenig zu viel betriebsam für meinen Geschmack. Wenn eine Frau geistig so regsam tut, stimmt gewöhnlich körperlich etwas nicht ganz. Es stellten sich auch sehr bald die Anzeichen ein: Schwäche, Appetitlosigkeit und Nikotinsucht. Mir hat die kleine Frau riesig leid getan. Die Freude über ihre erfolgreiche Wirksamkeit hatte sie nach dieser Richtung vollständig blind gemacht. Sie ließ sozusagen Gefahr, die immerhin nicht wertlosen Reste ihrer Körperanmut ganz zu vergeuden. Da wollte ich blutiger Dilettant in der Menschen- und Weltkenntnis, statt die arme Haut durch eine Heirat vom Fleck zu kurieren, wozu ich langsam doch Mut bekommen, zuerst für ihr vernachlässigtes Wohlbefinden Sorge tragen. Sie werden vielleicht schon erraten? Ja, ich drang in sie, zu einem bekannten Heilkünstler zu gehen. Damals war gerade der Humbug systematischer ‚Körperertüchtigung' aufgekommen. Na, wer denkt denn daran, daß etwas, wofür man ein Heidengeld zahlt, für die Beteiligten so schief ausgehen könnte? Kurzum, die Baronin war einverstanden. Sie wurde kurios gründlich untersucht, was nicht ohne Peinlichkeiten ablief, wozu sie sich aber als vernünftiger Mensch mit einem bestimmten Ziel vor den Augen schließlich herbeigelassen. Sie werden lachen, daß ich noch jede Einzelheit weiß, obwohl ich gar nicht dabei war. Obwohl ich's nur aus ihrer Erzählung kenne. Aber kürzen wir etwas ab. Es war als erste Notwendigkeit festgestellt worden, daß zunächst, um der drohenden Degeneration der Brüste methodisch abzuhelfen, Massage und gewisse Beugungen, Dehnungen, Drehungen zu üben wären. Natürlich müßte dabei auf die Haltung des ganzen Körpers und vor allem der Beine entsprechend Bedacht genommen werden. Der feine Herr hatte also die in dieser Hinsicht etwas naive Person solang im Evakostüm unter dem mannigfachsten Hokuspokus vor sich üben lassen, wobei seine Nachhilfe und allernächste Nähe fast unvermeidlich war, bis ihr nach und nach künstlich erwärmtes Blut gegen die gleichfalls sehr methodischen Reizungen zur Wollust, die bei den Massagen mitunterliefen, vollständig wehrlos war. Bei überreizten Damen ist übrigens dieses gewiegte Verfahren überflüssig, der Mann wollte aber ganz sicher gehen. Sie dürfen nicht aus dem Auge lassen, daß die kleine Baronin eine sehr vermögende Dame war. Ich hätte von dem Ganzen nie eine Ahnung bekommen, jedenfalls nicht vor meiner Werbung — wenn mir nicht zufällig in einer Gesellschaft der famose Doktor Eisenbart selbst die Augen geöffnet hätte, einzig durch die unsagbar widerliche Art, wie er dieser Dame beim Eintreten die Hand geküßt hatte. Mit jenem diskreten, feierlichen Überdiehandbeugen. Wenn gewisse Männer feierlich werden, bleibt einem nur die Narkose übrig. Der vornehme Engel hätte sich ohne ein beide bedrückendes Einverständnis niemals von einem bezahlten Arzte so die Hand küssen lassen. Das empfand ich wie eine Offenbarung. Da ich ein Freund des geraden Weges bin, fragte ich meinen erklärten Liebling, ob meine Vermutung nicht einiges auf sich hätte? Sie gestand mit der Offenheit der naiv Verführten und war nur darüber verstört, daß ich mein Entsetzen hinter der Frage verbarg, ob sie denn niemals dem Mann ins Gesicht gesehn hätte? Dies war nämlich das Unverständlichste: dieser Spezialist hatte seit jeher ein grauenhaft häßliches, ein trostlos widerliches Gesicht. Stellen Sie sich statt der Augenbrauen zwei beinahe nackte, riesige Wülste vor, die ein volles Öffnen der Augen geradezu unmöglich machten. Er mußte nach Art der Kurzsichtigen die Augen immer halb zusammengekniffen halten. Man sagt, daß solche wulstartige Wölbungen über den Brauen neben niedriger Stirne den Verbrechertyp offenbaren, ich weiß es nicht, ich bin dem Himmel nur dankbar, daß der Mann diese Wülste hat, daß man seinem Blick nicht begegnen muß. Denn schlagen Sie meine Widerstandsfähigkeit nicht gering an, ich treffe den

Menschen noch immer in Gesellschaft. Er verschanzt sich sogar hinter einer gefälligen Schönheisterei, hinter künstlerischen Passionen, er drängt sich in alle irgendwie wertvollen Konzentikel. Aus diesen tausend Beziehungen flicht er sich ein undurchdringliches Netz, das seine Erbärmlichkeit irgendwie schützt, verbirgt. Denn können Sie sich ein unfeineres Gewerbe denken, als das jenes Mannes, der sozusagen das Gebrechen, für dessen Beseitigung und Heilung er bezahlt wird, zu seiner Befriedigung ausnutzt? Mein Schützling ist freilich vor ihm glücklich behütet. Die kleine Baronin hat einen Baron gefunden, der die Seelenstärke hat, für tausend Vorzüge den einen Nachteil in Kauf zu nehmen, denn er ist vor der Heirat über die bewußte ärztliche Behandlung einwandfrei aufgeklärt worden. Ich habe mich leider zu solcher antiken Größe nicht aufraffen können und mußte mich später auch noch dazu verstehen, meine Erfahrung als Angelegenheit der beiden Eheleute allein zu betrachten. Das heißt, ich durfte den feigen Piraten, der sich ein Weib nicht anders zu erobern getraut als durch ärztlichen Kunstgriff, nicht einmal unschädlich machen oder sein einbringliches Metier gefährden." Fehrbach war tief erschüttert. Er sagte: er begriffe nun vieles. Aber Schober schüttelte mit dem grauen, noch vollbehaarten Kopfe. „Nichts verstehn Sie, kleiner Fehrbach! Ich habe in den diversen Kurorten noch ganz andere Dinge erlebt, aber ich will Ihr kindliches Gemüt nicht allzu schwer belasten. Trinken wir auf das Wohl der kleinen Baronin, sie war die Schlechteste nicht." Sie stießen an. Fehrbach sagte: „Der Hausherr scheint Außergewöhnliches im Vorhalt zu haben, denn die jungen Schönheiten sind plötzlich verschwunden, und man trifft verheißungsvolle Anstalten."

Die Musiker hatten ihr Podium verlassen und daneben an einem Tische Platz genommen. Nach feierlichem Tusch schwebte von irgendwo eine entzückende Siebzehnjährige vor und begann einen Spitzentanz. Es war eine anmutige Preisgabe wunderbar geformter und unirdisch belebter Glieder. Ein Capriccio von Nymphenbeinen. Die graziöse Bewegung und Entfaltung der Arme, des Körpers, der Füße war dem Krankenlager des Hausherrn zugewendet, der mit zwinkernden Augen dankte. An seiner Seite stand Schwester Henriette. Seine bewegliche Hand war irgendwo in den weißen Gewändern verfangen. In den Augen der Schwester flammte ein grüner, feuchter Schein zu dem rosigen Wunder auf der Estrade hinüber.

In kurzen Pausen folgte Tanz auf Tanz. Von fünf Balleteusen. Zeitweise wechselten sie im Solo- und Dreitanz. Es war ein erlesenes Schauspiel. Fehrbachs Augen waren gleich gebannt. Die seltsam kultivierte Gebändigtheit dieser Kunst hielt Erotik und Laszivität in einer sanften Verklärtheit. Es war eine Apotheose! Schober erklärte: „Es sind Damen vom Opernballet. Der alte Kauz läßt sich den Abend schon etwas kosten." Plötzlich tönte auch das Knallen von Champagnerpfropfen. Backwerk wurde gereicht. Brötchen mit erlesenen Gaumenreizen. Der Veuve Cliquot brachte erhöhte Stimmung. Das Schrammelquartett begann mit feurigen Weisen. Nationaltänze wurden vorgeführt in buntfarbigen, überladenen Trachten, die das Verlangen nach der Nacktheit des Trikots geheimnisvoll schürten. Die Balleteusen, welche nicht gerade ihrer leichtfüßigen Kunst dienten, schwebten in zierlichen Schritten oder kleinen Kreiseltänzen auf einem Fuß vor den Kaiserlichen Rat, der für jede das prickelnde Kompliment des alten Kenners hatte. Danach waren sie scherzend unter die Gäste gemischt, knabberten von raschdargebotenem Backwerk und nippten aus den kühlen Champagnerkelchen. Auch an Schobers und Fehrbachs Tischchen stand auf einmal eine schlanke Libelle mit glasigen Schwingen, das Trikot ein weitmaschiges Netz aus zartesten Seidefäden. Sie neigte das mit grünschillernden Fühlern maskierte Köpfchen und zwitscherte: „Ich komme in besonderer Sendung zu dem heiligen Franz von Assisi." Schober bot ihr mit seiner würdevollsten Grandezza einen Sitz an. Sie saß wie ein artiges Kind. Schober war sehr belustigt. Auf Fehrbach weisend sagte er: sie wäre zwar am rechten Platze, denn der junge Mann an ihrer Seite stelle mit einigem Geschick den bewußten Heiligen dar. Doch sei seine Enthaltsamkeit mehr erzwungener, also durchaus fraglicher Art, es fehle ihm nur die würdige Partnerin. Das heitere Geschöpf, dessen ungehemmte Einbildungskraft sich ungemein

leicht und anmutig in das zeitlos beschwingte Wesen einfühlte, das sie verkörperte, schuf einen schönen Sommertag über blauem Gewässer. Ein sirrendes Seelchen tanzte die Ewigkeit von wenig Minuten ihren Brauttanz. Fehrbach hatte das gefährliche Moussieren des Champagners im Blut. Seine junge, im Augenblick unbeschwerte Seele tanzte mit. Schober stand in stiller Entzücktheit Pate. Ihn nahm die irgendwie doch entsinnlichte, lautere Freude völlig gefangen. Es war nur ein Spiel von ganz lichten, silbernen Silben, ein Flirren von Blickfunken, ein Rausch, der aus den Fingerspitzen vibrierte, kein rohes Tasten, nicht die Tölpelhaftigkeit taumliger Geilheit. Dann war die Libelle entschwunden. Nur ein Hauch ihrer ätherhaften Verkörperung war in dem milden Parfum zurückgelassen, das gleichsam nur mehr an dem Glas verfangen war, aus dem sie getrunken hatte. Sie stand schon verkleidet als Pußtaschöne in ungemein zierlichen, faltigen Röhrenstiefeln aus rotem Saffianleder. Ein Csardas ward intoniert. Ihr Blick war seltsam entschelmt. Sie gab sich den Anschein von Melancholie. Der junge, feurige Körper wies Dehnungen, schweres Blut sickerte empor... Aus andern Grunde stieß Schober Fehrbach an, der ganz hingegeben war, der nur Augen für das werbende Bild hatte. Es war irgendwie zu ihm hergeschenkt. Er fühlte es mit einer beklommenen Empfängnisfreude. Aber von Schober ernüchtert, sah er Spitzer, wie er plötzlich dem Primgeiger die Violine abnahm und den Csardas mit anderm Blut, mit dunkler, lastender Schwere erfüllte. Er führte die Heurigenroutiniers wie ein Zigeunerprimas. Die kindliche Pußtaschönheit improvisierte nach der stimmungsvollen Wandlung seiner Klage und tanzte die Unerwecktheit des Mädchens, die konvulsivische Entflammung der Jungfrau! Er ging wie verloren von Tisch zu Tisch, als müßte er Unerklärliches, Unsagbares Unwilligh orchenden mit Bogen und Fiedel in Erinnerung bringen. Schmerzeswindungen, Zorneswallen, das Tasten nach einem Messer, ohnmächtiges Hinschleudern und neues, raubtierartiges Schleichen, Raserei — alles nur Sekundenträume der Bluthitze. Und wieder Klagen, unmenschliches, entmanntes Schluchzen, tierhafter Trieb, an dem sandigen, heißen Boden hinschwelend, gezuckt, geduckt, gähnend. Dann wieder Schellengeläute, ein Licht wie von blauen und weißen Bergen, eine Urerinnerung. Fehrbach hatte das Pußtamädel plötzlich verloren. In seinem Ohr war ein erstickter Schrei. Aus der Richtung, in welcher er den Hofrat wußte. Spitzer hatte mit schrillem Streich plötzlich abgebrochen. Ein paar Takte vorher hatte er an dem Tische seiner Frau gespielt. Mit dem vulkanischen Feuer seiner Beduinenaugen hatte er die Frau gleichsam zu bannen versucht. Sie hatte trotzdem den Arm, der leicht an Krenellis Schulter geschmiegt war, nicht weggezogen. Er hatte ihrem Blute noch aufgespielt. Das Blut kannte nicht Mitleid. In der blitzartigen Wut des weinerhitzten Gehirnes hatte Spitzer die Geige in Krenellis Gesicht geschlagen. Niemand hatte den Vorgang in dieser ernüchterten Grellheit erschaut, nur Schober und Fehrbach. Die andern hatte die Pußtaschöne mit dem Zauber der unsagbaren Gefügigkeit ihrer Körpergrazie umsponnen. Der kleine Vorfall blieb ohne Folgen. Krenelli hatte das fahle Gesicht mit den Fingern rasch übertastet nach einer Blutspur. Die Furcht vor dem Skandal würgte in ihm alles andere nieder. Spitzer hatte sich nach dem Anfall in qualvollem Ekel niedergekrümmt, wie ein den Schlag fürchtendes Tier. Dann hatte er einen Augenblick entgeistert die Geige angestarrt. Es war eine Saite gesprungen. Er riß sie mechanisch ab. Aber der Tanz war geendigt. Das Pußtamädel hatte den Mißklang gespürt: der Geigenton war das Irrlicht, dem sie über die Pußta gefolgt war in die dumpfen, versteckten Erdlöcher der Zigeuner, an Tod und Leben, an seltsamen Begierden vorbei. Als der Ton abriß, hatte sie sich erlöschend niedergeworfen. Alles war in zitterndem Aufruhr. Man umdrängte die Kleine, aber sie entschwand den Händen und Blicken. Schobers Arm lag auf Fehrbachs Schulter. In seinen Augen schimmerte unerlöste Vaterliebe. „Sehen Sie, Ferry Fehrbach, hier ist in jedem Wunder der Mißklang. Sie müssen Java erleben, Ferry!" Er sagte in unbewußter Formung des nur auf eines bedachten Ausdruckes: „Ferry". Er fuhr fort: „Java, wo die Menschen vom Licht entwaffnet sind. Wenn Sie wollen, nehmen wir die kleine Libelle mit, obwohl ihrer dort zu Hunderten um die Gestade des Paradieses

schwirren. Es ist die Märcheninsel, die einzige, auf welcher der Pöbel nicht zu gedeihen vermag, höchstens der importierte."

Sie tranken, trotz des edlen Weines gedankenbeschwert. Java hatte Fehrbach sofort an Mamynha gemahnt. Mamynha! Konnte nicht auch sie dieselbe anmutig beschwingte, zeitlose Libelle sein? Oh, mehr, viel mehr! Ein Ton ihrer Stimme schwang in ihm auf. Jenes: „Komm, o komme bald" aus dem Brahmslied. Er sah sie als seltsam gefesseltes Lichtgeschöpf. Die gefangene Nachtigall. Das ausblutende Herz. Seine Libelle mit abgerissenen Flügeln. Wunderbar war er plötzlich vom Wein befeuert. Nun fand er den wahrhaften Mut zu ihr. Die lange ängstlich gehegte Täuschung schwand. Er mußte zu ihr, an ihrer Seite, in ihrer Nähe ausharren. Mußte ihr Hilfe, Rettung bringen durch sein Wesen, seine Art. Ob sie jetzt seine Gedanken fühlte? Wie er ihr nah war? Wie ihn die Libelle, der ungetrübte Hauch der Jugend zu ihr geführt hatte? Ihre Jugend bedurfte der Entkerkerung. Ihr beider Wille genügte, ihr Vertrauen. Sein Gehirn hatte den gewohnten dithyrambischen Schwung.

Aber Schober rüttelte ihn seltsam auf. Als ob er dem berauschten Rhythmus mit stillerem, bedächtigerem Schritte gefolgt wäre, sagte er plötzlich: „Da bringen sie das der kleinen Elisa und Mister Woe mit!" Er hatte aus einer Seitentasche zwei große Tafeln Milchschokolade gezaubert. Er drang sie Fehrbach mit wehmütigem Lächeln auf. „Es sind zwei eigenartige Seelchen, Sie haben recht; wiewohl alle Kinder wahrscheinlich solche Wunder abgeben könnten, wenn man genug Zeit und Verwendung für ihre Äußerung hätte. Natürlich hängt auch viel von den Eltern ab, aber ich glaube, es ist wie bei der empfindlichen Flora. Man kann so ein dürftiges, verkümmertes Pflänzchen aus seinem unergiebigen Erdreich ausgraben, freilich mit seinen Wurzeln, kann es in den richtigen Humus versetzen und ihm etwas Sonne zugänglich machen."

Fehrbach nickte. Er hatte düstere Gedanken zu verscheuchen. Was waren die Wurzeln? Er wurde beinahe hart. Er spürte die Kinder als Fesseln an den Boden, ans Erdreich der haftenden, klebenden Scholle, als Boten der eigenen Wandlung, Entäußerung, des Verzichtes, Boten des Todes! Oh, wie die neuen Knospen den locker sitzenden alten Blüten Welken und Absterben bedeuteten! Wie die Fortsetzung den Anfang erledigt, ersetzt machte!

Schober mahnte zum Aufbruch. Er sagte: „Ihre Züge sind häßlich geworden, Sie denken an Dinge, die Ihrem Wesen nicht gemäß sind." Er erhob sich. Auch Fehrbach stand auf. Etwas Fremdes fiel von ihm ab. „Sie haben recht," sagte er betroffen, „ich war in Gestrüpp geraten". Sie schritten zu dem dicht umdrängten Lager des Hausherrn, um für den genußreichen Abend zu danken. Thumayer war sehr enttäuscht, daß sie schon gehen wollten. Schober sagte: „Ich spreche nur für mich, gehen Sie eigentlich mit ‚Ferry?" Fehrbach erklärte, daß er von der Reichhaltigkeit des Dargebotenen geradezu erschöpft wäre. Man sei als friedlicher Landbewohner solche außergewöhnliche Begebenheiten gar nicht gewöhnt. Aber man sei deshalb doppelt dankbar. Er versprach, sich dem alten Herrn sehr bald für eine Pikettpartie zur Verfügung zu halten.

Schwester Henriette kam ihnen entgegen. Sie sagte mit leiser Stimme: „Gehen Sie nur endlich, er muß wieder Ruhe bekommen. Die andern werd' ich schon los."

Schober und Fehrbach entfernten sich mit freundlichen Grüßen. Schober lachte plötzlich: „Es ist nicht die unbefugteste Totengräberin. Gleichwohl verkauft sie den Alten sozusagen noch bei lebendigem Leib. Sie werden lachen über mein ernstes Beteuern, daß die Reichen sehr arme Teufel sind." Fehrbach brachte Schober nach Hause. Dann stürmte er noch lange, bis zum Morgengrauen die verlassenen Wege dahin...

Mamynha hatte einige Besuche gemacht. Bei der Familie eines Feldmarschalleutnants, bei Frau Naus und im Hause eines Obersten der Artillerie. Die Herrschaften hatten zuvor in der Villa Elisa ihre Karten abgegeben; man hatte auch bereits einige freundliche Worte gewechselt. Obgleich es über artige Komplimente, galante Redensarten und einige Teenachmittage nicht hinausging, mußte sie diese Gesellschaftlichkeit ihres Mannes wegen auch

in Payerbach pflegen. Man hatte sie ausgefragt, wann der Generaldirektor einträfe. Sie hatte etwas befangen von seiner Überbürdetheit gesprochen. Es war nun über zwei Wochen, daß er unsichtbar blieb. Auch im Sekretariat des Tennisklubs war sie gewesen und hatte für einige Tage abonniert.

Als sie zurückkam, sah sie sich schon an der Gartentüre von der Mamain erwartet, mit jenem mütterlichen Lächeln, das vorbereitete und verbarg. Das Lächeln, mit welchem den Kindern bittere Medizin dargereicht wird. Mamynha faßte ihre Hand. „Was gibt es, Mamain?" Die Mamain beschwichtigte: „Nichts, Mamynha! Dein Mann kommt mit dem Abendzug. Er hat telephoniert, daß er nicht mit dem Auto ankommt." Mamynha war während einiger Sekunden entfärbt. Sie sagte: „Endlich!" Aber das Wort war entseelt.

Obgleich alles vorbereitet war, traf sie noch einige Anordnungen, geschäftig umsponnen von den Dienstboten, welche ihrer Willfährigkeit einen besonderen Sinn gaben. Es war mit Geduld zum Ausdruck gebracht: für den Herrn! Auch die Kinder wurden gesucht und von den Mädchen umständlich bearbeitet, wobei Erminia und Carola das Hastende, Erwartungsvolle etwas dämpften. Aber auch sie waren heimlich erregt. Die Achtzigjährige wurde im Vorbeigehen gemustert, ob ihr schwarzes Spitzenkleid und der Wust von befransten Tüchern sauber und in gutem Stand war. Selbst beim Mittagstisch, welcher der herrlichen Sonne wegen im Gartenhaus gedeckt war, schwanden die Zeichen der allgemeinen Bedrücktheit nicht ganz. Nur die Kinder waren an der geheimnisvollen Spannung nicht mehr beteiligt. Sie aßen mit sorgloser Heiterkeit und bedangen sich aus, daß Fehrbach zum Bahnhof mitgehen müßte. Mamynha sah mit seltsamer Erwartung in sein Gesicht. Er sagte: „Ich habe eine Piketpartie verabredet, ich werde den Herrn Generaldirektor erst beim Souper begrüßen." Mamynha war erleichtert. Elisa schmollte: „Du mußt mitgehen, Mann!" Sie verstand nicht, daß Mamynha sie nicht unterstützte. In kurzen Pausen verlangte sie immer wieder: ihr Mann müßte auch mit. Fehrbach bemühte sich, auch den Frauengesichtern an der mildtätigen Sonne Anteil zu geben. Er erzählte von Thumayers köstlicher Abendgesellschaft und wie sie geendet. Er wußte dessen Lebensgier in so heiterer, verständiger Art darzustellen, daß Mamynha bald ein Lächeln fand und mit allerlei Fragen in ihn drang nach dem Verlauf des Abends, nach seiner Teilnahme an dem Gebotenen. Er wurde nicht müde, die graziösen Geschöpfe zu loben, ihre unnachahmliche Kunst zu bewundern, zu betonen, wie es riesig bedauerlich wäre, daß die Damen nicht mitgekommen. Es sei wirkliche Kunst dargeboten worden, die immer dezent sei. Er beschrieb mit schalkhafter Übertreibung, wie besonders eine Libelle von so berückender Natürlichkeit gewesen wäre, daß sie sein seelisches Gleichgewicht ernstlich bedroht hätte. Er mußte sie den Kindern genau beschreiben. Ob sie noch hier wäre? erkundigte sich Mister Woe. Dann fanden die Kinder in einem chaotischen Spielen mit Worten die Zauberformel: Mamynhalibelle.

Nach dem schwarzen Kaffee blieb Mamynha mit einer Handarbeit im Garten. Sie saß auf einer Bank, Fehrbach in einem Korbstuhl vor ihr, während die Mamain ganz nahe der Urne saß. Fehrbach war von der strahlenden Sonne so ungeduldig nach inniger Mitteilsamkeit, daß er ohne Vorbereitung begann: „Warum sind Sie so bedrückt, Mamynha?" Ein verwunderter, eigentümlich verwirrter Blick antwortete ihm. Er fuhr fort: „Ich weiß, daß oft ein Gedanke genügt, eine bloße Ankündigung, um auf unser Wesen düstre Schatten zu werfen; es bedarf nicht des Ereignisses, nicht der Menschen, die uns bedrücken. Aber liegt nicht alles an unserem Willen zum Licht, zum Glück? Wir haben noch so viel Glück vor uns, kommt mir immer wieder vor, daß ich auch den größten Erniedrigungen des Schicksals gewachsen zu sein glaube."

(Fortsetzung folgt.)

Der Dichter des „Hasenmauls"

Josef Magnus Wehner ist am 14. November 1891 im Dorfe Bermbach in der Rhön geboren. Der Vater ist Lehrer, die Mutter Bauerntochter von einem Waldhof. Nach Volksschule, Lateinschule und Gymnasium besuchte er die Universität in Jena und in München. Aus dem Kriege kehrte er mit einer schweren Verwundung zurück. Er tauchte inniger in die Vergangenheit der eigenen Seele und in die ersten heimatlichen Erlebnisse hinab. So schlossen sich alte und junge Eindrücke zuerst zu den Bildern einer großen epischen Dichtung zusammen. „Der Weiler Gottes" (1920) begleitet die Familie durch den ganzen Umkreis ihres Lebens. In den drei Gesängen des „Vorhofs" öffnet sich die heimatliche Landschaft, dann führt der Weg durch die gotische Halle der Religion und mündet am Herzen der Geliebten. Aber erst das bäuerliche Mutterhaus, das im Mittelpunkt des anschließenden dreiteiligen Epos vom Leben und Tod des Großvaters, des Bauern vom Waldhof steht, bedeutet endgültige Versöhnung und Heimgefundenheit und der „glorreiche Berg" überkrönt Natur und Christentum in mythischer Durchdringung.

In diesem Sinne steht „Der blaue Berg" (1922) über der Geschichte des Jungen. Aus vergangener Generation droht der Schatten erblicher Belastung auf seine Zukunft zu fallen. Ein Stück Priester und ein Stück Bauer lebt in ihm. Davon sind seine frühesten Eindrücke bestimmt, die ihm aus der Umgebung, dem Vaterhaus nahe dem Friedhof und aus dem ersten Umkreis von Spiel, Freundschaft und Liebe erwachsen, die sich manchmal in Kirchhofsgedanken von einer fast an Gryphius erinnernden Schwermut verbohren und sich dann immer noch zu träumerischer Vielfalt verflüchtigen. „Doch keiner ist anders im Traum, als er im Grund der Seele ist", so rechtfertigt der Vater irgendwie den Sohn, der sich nie mit gangbaren Erklärungen zufrieden geben will, der ohne Verständnis für das Alltägliche immer an das Unwahrscheinliche zu glauben geneigt ist. Es wimmelt in seiner Vorstellungswelt von Unholden und Selbstmördern, Teufeln und Schweden, Umgängern und Ahnfrauen. Aber es ist, als ob ihm aus solchem Umgang doch eine besondere Kraft herwüchse. Er übt überlegen beänstigenden Einfluß auf das Maßlose in Mensch und Tier und erledigt schwierige Geschäfte mit einem beachtenswerten natürlichen Takt. Und ganz allmählich findet sich das Üppige und Verworrene in erste künstlerische Formen, so wie diese Geschichte selbst aus verschiedensten Ansätzen eines gelockerten Aufbaus in die Beruhigung einer organischen Form überleitet.

An diesem Punkt aber schließt der Roman und an diesem Punkt auch verselbständigen sich die Träume und Visionen zu phantastischen Legenden und Novellen. Der Band „Die mächtigste Frau" (1922) rundet Kindheitserinnerungen und überkommenes geistiges Gut zu Gebilden, die formvollendet sind, obwohl sie immer vielsagend schließen, oder eigentlich überhaupt nicht schließen. Sie sind im weiten Bereich des Märchens anzusiedeln, aber sie liegen auch auf der Linie einer Legendendichtung, die von Tieck und Gottfried Keller herkommt. Schon der „Gesang" im „Weiler Gottes" brachte kaum zufällig eine Erinnerung an das Tanzlegendchen: Maria, die am Himmelfahrtstag Urlaub nimmt, um zum Tanz zu gehen. In den Umkreis dieser Erzählungen gehört auch noch die „Tropfenlegende" (1923), die Geschichte vom Hauptmann Longinus, der Christi Seite durchsticht und durch herabfallende Blutstropfen in einen anderen, symbolischen Sinne sehend wird als es die mittelalterliche Legende gewollt hatte: Er wird der treueste Streiter des Herrn.

Bis hierher ist uns das dichterische Werk Wehners überblickbar.[1]) Ein Roman „Birge", der für Herbst 1923 angekündigt war, ist bis heute nicht erschienen. In mehrfacher Hinsicht Fortsetzung des „Blauen Berges" soll er die von mancher Feindschaft, von Krieg und Unglück bedrohte

[1]) Im Delphinverlag München: Der Weiler Gottes; bei Albert Langen, München: Der Blaue Berg; Verlag Die Heimkehr Pasing: Die mächtigste Frau, Die Tropfenlegende; bei C. H. Beck, München, Struensee.

Liebe eines Studenten zu dem Bauernmädchen Birge zur glücklichen Vereinigung führen technisch einen Schritt weiter ins Klar-Epische, ins reflektionslose Bild bedeuten, in dem Menschen und Taten durch sich selber wirken. Der augenblicklich in Arbeit befindliche „Vulkan" hat noch eine Absicht mehr: Den deutschen Menschen zu erziehen, so wie es die großen Franzosen nach 1870 getan haben. Verschiedene Dramen warten im Schreibtisch, das erste kommt Mitte März zur Uraufführung in Bonn. Ein Epos in Hexametern „Mariä Höllenfahrt" ist stückweise aus Vorlesungen bekannt geworden.

Das bisher letzte, in der Sammlung „Stern und Unstern" (Beck, München) erschienene Werk, eine historische Monographie über „Struensee" zeigt die Darstellungsgabe Wehners von einer neuen Seite. Nüchtern und sachlich, hält sie sich vom Romanhaften völlig frei, bezieht sich unmittelbar auf die Quellen und hält dem Leser den ungetrübten Spiegel einer Zeit vor, in der ein rascher Aufstieg den Ehrgeizigen über die Flut von Lüge, Leidenschaft, Herrschsucht und Genuß emporhebt, bis mit fast barocker Gegensätzlichkeit ein ebenso rascher Sturz ihn vernichtet.

Auch die Novelle „Das Hasenmaul", die hier zum erstenmal veröffentlicht wird, zeigt den Dichter auf dem Weg zu neuen Zielen. Groß und düster ist der Geist einer in besten Überlieferungen sich bewegenden Dorfgeschichte verwirklicht, das Erbe Gottfried Kellers nach einer anderen Richtung hin weitergeführt.

München. Arthur Hübscher.

Neuerscheinungen

Seinen beiden chinesischen Bänden hat Eduard Fuchs, zusammen mit Paul Heiland wiederum bei A. Langen in München, Die deutsche Fayencekultur folgen lassen. 175 S. über die Fayencen, die Herstellungsorte, Sammlungsmöglichkeiten heute und einstmals usw., 8 farbige und 96 schwarze Tafeln, 150 Abbildungen im Ganzen, Ganzleinen M. 38. Fuchs hat mit einem Spürsinn, der einzigartig ist, wieder einmal ein Stiefkind der Sammler ins schönste Licht gerückt, und wiederum, wie bei der „Tang-Plastik" und den „Dachreitern" ist kein einziges Museumsstück darunter, sondern alle die prachtvollen wiedergegebenen Fayencen entstammen der Privatsammlung Heilands, die, zwischen 4000 und 5000 Nummern umfassend, die größte derartige Privatsammlung in Deutschland ist. Fast alle alten deutschen Fabriken sind vertreten, mit Formen und Gegenständen, von denen die wenigsten Sammler eine Ahnung hatten, besonders reich natürlich das 18. Jahrhundert. Von Georg Fuchs stammt die allgemeine sittengeschichtliche Einleitung mit ihren Ausblicken und Exkursen in die verschiedensten Lebensgebiete, von Heiland die Beschreibung der einzelnen Tafeln. Der Band bedeutet einen Markstein auf dem Gebiete, in bezug auf Text, Auswahl, Beschreibung, Wiedergabe und Ausstattung.

Der Goethe-Kalender 1926 (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung) bietet die in den landläufigen Ausgaben fehlenden dramatischen Fragmente „Pandora" und „Nausikaa", letzteres mit Erläuterungen über Plan, Anlaß und Beziehungen dieser Dichtung zu Goethes Leben. Von den sonstigen Beiträgen sei der an den Abdruck der Terzinen auf Schillers Schädel (1826) geknüpfte Aufsatz des verdienstvollen Herausgebers Karl Heinemann hervorgehoben; unter den Buchbesprechungen die über die Urheberschaft des hymnischen Fragments „Die Natur", das wohl in Goethes Werke von ihm selbst aufgenommen ist, in den Korrekturen auch seine Hand zeigt, tatsächlich aber allem Anschein nach doch von dem Schweizer Tobler ist.

Ein Muster und Vorbild eines Gaukalenders ist der „Mainbote von Oberfranken 1926" (Schulze, Lichtenfels, M. 1). Es wäre zu wünschen, daß jeder Stamm alljährlich ein gleich treffliches Heimatjahrbuch bekäme.

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 16. März 1926
Verantwortlicher Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim

Zur Deutung der sozialistischen Bewegung

Von August Winnig in Potsdam

Die Unterschiede zwischen der sozialistischen Bewegung der einzelnen Staaten sind außerhalb des Sozialismus immer schärfer bemerkt und ernsthafter untersucht worden als von den Sozialisten selber. Wohl haben auch die Sozialisten diese Unterschiede gesehen. Aber sie waren ihnen jederzeit unbequem, weil sie dem Schematismus widerstrebten, zu welchem die materialistische Geschichtsauffassung notwendig hatte führen müssen. Diese Unterschiede zeugten von der Einmaligkeit jedes Volkstums und seiner Lebenslinie und stellten damit die Voraussetzung in Frage, auf welcher der marxistische Internationalismus beruht. Diese Voraussetzung ist Gleichläufigkeit der Interessen der „Proletarier aller Länder". Muß man aber zugestehen, daß im Leben eines jeden Volkes Kräfte von solcher Stärke weben und wirken, daß sie selbst der sozialistischen Bewegung volkhaft bedingte Eigenformen aufzwingen, so wird damit die innere Wahrscheinlichkeit einer internationalen Solidarität der Klassen hinfällig. Darum haben die Sozialisten diese Unterschiede immer als unbequem empfunden, und es hat sie nicht gereizt, sie näher zu untersuchen. Außerhalb der sozialistischen Bewegung ist das öfter geschehen, und auch dieses Heft mit seinen Aufsätzen über westeuropäischen Sozialismus darf als Beitrag dazu gelten.

Trotz aller Unterschiede ist die sozialistische Bewegung aller Länder aber doch in einem tieferen geschichtlichen Sinne verwandt. Sie stellt die Hauptform dar, in welcher sich das Hindrängen der neuentstandenen Schichtung des Lohnarbeiters zum geschichtsgestaltenden Wirken vollzieht. Dieses Drängen kennt auch andere Formen. Aber keine hat es zu solcher Bedeutung gebracht, wie die sozialistische Bewegung. Zu dieser Verwandtschaft tritt eine zweite. In allen Ländern sind die Theoreme, welche den Geist der sozialistischen Bewegung ausmachen, nicht von der neuentstandenen Schicht des Lohnarbeiters, sondern von bürgerlichen Intellektuellen gefunden und formuliert worden. England bildet hier scheinbar eine Ausnahme. Soweit diese Ausnahme nicht nur Schein ist, führt sie zu wertvollen Aufschlüssen hin. Man wird dem Wesen der sozialistischen Bewegung nicht gerecht, wenn man sie schlechthin als Arbeiterbewegung nimmt und sie allein vom Arbeiter ableitet und vom Arbeiter aus zu verstehen trachtet. Man darf diesen bürgerlichen Antrieb an ihr nicht übersehen. Arbeitertümlich ist an dieser Bewegung alles, was mit sozialwirtschaftlicher Selbsthilfe zusammenhängt, arbeitertümlich ist das Gewerkschafts- und Genossenschaftswesen, soweit es als wuchshafte Tat und nicht als propagandistisch-spekulative Idee entstanden ist. Bürgerlich ist die Theorie, bürgerlich ist die politische und historische Zielsetzung, bürgerlich ist die „proletarische" Weltanschauung, welche diesen arbeitertümlichen Bildungen aufgepfropft ist. Die Entwicklung des französischen Sozialismus läßt diese beiden Linien sehr deutlich werden; der Richtungsstreit, aus dem die Geschichte des französischen Sozialismus besteht, ist ein Streit der Intellektuellen, an dem einige Tausend Arbeiter nur als Statisten beteiligt waren. Der bürgerliche Einfluß auf die sozialistische Bewegung in den einzelnen Ländern scheint um so größer zu sein, je mehr die Zahl der Intellektuellen den Bedarf der bürgerlichen Gesellschaft übersteigt. Was nicht

durch Teilnahme an den Funktionen der bürgerlichen Gesellschaft Bindung und Sicherung des Daseins findet, sucht diese außerhalb, und ein Teil wird sich dann immer zum Führertum der neuaufsteigenden Schichtung drängen. Wenn sich in der Arbeiterbewegung Englands kein erheblicher Führereinschlag bürgerlicher Herkunft nachweisen läßt, so erklärt sich das damit, daß England keine überschüssige Intelligenz hatte, sondern den bürgerlichen Nachwuchs in der Industrie, in Handel und Schiffahrt und in seinen Kolonien entsprechend verwenden konnte. Dafür haben Frankreich und Italien um so mehr, und der Charakter ihrer sozialistischen Bewegung zeugt davon.

Diese Zusammengesetztheit der sozialistischen Bewegung darf nicht übersehen werden, wenn man den geschichtlichen Sinn dieser Bewegung deuten will. Bleibt es dabei, daß die Aufwärtsbewegung der Arbeiterschichtung in Geist und Zielsetzung an die abgestoßene Bürgerlichkeit ihrer heutigen Führung gebunden ist, so kann von ihr niemals die Kraft zu einer großen, die Tiefen des Lebens ergreifenden Neuformung ausgehen. Denn der Geist, den die soziale Bewegung von dieser Bürgerlichkeit empfangen hat und weiter empfängt, ist bar der erneuernden Kräfte. Er ist eine spekulative Steigerung und Verzerrung des Geistes, der einst die bürgerliche Gesellschaft schuf. Er ist Verfall, nicht Erneuerung. Er ist Konstruktion, nicht Wachstum. Die heutige sozialistische Bewegung leidet an diesem Widerspruch, daß sich hier die erneuernde Kraft einer jungen Schichtung mit dem Geiste des Verfalls verbunden hat und dadurch zwar nicht aufhört, Kraft zu sein, aber doch nicht die schöpferische Kraft ist, nach welcher die Zeit dürstet. Dieser Widerspruch in der sozialistischen Bewegung ist nicht in allen Ländern gleich groß und gleich deutlich. Aber er gehört zu ihrem heutigen Wesen und man wird dieses Wesen nicht verstehen, wenn man sich dieses Widerspruchs nicht bewußt ist.

Der Sozialismus in Frankreich

Von Geheimrat Dr. Karl Diehl,
Professor für Volkswirtschaft an der Universität Freiburg i. B.

Die sozialistische Bewegung in Frankreich weist die größten Unterschiede gegenüber der deutschen Bewegung auf. Während die Sozialdemokratie in Deutschland immer eine geschlossene Partei darstellte, die zuerst unter der geistigen Führung von Lassalle, dann unter der von Marx stand, gab es in Frankreich immer eine große Anzahl sozialistischer Parteien und Richtungen, die sich heftig befehdeten. Während in Deutschland seit dem Tode Lassalles der Marxismus die unbedingte Alleinherrschaft in der Sozialdemokratie hatte, haben marxistische Ideen im französischen Sozialismus niemals eine ausschlaggebende Rolle gespielt. Diese Eigenart des französischen Sozialismus hat ihre Ursache in der geschichtlichen Entwicklung der sozialistischen Ideen in Frankreich und in der ökonomischen Struktur Frankreichs. Von allen Ländern Europas ist Frankreich das Land, in dem zuerst sozialistische Ideen die Massen erfaßt haben. Die Revolution, auf die sie letzten Endes zurückgehen, war keine sozialistische Umwälzung, sondern eine freiheitliche Bewegung, welche die Beseitigung der feudalen und zünftlerischen Fesseln bezweckte, die das Aufkommen der Bourgeosie hinderten. Nicht um den Kampf zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Besitz und Nichtbesitz handelte es sich, sondern um den Gegensatz zwischen den politischen Vorrechten des Adels und der Geistlichkeit einerseits, und der politischen Ohnmacht des dritten Standes anderseits. Dieser dritte Stand, der sich am 11. Juni 1789 als Nationalversammlung konstituierte, setzte sich aus den verschiedensten Schichten der Bevölkerung zusammen: reiche Fabrikanten und Kaufleute, Gelehrte und Beamte zählten ebenso dazu wie Bauern und Arbeiter. Gemeinsam führten sie den Kampf gegen die Vorrechte in der Ämterbesetzung, der Besteuerung und andere Privilegien der bevorzugten Stände.

Die Nacht des 4. August 1789, die mit diesen Vorrechten aufräumte, war keine Bartholomäusnacht des Eigentums, sondern gewisser öffentlich-rechtlicher Privilegien. Wie wenig die große Revolution eine sozialökonomische war, ergibt sich daraus, daß die wichtigste wirtschaftliche Rechtsinstitution, das Privateigentum, nicht nur nicht angegriffen, sondern sogar als „unverjährbares Menschenrecht" erklärt wurde. Die Menschenrechte, für die in der französischen Revolution gekämpft wurde, waren allgemeine Menschenrechte, die allen Menschen zuteil werden sollten; nicht etwa Rechte der arbeitenden Klassen. Auf Grund der naturrechtlichen Gleichheitstheorie zog man Schlüsse zugunsten der politischen Gleichstellung aller Bürger, keineswegs irgendwelche Schlüsse mit sozialistischer Tendenz. Die Folgerungen, die man aus den sog. Menschenrechten zog, waren nicht eigentumsfeindlich, erzweckten im Gegenteil eine Ausdehnung und Befestigung des Privateigentums.

Rousseau, der Begründer der Theorie von der Volkssouveränität, dessen Ideen von größtem Einfluß auf die französische Revolution waren, war keineswegs Sozialist. Trotz vieler eigentumsfeindlicher Sätze in seinen Werken hat er sich an den entscheidenden Stellen für die Beibehaltung des Privateigentums ausgesprochen.

Wenn auch der Grundzug der französischen Revolution nicht sozialistisch war, so fehlte es doch nicht an sozialistischen und kommunistischen Strömungen, besonders in der Zeit des Terrorismus. Aber sie bildeten immer nur eine Unterströmung. In Anknüpfung an die politische Egalitätstheorie Rousseaus wurde eine ökonomische Egalitätstheorie ausgebildet. Wie Rousseau aus der Lehre der natürlichen Freiheit und Gleichheit der Menschen die politische Gleichheit der Bürger gefolgert hatte, so meinten einzelne Sozialisten und Kommunisten, daß aus der natürlichen Gleichheit und Freiheit der Menschen auch die Gleichheit des Besitzes hervorginge. Der Grundsatz der „Egalité", der bis dahin nur für die politische Gleichheit geltend gemacht wurde, wurde in der terroristischen Epoche auch für den Besitz gefordert. Der Typus dieser Richtung war Marat, von dem der Ausspruch herrührt: „Die Gleichheit der Rechte führt zur Gleichheit der Genüsse und erst auf dieser Basis kann der Gedanke ausruhen", und der den anderen Satz ausgesprochen hat: „Es wäre ein schlechter Vorteil, die Adelsaristokratie zu besiegen, um der Geldaristokratie zu unterliegen".

Erst Babeuf hat mit Zähigkeit und Energie die Egalitätstheorie auf die Spitze getrieben und alle radikalen Elemente um seine revolutionär-kommunistische Fahne gesammelt. Er entwarf den Plan einer kommunistischen Gesellschaftsordnung und entfachte eine kommunistische Verschwörung an, die freilich verraten und unterdrückt wurde. Mit dem Sturze der Babeufschen Verschwörung war für lange Zeit jede sozialistisch-revolutionäre Bewegung verschwunden. Erst über 50 Jahre später, in der Februar-Revolution, trat eine eigentliche soziale Revolution hervor.

In dieser Zeit wurde versucht, alle Pläne der verschiedenen sozialistischen Richtungen, die in Frankreich seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts aufgetreten waren, in die Praxis zu überführen. In keinem Lande und zu keiner Zeit hat es so viele sozialistische Experimente gegeben wie damals.

1. Die erste Maßnahme war die Aufnahme des „Rechtes auf Arbeit" in die neue französische Verfassung vom 25. Februar 1848. Es ist das erste und einzige Mal, daß dieses folgenschwere Recht den Bürgern eines Landes verfassungsmäßig gewährleistet wurde. Die betreffende Proklamation lautet wörtlich:

„Die provisorische Regierung der französischen Republik verpflichtet sich, die Existenz des Arbeiters durch Arbeit zu garantieren.

Sie verpflichtet sich, allen Bürgern Arbeit zu gewähren.

Sie erkennt an, daß sich die Arbeiter miteinander verbinden müssen, um den rechtmäßigen Ertrag ihrer Arbeit zu genießen.

Die provisorische Regierung gibt die aus der Zivilliste fällige Million den Arbeitern, welchen sie gehört."

Zur Durchführung des „Rechts auf Arbeit" wurde das Dekret vom 27. Februar 1848 erlassen, das die Errichtung von Nationalwerkstätten anordnete.

2. Die Einrichtung von Arbeiterproduktivgenossenschaften mit Staatskredit. Zur Durchführung der Ideen von Louis Blanc wurde durch Dekret der konstituierenden Versammlung im Juli 1848 ein Betrag von 3 Millionen Frs. zur Unterstützung von Arbeiterproduktivgenossenschaften bereitgestellt. Der Versuch mißlang; von den 56 Arbeiterproduktivgenossenschaften, die Staatskredit erhielten, bestanden 1853 noch 9. Der Bericht, der am 5. Februar 1850 der Nationalversammlung vorgelegt wurde, fiel so ungünstig aus, daß keine weiteren Kredite gegeben wurden.

3. Zur Begründung von Cabets Ikarien, einer kommunistischen Kolonie in Amerika, waren schon im Januar 1848 die ersten Teilnehmer ausgewandert. Es fanden noch 4 weitere Expeditionen im November und Dezember 1848 statt, bald entstanden Streitigkeiten und Schwierigkeiten, die trotz wiederholten neuen Versuchen schließlich Cabet zwangen, von seinem Plane abzusehen.

4. Auch Blanqui benutzte die Gunst der damaligen Lage, um seine gewaltrevolutionären Pläne mit seinen Freunden durchzuführen. Nachdem schon früher mehrere Blanquistische Verschwörungen bestanden hatten, trat diese Richtung jetzt von neuem hervor. Vom „Club des Clubs", der eine Versammlung von Mitgliedern aller dieser Klubs darstellte, ging der Aufstand vom 15. Mai 1848 aus, wobei die Aufrührer in die Kammer drangen, die Volksvertreter aus dem Saal vertrieben und dann nach dem Hotel de Ville zogen, um eine neue Regierung zu proklamieren. Der Aufstand wurde unterdrückt, die Anführer, darunter Blanqui, Barbès und Sobrier festgenommen.

5. Die Fourieristen machten Propaganda für die Verwirklichung der Ideen des freiheitlichen Genossenschaftssozialismus, Pierre Leroux mit seinen Anhängern verkündete den religiösen Sozialismus, der vorher bereits von Saint Simon und den Saintsimonisten vertreten war.

6. Zu allen diesen sozialistischen und kommunistischen Strömungen trat eine eigenartige Richtung hinzu, die für die spätere Entwicklung des französischen Sozialismus von großer Bedeutung werden sollte, der Mutualismus Proudhons. Proudhon war Gegner des Kapitalismus, aber zugleich Gegner des Sozialismus und Kommunismus. Er suchte durch seinen Mutualismus beide zu verschmelzen. Das Privateigentum sollte beibehalten, ja sogar soweit ausgedehnt werden, daß möglichst alle Bürger Privateigentümer würden. Es war ein ausgesprochen kleinbürgerlicher Sozialismus. Das Privateigentum sollte aber von seinen Mißbräuchen befreit werden durch eine große Geld- und Kreditreform. Das Geld sollte durch Scheine, die auf Arbeitsstunden lauteten, der Zins durch unentgeltlichen Kredit ersetzt werden. Durch seine Tausch- und Volksbank wollte Proudhon dieses Ziel erreichen, indem er alle Produzenten zu einer großen Genossenschaft vereinigen wollte, die sich gegenseitig unentgeltlich Kredit gewähren und gleichzeitig untereinander an Stelle des Geldes die Scheine der Arbeitstauschbank benutzen sollten. Auch diesen Plan suchte man im März 1848 zu verwirklichen; er mußte wieder aufgegeben werden, als Proudhon zu einer längeren Freiheitsstrafe verurteilt wurde.

So gab es damals in Frankreich sozialistische und kommunistische Pläne und Parteien in Hülle und Fülle. Zu großer Wirksamkeit konnten sie alle nicht kommen, nachdem General Cavaignac in der Junischlacht 1848 dem französischen Proletariat eine entscheidende Niederlage beigebracht hatte. Für längere Zeit traten sozialistische und kommunistische Bestrebungen in den Hintergrund.

Erst im Kommuneaufstand 1871 trat von neuem eine große sozialrevolutionäre Bewegung hervor, die abermals die große Zersplitterung des französischen Sozialismus zeigte. Es ist eine irrige Annahme, daß die französische Kommune eine wesentlich von Karl Marx und der Internationale angezettelte Verschwörung gewesen sei: im Gegenteil, Karl Marx hatte sogar offiziell im Namen der Internationale vor einer revolutionären Erhebung gewarnt. Die Kommune, die am 28. März 1871 vor mehr als 200 000 Menschen feierlich proklamiert wurde, war keine einheitlich organisierte Regierung mit festem Programm. Die Mitglieder des Zentralkommitees gehörten den verschiedensten Parteischattierungen an; die

kompromißartigen Regierungshandlungen der Kommune trugen dieser vielfältigen Zusammensetzung Rechnung. Fünferlei Richtungen lassen sich unterscheiden, die ihre Vertreter unter den 86 Mitgliedern des Kommunerates hatten:

1. Die kommunalistische (föderalistische) Richtung. Ihre Anhänger erstrebten im wesentlichen eine politische Reform im Sinne größerer kommunaler Freiheiten. Sie wollten Protest gegen die seit dem ersten Napoleon immer mehr gesteigerte Zentralisation einlegen, gegen die Ernennung der Maires durch die Staatsregierung und ähnliche Verkümmerungen des kommunalen self-government. War diese Richtung schon durch Proudhon stark beeinflußt, so stand eine andere völlig auf dem Boden seiner Doktrin und kann daher nach ihm bezeichnet werden:

2. Die Proudhonistische (mutualistische) Richtung. Für sie sollte die Kommune nicht nur Erfüllung der föderalen Forderungen bringen, sondern auch sozialreformatorische Maßregeln im Sinne des Mutualismus; noch einmal sollte die Verwirklichung der Tauschbank und des unentgeltlichen Kredits versucht werden:

3. Auch die anarchistische Richtung (im Sinne des kommunistischen Anarchismus) unter Bakunins Führung wollte die Gelegenheit zur Durchführung ihrer radikalen Ideen benutzen. Sie lieferte ein blutiges Vorspiel zur Pariser Kommune durch die Lyoner Kommune (September 1870).

4. Die Blanquistische Richtung war ebenso wie die anarchistische eine Partei der radikalen sozialen Revolution, und ebenfalls zahlreich unter den Kommunards vertreten. Sie folgte blindlings der Fahne des alten Verschwörers Blanqui, dessen Taktik einmal von Engels treffend so gekennzeichnet wird: „In seiner politischen Tätigkeit war er wesentlich ‚Mann der Tat', des Glaubens, daß eine kleine wohl organisierte Minderzahl, die im richtigen Moment einen revolutionären Handstreich versucht, durch ein paar echte Erfolge die Volksmasse mit sich fortreißen und so eine siegreiche Revolution machen kann."

5. Von der Marxistischen Richtung ist dem Kommuneaufstand nur geringe Förderung zuteil geworden. Erst als die Bewegung nicht mehr zu hemmen war, hat die Internationale offiziell daran Anteil genommen.

Die weitere Entwicklung des französischen Sozialismus hat die Zersplitterung immer von neuem bewiesen. Im Jahre 1872 ist die erste neue Lebensregung in der Arbeiterbewegung nach der Kommune zu verzeichnen: der Zusammenschluß mehrerer Arbeitergewerkvereine, der zuerst in der Form eines Bundes unter dem Namen Cercle de l'union syndicale ouvrière am 28. Mai 1872 versucht wurde. Der Bund hatte zum Zweck „une entente commune réglant les intérêts divers des employeurs et des employés". Als die Regierung diesen Verein verbot, schlossen sich die Arbeitervereine in der Form zusammen, daß sie eine auf Gegenseitigkeit beruhende Kreditgesellschaft für Syndikalkammern und Kooperativgenossenschaften gründeten. Der Standpunkt dieses Verbandes war von vornherein mutualistisch, da er keinen Zins nahm und keine Dividende gewährte.

Die erste größere öffentliche Kundgebung der Arbeitervereine war der Arbeiterkongreß zu Paris vom 2. bis 10. Oktober 1876. Es war ein reiner Arbeiterkongreß mit Ausschluß von Politikern und Theoretikern. Mit Ausnahme der Publizisten Barbaret und Desmoulins nahmen an dem Kongreß nur Arbeiterdelegierte teil. 360 Abgeordnete von den Syndikatskammern und anderen Arbeitervereinen, die 1 100 000 Arbeiter vertraten, beteiligten sich an dem Kongreß. Als wichtigstes Heilmittel für die sozialen Notstände wurden die Arbeiterproduktivgenossenschaften empfohlen. Trotz des Widerspruchs von Finance, der sich in seiner Kritik vielfach an Proudhon anlehnte und erklärte, daß die Genossenschaften aus den Besten der Arbeiter nur Bourgeois machten und nur auf ihren Gewinn bedacht seien, wurde eine Entschließung zugunsten der Genossenschaften vom Kongreß angenommen.

Ein zweiter Kongreß fand in Lyon vom 28. Januar bis 8. Februar 1878 statt. War auch die Grundstimmung dieses Kongresses dieselbe wie die des ersten, so trat doch in bemerkenswerter Weise eine kollektivistische Minderheit hervor, welche die nur genossenschaftliche Betätigung der Arbeiter zurückwies. Ihr Wortführer

Dapièrt erklärte als einziges Heilmittel, daß die Arbeitsinstrumente und der Boden: „les propriétés collectives et inalienables de la masse" würden, und ein anderer Delegierter, Chabert, meinte: „le collectivisme c'est l'avenir". Die Mehrheit blieb den alten Beschlüssen des ersten Kongresses treu. Wiederum sprach man sich gegen Staatshilfe und gegen den Kollektivismus aus.

Auf dem folgenden Kongreß in Marseille 1879 war diese kollektivistische Richtung entschieden in der Mehrheit. Dieser Kongreß war nicht mehr ausschließlich ein Arbeiterkongreß, sondern ein sozialistischer, an dem auch viele Nichtarbeiter teilnahmen. Starken Einfluß auf diese veränderte Ideenrichtung gewann besonders Jules Guesde, der im Jahre 1877 die Zeitschrift „L'Egalité" begründete. Er stand ebenso wie Brousse und Lafargue unter dem Einfluß marxistischer Ideen. So hielt von neuem eine Marxistische Strömung ihren Eingang in die französische Arbeiterbewegung und ihr großer Einfluß zeigte sich bei den Verhandlungen des Marseiller Kongresses. Hier vollzog sich der Übergang von der älteren genossenschaftlichen zur radikalen sozialistischen Richtung. Der Kongreß nannte sich „Congrès ouvrier socialiste de France" und nahm mit 73 gegen 27 Stimmen folgende Entschließung an:

„In Erwägung, daß die soziale Frage erst gelöst werden kann, wenn jedes menschliche Wesen die volle Befriedigung seiner Bedürfnisse und die volle Entwicklung seiner Fähigkeiten erlangt hat, erklärt der Kongreß, daß das Privateigentum die Ursache der materiellen und geistigen Ungleichheit dieser Befriedigung ist und diese Entwicklung nicht gewähren kann und fordert die Kollektivierung des Bodens, der Bergwerke, der Maschinen, der Transportmittel, der Gebäude und des Kapitalvermögens zugunsten der menschlichen Gesellschaft."

Der Kongreß beschloß ferner, daß die Arbeiter sich als politische Klasse konstituieren sollten, als „Parti ouvrier", welcher Name auch offiziell angenommen wurde. Ausdrücklich wurde entsprechend der sozialistischen Parteibildung in Deutschland jeder Kompromiß mit anderen Parteien oder Klassen abgelehnt. Die Partei erhielt ihr Programm erst im folgenden Jahre 1880 auf dem regionalen Kongreß zu Paris.

Wie weit diese neugeschaffene Parti ouvrier davon entfernt war, eine einheitliche politische Vertretung des französischen Proletariats zu sein, zeigte sich schon kurz nach ihrer Gründung. Das erste Schisma trat bereits auf dem Kongreß in Havre 1880 hervor. Die Mitglieder der Partei, die zur älteren genossenschaftlichen Richtung gehörten und von vornherein dem radikalen sozialistischen Programm der Partei gegnerisch gegenüberstanden, trennten sich von der Partei, hielten einen eigenen kooperativistischen Kongreß in Havre ab, während die Mehrheit der Partei ihren besonderen Kongreß in einem anderen Lokale abhielt. Die kooperativistische Partei hielt noch unter der Führung von Lyonnais und Barbaret einen Kongreß 1881 in Paris und 1882 in Bordeaux ab und verlor dann jede Bedeutung.

Außer dieser genossenschaftlichen Gruppe waren noch andere Richtungen der französischen Arbeiterpartei vorhanden, die im Gegensatz zur Parti ouvrier standen. Zunächst die Anarchisten. Nur das revolutionäre Programm der Parti ouvrier war die Ursache, warum eine Anzahl Anarchisten zuerst an der Gründung dieser Partei teilnahm und die Trennung von den Kooperativisten mitmachte. Im übrigen war der innere Gegensatz zwischen den Anarchisten und Marxisten viel zu groß, als daß auf die Dauer ein Zusammenarbeiten möglich gewesen wäre. Heftig bekämpften die Anarchisten, wie Emile Gautier, Carlo Caffiero und Malatesta die politische Betätigung der Parti ouvrier, welche sie als reaktionär bezeichneten. Ihrerseits erhoben Guesde und seine Anhänger schwere Anklagen gegen die Sterilität des Dynamits, des Petroleums und der Bomben. Infolge dieser Gegensätze zogen sich die Anarchisten allmählich ganz von der Parti ouvrier zurück. Eine andere gegnerische Gruppe wurde von einem Teil der infolge der Amnestie vom Jahre 1880 zurückgekehrten Kommuneflüchtlingen gebildet. Während einige derselben sich der Parti ouvrier anschlossen, wie z. B. Malon, Joffrin und Allemanne, hielten andere gemäßigtere das Vorgehen der Parti ouvrier für zu radikal. Zu ihnen gehörten Longuet, Jourde und andere. Sie gründeten die „Alliance socialiste républicaine", deren Programm am 26. Oktober 1880 erschien: „Man muß", erklärten sie, „an alle Menschen mit gutem Willen

appellieren, welche sich vereinigen wollen, um praktische Reformen durchzuführen. Es handelt sich um das Jahr 1881, nicht um das Jahr 2000." Als anzustrebendes Ziel bezeichnete die Alliance, und darin zeigt sich deutlich der Gegensatz zu der Marxistischen Richtung, den Triumph der sozialen Gerechtigkeit durch die Freiheit mit der Wissenschaft als Grundlage und der Vernunft als Führerin. Bei den Wahlen von 1881 kämpften die Kandidaten der Alliance und der Parti ouvrier in einzelnen Wahlkreisen gegeneinander. Bald darauf löste sich die Alliance auf; ihre Mitglieder gingen teils zur Parti ouvrier, teils zu den sogenannten Radikalen über.

Eine weitere Gruppe, die im Gegensatz zur parti ouvrier stand, waren die Blanquisten. Die einflußreichsten waren nach der Kommune nach London geflüchtet und hatten dort die Gruppe „La commune révolutionnaire" gegründet. Sie hielten nach wie vor an ihrer gewaltrevolutionären Taktik fest und kritisierten von diesem Standpunkt aus die Internationale ebenso wie das gemäßigte Vorgehen des französischen Proletariats. Während der Marxist Guesde der ersten gemäßigten genossenschaftlichen Arbeiterbewegung in Frankreich nach der Kommune seine Sympathien nicht versagte, richteten die Blanquisten heftige Angriffe gegen dieses „reaktionäre Vorgehen". In einer 1876 erschienenen Broschüre „Les Syndicaux et leur congrès" wandten sie sich besonders gegen den ersten Arbeiterkongreß in Paris von 1876. In dieser von Vaillant und seinen Freunden verfaßten Schrift heißt es von den Mitgliedern dieses Kongresses: „Was sie kennzeichnet, ist ihr Haß gegen die Revolution, und was auch die Differenzen ihrer Interessen sein mögen, dieser gemeinsame Haß hält sie unmöglich zusammen; was sie auch zu den bürgerlichen Parteien sagen mögen, sie sind in der Arbeiterwelt die Hilfstruppen, die Stützen der Bourgeoisie". Am 24. Juni 1881 konstituierten sich in Paris die Blanquisten unter Vaillant, Barbier, Sylvain u. a. als Partei unter dem Namen „Comité révolutionnaire central". Seit dem Jahre 1898 führt sie den Namen „Parti socialiste révolutionnaire".

Auch innerhalb der Parti ouvrier zeigten sich bald die größten Gegensätze. Der für die Sozialisten ungünstige Ausfall der Wahl von 1881 — es entfielen im ganzen 50 000 Stimmen auf die Sozialisten — wurde von einzelnen Führern auf das zu doktrinäre dogmatisch-marxistische Programm der Parti ouvrier zurückgeführt. Man verlangte ein mehr opportunistisches realpolitisches Verhalten und legte das Hauptgewicht auf sofort durchführbare soziale Reformen, die dem Arbeiter einleuchtende Vorteile brächten. Die Hauptwortführer dieser Richtung waren Malon und Brousse. Malon erklärte in der „Revue socialiste": „Wir haben uns genug mit Phraseologie und ohnmächtigem Dogmatismus erfüllt, wir müssen in das Innere der Situation eindringen und die Dinge sehen, nicht wie wir wünschten, daß sie wären, sondern wie sie sind", und von dem früheren Anarchisten Brousse stammen die Worte, die als programmatisch für die neue Richtung angesehen werden können und von denen der Name Possibilisten stammt: „Wir geben lieber das bis jetzt Unternommene auf, das im allgemeinen zu nichts führt, teilen das ideale Ziel in mehrere ernsthafte Etappen, verselbständigen irgendwie manche unserer Forderungen um sie endlich möglich zu machen, statt uns durch auf der Stelle Treten zu ermüden oder wie im Ritter Blaubart auf allen Windungen der Utopie sitzen zu bleiben und nie das Konkrete und Greifbare kommen zu sehen. Das ist die Politik des Möglichen." („Proletaire" vom 19. 11. 1881.)

Dazu kommen Zwistigkeiten in bezug auf die Taktik. Während Guesde getreu den marxistischen Prinzipien eine streng zentrale absolutistische Gestaltung der Partei und des Parteiprogramms verlangte, vertraten die Possibilisten die Forderung größerer Autonomie der Sektionen in den verschiedenen Landesteilen. Je nach den örtlichen Verhältnissen sollte das sozialistische Programm seine Ausgestaltung im einzelnen erhalten. Diese Gegensätze traten schon auf dem Kongreß zu Rennes 1881 hervor, wurden dort aber noch überbrückt. Dagegen kam es auf dem Kongreß zu Etienne 1882 zum offenen Bruch. Die Guesdisten trennten sich von den Possibilisten und hielten einen besonderen Kongreß in Roanne ab: „Nous avons brisé", erklärten sie, „les possibilistes du congrès pour sauver le programme d' expropriation donné au Parti ouvrier par les congrès de Marseille et de Havre". Die neue Partei

nannte sich zuerst „Parti ouvrier socialiste révolutionnaire", dann seit 1883 „Fédération des travailleurs socialistes". Sie hielten an den Grundzügen des Programms der Internationale fest, überließen seine Ausgestaltung aber den einzelnen Wahlkreisen.

Die Kluft, die zwischen den verschiedenen sozialistischen Parteien bestand, sollte wenigstens bei den internationalen Arbeiterkongressen überbrückt werden; doch gelang dies schon bei dem Kongresse zu Paris 1889 nicht. Trotzdem lange über die Bedingungen beraten wurde, unter denen sich die Possibilisten an dem Kongresse beteiligen könnten, kam keine Einigung zustande. Ein Redner aus Deutschland erklärte: „Die Trade Unions und die Gewerkschaften sind nicht sozialistisch, und so gut wie wir uns von den unsozialistischen Vereinen à la Schulze-Delitzsch haben trennen müssen, müssen wir auch den anderen, den Franzosen, die Freiheit lassen, eine analoge Scheidung vorzunehmen". Tatsächlich fanden infolgedessen zwei Kongresse statt. Der eine von Marxisten und Blanquisten, der andere von Possibilisten und Gewerkvereinlern beschickt. „Welch großartiges Schauspiel", schrieb Malon in der Revue socialiste vom 15. August 1889, „wenn bei dieser feierlichen Gelegenheit die feindlichen Parteien, die den französischen Sozialismus trennen, ihre Empfindlichkeiten und Rivalitäten hätten vergessen können".

Doch auch innerhalb der Possibilistenpartei kam es zu einer Spaltung. Die Gegensätze werden bezeichnet durch die Namen Brousse und Allemanne. Allemanne war der Meinung, daß Brousse in seinem Paktieren mit der Bourgeoisie zu weit ginge, zu wenig eine eigentlich proletarische Politik verfolge. Er warf den possibilistischen Abgeordneten vor: „Anstatt die revolutionäre Propaganda von der moralischen Autorität profitieren zu lassen, hielten es die Abgeordneten für wirksamer, sich mit den Fraktionen der Bourgeoisie zu verständigen. Sie hörten nicht die immer schärferen Beschwerden gewisser mächtiger Gruppen, die weniger Macht in der gemeinsamen Wohnung und mehr Sorge um die proletarischen Forderungen wünschen". Mit einem Worte, es wurde den Possibilisten vorgeworfen, daß sie zu wenig Arbeiterpartei waren. Allemanne betrachtete als wichtigstes Kampfmittel den Generalstreik. Auf dem Kongreß zu Chatellerault kam es zum Bruche. Allemanne, Clement und Faillet wurden aus der Partei ausgeschlossen und gründeten die Parti ouvrier socialiste révolutionnaire. In der Regel aber werden die beiden Gruppen, in welche jetzt die Possibilistenpartei zerfiel, als Broussisten und Allemannisten bezeichnet.

Aber auch unter den Allemannisten kam es zu Zerwürfnissen. Faillet und einige Gesinnungsgenossen, die mit der Taktik Allemannes nicht einverstanden waren, trennten sich von der Partei und vereinigten sich 1897 mit den Blanquisten zur Alliance communiste révolutionnaire. In dem Statut dieser Alliance wird erklärt:

„Einigen wir uns, um die wirtschaftliche und gewerkschaftliche Organisation des Proletariats wirksam zu unterstützen und um seine politische Aktion zu beschleunigen, entschlossen das Volk auf den revolutionären Weg zu führen, der am schnellsten die Eroberung seiner Freiheit und Rechte durch die Einführung der direkten Regierung an Stelle der Regierung durch Abgeordnete sichern muß, entschlossen den Sturz der kapitalistischen Herrschaft und die Emanzipation der Arbeiterklasse durch die Herbeiführung der sozialistischen Republik zu beschleunigen, werden wir von jetzt ab unsere Bemühungen gemeinsam fortsetzen."

Zu all diesen Gruppen kommt noch eine weitere, zahlenmäßig sogar recht bedeutende, hinzu, die Gruppe der sogenannten unabhängigen Sozialisten. Sie wurde gebildet von solchen Politikern, die zwar den Sozialismus in irgendeiner Form vertreten, sich aber keiner Parteischablone fügen wollten. Zu dieser Gruppe gehörten z. B. Jaurès und Millerand. Ihr Organ war die „Petite République".

Wenn ich die Parti ouvrier Français als marxistisch bezeichnet habe, so ist dies nicht im wörtlichen Sinne zu nehmen. Eine marxistische Partei nach Art der deutschen Sozialdemokratie ist diese Gruppe keineswegs; im Gegenteil hat sie, wenn sie auch im marxistischen Sinne begründet war, doch mehr und mehr im Hinblick auf die besonderen ökonomischen und politischen Verhältnisse Frankreichs eine Taktik verfolgt, die nicht mit den marxistischen Grundsätzen vereinbar ist.

Vor allem ist bedeutsam das Agrarprogramm, weil dieses in zweifellosem Widerspruch zur marxistischen Theorie steht. Dieses Agrarprogramm war auf dem Kongreß zu Marseille 1892 ausgearbeitet und auf dem Kongreß zu Nantes 1894 vervollständigt worden. In dem Agrarprogramm werden eine Anzahl Forderungen aufgestellt, welche die Erhaltung des kleinen bäuerlichen Grundeigentums bezwecken, z. B.: Artikel 4: Verteilung von Grundstücken durch die Gemeinde an nichtbesitzende Familien mit dem Verbot, Arbeiter zu benutzen. Artikel 8: Ankauf von landwirtschaftlichen Maschinen seitens der Gemeinden mit Staatshilfe, die den kleinen Besitzern umsonst zur Verfügung gestellt werden sollen.

Es fehlte nicht an Bestrebungen, die desperaten Elemente im französischen Sozialismus zu einer gewissen Einigung zu bringen. Die erste Einigungsbestrebung im französischen Sozialismus zeigte sich gleich nach den Wahlen von 1893. Die sozialistischen Abgeordneten schlossen sich zu der „Groupe socialiste" in der Kammer zusammen, die aber in keiner Weise eine einheitliche parlamentarische Fraktion darstellte. Im Gegenteil, die Selbständigkeit der einzelnen Parteien wurde vollständig gewahrt, nur eine äußerliche Zusammenfassung war damit geschaffen.

Die Dreyfuß-Affäre und der Eintritt Millerands in das Ministerium führten zu neuen Streitigkeiten unter den Sozialisten und schließlich wieder zu einer offiziellen Trennung der Partei. Auf dem Kongreß zu Lyon 1901 wurde die Trennung der französischen sozialistischen Partei herbeigeführt. Auf der einen Seite schlossen sich die Parti ouvrier Français (Guesdisten), die Parti socialiste revolutionnaire (Blanquisten), die Alliance communiste (Failletisten) und einige autonome Föderationen zu der Parti socialiste de France zusammen. Auf der anderen Seite vereinigten sich die Fédération des travailleurs socialistes (Broussisten) die Parti ouvrier socialiste révolutionnaire (Allemannisten), die Unabhängigen und einige autonome Föderationen zu der Parti socialiste Français. Beide Parteien marschierten jetzt wieder getrennt, hatten ihr eigenes Programm und stellten getrennt ihre Kandidaten bei den Wahlen auf. Die Hauptführer der Parti socialiste Français waren Jaurès und Briand.

Ostern 1905 kam es zu einer äußerlichen Einigung zwischen der Parti socialiste Français und der Parti socialiste de France. Die Partei nahm den Namen an: Parti socialiste, section française de l'internationale ouvrière. Die Einigung war aber wesentlich zum Zwecke der gemeinsamen Wahltaktik geschaffen. Eine Anzahl von Mitgliedern der Parti socialiste Français wollte sie nicht mitmachen. Sie bildeten eine besondere Gruppe, die sog. Unabhängigen Sozialisten.

Das Bild der Zerrissenheit und Verworrenheit, welches somit der französische Sozialismus auch heute noch trotz der sog. Einigung darstellt, wird noch dadurch verstärkt, daß in neuerer Zeit außerhalb der parlamentarisch-politischen sozialistischen Parteien ein großer Teil der Arbeiterbewegung sich absichtlich von dieser politisch-parlamentarischen Betätigung fernhält und seine eigenen Ziele verfolgt. Diese Richtung nennt sich revolutionärer Syndikalismus[1]).

Der revolutionäre Syndikalismus tritt vor allem in scharfe Opposition gegen jede Art von politisch-parlamentarischer Betätigung. Sobald der Sozialismus, so wird argumentiert, sich mit Hilfe des Stimmzettels durchzusetzen suche, komme er notwendigerweise zur Verflachung und zur Verbürgerlichung. Die parlamentarische Aktion führe immer zu Konzessionen und Kompromissen mit Parteien und Klassen, die auf die Erhaltung der bestehenden Ordnung bedacht seien. Die politisch-parlamentarische Arbeit bewirke eine Stärkung des Staatsgedankens, denn selbst angenommen, die politische Macht der sozialistischen Partei wäre so stark, um die Macht für sich zu haben, so müsse doch wieder ein Staat, wenn auch ein sozialistischer, eingerichtet werden. Es trete nur eine neue Staatsform an Stelle der alten. Es sei aber zu bezweifeln, ob überhaupt auf dem Wege parlamentarischer Betätigung ein Sieg der Sozialisten je möglich wäre, denn wenn auch mit Hilfe des Stimm-

[1]) Über das Wesen des Syndikalismus vgl. den Aufsatz von Franz Winkler, „Der Werdegang der französischen Gewerkschaften" in diesem Heft.

zettels schließlich eine Mehrheit der sozialistischen Partei erlangt sei, so wäre damit noch in keiner Weise eine solche ökonomische und geistige Kraft der Arbeiterschaft erreicht, daß der Sozialismus zu verwirklichen sei. Mit Hilfe von Politikern, selbst wenn sie den Klassenkampf auf ihre Fahnen schrieben, sei die Emanzipation des Proletariats nicht zu erreichen.

Der revolutionäre Syndikalismus fordert an Stelle dieser indirekten Aktion durch Politiker die direkte Aktion der Arbeiter selbst. Die Taktik soll darin bestehen, daß, unabhängig von jeder bestehenden politischen Partei, eine Politik auf eigene Faust getrieben wird. Auf eigene Faust im wörtlichen Sinne genommen, denn der revolutionäre Syndikalismus will vor allen Dingen revolutionäre Politik betreiben. Nicht revolutionär im Sinne fatalistischen Abwartens auf eine kommende Umwälzung, auch nicht revolutionär nach der Methode von Attentaten und Putschen, sondern revolutionär im Sinne fortdauernder Belästigung, Schädigung und Schikanierung der Arbeitgeber und der herrschenden Staatsgewalt. Als solches Mittel empfiehlt der revolutionäre Syndikalismus vor allem: Boykott, Sabotage (Zerstörung von Maschinen und Werkzeugen), Cacanny-Politik (absichtliches Langsamarbeiten), partielle Kampfstreiks und endlich als Hauptmittel, das im Mittelpunkt der ganzen syndikalistischen Politik steht, den Generalstreik.

Die Ideen des revolutionären Syndikalismus haben in wachsendem Maße in der französischen Gewerkschaftsbewegung Eingang gefunden. Der Bund der Arbeitsbörsen bildet das Zentrum aller Syndikate, welche der Idee des Generalstreiks huldigen, und namentlich hat Pelloutier agitatorisch für die Idee des Generalstreiks gewirkt und überhaupt für die Ideen des revolutionären Syndikalismus außerordentlich geschickte Propaganda getrieben. Auf dem Kongreß zu Limoges 1895 gaben sich die Gewerkschaften, die dem Generalstreik anhingen, eine neue Gesamtorganisation, die Confédération générale du travail.

Nach dem Weltkriege sind zu den früheren Spaltungen noch neue hinzugekommen. Nicht nur in der sozialistischen Partei, sondern auch bei den Syndikalisten ist es zu einer Trennung gekommen. Diese Spaltungen sind nicht durch das Auftreten neuer Theorien bewirkt worden, auch nicht durch das Auftreten neuer hervorragender Führer, sondern sie waren nur das Zeichen dafür, daß sich die früher bereits vorhandenen Gegensätze auf die Dauer nicht überbrücken ließen.

Vor dem Kriege hatte die französische Sozialistenpartei (Parti unifié) sich in verschiedenen Manifesten und Erklärungen für eine energische Politik des Friedens und gegen jeden Krieg ausgesprochen. So war noch auf dem nationalen Kongreß der Parti nationaliste in Paris (14. bis 16. Juli 1914) eine Entschließung über die „Sicherung des Weltfriedens" angenommen worden, worin der Generalstreik als bestes Mittel empfohlen wurde, um einen Krieg zu verhindern. Am 27. Juli 1914, unmittelbar vor der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien brachte die „Bataille syndicaliste" die Aufforderung: „Peuple de Paris débout! Par ton attitude énergique empêche la guerre! Pour ce soir sur les Boulevards!" Die Pariser Gewerkschaftsorganisationen forderten ebenfalls zu Boulevard-Demonstrationen gegen den Krieg auf. Den Tag darauf gab die sozialistische Gruppe des Parlaments die Erklärung ab, daß sie ihr Büro beauftrage, sich mit der Regierung ins Vernehmen zu setzen, um ihr den festen Entschluß zum Frieden, von dem das Volk beseelt sei, zu übermitteln. Auch nach der Ermordung von Jaurès, der bis zuletzt für die Aufrechterhaltung des Friedens gewirkt hatte, wurden die Bemühungen zur Erhaltung des Friedens durch die Sozialisten fortgesetzt.

Der Umschwung von der Friedens- zur Kriegsstimmung erfolgte nach dem Einmarsch der Deutschen in Luxemburg und der Kriegserklärung Deutschlands an Frankreich. Am 4. August 1914, am Tage der Beerdigung von Jaurès, erschien in der „Bataille syndicaliste" ein Artikel „Gegen das Faustrecht", dieser schließt „contre le droit du ping, contre le militarisme germanique, il faut sauver la tradition démocratique et révolutionnaire de la France". Jetzt wurde immer mehr auch von der sozialistischen Partei die Parole ausgegeben: gegen den deutschen Militarismus

nicht dem deutschen Volke, sondern dem deutschen Imperialismus gelte der Krieg. In der Sitzung vom 4. August 1914 wurden die von der Regierung vorgelegten Kriegsgesetzentwürfe debattelos und einstimmig angenommen. Bei dem Begräbnis von Jaurès sagte ein Sozialist, er (Jaurès) hätte, wie wir, indem er Frankreich verteidigte, die Überzeugung gehabt, das hohe Ideal unserer Partei von der menschlichen Brüderlichkeit zu verteidigen. Die Kriegsereignisse bewirkten zunächst eine noch festere Einigung aller französischen Sozialisten. Sie schlossen sich zur „heiligen Organisation" zusammen, die alle Streitigkeiten unter den Parteien begraben sollte. In die Regierung wurden erst 2, dann 3 sozialistische Minister berufen.

Je länger der Krieg dauerte und je mehr das Verlangen nach Frieden hervortrat, um so mehr traten die grundsätzlichen Gegensätze zwischen den einzelnen Gruppen und Führern zutage, und schon während des Krieges ließen sich deutlich etwa 5 Richtungen unterscheiden, die auf dem nationalen Kongreß, der vom 6. bis 10. Oktober 1918 stattfand, vertreten waren.

1. Die Vierzig, so genannt nach den 40 Unterzeichnern der Entschließung von Branting, worin erklärt wird, daß der Nationalismus vor dem Sozialismus komme, und daß die Klassenkämpfe durch die Zusammenarbeit der Klassen ersetzt werden müssen. Diese Partei, die zu Kompromissen mit den bürgerlichen Parteien geneigt war, verfügte nur über eine ganz geringe Zahl von Mitgliedern. Führer sind: Compère, Morel und Varenne, ihr Organ ist „La France libre".

2. Die Mehrheitler (Majoritaires). Sie heißen so, weil sie bis zum Kongreß 1918 die Mehrheiten der Partei bildeten. Führer sind: Albert Thomas und Pierre Renaudel.

3. Die Centristen. Diese 1916 gegründete Gruppe hatte den Zweck, die Spaltung der Partei zu verhindern und wollte dem Weltkapitalismus gegenüber eine einheitliche Front bilden. Die Führer sind: Sembat und Cachin.

4. Die Minderheitler bilden den Kern der Opposition, sie sind jetzt bereits die Mehrheit. Führer: Jean Longuet, Pressemanne und Frossard.

5. Die Kienthaler vertreten das Programm von Zimmerwald und Kienthal und haben dementsprechend zwei Jahre hindurch die Kriegskredite abgelehnt.

Die eigentliche Spaltung der Parteien trat erst später ein, infolge grundsätzlicher Verschiedenheiten in der Stellungnahme zum Bolschewismus. Auf dem Straßburger Parteitag (Februar bis März 1920) erklärte die französische Sozialdemokratie offiziell ihren Austritt aus der 2. Internationale.

Die erste Begeisterung für den Bolschewismus machte bald Streitigkeiten und und Kämpfen Platz, die sich um die Form des Anschlusses an Moskau drehten. Auf dem Parteitag in Tours (25. bis 29. Dezember 1920) erklärte sich der Führer der Minderheitler Longuet wieder als ein Anhänger der 3. Internationale, wollte aber die 21 von den Bolschewisten gestellten Bedingungen nicht anerkennen und sich nicht jedem Moskauer Diktate fügen. So kam es zur Trennung; auf der einen Seite stehen die „Kommunisten", die den bedingungslosen Anschluß an Moskau fordern, auf der anderen die „sozialistische Partei", welche dieses ablehnt und zu der, außer Longuet und den Minderheitlern, auch die anderen Gruppen wie die Centristen und die Mehrheitler gehörten. Cachin war der Hauptvertreter für den Anschluß an Moskau. Den äußeren Anlaß zur Spaltung gab die Abstimmung über die Forderung des Bolschewisten Sinowjew, daß Longuet aus der Partei ausgeschlossen werden sollte. Als die Ablehnung dieser Forderung von der Mehrheit verweigert wurde, kam es zur Trennung; die Abstimmung ergab 2352 von 4763 vertretenen Mandaten für den Anschluß an Moskau und 1022 dagegen. Jetzt gehört die große Mehrheit der sozialistischen Parteien Frankreichs zu den Kommunisten. Das Parteiblatt „Humanité" ist in ihre Hände übergegangen. Die gemäßigte, der zweiten Internationale angeschlossene Gruppe umfaßt noch 81 Departementsverbände mit 50 000 Mitgliedern. So hat der Bolschewismus in Frankreich gerade wie in anderen Ländern zersetzend auf die Arbeiterbewegung gewirkt; er hat nicht zur Einigung, sondern zur Uneinigkeit unter den sozialistischen Parteien geführt.

Die „Kommunistische Partei Frankreichs“ (Sektion der III. Internationale), entstanden aus dem „Ausschuß der Kommunistischen Internationale“ (Loriot und Monatte), wurde nach dem Sozialistenkongreß von Tours Dezember 1920 gegründet. Der Organisationskongreß fand Mai 1921 statt. Spaltungen taten der Partei ständig Abbruch, so daß sie bei den Wahlen 1925, die den Sozialisten Zuwachs brachten, stark verlor.

Die Sozialisten hatten 1923 50 000 Mitglieder, während sie 1919 150 000 hatten; die Kommunisten 1923 30 000, während sie 1920 178 000 Mitglieder hatten. Bei den Kammerwahlen 1924 erhielten die Sozialisten 104, die Kommunisten 26 Mandate.

Vom 15. bis 18. August 1925 fand ein außerordentlicher Parteitag der französischen Sozialdemokraten statt. Im Mittelpunkt der Verhandlungen stand die Besprechung über die Stellung der Partei gegenüber der Regierung. Während eine Minderheit gegen ein Zusammengehen mit der Regierung war, erklärte die vom Parteitag angenommene Mehrheitsentschließung, daß die Partei auch in Zukunft bereit sei, jede Regierung parlamentarisch zu unterstützen, welche die proletarischen Forderungen für die Friedenssicherung, ferner die Sanierung der Finanzen, steuerliche Gerechtigkeit, Sozialversicherung, Heeresreform und Demokratisierung des Unterrichtswesens ernstlich durchzuführen strebe. Sie werde sich dabei aber stets volle Handlungsfreiheit wahren und eine Beteiligung an Ministerien, die von anderen Parteien gebildet seien, ablehnen.

Wenn somit die Zersetzung der Sozialdemokratie in Frankreich durch den Bolschewismus eine gewisse Ähnlichkeit mit den Vorgängen in der deutschen Sozialdemokratie aufweist, wo es ebenfalls aus dieser Ursache zu einer Zersplitterung der Partei gekommen ist, so muß doch auf die grundsätzliche Verschiedenheit der sozialistischen Bewegungen in beiden Ländern hingewiesen werden. Diese Mannigfaltigkeit der Partei hat in Frankreich schon vor dem Weltkriege bestanden, und außerdem hat zu keiner Zeit der Marxismus dort dieselbe Bedeutung erlangt wie in Deutschland. Ich nannte bereits die eine Ursache, die geschichtliche Entwicklung, die so viele Systemgründer aufwies. Daß aber besonders die marxistischen Lehren so wenig Eingang in Frankreich gefunden haben, hat seine Ursache in der ökonomischen Struktur Frankreichs und in gewissen Ideenströmungen, die dort die Oberhand haben.

Zunächst ist Frankreich in viel größerem Maße als England und Deutschland ein argrarisches Land; die ländliche Bevölkerung Frankreichs machte 1901 noch 60,2% der Gesamtbevölkerung aus; von 5705000 landwirtschaftlichen Betrieben im ganzen gehörten 4843000 zur Größenklasse bis zu 10 ha, also zu den Kleinbetrieben; auf 100 in der Landwirtschaft tätige Personen kamen 54,1 Selbständige. Es ist nicht zu verwundern, daß in einem Lande, wo in solchem Umfange kleine selbständige Eigentümer und kleine selbständige Betriebe bestehen, eine Lehre keine große Anhängerschaft gewinnen kann, die behauptet, daß die kleinen und mittleren Betriebe rettungslos dem Untergange geweiht seien. So hat die marxistische Richtung in Frankreich auch, wie wir gesehen haben, allerlei Kompromisse an die Handwerker, Bauern usw. machen müssen, ohne jedoch damit den gewünschten Erfolg zu erzielen. Aber es sind nicht allein diese objektiven wirtschaftlichen Verhältnisse, die das Eindringen des Marxismus erschweren; die geschichtliche Überlieferung wirkt ebenfalls seinem Aufkommen entgegen. Das französische Volk ist viel zu sehr beherrscht von den Erinnerungen an die Revolution und von den Ideen, von welchen sie getragen worden sind, als daß es der nüchternen evolutionären Katastrophentheorie Geschmack abgewinnen könnte. Es fehlt dem Marxismus irgendeine Idee, für die man sich begeistern könnte. Es fehlt ihm der Elan, den gerade der Franzose ungern vermißt. Alle die zahlreichen Sekten und Richtungen seit der französischen Revolution haben bis heute noch ihre Spuren hinterlassen. Die starke Neigung des Franzosen zum Politisieren fördert diese Sekten- und Parteibildung sehr. So ist es nicht zu erstaunen, daß eine so zahlreiche Menge von Fraktionen und Fraktiönchen sich gebildet hat und bis zum heutigen Tage immer noch neu bildet. Nicht zu vergessen ist auch,

daß ein stark freiheitlicher Zug, der in Frankreich weit verbreitet ist, sich dem autoritären Wesen des modernen Sozialismus gegenüber ablehnend verhält.

Aus der eingewurzelten liberal-individualistischen Grundstimmung heraus haben die sozialen Systeme, welche der Selbstbestimmung des Individuums großen Spielraum lassen, so viele Anhänger bis zum heutigen Tage gefunden. Daher die heute noch sehr starke anarchistische und halbanarchistische Bewegung in Frankreich und die Versuche, vermittelst sogenannter mutualistischer oder anderer genossenschaftlicher Gründungen die „soziale Frage" lösen zu wollen. Umgekehrt ist aber auch die entgegengesetzte Strömung in Frankreich weit verbreitet, nämlich die, welche alles Heil vom Staate und von der Staatshilfe verlangt. Man meint, der Staat wäre in der Lage, durch gewisse staatssozialistische Einrichtungen aller Not ein Ende zu bereiten; daher auch eine gewisse Hinneigung zu den Ideen und Systemen Louis Blancs und anderer. Aber einerlei, ob mehr zur freiheitlichen oder mehr zur staatssozialistischen Richtung gehörig, allen gemeinsam ist die Hingebung an die Republik und die nicht auszurottende Idee, daß die Republik, so wie sie dem Volke politische Freiheiten gewährt habe, auch große soziale Reformen durchzuführen imstande wäre. So glauben die Sozialisten trotz der verschiedenen Spaltungen in dem Punkte einig sein zu müssen, daß es vor allen Dingen gelte, die Republik gegen alle Gefahren, die etwa von klerikaler oder monarchistischer Seite drohen, aufrechtzuerhalten. Diese Gedanken sind wiederum antimarxistisch, denn der Marxist betrachtet die Staatsreform als etwas Nebensächliches, weil es nur auf die Überwindung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ankomme und weil diese sich unter allen möglichen Staatsformen finde. Die Sozialisten, welche glauben, vor allem die Republik aufrechterhalten zu müssen, sind geneigt, mit anderen politischen Gruppen zusammenzugehen, wenn diese nur ebenfalls den Schutz der republikanischen Freiheiten zu garantieren suchen. Aus diesem ganzen Gedankengang heraus ergibt sich die Neigung der französischen Sozialisten zur demokratischen Reformpolitik statt zur Klassenkampfpolitik, wie sie der Marxismus fordert. Damit hängt auch ein stark nationaler Zug des französischen Sozialismus zusammen, der sich wiederum schlecht mit den internationalen Ideen des Marxismus verträgt.

Der Werdegang der französischen Gewerkschaften

Von Franz Winkler in München

Das Niederreißen der Türme der Bastille war ein Symbol des Zusammenbrechens der politischen Schranken, welche die beiden höheren Klassen, die Geistlichkeit und die Aristokratie von dem dritten Stand sonderten. Die Revolution schuf politische Gleichheit und ökonomische Freiheit, also das, was man im vorigen Jahrhundert als „Fortschritt" oder als Liberalismus bezeichnete. Das waren die äußeren Errungenschaften; jene, die im Innern der Menschen ihren Sieg feiern durften, können unter einem Sammelbegriff, Materialismus, zusammengefaßt werden.

Es wurden nicht nur Schranken zwischen Klassen niedergerissen, sondern auch Bande zerrissen, die bisher gewisse Menschengruppen aneinander hielten. Jeder Mensch sollte im Kampf ums Dasein auf sich selbst gestellt werden. Bauern, die Jahrhunderte hindurch im Gutsherrn nicht nur den „sterilen Unterdrücker", sondern einen Helfer in der Not hatten, dessen Interesse dem ihrigen gleich war, wurden im Augenblick ihrer Befreiung wirtschaftlich auf die Straße gesetzt, denn der, der ihnen früher beigestanden hatte, verließ sie am place de la Grève — oder saß in England. Besser schien es dem Arbeiter zu gehen, der zwar auf dem Trümmerhaufen der Zünfte und Gewerkvereine (Compagnonnages) keinen Schutz mehr finden konnte, dem aber die aufsteigende Industrie oder die Armee unter die Arme griff. Das war jedoch nur im Anfang so. Eine Entwicklung der Industrie begann, die in der Geschichte beispiellos dasteht. Der entfesselte Kapitalismus kannte keine

Rücksicht, unter seinen Rädern wurde alles zermalmt, was sich nicht in seinen Dienst stellen wollte. Er griff die Klassen an, jetzt wirtschaftlich, drängte sich jedem auf und forderte Opfer von jedem Stand. Sein größtes Opfer war der Arbeiter. Er hatte ja nichts außer seiner Arbeitskraft, die er in den Dienst des Kapitalismus stellen mußte. Und diese Arbeitskraft wurde gesucht, denn die industrielle Entwicklung schuf neue Bedürfnisse, deren Befriedigung lockenden Gewinn versprach. Und doch konnte der Preis dieser Arbeitskraft nicht höher steigen, denn die wurzellos gewordenen Bauernsöhne drangen scharenweise zu den Industriestätten und bewirkten einen Wettbewerb, der jedes Aufkommen der Arbeiter aus ihrer trostlosen Lage unmöglich machte. Dazu kamen die neuen Erfindungen, die größten Feinde der damaligen Arbeiter; vergebens zerschlugen sie Foultons Dampfschiff, die junge Bewegung des liberalen Kapitalismus ging überall als Sieger hervor. Der Arbeiter sah nur zu oft mit Sehnsucht auf seines Vaters „unterdrücktes Bauernleben" zurück und sank tiefer und tiefer. Er begann zu fühlen, daß die Revolution für ihn nichts übrig hatte, doch wußte er noch nicht, wo es fehlte. Erst später wurde die Kraft der Massen erkannt. Man versuchte Gleichinteressierte in einer Gruppe zu versammeln und die anfänglich kümmerlichen Versuche brachten immer mehr Erfolge. Die Bewegung wuchs, und allmählich entstehen die bedeutendsten Institutionen des Lebenskampfes der Arbeiter, die Gewerkschaften.

Die Revolution der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit", die die Zünfte und die Gesellenverbände auflöste, schuf strenge Gesetze gegen jede berufliche Vereinigung der Arbeiter (1791), und diese konnten sich nur ausnahmsweise, geduldet, in kleinen Gruppen organisieren und nur mit dem betonten Zweck, sich gegenseitig in der Not zu unterstützen. Diese „Mutualités Professionelles" nahmen Arbeiter aus einem Gewerbezweig auf, forderten ein Eintrittsgeld von 5 bis 10 Frs. und unterstützten als Gegenleistung die Mitglieder im Falle einer Krankheit oder Arbeitslosigkeit. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts haben sie sich sehr vermehrt, doch ihr Zusammenschluß war gesetzlich verboten. Sie hatten politisch oder ökonomisch keine Bedeutung; doch ihre erzieherische Tätigkeit ist nicht zu unterschätzen. Eine eigentliche Gewerkschaftstätigkeit ist aber noch nicht vorhanden.

Diese Epoche wurde nach 30 Jahren überwunden und es kam der Gedanke der „Résistance" auf. Die neueren Organisationen waren schon von der Idee des Widerstandes beseelt, sie beschränkten sich nicht mehr auf blosse Unterstützung, sie wollten auch die Interessen der Arbeiter gegen den Arbeitgeber schützen. Sie wurden auf breiterer Grundlage organisiert, die Mitglieder wurden vor der Aufnahme auf ihre Zuverlässigkeit und Sitten geprüft und mußten vollständiges Stillschweigen versprechen. Die charakteristischste dieser Vereinigungen ist die „Devoir mutuel de Lyon", welche die Arbeiter und Werkstättenvorsteher in sich vereinigte um der Lohndrückung durch die Arbeitgeber (Stofflieferanten) entgegenzuwirken.

Wir sehen, daß die einzelnen Gewerkschaften sich bereits mit der wirtschaftlichen Verteidigung ihrer Mitglieder befassen. Ein größeres Ziel, das sie zum Angriff anspornen hätte können, besaßen sie noch nicht, auch waren die vereinzelten Gewerkschaften dazu zu schwach, materiell wie politisch. Doch konnte die Entwicklung nicht stehenbleiben. Die taktische Notwendigkeit des Zusammenarbeitens der vereinzelten Gewerkschaften wurde mehr und mehr erkannt und durch die Verbesserung der Transportmöglichkeiten gefördert, welche die Stätten der Industrie einander näher brachten. Das neue Ziel, die Besitzergreifung der Produktionsmittel, wurde aufgerichtet und Karl Marxens Buch gab die wissenschaftlich-theoretischen Grundlagen. Nun war der Kampf nicht nur wegen Lohnuneinigkeiten gegen den einzelnen Arbeitgeber gerichtet, sondern er galt dem ganzen „Patronat", dem System der Produktion, der ganzen Gesellschaftsordnung. Jeder Arbeiter war an diesem Kampfe gleich beteiligt und aus dieser Interessengemeinschaft entstanden die „Fédérations des métiers" und die „Fédérations d'industrie", welche die Arbeiter der gleichen Produktionszweige des ganzen Landes in sich auf-

nahmen.[1]) Später bildete man, um alle Lohnempfänger der französischen Industrie in einem Lager zu vereinigen, die „Confédération général du Travail" (Limoges 1895), die dann Trägerin der syndikalistischen Ideen wurde.

Die wahren Grundlagen der heutigen Gewerkschaften in Frankreich sind die Arbeiterbörsen (Bourses du Travail). Sie sind kennzeichnend für die französische Gewerkschaftsbewegung, die ohne ihre Kenntnis nicht zu verstehen ist.

Die Aufgabe der Arbeiterbörsen ist die örtliche Vereinigung der Gewerkschaften derselben Gemeinde oder desselben Départements. Sie sollen jederzeit in jedem Gewerbezweig unterrichtet sein über die Zahl der Arbeitslosen, über die Lage der einzelnen Industriezweige, die Menge der hergestellten Güter und der notwendigen Güter in bezug auf die Bevölkerung ihres Bereichs. Auf diesem Wege nur wird es möglich sein, die Arbeit zu organisieren und so die Aufgabe zu erfüllen, welche die neue Gesellschaft von ihren Angehörigen fordert, die neue Gesellschaft der freiwilligen und freien Vereinigung der Produzenten, die aus diesen Arbeitsbörsen hervorgehen wird[2]).

Schon im Jahre 1842 wurde der Gedanke eines Arbeitsvermittlungsamtes aufgeworfen, doch er hatte ebensowenig Erfolg, wie der zweite Versuch des Conseil Municipal in Paris 1875. Erst im Jahre 1886 wurde der Seinepräfekt mit der Organisierung eines Arbeiter-Stellenvermittlungsamtes betraut, welches am 3. Februar 1887 in der rue J. J. Rousseau zum ersten Male seine Tore öffnete. Kurz darauf folgte diesem Beispiel auch die Provinz und es entstanden nacheinander die Arbeiterbörsen in Toulon, Toulouse, St. Etienne, Lyon, Marseille usw.

Im Jahre 1893 erschienen beim Kongreß zu St. Etienne die Delegierten von 10 Arbeiterbörsen und gründeten die „Fédération des Bourses du Travail". 3 Jahre später erschien an dieser neuen Kampffront der Proletarier Fernand Pelloutier, mit dessen Namen nicht nur der Werdegang der Arbeiterbörsen, sondern auch die ganze Gewerkschaftsbewegung in Frankreich unzertrennlich verbunden ist. Der fernblickende Mann erkannte die wahren Ziele und die erfolgreichsten Kampfmethoden und wies der ganzen Arbeiterbewegung eine neue Richtung. Seine Parole lautete: Allgemeiner Streik, antimilitaristische und antipatriotische Propaganda und rücksichtsloser Kampf gegen den Arbeitgeber. Die Arbeiterbörsen waren unpolitisch, Anarchisten, Sozialisten und jeder wurde aufgenommen um gegen ein Ziel, das ökonomische, orientiert zu werden, dessen letzter Akt die Besitznahme der Produktionsmittel sein sollte. Die Zahl der Arbeiterbörsen wuchs rasch, sie zählten 1898 51, 1900 57, mit 1065 Gewerkschaften. Doch Pelloutier konnte die größten Erfolge seiner Tätigkeit nicht mehr sehen, denn er starb 1901. Ein Jahr später siegten seine Ideen und dieser Sieg fand seine Verkörperung in der großen Vereinigung aller organisierten Arbeiter im Congrès national corporatif zu Montpellier. Die Arbeiterbörsen verdrängten die „Guesdisten", die auf parlamentarischem Wege für die Arbeiter kämpfen wollten, und schmolzen in die Confédération générale du Travail hinein. Jetzt wurden erst die zwei großen Fundamente geschaffen, auf welche sich die C. G. T. aufbaute: 1. Die professionelle Organisation (Fédération de métiers et d'industrie), 2. die örtliche (Bourses du Travail, später Unions departementales genannt).

Der Sieg der Syndikalisten über die „Possibilisten" war vollständig. Wohin der neue Weg führen sollte, das wurde in der Charte d'Amiens niedergelegt, am XV. Congrès national corporatif in Amiens vom 8. bis 16. Oktober 1906:

1. Kampf gegen das Salariat und Arbeitgebertum.
2. Dieser ist auf dem Wege des Klassenkampfes durchzuführen.
3. Der Klassenkampf erfolgt in erster Linie auf wirtschaftlichem Gebiet und äußert sich vorwiegend in Lohnkämpfen und im Bestreben die täglichen Arbeitsstunden zu verkürzen.

[1]) Arbeiter eines métiers sind solche, die dasselbe Produkt erzeugen, die einer Industrie solche, die denselben Stoff verwandeln.

[2]) Pelloutier, Histoire des Bourses du Travail.

4. Endziel ist die Besitzergreifung von allen Produktionsmitteln, und die Schaffung dieser neuen Produktionsweise wird ihre Grundlage in den Gewerkschaften finden.

Hinzu kommen noch die 1908 in Marseille niedergelegten Zielsetzungen, welche die politischen Ziele der Bewegung im Antimilitarismus und Antipatriotismus kennzeichnen. Man stellte die Richtlinien fest, nach welchen die Arbeiterschaft nur wirtschaftliche, aber keine politischen Grenzen kennt. Der Arbeiter hat kein Vaterland; und da jeder Krieg als Attentat gegen die Arbeiterschaft betrachtet wird, so sagt das Protokoll des Kongresses „en cas de guerre entre Puissances, les travailleurs répondent à la déclaration de guerre par une déclaration de grève révolutionnaire".

An diesen Dogmen wurde festgehalten und die neue Kampfmethode wurde angewendet. Streiks und blutige Zusammenstöße sind die Folge gewesen. Es entstand eine fürchterliche Armee im Staate, die ihre Waffen gegen den Staat richtete und die dann merkwürdigerweise doch auf die Seite des Staates trat.

Die Erregtheit und Spannung, die im Juli 1914 die Gemüter beherrschte, stieg auf ihren Höhepunkt, als man die Ermordung Jaurès' vernahm. Jaurès war der aufrichtigste und begabteste Vorkämpfer der sozialistischen Ideen in Frankreich, und mit seiner Person wurde der gefährlichste Gegner des Revanchegedankens beseitigt. Sein Mörder wurde für wahnsinnig erklärt, es erwies sich aber bald, daß manchmal auch Wahnsinnige einer Regierung gute Dienste erweisen können. Es kam die Beerdigung — am 4. August — und die kurzsichtigsten der Bürger erwarteten Rache und Revolution. Da trat Jaurès' Nachfolger, Jouhaux, am Grabe des ermordeten Führers vor die Menge und begann zu sprechen. Er sprach leidenschaftlich, zündend — nicht gegen die Mörder, sondern gegen Deutschland und Österreich-Ungarn. „Deutschlands und Österreichs Herrscher, getrieben durch den Haß gegen die Demokratie, wollen den Krieg, wir aber werden helfen die Totenglocken läuten, welche das Ende ihrer Herrschaft verkündigen sollen. Wir werden die Soldaten der Freiheit sein." Die Regierung hatte gewonnen. (M. St. Léon: Les deux C. G. T., S. 19.)

Merrheim, der Sekretär der Metallarbeiter, sagte später auf dem Kongreß in Lyon 1919: „Man muß sich die damalige Lage vergegenwärtigen. Wir waren gänzlich machtlos. Die Arbeiterschaft von Paris war von einer fürchterlichen nationalistischen Krise heimgesucht, sie hätte sich wenig gekümmert, wenn die Regierung uns erschießen hätte lassen, ja sie selbst hätte uns niedergeschossen." Es scheint, daß dies tatsächlich der Fall war und daß man diese Tatsache auch als einen Beweis dafür betrachten muß, daß der Krieg nicht diesseits des Rheins erdacht worden ist, sondern daß eben in dieser Stimmung ein Beweis der Revanchehetze zu erblicken ist.

So wurden also plötzlich die Internationalisten Nationalisten und die Antimilitaristen Soldaten. Und daß es ihnen, insbesondere den Führern, nicht zu schwer fiel, dieser „fürchterlichen Krise des Nationalismus" nachzugeben, dafür sorgte die Regierung. Die Regierung Viviani schloß einen Pakt mit der C. G. T., in dem dieser versichert wird, daß man nicht nur von der Internierung der staatsgefährlichen Elemente, wie sie in dem Mobilisierungsplan vorgesehen war, absehen, sondern diese nur im Hinterlande in Fabriken verwenden werde. Außerdem wie das „Bulletin communiste" vom 1. September 1921 schreibt: „Des fonctionnaires et des chefs ouvriers furent assurés contre les risques de guerre, le gouvernement contre une opposition en masse au grand crime de la mobilisation". Jouhaux wurde Commissaire à la Nation und auch die meisten seiner Freunde stellten ihre Arbeitskraft der Regierung zur Verfügung.

Dieses Bündnis dauerte allerdings nicht bis zum Ende des Krieges. Es wurde allmählich gelockert, parallel mit dem Abflauen der Kriegsbegeisterung. Die Führer der C. G. T. begannen ihre Beziehungen zu den ausländischen Genossen wieder aufzunehmen. Trotzki schürte zwar in Paris, aber man ging doch nach Bern und Zimmerwald, wo mit Lenin und den deutschen Gewerkschaftsführern verhandelt wurde. Aber man konnte zu keinem Ergebnis kommen, die Regierung war zu stark, Englands Truppen waren im Lande, und wenn sich auch später der Minister des Innern, Malvy, als schwach erwies, so mußte er dafür im Gefängnis büßen.

Die Zeit nach dem Waffenstillstand brachte keine wesentlichen Ereignisse. Die eintretende Arbeitslosigkeit schuf allerdings manche Störungen, und die russische Revolution hatte auch gewirkt. Die Führer der C. G. T. verhielten sich vorsichtig und warteten. Man wußte ja nicht, was noch geschehen würde. Es gab noch viele ungelöste Probleme, entstanden durch die Revolutionen und Friedensdiktate, deren weitere Entwicklung unübersehbar war. Erst als die russische Niederlage vor Warschau deutlich von der Schwäche der Extremisten sprach, da entschloß sich Jouhaux und wandte sich gegen den Kommunismus. Er wurde schon früher auch von dem Kapitalismus unterstützt. Loucheur rief den Industriellen schon am 1. Mai 1919 zu: „Sendet alle Leute zur C. G. T., ihr unterstützt damit Jouhaux, denjenigen der bremst". (Valois, La Reconstruction économique de l'Europe, S. 140.) Tatsächlich erhielt Jouhaux das Vertrauen der Mehrheit, die sich scharf gegen die kommunistische Minderheit wandte. Man wollte vom Sowjet nichts wissen und lehnte das Befehlsgebungsrecht des „offiziellen Kommunismus" ab. Die Minderheit versammelte sich in St. Etienne im Juli 1922 und gründete die „Confédération générale du Travail Unitaire", welche seitdem zu der alten C. G. T. im schärfsten Gegensatz steht.

Das Ziel der C. G. T. U. ist: „Das Versammeln aller Lohnempfänger vorwiegend auf wirtschaftlicher Grundlage zwecks Verteidigung ihrer materiellen und moralischen Interessen; die Verfolgung des Zieles Befreiung der Arbeitenden durch den Klassenkampf. Diese Befreiung kann nur durch die Umwandlung der heutigen Gesellschaftsordnung erfolgen, vermittelst der Bekämpfung des Salariats und Patronats."

Die C. G. T. U. besteht aus: 1. Den Gewerkschaften, gruppiert in den örtlichen Vereinigungen, 2. den Unions départementales, 3. den Unions régionales und 4. den Fédérations d'industrie. Sie wird nach den Weisungen verwaltet, welche am Gewerkschaftskongreß im Herbst jeden zweiten Jahres beschlossen werden; in der Zwischenzeit durch das Comité confédéral National und die Commission administrative. Erstere besteht aus den Delegierten der U. D. und der Föderationen (je 1 Vertreter pro U. D. u. F.), welche dritteljährig tagen; außerdem durch die C. A. Standort der C. G. T. U. ist in Paris, Rue Grange-aux-Belles 33.

Ihre stärksten Föderationen sind: Fédération nationale des travailleurs de chemins de fer (ca. 30 000 Anhänger), Fédération postale unitaire (ca. 8500), Fédération des Textiles (?) und die Fédération unitaires des travailleurs du Livre (ca. 13 000). Die Zahl aller Mitglieder der C. G. T. U. wird wohl kaum über 150 000 betragen.

Ihre größte Tageszeitung ist L'Humanité, außerdem besitzt sie noch eine große Anzahl von kleineren und sehr viele Fachzeitungen. Ihre Interessen in der Kammer werden von den 24 kommunistischen Abgeordneten verfochten.

Man möchte glauben, daß die C. G. T. U. nach der Entzweiung nun einer Meinung ist im Kampfe gegen den Kapitalismus. Es ist aber nicht so. Die Mehrheit folgt den Befehlen der III. Internationale von Moskau, die Minderheit zersplittert sich in revolutionäre Syndikalisten, Föderalisten, Autonomisten und Anarchisten.

Wenn wir vor einer offiziellen Deklaration der C. G. T. stehenbleiben, dann würden wir uns zunächst verwundert fragen: „Warum denn dieses Schisma? „Die sagen ja dasselbe, was die C. G. T. U. sagt, sie weichen ja nicht mit einem Haar von dem ab, was vor dem Kriege in der Charte d'Amiens ausgesprochen wurde." Dieses Rätsel wird sich aber bald lösen, wenn wir das Wollen und Tun der einzelnen Führer prüfen. Da finden wir ganz erhebliche Abweichungen von den Vorkriegszeiten. Als Beispiel seien nur zwei wichtige Ideenänderungen hervorgehoben, die des Generalstreiks und die des Antimilitarismus.

Die C. G. T. von heute verwirft die „action directe". Sie will auf Umwegen dorthin kommen, wohin sie früher über Leichen hinweg trachtete (die Leichen sollten nur nicht die der Führer sein). Jouhaux schreibt in seinem Buch: La C. G. T. et le Syndicalisme: „Die action directe ist nicht die gewaltsame Vorbereitung der Unordnung, der Aufruhre, der Barrikaden, sondern die Tatsache, daß die Arbeiter ihre Angelegenheiten selbst regeln sollen, aus eigenen Kräften, daß sie den Vermittlerwert des

Staates leugnen (qu'ils nient la valeur intermédiaire de l'état) und daß sie nur gewillt sind, eine Aktion rein auf dem ökonomischen Gebiet zu führen." Und über den Generalstreik sagt er, daß dieser nur dann möglich ist, wenn das Proletariat genügend reif ist, um die Welt nach seiner eigenen Weise umzugestalten. Das soll heißen: Jetzt ist es noch nicht genügend reif dazu. Und diese Umgestaltung hält auch Dumoulin — Sekretär der C. G. T. — für eine schwierige Aufgabe. „Alles ist noch nicht getan mit der Besitzergreifung der Fabriken," schreibt er in „l'Atelier" vom 19. Januar 1921. „Wem sollen sie denn dienen, wenn die Käufer fehlen? Was hat man davon, wenn man sich der Automobilfabriken und der Diamantenwerkstätten bemächtigt, wenn die reichen Käufer uns boykottieren und nichts mehr kaufen?"

Eine ähnliche „Revision" erfuhr auch der Antimilitarismus. Früher hetzte man im „Manuel du Soldat" gegen die Armee „den Wachhund des Kapitalismus" und stiftete zu Meutereien an. Heute ist es, wie Jouhaux selbst sagt (M. St. Léon, Les deux C. G. T., S. 63), „simplement une protestation contre l'armée.. c'est une manifestation contre le chauvinisme." Chauvinisme, sagte Jouhaux, früher hieß er noch patriotisme.

Die C. G. T. ist aufgebaut auf den 1. Fédérations nationales d'industrie, 2. Unions départementales. Sie gehört zur „Fédération syndicale internationale" (Amsterdam). Im Comité confédéral national sind alle Gliedorganisationen vertreten, ihm obliegt die Verwaltung. Die Geschäftsführung erfolgt im Wege der Commission administrative und des Bureaus in der Rue Lafayette in Paris. Die Zahl der Mitglieder kann heute auf ca. 450 000 geschätzt werden (M. St. Léon). Sie betrug 1912 600 000 und 1920 über 2 000 000 (Jouhaux' Angaben am VIII. Kongreß der Fédération des Textiles im August 1922, Mülhausen). Offizielle Zeitungen sind „Voix du Peuple" und „Droit ouvrier" (subventioniert), außerdem „l'Oeuvre". Interessenvertretung in der Kammer erfolgt durch die 104 sozialistischen Deputierten, die auch manchmal mit den 225 „radicaux socialistes" (Herriot), die den Übergang zwischen dem bürgerlichen Bloc national und den Sozialisten bilden, zusammen gehen.

Die „Christlichen" Gewerkschaften (Confédération Française des Travailleurs Chrétiens), die auf katholischer Grundlage (Enzyklika Rerum novarum), aufgebaut sind, seien nur kurz erwähnt, weil sie dem Staat wenig Sorgen verursachen und deswegen auch nicht gefürchtet werden. Heute können sie in Frankreich in erster Linie als eine Hochburg des religiösen Gedankens betrachtet werden, was um so wichtiger ist, als 38 Millionen Franzosen nur auf dem Papier Katholiken sind. Die erste Gewerkschaft entstand in der Corporation de la Soierie Lyonnaise 1887. Heute besteht die C. F. T. C. aus 23 Unions régionales und 7 Fédérations nationales de métiers und zählt insgesamt ca. 125 000 Mitglieder.

Den zukünftigen Weg der Gewerkschaftsbewegung kann man heute noch nicht kennzeichnen. Die Gewerkschaften haben ihre Ideen und so auch ihre Bedeutung verloren. Ist das nur vorübergehend so? Die Frage bleibt vorläufig dahingestellt. Eines ist aber sehr wahrscheinlich, ihr Leben kann nur verlängert werden, wenn sie den bisherigen materialistischen Geist und die Idee des heute noch sehr unreifen Internationalismus über Bord werfen. Ihr Ziel haben sie nicht erreicht, wie es bisher noch keine soziale Bewegung erreicht hat.

Die Gewerkschaften entstanden als Reaktion gegen einen oft verheerend wirkenden materialistisch-kapitalistischen Geist, der vielfach nur Haß und Erbitterung erwecken konnte und der durch Besitzungleichheiten ebenso hohe Wälle zog wie die politischen im 18. Jahrhundert. Und diese Wälle waren von einem materialistischen und sehr steifen privateigentumsrechtlichen Geist erbaut; sie wurden von den Gewerkschaften durchbrochen wie die politischen Wälle von der Revolution. Die Bewegung scheint sich heute auf dem absteigenden Ast zu befinden. Doch ich glaube nicht, daß es um die Institutionen geschehen ist. Der Fehler ist in der Ideenlosigkeit zu suchen.

Die Sozialdemokraten sind angesichts der Unmöglichkeit der Verwirklichung ihres Programmes stehengeblieben und haben später den Rückzug angetreten. Das Beispiel sehen wir im Deutschen Reich. Die Kommunisten haben noch nichts eingesehen,

nicht einmal was sie hätten sehen können, wenn sie nur gewollt hätten. Das Beispiel ist Rußland. Und beide bekämpfen sich heute aufs schärfste. In diesem Kampfe sollen die Gewerkschaften verbluten?

Die Rettung wäre da — und es ist anzunehmen, daß sie auch nicht verschmäht wird, wenn die Gewerkschaften sich von ihrer heutigen Weltanschauung zu trennen. Wir gehen einer Zeit entgegen, die die nationalen Grenzen schärfer denn je ausprägen wird. Der reine Materialismus wird verschwinden, um einer höheren Weltanschauung den Weg zu räumen. Wenn die Gewerkschaften es fertigbringen, sie in sich aufzunehmen, und sich von nun an aufrichtig in den Dienst der Nation stellen, um so mittelbar auch für das Wohl des Arbeiters zu sorgen, dann werden sie in der Zukunft nicht „die Feinde des Aufbaus" sein, wie sie Georges Valois nennt, sondern eine mächtige Stütze des Staates der nahen Zukunft, des nationalen Staates. In dieser Richtung können die „Christlichen" als Wegweiser dienen, wie auf manchen anderen Gebieten die freien Gewerkschaften den christlichen vorangegangen sind.

Die Arbeiterbewegung in England

Von Dr. Wilhelm Dieckmann in Potsdam

Die englische Arbeiterbewegung muß in ihrer Eigenart und Besonderheit aus den Ursachen verstanden werden, die die soziale und kulturelle, politische und wirtschaftliche Entwicklung und Gestaltung des englischen Staates und Volkes überhaupt bestimmt haben. Damit soll gesagt werden, daß sich der Emanzipationskampf der Arbeiterschaft, des in der und durch die kapitalistische Wirtschaftsordnung entstandenen und zu einem selbständigen sozialen Gebilde gewachsenen Proletariats in England unter anderen Bedingungen und in anderen Formen vollzogen hat und vollzieht, als etwa in Deutschland oder Frankreich, den beiden anderen in der modernen sozialen Bewegung führenden Ländern. Als typisches Merkmal der englischen Bewegung hat bereits M. Heß in seinem 1841 erschienenen Hauptwerk „Die europäische Trierarchie" das politische Moment bezeichnet, während im deutschen Sozialismus die Idee der geistigen, im französischen die Idee der sittlichen Freiheit verkörpert sei. Ähnliche Einteilungen sind wiederholt vorgenommen worden. So spricht auch W. Sombart von den drei „repräsentativen Typen" und sieht in dem deutschen Sozialisten den im Banne von Lehrmeinungen stehenden Gelehrten, in dem französischen den im Banne von Personen stehenden Künstler und in dem englischen den im Banne von Tatsachen stehenden Kaufmann[1]).

Es entspricht dem auf das Praktische gerichteten Charakter des Engländers und kennzeichnet daher das Wesen der englischen Arbeiterbewegung, daß sie nicht auf der Grundlage irgendeines papiernen theoretischen Systems aufgebaut, sondern aus der Realität der Verhältnisse herausgeboren und im Kampf mit dieser Realität groß geworden ist. Ebensosehr ist sie in ihrer Zielsetzung allen ideologischen, geschweige denn utopischen Anschauungen abhold. Diese grundlegenden Momente gilt es im Auge zu behalten, wenn man den Begriff des Sozialismus auf die englische Arbeiterbewegung überträgt. Gewiß sind in ihr vor allem in neuester Zeit in wachsendem Maße dieselben sozialistischen Elemente lebendig, wie sie im Zeitalter des Kapitalismus überall in Erscheinung getreten sind und in der Marxschen Lehre ihr theoretisches System erhalten haben. Trotzdem läßt aber die geschichtliche und die soziologische Betrachtung der Arbeiterbewegung in England den englischen Sozialismus in seiner Eigenart und Selbständigkeit erkennen. Die marxistische Theorie hat, obwohl ihr Urheber das ihr zugrunde liegende Tatsachenmaterial aus dem Zustand der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse des damaligen Englands genommen hat, eine nennenswerte Anhängerschaft in England nie gefunden und wird sie

[1]) Sombart, Der proletarische Sozialismus, 1924, Bd. II, S. 359.

auch nie finden, weil sie der ganzen Charakterveranlagung des englischen Volkes wesensfremd ist. Nicht minder bezeichnend ist es, daß der Name Sozialismus, abgesehen von einzelnen einflußlosen Parteigrüppchen, so gut wie gar nicht parteibildend gewirkt hat, daß in England dem Begriff Sozialismus gegenüber geradezu eine gewisse Scheu herrscht, die ihren Ausdruck darin findet, daß hier zur Bezeichnung des Inhalts der Arbeiterbewegung das Wort Labourismus (labourism) bevorzugt wird, obwohl beide Begriffe nicht ohne weiteres identisch sind. Der Sozialismus englischer Prägung ist vor allem nicht wie in Deutschland oder Frankreich ein Weltanschauungsproblem, das in unmittelbaren Zusammenhang mit Grundfragen des menschlichen Gesellschaftslebens überhaupt gebracht wird, sondern letzten Endes ein Organisationsproblem, für das der Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit ausschlaggebend ist.

Hiermit hängt zusammen, daß das revolutionäre Moment, das den kontinentaleuropäischen Sozialismus wenigstens in seiner konsequenten Gestalt wesentlich kennzeichnet, keine entscheidende Rolle spielt oder richtiger gesagt diese Rolle ausgespielt hat. Denn wiederum bezeichnenderweise war es England, das als erstes unter den kapitalistischen Ländern in der sogenannten Chartistenbewegung der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts eine rein proletarische Bewegung mit stark sozialistisch-revolutionärem Einschlag erlebte. Im Chartismus, den S. Webb die heroische Epoche der englischen Arbeiterbewegung nennt, kam die dumpfe Verzweiflung der unter der rücksichtslosen Herrschaft des jungen Kapitalismus ausgebeuteten Arbeiterschaft zum elementaren Ausbruch.

Wenn diese Bewegung schließlich ohne unmittelbare Nachwirkungen zusammenbrach, so hat sie doch Kräfte ausgelöst, die dem Schutz der Arbeiterschaft gegenüber kapitalistischen Auswüchsen durch sozialpolitische und sonstige staatliche Maßnahmen für die Folgezeit den Weg bereiteten. Für die englische Arbeiterschaft brachte der Ausgang der revolutionären Bewegung eine außerordentliche Ernüchterung, die sie dazu veranlaßte, sich mit der bestehenden politischen und wirtschaftlichen Ordnung abzufinden und zu versuchen, durch Selbsthilfe und entsprechende geeignete Mittel innerhalb dieser Ordnung ihre soziale Lage zu verbessern. Diese Mittel der Selbsthilfe waren die Gewerkschaften und Genossenschaften, die in der sozialen Bewegung Groß-Britanniens eine ausschlaggebende Rolle spielen und Vorbild auch für andere Länder wurden. In der Tat ist es den in den Trade Unions organisierten Arbeitern gelungen, an Hand der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel (Koalitionsfreiheit, Tarifverträge, Einführung besonderer Arbeitsmethoden, Anwendung gewerkschaftlicher Kampfmaßnahmen) ihre Stellung im wirtschaftlichen Interessenkampf dauernd günstiger zu gestalten und am Aufschwung des englischen Wirtschaftslebens teilzunehmen. Man muß allerdings berücksichtigen, daß der Trade-Unionismus, wenigstens in seiner ursprünglichen Form — und das ist wiederum kennzeichnend für das Wesen der sozialen Bewegung in England — keine eigentliche Massenbewegung war, sondern sich unter zünftlerischen Einflüssen in seiner Wirksamkeit auf bestimmte Arbeiterkreise, und zwar auf die qualifizierten industriellen Arbeiter beschränkte, während man ursprünglich von einer gewerkschaftlichen Organisierung halbgelernter bzw. ungelernter oder gar weiblicher Arbeiter nichts wissen wollte. In dem Bestreben, die Lage dieser gehobenen Arbeiterschichten „durch Aufrichtung von Monopolen zum Zwecke der Einschränkung des Angebots von Arbeitskräften, gesichert durch Beschränkung der Lehrlingszahl, begrenzte Zulassung zu den Gewerben, strenge Umgrenzung der Arbeitszweige“[1]) zu verbessern, sah der Trade-Unionismus seine eigentliche Aufgabe. Im engen Zusammenhang mit dieser Exklusivität steht die starke Zersplitterung der gewerkschaftlichen Organisationen, die sich eifersüchtig und mißtrauisch gegenüberstehen und gemeinsamen Aktionen, geschweige denn einem gesamtwerkschaftlichen Zusammenschluß abgeneigt sind. Trotz allem sind aber die Gewerkschaften, wenn man von den Genossenschaften, deren Bedeutung ja auf einem anderen Gebiet liegt, absieht, bis

[1]) Dopp, R. Mac Donald, 1923, S. 8.

in die neueste Zeit hinein die wichtigste Organisationsform gewesen, die aus der englischen Arbeiterbewegung herausgewachsen ist. Da sie aber ausschließlich auf die Erreichung wirtschaftlicher Ziele eingestellt sind, ist es erklärlich, daß das politische Moment in der englischen Arbeiterbewegung lange Zeit keine Rolle gespielt hat. Erst in der jüngsten Vergangenheit haben sich hierin grundlegende Wandlungen vollzogen.

Die Neuorientierung der englischen Arbeiterbewegung, zu der nicht zuletzt die Bedrohung der bisherigen weltwirtschaftlichen Monopolstellung Groß-Britanniens durch die aufstrebende deutsche Konkurrenz und damit die Gefährdung der bisherigen sozialen Lage der englischen Arbeiterschaft wie des englischen Wirtschaftslebens überhaupt Veranlassung gegeben hat, setzte etwa zu Beginn der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts ein und zwar in doppelter Richtung. Je weniger die Gewerkschaften durch ihr zähes Festhalten an überkommenen Methoden in der Lage waren, angesichts der zunehmenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten die Lage der organisierten Arbeiterschaft sicherzustellen, je stärker infolge der Wendung der englischen Politik zum Imperialismus und der dadurch bedingten Neuorganisierung des englischen Wirtschaftslebens die Machtstellung des Unternehmertums gegenüber der Arbeiterschaft anwuchs, desto lebhafter wurde in den Kreisen der Arbeiterschaft die Anpassung des Gewerkvereinswesens an die veränderten Verhältnisse gefordert. Parallel mit diesem inneren lief ein von außen kommender Druck, der von der bisher nichtorganisierten Arbeiterschaft, also hauptsächlich von den angelernten, ungelernten und weiblichen Arbeitern ausging, deren volkswirtschaftliche Bedeutung angesichts der Notwendigkeit, die gesamtwirtschaftliche Produktionskraft im Hinblick auf den zunehmenden Wettbewerb voll einzusetzen, und infolge der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung (Kohle und Eisen) sich ständig steigerte. Aus diesen Kreisen heraus erfolgte der Einbruch der jugendlichen und noch wenig disziplinierten, unruhigen und unzufriedenen Elemente (hauptsächlich waren es die sich bald in machtvollen Organisationen zusammenschließenden Bergarbeiter, Eisenbahner und Transportarbeiter) in die bisher streng abgeschlossene Gewerkschaftswelt, zwang die Gewerkschaftsbürokratie zur Umwandlung ihrer aristokratisch-monopolistischen Tendenzen und führte zu Neubildungen, die auch organisatorisch von Bedeutung waren. Der Inhalt dieser Umgestaltung, die man unter dem Namen Neu-Unionismus zusammenfaßt, kennzeichnet sich durch eine zunehmende Radikalisierung, die in einer schärferen Betonung des proletarischen Klassenbewußtseins und des Kampfcharakters der Gewerkschaften, überhaupt in der Hervorhebung des unüberbrückbaren Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit ihren Ausdruck fand. Dementsprechend war die Gewerkschaftspolitik in ihrer Zielsetzung nicht mehr wie bisher arbeitsfriedlich eingestellt, sondern suchte der organisierten Arbeiterschaft im gesamtwirtschaftlichen Produktionsprozeß einen zunehmenden Einfluß zu verschaffen. Allerdings suchte sie dieses Ziel nicht auf revolutionärem Wege zu erreichen, sondern vermittelst der überlieferten gewerkschaftlichen Methoden, die allerdings den veränderten Verhältnissen entsprechend umgestaltet bzw. erweitert werden mußten, insofern die Gewerkschaften ihre Aufgabe darin erblickten ohne Rücksicht auf sonstige Interessen — und seien sie auch allgemeinwirtschaftlicher oder sozialer Natur — die materielle Lage der organisierten Arbeiterschaft im Wirtschaftskampf zu heben und zu sichern. In zähem Ringen mit Staat und Unternehmertum, vielfach unter Anwendung schärfster Kampfmittel wie Streiks, Boykotts usw., haben die Gewerkschaften dieses Ziel mit unleugbarem Erfolg zu erreichen versucht. Die große soziale Gesetzgebung der Aera Lloyd George (1906 bis 1913), auch wenn sie nicht ausschließlich dem wachsenden Einfluß der Arbeiterschaft ihre Entstehung verdankt, kennzeichnet diesen Erfolg auf der einen Seite, während er anderseits in den zahllosen Zugeständnissen über Regelung der Arbeits- und Lohnbedingungen, die das in England vor dem Kriege stark zersplitterte Unternehmertum den Trade Unions machen mußte, seinen Ausdruck findet. Gerade diese sogenannten Gewerkschaftsregeln und -bräuche: Vereinbarungen über Arbeits- und Produktionsbeschränkungen (Ca-canny-System), über Beschränkungen in der Zulassung anderer Arbeitskräfte, über

Einführung für die Arbeiter günstiger Lohnsysteme u. a. m., sind in Verbindung mit sonstigen technischen und organisatorischen Mängeln die Hauptursache dafür, daß die englische Wirtschaft den in dieser Beziehung fortgeschritteneren Ländern Deutschland und Amerika gegenüber ins Hintertreffen geriet.

Aber die Neueinstellung der englischen Arbeiterbewegung erschöpfte sich nicht allein in einer Umgestaltung der bisherigen Organisationsform, sie trug vielmehr, wozu die erwähnten sozialen Verhältnisse ebenfalls die Veranlassung gaben, ein neues, das politische Moment in sie hinein. Allerdings haben die mannigfachen Versuche die Arbeiterschaft politisch zu organisieren lange Zeit hindurch, hauptsächlich infolge des Widerstandes der Gewerkschaften keine nennenswerten Ergebnisse erzielt. Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts gelang es infolge verschiedener innerer und äußerer Umstände, diesen Widerstand wenigstens grundsätzlich zu brechen und erst seit 1906 besteht in der Labour Party eine politische Arbeiterpartei. So bedeutsam die Schaffung einer solchen Organisation für die künftige Entwicklung der sozialen Bewegung Groß-Britanniens geworden ist, so war sie ursprünglich doch keineswegs ein parteiorganisatorisches Gebilde, das sich etwa mit der sozialdemokratischen Partei Deutschlands vergleichen ließ. Bis zu ihrer Umgestaltung gegen Ende des Weltkrieges war sie überhaupt keine eigentliche Partei mit eigenem organisatorischen Apparat, sondern nur die politisch-parlamentarische Vertretung der Gewerkschaften, der außer diesen eine Reihe von kleineren oder größeren Vereinigungen mit arbeiterfreundlichen, sozialpolitischen Interessen korporativ angeschlossen waren. Bei dem überlieferten Dualismus des englischen Parteiwesens war ihr unmittelbarer politischer Einfluß daher verhältnismäßig gering, zumal die englische Staatskunst durch eine geschickte Politik gegenüber der Arbeiterschaft (Berufung von Arbeitervertretern in das Kabinett oder sonstige hohe Staatsämter) etwaigen oppositionellen Bestrebungen wirksam entgegenzuarbeiten wußte. So war die Labour Party, die in den ersten Jahren nur verhältnismäßig wenig Mitglieder ins House of Commons entsenden konnte, gleichsam nur der verlängerte Hebelarm des Liberalismus.

Wenn trotzdem während der letzten Vorkriegsjahre innerhalb der englischen Arbeiterschaft eine wachsende Unruhe um sich griff — Herkner[1]) spricht sogar von „revolutionären Strömungen" — die in einem ungeheuren Anschwellen des Streikfiebers ihren Ausdruck fand[2]), so war darin gewiß noch keine Bedrohung der bestehenden sozialen und wirtschaftlichen Struktur zu sehen, immerhin zeigte sich hierin aber der zunehmende Einfluß vielfach von außen kommender Bestrebungen sozialistischer und syndikalistischer Natur, die die gesamte Arbeiterbewegung, häufig im Widerspruch zur offiziellen Gewerkschafts- oder Parteipolitik, in eine radikalere Richtung zu drängen suchten.

Aber erst der Weltkrieg hat Wirkungen ausgelöst, die für die Entwicklung der sozialen Bewegung Großbritanniens und damit für das englische Staats- und Wirtschaftsleben überhaupt von entscheidender Bedeutung sind. Sie stehen im unmittelbaren Zusammenhang mit der Rolle, die England im Weltkriege gespielt hat bzw. mit den Aufgaben, zu deren Lösung dieser Krieg Volk und Staat zwang, und die mit dem alten Mittel englischer Politik, andere Völker für mery old Englands Interessen bluten zu lassen, nicht zu lösen waren. Die Ausmaße, die der Weltkrieg annahm, erforderten eine bisher in der englischen Geschichte unerhörte eigene Aktivität, die die volle Einsetzung der gesamten Volkskraft notwendig machten, eine Notwendigkeit, die mit der individuellen Freiheit, auf der das englische Staats- und Wirtschaftsleben beruhte, in Widerspruch geraten mußte. Drei Aufgaben waren es insbesondere, deren Lösung die starke unmittelbare Beteiligung Englands am Kriege verlangte und deren Durchführung um so schwieriger war, je weniger die Struktur des sozialen und wirtschaftlichen Lebens darauf zugeschnitten war:

[1]) Herkner, Die Arbeiterfrage, 8. Aufl., Bd. II, S. 348.

[2]) Im Streikrekordjahr 1912 streikten 1,5 Millionen Arbeiter, wodurch ca. 41 Millionen Arbeitstage verloren gingen.

1. Die Schaffung eines organisatorisch und zahlenmäßig den Anforderungen der modernen Kriegführung entsprechenden Heeres,
2. die Versorgung nicht allein des eigenen, sondern auch im wachsenden Maße der verbündeten Heere mit ausreichendem und brauchbarem Kriegsmaterial,
3. die Sicherstellung des Ernährungsbedarfs für Heer und Heimat, die sich mit der zunehmenden Gefährdung der englischen Volkswirtschaft durch den deutschen U-Bootskrieg immer schwieriger gestaltete.

Je mehr die erste, militärische Aufgabe, zu deren Lösung bekanntlich die Wehrpflicht eingeführt wurde, gelernte Arbeitskräfte der produktiven Wirtschaft entzog, um so schwieriger wurde die Erfüllung der beiden anderen wirtschaftlichen Aufgaben, deren Bedeutung für die Kriegführung von Anfang an erkannt worden ist und deren Durchführbarkeit abhing von einer Umgestaltung der bisherigen Wirtschaftsmaschinerie. Die in unmittelbarer Wechselbeziehung stehenden militärischen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten zwangen daher zu einer erheblichen Steigerung des gesamtwirtschaftlichen Produktivitätsgrades, die aber ihrerseits angesichts der Doppelseitigkeit des Kriegsproblems abhängig war von einer wesentlichen Erhöhung der Leistungs- und Ausnutzungsfähigkeit der einzelnen Arbeitskraft. Dieses Ziel war aber nur zu erreichen durch für englische Verhältnisse bisher unerhörte Eingriffe des Staates in das Volks- und Wirtschaftsleben, die zu einer weitgehenden behördlichen Monopolisierung und Reglementierung der Wirtschaft führten. Auf das System der englischen Kriegswirtschaft und ihren organisatorischen Apparat kann hier nicht näher eingegangen werden, obwohl ihre genaue Kenntnis erst die Entwicklung der Arbeiterbewegung voll verständlich macht[1]).

Der Zweck dieser neuen staatlichen Wirtschaftspolitik nämlich, die Steigerung des gesamt-wirtschaftlichen Produktivitätsgrades, den man vermittelst einer weitgehenden Intensivierung der Volkswirtschaft durch Einführung und Anwendung rationeller Arbeitsmethoden unter sparsamster Verwendung von Produktionsmitteln und Arbeitskräften, also durch höchstmögliche Rationalisierung des wirtschaftlichen Produktionsprozesses mit großem Erfolg zu erreichen suchte, bedingte, bei allem theoretischen Festhalten am Grundsatz der Freiwilligkeit, auf dem Wege der „Staatskontrolle" die Einführung eines vom Staate ausgehenden organisatorischen Zwanges, der die Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit des Unternehmertums wie der Arbeiterschaft erheblich einschränkte. So wichtig und geschickt zugleich es im Interesse der Durchführung der kriegswirtschaftlichen Aufgaben war, daß die Staatskontrolle, wenigstens theoretisch, in ihrer Wirksamkeit auf private Sonderinteressen keine Rücksicht nahm, so war es doch unvermeidlich, daß die organisierte Arbeiterschaft den behördlichen Zwang am fühlbarsten am eigenen Leibe zu spüren hatte, zumal die Kriegswirtschaftspolitik geradezu im Gegensatz zur bisherigen Gewerkschaftspraxis stand. Unter dem Druck der staatlichen Autorität sahen sich die Gewerkschaften gezwungen, die mannigfachen Gewerkschaftsregeln und -gebräuche aufzugeben, die irgendwie produktionshemmend waren, in denen aber gerade deswegen die Arbeiterschaft unantastbare Rechte und notwendige Voraussetzungen für die Sicherung ihrer sozialen Stellung sahen. Die in immer stärkerem Umfange zum Heeresdienst herangezogenen körperlich leistungsfähigen gelernten Arbeiter sahen sich ohne ausreichende Sicherung für die Zukunft durch ungelernte, jugendliche und vor allem weibliche Arbeitskräfte auf dem Wege der „Verdünnung" (dilution) aus ihren Arbeitsstellen verdrängt, während die kriegswirtschaftlich tätige Arbeiterschaft überhaupt in ihrem Freizügigkeitsrecht stark beschränkt und in ihren Lohn- und Arbeitsbedingungen einer weitgehenden staatlichen Kontrolle unterworfen war. Dies ganze Zwangssystem in Verbindung mit mancherlei Mißgriffen auf dem Ge-

[1]) Näheres über die englische Kriegswirtschaft H. Wolfe, Labour supply and Regulation, Oxford 1923. — H. Cole, Trade Unionism and Munitions, Oxford 1923. — C. Mendelssohn, Wandlungen des liberalen England durch die Kriegswirtschaft. Tübingen 1921. — C. Leubuscher, Sozialismus und Sozialisierung in England, Jena 1921. Mein Aufsatz „Arbeiterbewegung und Sozialismus in England" im „Archiv für Politik und Geschichte" Heft 8, 10/11, Jahrg. 1924.

biete des Rekrutierungs- und Reklamationswesens und verschärft durch die wachsende Verschlechterung der Lebensverhältnisse löste zunehmende Verbitterung aus, die vielfach in unmittelbaren Widerstand durch Streiks umschlug[1]). So verschiedenartig die unmittelbaren Motive der zunehmenden labour unrest gewesen sein mögen, ihre eigentliche Ursache lag in der zwangsweise durchgeführten staatlich-organisatorischen Umgestaltung oder wie es im Gewerkschaftsjargon hieß „Vermilitarisierung" des Wirtschaftslebens. Daß dieser Intensivierungs- und Rationalisierungsprozeß trotz allen der Arbeiterschaft gemachten gegenteiligen Versprechungen nicht nur auf die Kriegsdauer beschränkt bleiben würde, war den Arbeitern ebenso klar, wie seine Fortsetzung mit Rücksicht auf die erwartete Veränderung der weltwirtschaftlichen Verhältnisse und Steigerung des internationalen Wettbewerbs nach dem Kriege in der Absicht der Regierung lag.

Die Wirkung dieser Verhältnisse auf die Entwicklung der sozialen Bewegung Großbritanniens zeigt sich vor allem in folgenden Momenten:

1. Die mittelbare und unmittelbare Unterstützung der Regierungspolitik durch die Gewerkschaftsführer hatte wegen der wachsenden Abneigung weiter Kreise der Arbeiterschaft dieser Politik gegenüber eine zunehmende Entfremdung zwischen Führern und Masse zur Folge, die bereits während des Krieges zu Neubildungen führte. Die wichtigste dieser Neubildungen ist die sogenannte shop steward-Bewegung, die mit unserer Betriebsrätebewegung der Nachkriegszeit Ähnlichkeit hat.

2. Durch die Notwendigkeit, im Interesse der Kriegswirtschaft immer mehr ungelernte und weibliche Arbeitskräfte heranzuziehen, wurde das Eindringen von Elementen, die bisher als nicht organisationsfähig galten, in die Gewerkschaften gefördert, wodurch diese eine innere Umbildung erfuhren[2]).

3. Die für die künftige Entwicklung der sozialen Bewegung wohl wichtigste Wirkung bestand in der Wandlung der bisher in Arbeiterkreisen maßgebenden sozialökonomischen Anschauung. Hatte die Kriegswirtschaft den Beweis für die Möglichkeit erbracht, das Wirtschaftsleben statt wie bisher auf privatwirtschaftlich-individualistischen auf gemeinwirtschaftlichen Grundsätzen aufzubauen, so ergaben sich daraus Folgerungen, die für eine dauernde Neugestaltung des gesamtwirtschaftlichen Systems durch Sozialisierung, Nationalisierung oder, wie man in England mit Vorliebe sagt, durch Erweiterung der demokratischen Kontrolle nutzbar gemacht werden können. In dieser Beziehung sind besonders bedeutsam die Ansichten, die vor allem in der Nachkriegszeit der sogenannte Gildensozialismus entwickelt hat[3]).

Wenn die englische Arbeiterschaft ihrer Regierung bei der Durchführung der Kriegsaufgaben auch häufig ernste Schwierigkeiten gemacht hat, so lagen die Gründe doch durchweg auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet, politische Momente haben keine nennenswerte Rolle gespielt. Gewiß gab es in der Arbeiterschaft einzelne Richtungen, die der englischen Kriegspolitik grundsätzlich ablehnend gegenüberstanden, gewiß fehlt es vor allem in den letzten Kriegsjahren nicht an mannigfachen Symptomen, die auf ein Anwachsen der Friedensneigungen hinweisen. Aber die große Mehrzahl der Arbeiterschaft hat entsprechend dem einheitlichen nationalen Instinkt des englischen Volkes in allen lebenswichtigen Fragen der englischen Außenpolitik sich hinter die Regierung gestellt: wie es auf den Kongressen der großen Arbeiterorganisationen immer wieder zum Ausdruck kam, kam für sie nur ein Friede in Betracht, der den englischen Interessen gerecht wurde.

[1]) In England ist, wenigstens in den ersten Kriegsjahren, erheblich mehr als beispielsweise in Deutschland gestreikt worden. Die Zahl der an Streiks beteiligten Arbeiter beträgt für die 4 Kriegsjahre etwa 2,7 Millionen, die der verlorenen Arbeitstage etwa 17 Millionen.

[2]) Die englischen Gewerkschaften zählen 1913: 3,7 Millionen männliche und 0,4 Millionen weibliche Mitglieder, 1918: 5,3 Millionen männliche und 1,2 Millionen weibliche Mitglieder.

[3]) Über den Gildensozialismus siehe Cole, Labour in the Commonwealth 1918; Penty, Guilds and Social Crisis 1919; Cole, Social Theory 1920; ds., Guild socialism Restated 1920; Leubuscher, a. a. O., S. 61 ff. Abgesehen von vereinzelten Ansätzen hat der Gildensozialismus bisher allerdings noch keine praktische Bedeutung erlangt.

So wenig politische Momente in der englischen Arbeiterbewegung während des Krieges unmittelbar in Erscheinung getreten sind, so ist auf der anderen Seite die Politisierung innerhalb der Arbeiterschaft durch den Krieg und seine Wirkungen außerordentlich gefördert worden. Um die in der Arbeiterschaft erwachten politischen Bestrebungen einheitlich zusammenzufassen, wurde im Frühjahr 1918 die Labour Party unter Einbeziehung der bestehenden politischen und gewerkschaftlichen Organisationen zu einer selbständigen Partei mit einem eigenen organisatorischen Apparat, allerdings in enger Anlehnung an den Gewerkschaftsorganismus ausgebaut. In ihrem auf den praktischen Folgerungen des Krieges fußenden Reformprogramm bezeichnet sie als ihr Ziel „auf der Grundlage des Gemeineigentums an den Produktionsmitteln und des bestgeeigneten Systems einer vom Volke ausgehenden Verwaltung und Herrschaft in jeder Industrie oder jedem Dienstzweig die politische, soziale und ökonomische Befreiung des Volkes durchzuführen, und zwar vor allem derjenigen, die zur Gewinnung ihres Lebensunterhalts auf ihre eigene Hand- und Kopfarbeit angewiesen sind."

Auf eigene Füße gestellt, hat sich die Arbeiterpartei in der Nachkriegszeit infolge des großen Anwachsens ihrer Stimmenzahl zu einem für Gegenwart und Zukunft des englischen Staatswesens höchst bedeutsamen politischen Faktor entwickelt, eine Entwicklung, die bekanntlich bisher in dem „Intermezzo" der Labour-Regierung des Jahres 1924 ihren Höhepunkt fand. Damit ist die Labour Party aus der Stellung eines mehr oder weniger außerhalb stehenden kritischen Zuschauers in die für das englische Regierungssystem bedeutungsvolle verantwortliche Stellung des alternative Governments gerückt, wodurch naturgemäß die soziale Bewegung auf das stärkste beeinflußt wird. Auf der anderen Seite ist die englische Arbeiterbewegung der Nachkriegszeit beherrscht durch die großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die sich aus dem Vertrag von Versailles ergaben und die ihren äußeren Ausdruck in der ungesunden Höhe der Arbeitslosenziffer finden. Im Kampf mit diesen Schwierigkeiten haben die Gewerkschaften ihre Kräfte stark erschöpft. Erst in jüngster Zeit haben sie infolge der allmählichen Überwindung der internationalen Wirtschaftskrisis durch die mannigfachen Sanierungsbemühungen ihre Initiative wiedererlangt. So sehr auch in dieser neu erstarkten gewerkschaftlichen Aktivität neue durch die Verhältnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit bedingte Gesichtspunkte wirksam sein mögen, so ist das heute wieder mehr als je offenkundig zutage tretende zähe Festhalten an den alten Methoden in der Praxis der Gewerkschaften für ihren konservativen Grundzug sehr bezeichnend. Augenblicklich macht sich in der englischen Arbeiterbewegung ein gewisser Gegensatz zwischen Partei und Gewerkschaften bemerkbar, der aber kaum grundsätzlicher Natur ist. Er zeigt sich in der verschiedenartigen Stellungnahme einmal zum Dawesplan, den die Gewerkschaften als eine „Methode zur Versklavung der deutschen Arbeiter"[1]) ablehnen, und zum russischen Problem. Im Gegensatz zur Parteipolitik suchen die Gewerkschaften, ohne daß man deswegen von einem Erstarken der kommunistischen Elemente im englischen Gewerkschaftswesen reden könnte, durch Entgegenkommen gegenüber dem allrussischen Gewerkschaftsrat eine Verständigung zwischen der Amsterdamer und Moskauer Gewerkschaftsinternationale herbeizuführen. So wenig diese Gegensätze, wie gesagt, grundsätzlicher Natur sind und etwa, wie es vielfach fälschlich geschieht, als Radikalisierung der Gewerkschaften gedeutet werden können, so wird es doch einer ebenso energischen wie weitblickenden Führung bedürfen, um die in der Einheitlichkeit beruhende Stoßkraft der Arbeiterbewegung nicht zu gefährden.

[1]) Entschließung auf dem Gewerkschaftskongreß zu Scarborough im Herbst 1925.

Der außerdeutsche Sozialismus im Kriege

Von Major a. D. Erich Otto Volkmann in Berlin

Zu einer Zeit, als die Gefahr eines allgemeinen Völkerkampfes den zünftigen Politikern noch fern schien, haben Marx und Engels bereits mit einem nahe bevorstehenden Weltkriege wie mit einer unabänderlichen Tatsache gerechnet. Sie fürchteten ihn nicht, erwarteten von ihm vielmehr eine Beschleunigung des Auflösungsprozesses der kapitalistischen Welt. Daß das „Weltproletariat" in diesem Kriege eine wichtige, vielleicht entscheidende Rolle spielen müsse, unterlag für sie keinem Zweifel. In der Arbeiterinternationale glaubten sie das Kampfinstrument zur Wahrung der besonderen proletarischen Interessen geschaffen zu haben.

In den Epigonen lebte nicht der gleiche, mit allen Mitteln rechnende Kampfeswille und der gleiche starke Glaube weiter. Ihrer Meinung nach war der Krieg der sozialistischen Bewegung abträglich und barg unberechenbare Gefahren. Die sozialistische Führerschaft war daher seit der Jahrhundertwende ausgesprochen pazifistisch eingestellt. Man suchte nach Mitteln, um den immer drohender sich ankündigenden Krieg durch den vereinigten Widerstand des Weltproletariats unmöglich zu machen. Die heftigen Auseinandersetzungen in der Frage des „Militärstreiks", d. h. des Streiks der Rüstungsindustriearbeiter in den vom Krieg bedrohten Ländern, und die Unmöglichkeit zu einer befriedigenden Lösung zu kommen, ließen bereits die Kraftlosigkeit und Brüchigkeit der Arbeiterinternationale für den Einsichtigen klar erkennen. Insbesondere hat Bebel mit starkem Wirklichkeitssinn vor Illusionen gewarnt[1]). Die Deutsche Partei wurde deshalb — ganz besonders laut von den Franzosen — der Lauheit und des Verrats am internationalen Gedanken geziehen.

Wie recht Bebel mit seinen Zweifeln gehabt hatte, zeigte sich deutlich genug bei Ausbruch des Krieges. Wohl versuchten die Wortführer der Arbeiterinternationale durch tönende Kundgebungen, wie man sie seit 10 Jahren bei jeder politischen Spannung hörte, den Friedenswillen des Proletariats zu Gehör zu bringen. Aber in diesen herkömmlichen Methoden erschöpften sich die Anstrengungen. Man fand nicht einmal den Entschluß, rechtzeitig einen internationalen Kongreß einzuberufen, um sich über eine einheitliche Haltung des Weltproletariats schlüssig zu werden. Keine Stimme erhob sich für den „Militärstreik". Niemand wußte andere wirksame Mittel vorzuschlagen, um den Sturm zu beschwören.

Am ersten Tage des Krieges fand die Arbeiterinternationale, die trotz ihres lauten Gebahrens ihr Dasein letzten Endes doch nur der wohlwollenden Duldung der Landesparteien verdankte, ihr ruhmloses Ende. Deutlicher denn je zeigte es sich, wie sehr das Schwergewicht der tatsächlichen Macht bei den Landesparteien selbst ruhte. Sie fühlten sich in allen großen Entscheidungen allein verantwortlich. An ihrer Haltung hing bei Ausbruch des Krieges das Schicksal des internationalen Gedankens.

Er erlitt auch an dieser entscheidenden Stelle eine katastrophale Niederlage. Nur die italienischen und der größere Teil der russischen Sozialisten sind dem internationalen Standpunkt einigermaßen treu geblieben. Überall sonst zerriß das Band, das die Proletarier aller Länder zusammenhalten sollte. In dunklem unwiderstehlichem Drange folgten die Arbeitermassen der nationalen Fahne. Die Mehrzahl der Führer schloß sich, teils freiwillig, teils unfreiwillig an.

So unleugbar der Zusammenbruch des internationalen Gedankens, im ganzen betrachtet, auch war, so zeigten sich doch sehr bemerkenswerte Unterschiede in der Art, wie die verschiedenen sozialistischen Landesparteien sich zu dieser Erscheinung im einzelnen stellten. Diese Unterschiede sind nicht allein zu erklären durch die besonderen geschichtlichen Voraussetzungen der einzelnen Parteien und durch die politische und militärische Lage ihrer Länder während des Krieges, gründen sich vielmehr vor allem auch auf die Völker- und Rassenpsyche und wachsen daher über das Zufällige und Äußerliche weit hinaus.

[1]) Vor allem auf dem internationalen Kongreß in Stuttgart im Jahre 1907.

In einem Punkte fanden sich alle Parteien zusammen, nicht nur die der Ententeländer, sondern auch die der neutralen Staaten, in der Verurteilung der deutschen Sozialdemokratie. Dies ist um so auffallender, als wohl keine Partei vor und während des Krieges schwerer mit dem Problem des internationalen Gedankens gerungen hat als gerade die deutsche. Und in keinem Lande, außer in Rußland, wo besondere Verhältnisse vorlagen, ist der internationale Gedanke während des Krieges wieder so lebendig geworden und hat den Ausgang so stark beeinflußt wie hier.

Seine Erklärung findet dieses Verhalten der ausländischen Sozialisten darin, daß es der überaus geschickten Propaganda der Entente sehr bald gelang, Deutschland als Störenfried, als Hort des Imperialismus und Militarismus und als ärgsten Feind der Demokratie und des sozialistischen Fortschritts hinzustellen. Es ist ein bemerkenswertes Beispiel für die gewaltige suggestive Kraft einer gut geleiteten Propaganda und für die Auswirkung der Massenpsychose, daß die Ententesozialisten, denen bisher das zaristische Rußland als Erzfeind und als Herd der Reaktion gegolten hatte, sich jetzt in die gleiche Kampffront mit eben diesem Rußland stellten. Sie vollzogen eine vollkommene Schwenkung. Den deutschen Sozialisten aber machten sie es zum bitteren Vorwurf, daß sie „dem patriotischen Lockruf ihrer raubgierigen Regierung" gefolgt seien, daß sie nicht den Kampf gegen das eigene Volk mit allen Mitteln der Empörung und der Gewalt aufgenommen hätten. Man beschimpfte sie, besonders in Frankreich, als Verräter an der proletarischen Sache und verlangte, daß sie als Zeichen der Reue und als „Sühne" mitten im Kriege ihrem Volke in den Rücken fallen, den Frieden erzwingen, Elsaß-Lothringen ausliefern sollten.

Welches Recht hatten die Ententesozialisten zu solchen maßlosen Forderungen?

Die französische Partei war vor dem Kriege jederzeit als Vorkämpferin des internationalen Gedankens aufgetreten. Der Militärstreik war ihr Lieblingskind. Bei Beginn des Krieges hat sie rücksichtsloser als jede andere Landespartei dem internationalen Gedanken den Rücken gekehrt. Sie hat während des ganzen Krieges jeden Versuch der Wiederanbahnung internationaler Beziehungen am schroffsten abgelehnt. Es soll nicht geleugnet werden, daß Jaurès, der „Friedensfreund", in den letzten Julitagen große und auch erfolgreiche Anstrengungen zur Erhaltung des Friedens gemacht hat. Man wird auch zugeben, daß die Pflicht zur Vaterlandsverteidigung für die französischen Sozialisten durch den deutschen Einbruch besonders brennend wurde. Aber man darf anderseits nicht vergessen, daß, als sie ihre Entscheidung trafen und sich geschlossen auf die Seite ihres Volkes stellten, noch keine Rede war von der Verletzung der belgischen Neutralität und von der „Überschwemmung des heiligen französischen Bodens durch die deutschen Barbaren". Diese hochwillkommene Bemäntelung ergab sich erst später. In Wahrheit folgte der französische Arbeiter einfach dem in ihm wohnenden starken und unzerstörbaren Patriotismus. Nichts kennzeichnet die glänzende Gabe der französischen Regiekunst besser als die Selbstverständlichkeit, mit der die schroffe Schwenkung gerade des französischen Sozialismus ins nationale Fahrwasser überall, auch im deutschen Lager, hingenommen wurde. Niemand regte sich darüber auf, daß der antinationale Antimilitarist Gustave Hervé bereits in den ersten Augusttagen seinen „sozialistischen, syndikalistischen und anarchistischen Freunden" zurief: „Zu allererst nationale Verteidigung .... Was ist die Pflicht der Sozialisten? Wie ein Mann zur Grenze marschieren, indem wir unseren Nationalisten das gewaltigste Beispiel der Tapferkeit und Disziplin geben." Kaum irgendwo hat die deutsche Sozialdemokratie der französischen Partei einen ernstlichen Vorwurf daraus gemacht, daß sie Ende August den alten Kampfgefährten von Marx, Guesde, und neben ihm Sembat in das Ministerium der nationalen Verteidigung eintreten ließ. Deutsche Sachlichkeit nahm auch keinen Anstoß an dem bei dieser Gelegenheit veröffentlichten, von glühendstem Patriotismus erfüllten Aufruf der Partei: Der Präsident der französischen Republik wisse, daß zu allen Zeiten und in schwerer Stunde, 1795 und 1870, gerade jene Menschen, gerade jene Sozialisten, gerade jene Revolutionäre es waren, in die die Nation ihr volles Vertrauen setzte. „Die Anwesenheit unserer Freunde im Schoße der Regierung ist

für alle eine Gewähr, daß die republikanische Demokratie bereit ist, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen." Und einige Monate später gab die sozialistische Fraktion im Parlament die Erklärung ab: „Getreu der Disziplin der Einigkeit, welche die Nation sich dem Feinde gegenüber auferlegt, hat die sozialistische Fraktion im Parlament auch nicht mit einem Wort die von allen Franzosen beschlossene Einheit trüben wollen".

Wann und wo hätte die deutsche Sozialdemokratie ähnliche Worte gefunden? Statt dessen bemühte man sich unermüdlich und zuweilen in demütigender Form, wenn auch völlig ergebnislos, bei den zornigen französischen Brüdern wenigstens Verständnis für das eigene Verhalten zu erwecken. Es gab unter den deutschen Sozialisten nicht wenige — unter ihnen war kein Geringerer als Bernstein —, die den französischen Standpunkt offen verteidigten und als Muster hinstellten, den deutschen Standpunkt aber, der sich sachlich doch eigentlich durch nichts vom französischen unterschied, in Grund und Boden verdammten[1]). Welcher Franzose hatte es gewagt, ähnlich zu handeln?

Die belgischen Sozialisten wandelten in den Fußstapfen ihrer französischen Freunde. Vandervelde, der Vorsitzende des Internationalen Büros, wurde Kriegsminister. Er verwaltete sein internationales Amt weiter. In welchem Sinne dies geschah, bedarf keiner Erläuterung.

Etwas stärkeren Widerstand gegen das Überfluten des nationalen Gedankens leisteten die englischen Sozialisten. Sie hatten es allerdings leichter, den Ereignissen gegenüber kühl zu bleiben, als ihre festländischen Genossen. Die Insellage Großbritanniens gewährte sicheren Schutz gegen die Gefahr eines Einfalls. Trotzdem machte doch nur eine Minderheit von der größeren inneren Freiheit, die die geschützte Lage des Landes bot, Gebrauch. Allen voran richtete die Independent Labour Party, der sozialistische Kern der englischen Arbeiterpartei, ein scharfes Manifest gegen die Politik der englischen Regierung: „Es ist nicht die serbische Frage oder die belgische Frage, die unser Land in den furchtbaren Kampf hineingezogen hat. Großbritannien führt nicht den Krieg wegen unterdrückter Nationen oder wegen der belgischen Neutralität. Auch wenn Deutschland die belgische Neutralität nicht unrechtmäßig gebrochen hätte, wären wir doch hinein gezogen worden. Wer glaubt, daß, wenn Frankreich in Verletzung der vertragsmäßigen Rechte nach Belgien eingedrungen wäre, um nach Deutschland zu gelangen, wir gegen Frankreich die Feindseligkeiten begonnen hätten?"

Und Ramsay Macdonald, der Führer der Arbeiterfraktion im Unterhaus, gab in der großen historischen Sitzung vom 4. August die Erklärung ab: „Ich denke, daß Grey im Unrecht ist. Ich denke, daß die Regierung, für die er eintritt, im Unrecht ist. Ich denke, daß einstmals das Urteil der Geschichte ihnen Unrecht geben wird".

Aber dieses tapfere Bekenntnis einzelner Führer und der kleinen Independent Labour Party blieb ohne jede praktische Bedeutung. Sobald die Entscheidung über Krieg und Frieden gefallen war, gliederte sich auch die überwiegende Mehrzahl derjenigen, die bisher den Krieg bekämpft hatten, in die nationale Front ein. Das Verhalten der englischen Sozialisten in dieser Zeit ist kennzeichnend für die ruhige und selbstverständliche nationale Disziplin des Engländers überhaupt. Auch Macdonald, das Haupt der Opposition, kam zu dem Ergebnis: „Welches auch immer unsere Ansicht über den Ursprung des Krieges sein mag, jetzt müssen wir ihn durchkämpfen". Am 15. Oktober gab der größte Teil der Führer der englischen Arbeiterbewegung die Erklärung ab, daß man an der Abwehr des deutschen Angriffs teilnehme. Man werde auch die Rekrutierungskampagne in Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften tätig unterstützen. Deutschland müsse niedergeschlagen werden.

Die Mehrzahl der deutschen sozialistischen Führer hatte sich nur unter harten Gewissenskämpfen, in der Erkenntnis, daß man sich in der Beurteilung der Massen getäuscht habe, einer Zwangslage gefügt. Die Franzosen und Engländer hatten es sich leichter gemacht. Die Franzosen waren in leidenschaftlicher Aufwallung ihrem unbe-

[1]) Z. B. „Neue Zeit" 30. 7. 15: Bernstein. Jean Jaurès, der Internationalist.

zwinglichen patriotischen Empfinden gefolgt. Die Engländer ließen sich wesentlich von ihrem gesunden politischen Instinkt leiten.

In Rußland erhoben die sozialistischen Führer schärfsten Einspruch gegen den Krieg. Es war allerdings vielleicht weniger das Gefühl der Verpflichtung gegenüber dem internationalen Ideal, was sie zu dieser Haltung bestimmte, als der in einer blutigen Vergangenheit emporgewachsene tödliche Haß gegen den Zarismus. Selbst die Niederlage des eigenen Volkes schien diesen im Feuer revolutionärer Leidenschaft und unaufhörlicher innerer Kämpfe gehärteten Männern nicht zu teuer, um das Zarentum zu stürzen und ein neues Rußland aufzubauen. Dieser Kampfeswille wog um so schwerer, als der Krieg auch in den breiten Massen der russischen Arbeiter und Bauern in hohem Maße populär war und als die Befreiung von dem wirtschaftlichen und kulturellen Einfluß des Deutschtums eins der wenigen Ziele war, für das sich die reaktionären, fortschrittlichen und revolutionären Parteien in gleicher Weise erwärmten. Beim Zusammentritt der Duma am 8. August 1914 erhoben die sozialistischen Parteiorganisationen scharfen Protest gegen den Krieg und verließen vor der Abstimmung über die Kredite den Sitzungssaal.

Kennzeichnend ist die Haltung der polnischen Sozialisten, bei denen sich der eingewurzelte Haß gegen den Zarismus mit der Hoffnung auf die Gewinnung der nationalen Selbständigkeit vermischte. Die Wirkungen waren indessen verschieden. Bei den galizischen Sozialisten trat das nationale Element schärfer hervor. Der Gedanke einer national-polnischen Erhebung in Russisch-Polen, der zur Bildung der polnischen Legionen durch Pilsudski, den einstigen russisch-polnischen Sozialisten, führte, fand hier kräftige Förderung. Die russisch-polnische sozialistische Partei, der sich der jüdische Arbeiterbund anschloß, betonte zwar auch das Recht der Polen auf nationale Selbständigkeit, vertrat im übrigen aber viel stärker den internationalen Klassenkampfgedanken und sagte in erster Linie dem Nationalismus und Kapitalismus den Krieg an. Die deutsch-polnischen Sozialisten vertraten weder einen ausgesprochenen revolutionär-marxistischen, noch einen aktiv sich auswirkenden nationalpolitischen Standpunkt. Sie hatten ja auch keine so selbständige Entwicklung vor dem Kriege gehabt, wie die polnischen Sozialisten in den Nachbarländern.

Auch die italienischen Sozialisten sprachen sich bei Ausbruch des Weltkrieges in zahlreichen Manifesten gegen die Teilnahme am Kampfe an der Seite Deutschlands und Österreich-Ungarns aus. Sie hielten mit fast erstaunlicher Folgerichtigkeit und Standhaftigkeit trotz aller offen genug zur Schau getragenen Abneigung gegen Deutschland und gegen die deutsche Sozialdemokratie an ihrem kriegsfeindlichen Standpunkt fest, als in der breiten Masse des Volkes die Stimmung für den Krieg an der Seite der Entente immer mehr wuchs und als schließlich tatsächlich der Anschluß erfolgte. Diese Haltung entsprang aber auch hier weniger dem „internationalen Gewissen" als vielmehr der besonders ausgesprägten pazifistischen Grundeinstellung des italienischen Sozialismus und der entschiedenen Ablehnung des imperialistischen Charakters der unter dem fadenscheinigen Deckmantel des sacro egoismo einhergehenden italienischen Politik.

Im ganzen zeigte der internationale Sozialismus der kriegführenden Länder bei Beginn des Weltkrieges also folgendes Bild: Zum nationalen Gedanken abgeschwenkt war der französische, belgische, englische, deutsche und österreichische Sozialismus; am internationalen Bekenntnis, aus welchen Gründen auch immer, hielten fest die italienischen und die russischen Sozialisten.

In diesem Zustand traten im weiteren Verlaufe des Krieges erhebliche Veränderungen ein. Sie lassen sich dahin kennzeichnen, daß überall da, wo die sozialistischen Landesparteien in ihrer Masse sich national eingestellt hatten, mehr oder weniger starke international gerichtete Oppositionen sich bildeten, während umgekehrt da, wo von vornherein international gerichtete Mehrheiten vorhanden waren, nationale Minderheiten emporwuchsen.[1])

[1]) Die deutschen Verhältnisse sind eingehend dargestellt in meinem Buch: „Der Marxismus und das deutsche Heer im Weltkriege."

In Frankreich sind die ersten Anzeichen einer Opposition um die Mitte des Jahres 1915 erkennbar. Seit dem Herbst 1915 lehnten sich die oppositionellen Führer an die Beschlüsse der Zimmerwalder Konferenz an, auf der zum ersten Male seit Kriegsbeginn die internationalen Tendenzen wieder einen Sammelpunkt gefunden hatten. Die Bewegung erstarkte vor allem in Mittel- und Südfrankreich ziemlich rasch. Sie fand Nahrung sowohl in den Parteiorganisationen wie in den Gewerkschaften. Schon Ende 1915 rechnete man, daß etwa $^1/_5$ der französischen Sozialisten der Opposition angehörten. Später schätzte man ihre Zahl auf etwa $^1/_3$ der Gesamtheit. Dies würde annähernd den deutschen Verhältnissen entsprechen. Allerdings wäre es irrig, wollte man die französische Opposition mit den deutschen Unabhängigen oder gar Spartakisten auf die gleiche Stufe stellen. Ihr Standpunkt entsprach eher dem der deutschen Mehrheit. An der unbedingten Pflicht zur Vaterlandsverteidigung bestand bei ihnen kein Zweifel. Sie lehnten nur die Forderung der französischen Mehrheit nach einem völligen militärischen Sieg mit allen auf nationalem Gebiet liegenden Folgerungen ab und verlangten, daß man Friedensvorschläge, die mit der Ehre und den Interessen Frankreichs vereinbar seien, nicht von vornherein zurückweisen dürfe. Zu einer offiziellen Parteispaltung wie in Deutschland lag unter diesen Umständen in Frankreich während des Krieges kein Anlaß vor.

Neben dieser gemäßigt internationalen pazifistischen Parteirichtung stand eine ausgesprochen revolutionäre kommunistische Gruppe. Über ihre Betätigung während des Krieges ist nicht allzuviel bekannt geworden. Man wird aber nicht fehl gehen, wenn man die großen Meutereien im französischen Heere im Mai und Juni 1917, die Frankreich für kurze Zeit an den Rand des Abgrundes brachten, wesentlich auf ihre propagandistische Tätigkeit mit zurückführt. Die französische Heeresleitung war durch ihre Überwachungsmaßnahmen über die revolutionäre und pazifistische Propaganda dieser radikalen sozialistischen und syndikalistischen Kreise, die sich mit besonderem Erfolg auf die Urlauber auf den Bahnhöfen und in den Zügen erstreckte, frühzeitig unterrichtet. Sie warnte die Regierung wiederholt und dringlich, fand aber nicht genügend Gehör.

Die Meutereien wurden mit ebensoviel Geschick wie Tatkraft unterdrückt. Revolutionäre Vorgänge ähnlicher Art wiederholten sich nicht. Die Regierung war von jetzt ab auf der Hut. Der Ausgang des Krieges enthob sie aller weiteren Sorgen.

In England, wo der internationale Gedanke nie heimisch gewesen ist, hat er auch während des Krieges von allen Ländern am wenigsten Fuß gefaßt. Der englische Arbeiter war eben immer und überall zu allererst Engländer. Sowohl die Gewerkschaften wie die Mehrheit der sozialistischen Parteiorganisationen blieben während des Krieges in enger Bindung mit der Regierung. Einige Ministerposten waren dauernd durch Arbeiterführer besetzt. Dies hinderte nicht, daß der englische Arbeiter seine in jahrzehntelangen Kämpfen erworbenen, durch die scharfe Anspannung der Kriegswirtschaft anscheinend bedrohten wirtschaftlichen und sozialen Rechte mit äußerster Energie verteidigte. Nirgends nahm die Streikbewegung einen so großen Umfang an, wie gerade in England. Aber dies wurde als innerenglische Angelegenheit betrachtet. Gegen den äußeren Feind stand die Masse der englischen Arbeiterschaft fest neben der Regierung.

Wohl gab es auch in England eine sozialistische Opposition. Ihr Führer war Macdonald. Den Mittelpunkt bildete die Unabhängige Arbeiterpartei. Sie war in erster Linie pazifistisch eingestellt und trat für einen Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen ein. Lediglich ihr äußerster linker Flügel, die streng marxistische British Socialist Party, vertrat ausgesprochen revolutionäre Tendenzen. Im Juni 1917 bildete sich nach dem Vorbilde der russischen Revolution ein Arbeiter- und Soldatenrat, der alle radikalen Elemente des englischen Proletariats umfassen sollte und dem auch Macdonald angehörte. Er verfolgte indessen keine revolutionären, sondern nur pazifistische Ziele. Politische Bedeutung kam diesen Vorgängen nicht zu.

In Italien geriet Mussolini, der Chefredakteur des sozialistischen Hauptorgans „Avanti" bereits im November 1914 in Konflikt mit der Partei. Er entfaltete eine

mächtige und überaus wirksame Propaganda für den Eintritt Italiens in den Krieg. So stark sein Einfluß auf breite Schichten der Arbeiterbevölkerung aber auch sein mochte, so gelang es ihm doch nicht, die Parteileitung von ihrem kriegsfeindlichen Standpunkt abzulenken. Die Gegensätze wurden so scharf, daß Mussolini am 24. November 1914 aus der Partei ausgeschlossen wurde. Durch diese energische Handlung sicherte sich der Parteivorstand für die ganze Dauer des Krieges die unbestrittene Herrschaft und verhinderte die Entstehung einer starken Opposition im eigenen Lager. Die Partei spielte auf der Zimmerwalder Konferenz eine bedeutende Rolle und machte sich deren Beschlüsse im wesentlichen zu eigen. Sie war die einzige offizielle Partei, die geschlossen und ohne Schwankungen ihren gemäßigt internationalen pazifistischen Standpunkt vom Beginn bis zum Ende des Krieges beibehalten hat.

In Rußland war die anfängliche Einigkeit der sozialistischen Dumafraktion, in der sich bei Kriegsausbruch die Menschewisten und Bolschewisten wieder zusammengeschlossen hatten, nicht von Dauer. Es bildete sich unter der Führung des alten Revolutionärs Plechanow bald eine nationale Richtung, die mit der Regierung zusammen ging. Ihr gehörten ein großer Teil der Menschewisten sowie einige Sozialrevolutionäre und Bolschewisten an. Sie blieb indessen in der Minderheit. Die Masse der Sozialrevolutionäre und Bolschewisten arbeitete unbeirrt an der Unterwühlung und am Sturz des Staates weiter. Es war die einzige Parteimehrheit, die als tatsächlich revolutionär und im marxistischen Sinne international bezeichnet werden kann. Sie vertrat den Standpunkt, daß „der einen oder der anderen Koalition Sieg oder Niederlage unmöglich einen Fortschritt für die demokratische und sozialistische Bewegung bringen könne, daß ein Sieg Rußlands über Deutschland nur die russische Reaktion stärken und eine ständige Gefahr für die demokratische Bewegung in Europa sein würde. Man könne hinzufügen, daß eine Minderheit bestehe, die von diesem Standpunkt aus und im Interesse des Fortschritts den Sieg Deutschlands über Rußland herbeiwünsche“[1]).

Faßt man das Ergebnis der Entwicklung in den verschiedenen Ländern während des Krieges zusammen, so ergibt sich: In Rußland allein gelangte der internationale Gedanke zur vollen Herrschaft. Es entstand der erste Versuch einer Staatsgründung auf internationaler marxistischer Grundlage. In Italien hielt die sozialistische Partei geschlossen an einem gemäßigt internationalen pazifistischen Standpunkt von Anfang bis Ende fest, war aber zu schwach, um auf den Verlauf der Ereignisse irgend eine Wirkung ausüben zu können. In Frankreich und England behaupteten die nationalen kriegbejahenden Richtungen das Feld. Die internationalen pazifistischen und revolutionären Strömungen eroberten in Frankreich einen Teil des verlorenen Geländes zurück. Sie vermochten aber nicht zu verhindern, daß der Kampf mit Hilfe der Mehrheit bis zum Untergang der Mittelmächte durchgeführt wurde.

In Deutschland endlich gewann die internationale, teils pazifistische, teils ausgesprochen revolutionäre Bewegung während des Krieges zwar nicht die Oberhand, sie wurde aber so stark, daß sie auf die Gestaltung der Dinge beim Ausgang des Krieges einen nicht unbedeutenden Einfluß auszuüben vermochte und daß sie nach dem Zusammenbruch den Versuch machen konnte, die Herrschaft zu erringen.

[1]) Bericht des Organisationskomitees der Arbeiterpartei Rußlands.

Mitgliederzahlen der deutschen sozialistischen Parteien

	1914	1918	1920	1923/24	1925
S. P. D.	1085105	249411	1180208	1261072	844485
U. S. P.	—	ca. 100000	893900	10000	?
K. P. D.	—	—	78715	225000	?

Mitgliederzahlen der ausländischen sozialistischen Parteien

Von Ernst Drahn in Berlin

England:[1])	1914	1918	1923/24
Labour Party ...	1612000	3013000	3250000
Independent. L. P.	ca. 60000	35000	50000
K. P.	—	—	4000

Frankreich:	1914	1919	1921	1923/24
S. D.	93208	150000	40000	50000
K. P.	—	—	131477	25000

Italien:	1913	1921	1923	
S. D.	45000	113000	16000	Jetzt illegal
K. P.	—	70000	12000	

Rußland:	1907	1917	1924	
Bolschewiki	150000	B. im April 78000	366000	Alle anderen Parteien sind illegal und werden vom Auslande aus geleitet.
Menschewiki		im August 200000		
Sozialrevolution.	50000	M. 189000		
Jüdischer Bund (i. Westrußland)	5384			

Österreich:	1914	1919	1923
S. D.	145024	332391	590000
K. P.	—	—	8000

Schweiz:	1913	1919	1923
S. D.	33000	54000	37000
K. P.	—	—	4000

Tschechei:	1910	1921	1923/24
S. D.	156000	330000	150000
K. P.	—	—	130000

Belgien:[1])	1914	1919	1923
S. D.	131405	600000	700000
K. P.	—	—	1500

Holland:	1913	1919	1923
S. D.	25830	42000	40000
	—	—	2000

Polen:	1920	1923
P. P. S.	60000	30000
K. P.	—	6000 (illegal)

Finnland:	1913	1919	1921/22	1923/24
S. D.	71200	67000	30000	ca. 25000
K. P.	—	—	40000	illegal

[1]) Die Organisation schließt Gewerkschaften in den politischen Verband ein.

Schweden:	1913	1920/21	1923
S. D.	75474	135000	132000
K.P.	—	24000	12000

Dänemark:	1913	1919	1923
S. D.	50000	115000	106000
K.P.	—	—	1200

Norwegen:	1914	1920	1921	1923
S. D.	43525	110000	—	25000
K.P.	—	—	97000	16000

Ver. Staaten:	1914	1919	1923
S. D.	93519	104822	27000
K.P.	—	(davon 40000)	12000

Argentinien:	1921	1923
S. D.	8350	6000
K.P.	5000	3000

Bulgarien:	1913	1921	1923
Engherzige (K. P.)	5000	40000	illegal
Weitherzige „	2286	9000	10000

Anmerkung: Die hier aufgeführten Zahlen sozialistischer Organisationen des Auslandes sollen nebeneinandergestellt ein Bild davon geben, welche Rolle die einzelnen Parteien in beiden Internationalen in den letzten Jahren gespielt haben. Aus der Nebeneinanderstellung geht im großen und ganzen hervor, daß wohl in jedem Land um die Jahre 1917/21 die S. D. Hochkonjunktur zu verzeichnen hatte, daß dann die Moskauer Internationale fast alle Organisationen der Einzelländer spaltete. Es entstanden überall mehr oder weniger starke kommunistische Parteien, die nach dem Willen der III. Internationale fest in der Hand der Moskauer Zentrale liegen sollten. Die wenigsten kommunistischen Parteien der Einzelländer konnten sich aber so weit zur Hingabe an Rußland und zur Aufgabe einer eigenen Politik entschließen; so ist die Abwanderung der Massen aus dem Moskauer Lager und das neue Wachstum der S.D., die vorher starke Einbußen in ihrem Mitgliederstand zu verzeichnen hatte, zu erklären. Im ganzen ergibt sich für die Jetztzeit das Bild, daß die getrennten Organisationen der S. D. und K. P. seit 1919/21 in ihren Gesamtmitgliederzahlen stagnieren oder Einbuße erlitten haben.

Parlaments-Erfolge der Sozialdemokratie im Ausland

Von Ernst Drahn in Berlin

Rußland: In der Duma besaß zu Kriegsanfang die Sozialdemokratische Arbeiterpartei nur eine kleine Gruppe von sechs Abgeordneten entsprechend dem für sie ungünstigen Wahlrecht. Im Oktober 1917 wurden zum Räteparlament mit 9 Millionen Stimmen nur Bolschewiki und Linke Sozialrevolutionäre gewählt, während die Konstituante Anfang 1918 eine Mehrheit von Sozialrevolutionären hatte. In der Folgezeit beherrschen die Bolschewiki die Räte-Kongresse. Andere Parteien sind unterdrückt, nur „Parteilose" sind noch vorhanden.

England:	1910	1918	1923	1924	
Lab. Party	505690	2244945	4348370	5551549	Stimmen
	40	57	192	152	Abgeordn.
	(v. 670)		(davon Indep. L. P. 120).		
Kommunisten				56000	Stimmen
				5	Abgeordn.

Frankreich:	1914	1919	1924	
(Kammerwahlen)	1 397 373	1 615 800		Stimmen
Sozialdem.	102	53	104	Abgeordn.
Kommun.		15	26	„

Italien:	1913	1919	1921	1924	
Sozialdem.	883 000	1 840 000	1 638 000		Stimmen
	52 (v. 413)	156 (v. 850)	123	47	Abgeordn.
Reform.			160	—	Abgeordn.
Kommun.			305 000	—	Stimmen
			15	17	Abgeordn.

Belgien:	1914	1919	1921	1925	
Sozialdem.		643 432	660 378		Stimmen
	44	70 (36,6% d. Wahlst.)	68 (v. 186 Abg. 34,3% d. Wahlst.)	78 (v. 187 Abg.)	Abgeordn.
Kommun.				2	

Holland:	1918	1922	
Sozialdem.	22	20	Abgeordn.
Kommun.	31 143	53 657	Stimmen
	3 (von 100 Abgeordneten.)	2	Abgeordn.

Schweiz:	1914	1919	1922	
Sozialdem.	—	—	183 000 (24%)	Stimmen
	19	38	43 (v. 189)	Abgeordn.
Kommun.	—	—	14 000	Stimmen
		2	2 (v. 189)	Abgeordn.

Österreich:	1920	1923	
Sozialdem.	1 073 000	1 312 000	Stimmen
	69 (v. 183)	68 (v. 165)	Abgeordn.
Kommun.	27 000 (1%)		Stimmen

Tschechei:	1920	1925	
Sozialdem. Tschech. . . .	1 590 284	631 113	Stimmen
„ Deutsche . . .	600 201	411 775	„
Nationalsozialisten . . .	500 455	609 095	„
Kommunisten	—	931 769	„
Sozialdem. Tschech. . . .	74	25	Abgeordn.
„ Deutsche . . .	31	17	„
Nationalsozialisten . . .	24	25	„
Kommunisten		28	„

Polen:	1919	1922	
Sozialdem.	507 815 (9,4%)	906 182 (10,3 %	Stimmen
	54	41	Abgeordn.
Kommun.		121 453 (1,4 %)	Stimmen
	2	2	Abgeordn.
Jüd. Bund		81 478 (0,9%)	Stimmen
		—	Abgeordn.

Bulgarien:	1919		1923		
Weitherz. S. D.	79000		27000		Stimmen
	38		29		Abgeordn.
Kommunisten	120000		210000		Stimmen
	48	(v. 227)	40	(v. 249)	Abgeordn.

Dänemark:	1919	1920	1924	
Sozialdem.	—	389653	469949	Stimmen
	38	48	55	Abgeordn.
Kommun.	—	5160	6219	Stimmen
		—	—	Abgeordn.

Schweden:	1914	1920	1921	
Sozialdem.	265669	194000	630855	Stimmen
	87	75	93	Abgeordn.
Linke	—	43000	90355	Stimmen
	—	7	7	Abgeordn.
Kommun.	—	—	56241	Stimmen
	—	—	6 (v. 230)	Abgeordn.

Norwegen:	1912		1921	
Sozialdem.	124594	(26%)	83572	Stimmen
	24		8	Abgeordn.
Kommun.			193497	Stimmen
			29	Abgeordn.

Finnland:	1919	1920	1923	
Sozialdem.	364206	80210	64297	Stimmen
Unabh.		50119	21704	„
	78	18	15	Abgeordn.
		11	4	„
Kommun.		24849	45711 (10000 ungültig)	Stimmen
		5	10	Abgeordn.
Arbeiterpart.		99030	51674	Stimmen
		12	12	Abgeordn.

Die internationalen Gewerkschaften

Von Ernst Drahn in Berlin

Gewerkschafts-Mitglieder überhaupt:

1900	1906	1909	1913	1918
5818595	11301933	14098104	15195000	16152000

1919	1920	1921 (Durchschn.)	1921 (Dez.)	1923
40188000 (42040000)	47479000	50007000	46273132	36000000

Amsterdamer Internationale (früher Internationales Sekretariat):

	1900	1903	1906	1909	1912
Mitgl.	579990	3604163	5851215	9573493	12368103
Länder	—	9	14	20	19
Mitgl. (n. and. Quelle)		—	5664705	5807799	7383420
Länder (n. and. Quelle)		—	15	18	—

	1913	1919	1920	1921	1923
Mitgl.	—	23 170 006	22 701 103	21 991 615	16 490 021
Länder	—	21	22	24	—
Mitgl.	7 702 368	—	—	(u. 4 686 000 sympath.)	13 353 000
Länder	17	—	—	—	—

Rote Gewerkschaftsinternationale (Moskau):

1921 1923/25
8 162 000 8 792 000 u. 2 911 000 rev. Minderh. i. and. Organisat.
bezw. 7 069 000
(6 168 000 sympath.)

Christliche Gewerkschaften:

1900	1903	1906	(1908 a. d. I. int. Kongreß vertr.)
405 914	497 375	764 937	(443 000)

1909	1921	1922
1 947 028	3 759 106	2 855 172

Syndikalistische Organisationen:

1900	1906	1909	1922/23
1 511 096	1 796 011	2 374 676	1 185 384
			ca. 2 500 000 n. synd. Zählg.

Gelbe Vereine:

1900	1906	1909	1921
80 000	724 500	1 221 500	694 000

Rein gewerkschaftliche Vereinigungen:

1900	1906	1909	1921
2 441 595	3 875 007	4 465 776	4 422 000

Westliche Demokratie und westlicher Sozialismus

Von Dr. Julius Paul Köhler in Berlin

Die modernen europäischen Geistesbewegungen treten mit der Renaissance in Erscheinung. Die Scholastik beendet die Herrschaft des naiven Intellektualismus. In Leibniz und in Spinoza ist das intellektualistisch-metaphysische Zeitalter bereits ganz modern zum Ausdruck gelangt. Das Naturrecht des 16. bis 17. Jahrhunderts bleibt noch stark bestimmt von der Atmosphäre des universalen Geistes Alteuropas, dessen Träger das Heilige Römische Reich Deutscher Nation war.

Die europäische Geistesgeschichte verzeichnet einen äußerlich fortschreitenden Bewußtseinsprozeß der Völker, der einer fortgesetzten Zunahme ihrer Bevölkerungen entspricht. Im Deutschland des 18. und 19. Jahrhunderts ist dieser Prozeß von Kant, Herder, der politischen Romantik und ihrem universalistischen Systematiker Hegel, sowie dem deutschen Marxismus empfunden und gedeutet worden. Man darf dazu bemerken, daß dieser Bewußtseinsprozeß nicht geradlinig-mechanisch aufzufassen ist. Eine solche Vorstellung wäre dilettantischer Mißbrauch der Hegelschen — wir würden heute sagen — Kulturkreis-Typik. Für Hegel war ja die germanische europäische Welt von Anfang an der geschichtliche Prozeß im Bewußtsein und Geltungsgefühl aller. Aber freilich zeigt auch die europäische Geschichte Wellenbewegungen dieses Zustandes und Rückschläge in der sozialen Verfassung an. Mit

der Neuzeit entsteht die bevölkerungspolitische Gedrängtheit und die dadurch bedingte materielle Zivilisation. Damit eben beginnt wieder ein in großem Ausmaß fortschreitender Bewußtseinsprozeß, und dieser ist hier gemeint.

Die geistig-politischen Fragestellungen des Abendlandes erwachsen aus dem politischen Kern des damaligen Europas, das bereits sozial-individualistisch, völkergesellschaftlich aufgeschichtet ist; gleichzeitig wirkt, wie schon bemerkt, die Universalität besonders durch die Leistungen des Humanismus weiter.

Auch wir wollen hier vergleichsweise die damalige politische Realität der geistesgeschichtlichen Lage auf die Formel: Westen und Mitte bringen. Denn soziologische Übereinstimmungen und Parallelen innerhalb der europäischen Völker sind augenscheinlich. Nur das Temperament der einzelnen Gruppen, ihr Instinkt schafft die individuellen Ergebnisse ihres fortschreitenden Bewußtseinsprozesses und ihrer geschichtlich-europäischen, politischen Leistungen.

Die Entwicklung im Bewußtsein der Freiheit ist in ihren Wirkungen mit abhängig von dem psychologischen Gesamtwesen der einzelnen großen europäischen Gemeinschaftsgruppen. Die Geisteswoge, die aus einem gemeinschaftlichen Rahmen kommend angenommen werden darf, bildet in ihren intellektuell-subjektivistischen Etappen die modernen Nationen. Metaphysik und damit Universalität verwachsen mit ihnen. Der als europäisch empfundene Geistesstrom fließt deshalb in das Bett der politischen Struktur des Abendlandes zurück, die sein ureigenstes Werk ist.

Westliche Demokratie und westlicher Sozialismus sind als Bewußtseinsäußerungen zu einflußreichen europäisch-universalen Anregungen geworden. Letzten Endes werden das wohl die Folgen der sehr früh erreichten inneren und äußeren Einheit jener Völker sein, die sich darüber hinaus im ursprünglichen Gesamtbereich ihres geschichtlichen Daseins — der Nachfolgeschaften Alteuropas — in ihrer Weise saturieren wollten. Aber es kommt noch mehr darin zum Ausdruck. In beiden zeigt sich zum erstenmal der Instinkt für die herannahende zivilisatorische, national-rationale, volks- und massenpolitische Epoche.

Als überragendes, geistesgeschichtliches Vorbild eines erhöhten, vorwärts weisenden Bewußtseinszustandes ist das, was wir unter westlicher Demokratie und westlichem Sozialismus verstehen, aber keineswegs anzuerkennen. Alt-Mitteleuropa hatte schon vor der englischen und französischen Revolution seine aufrüttelnden evolutionären und revolutionären Erscheinungen gehabt. Mögen die Besonderheiten zwischen jenen und dem geistigen Gesamthintergrund der deutschen Bauernkriege z. B. noch so sehr hervortreten: die Tatsachen des gruppenpolitischen Widerstandes, des geistig-politischen Geltungsdranges usw. sind ihr in gleicher Weise gemein[1]).

Das französische Volk hatte im Laufe langer Krisen und im Zusammenhang mit dem Fluß seiner europäisch-universalen Lebendigkeit die Formen seines Charakters gefunden. Es hatte damit eben seine Demokratie. Das, was wir hierbei Westen nennen, war zum mindesten in jener Zeit dasselbe, was wir als Mitte für uns selbst auch heute noch suchen: eben die der eigenen Art gemäße Form.

Die französische, wie überhaupt westeuropäische Wesensart ist nicht in gleich starker Weise mit den Kasten und Klassen-Verbitterungen behaftet wie das deutsche Volksleben, in dem der einzelne und die Masse sich in ihren guten und schlechten Eigenschaften natürlich auch wechselseitig entsprechen. Die Ideologien der nachdrängenden Bevölkerungsschichten des Westens waren und sind deshalb auch in ihrem universalsten Ausmaß als europäische Forderung gleichzeitig vaterländisch-

[1]) Vielleicht hat die deutsche Nation in jenen Tagen die erste Möglichkeit eines neuzeitlichen europäischen Ansatzes und Einflusses verspielt. Sie überwand ihren inneren Auflösungsprozeß noch nicht. Der nationale Prozeß wurde in den territorialen gepreßt, der seine eigenen außenpolitischen Gesichtspunkte und damit entsprechende innere bevölkerungspolitische Gliederungen bezwang. Die Folge davon war, daß der fertige, einfache, für die innerpolitische Lage Deutschlands und die deutsche Wesensart zu problemlose Vorstoß aus den national bevölkerungspolitisch geschlosseneren Gebieten des Westens geistig-politisch gleichsam die europäische Vorhand erhielt.

staatliche Erlebnisse. Für die persönlich-nationale Unmittelbarkeit der westlichen Demokratie und des westlichen Sozialismus spricht sogar Rousseaus „Contrat social", für den ebenso wie für Spinoza die Demokratie (bürgerliche Gesellschaft und Sozialismus) eine innerpolitische, schlechthin nationale Angelegenheit war.

Die französische Revolution von 1789 ist die größte geistig- und macht-politische Mobilisierung des demokratisch-nationalen Westens. Sie zeichnete sich als französisch-nationales Erlebnis in den europäischen Raum ein. Sie beflügelte das eigene Volksleben und das Leben als Nation. Sie war nicht nur in der politischen Wirkung, sondern bereits im Ausgangspunkt eine nationale Angelegenheit, d. h. sie hatte eine vom Wesen des Volkes bestimmte Richtung, die in ihren Formen allgemein-gültig sein sollte. Ein merkwürdiger Universalismus übrigens. Die Idee eroberte den Raum, auf den sie stieß. Die Ideologie der französischen Revolution wurde damit zum geistigen Antrieb einer national-französisch empfundenen Volksbewegung.

Niemals in seinen politischen Handlungen haben westliche Demokratie und westlicher Sozialismus diese Wesensgrundlagen verleugnet: „Weltbürgertum und Nationalstaat", sagt Fr. Lenz[1]), „die im Frankreich der großen Revolution sich vereint, wurden in Deutschland als Widerspruch empfunden, Worte, welche in der Heimat werbend wirkten, verloren auf dem neuen Boden darum ihre Resonanz . . ."

Um das Verhältnis der westlichen Demokratie und des westlichen Sozialismus zur Nation vollkommen verständlich zu machen, bleibt es stets nötig, den ganzen geistesgeschichtlich-universalen Zusammenhang zu beachten, wobei dann eben auch auf den europäischen Charakter der Fragestellung verwiesen werden muß.

An den geschichtlichen Vorgängen zeigt sich dies ungefähr so: Die westeuropäische Intellektualität beginnt — getragen von dem national-zivilisatorischen, rationalen Grundzug der Zeit — ihre geistig-politischen Angriffe und findet, wie Fr. Lenz nachgewiesen hat, auf dem Boden der gesellschaftlichen Struktur Westdeutschlands und besonders des Rheinlandes in Gestalt der erwachenden Sozialkritik, die in besonderem Maße durch die rationalistische Prägung jüdischer Intellektueller ihre Grundpfeiler erhält, die Brücke in das ganze geistig-politische Gefüge Deutschlands.

Praktisch wächst sich von jetzt ab die Frage: „Westliche Demokratie und westlicher Sozialismus in ihrer Stellung zur Nation" gleichzeitig eben zu dem innereuropäischen völkergesellschaftlichen Problem schlechthin aus. Sie wird zur Grundfrage des modernen intellektualisierten Innereuropas und damit gleichzeitig der Zukunft des Abendlandes selbst, das politisch ja immer von dem Verhältnis Frankreichs zu Deutschland und umgekehrt bestimmt war.

Zum Verständnis der nationalen Bedeutung der demokratischen und linksparteilichen Kräfte des Westens und vor allem Frankreichs wurde bereits auf den westeuropäischen Volkscharakter verwiesen. Er erscheint im Vergleich zur deutschen Wesensart unbeschwerter und damit ausgeglichener, verbindlicher. Die Oberschichtenformung sah deshalb dort vielleicht einfachere zuverlässige Möglichkeiten ihrer Entwicklung vor sich[2]).

Wieweit die Demokratie des Westens selbst in eine weitere Krise zu geraten droht, kann unerörtert bleiben. Der außenpolitische, eben universale Druck braucht ihr an und für sich keine Erschütterung zu bringen, da sie selbst stets national-universal war.

In der europäischen Mitte sind die Verhältnisse verwickelter. Man darf das Verhältnis des Westens zur Mitte auch nicht auf eine rein verwaltungspolitische Formel bringen, wie es geschieht, indem der Staatsabsolutismus, der Zentralismus des Westens dem genossenschaftlichen Volkstumsaufbau der Mitte entgegengestellt wird. Das kann zu einer unklaren Föderations-Dezentralisationsromantik verführen. Richtig ist, daß die deutsche Demokratie, der deutsche Volksaufbau im Sinne des in sich selbst ausgegliederten Volkstums weiter zu entwickeln ist. Aber schon wieweit

[1]) Fr. Lenz, „Die deutsche Sozialdemokratie", Stuttgart 1923.

[2]) So mag es auch kommen, daß Deutschlands gegenwärtige Struktur westlicher erscheint als der Westen selbst.

das über Deutschland hinaus eine nachhaltige, psychologisch überzeugende Werbekraft ausüben wird, ist eine andere Frage. Damit soll diese — in Wirklichkeit wahrhaft europäische — Idee und beispielgebende Aufgabe Deutschlands nicht etwa verneint sein. Es scheint aber infolge der modernen völker-gesellschaftlichen, subjektivistisch-universalisierenden Aufschichtung Europas weitaus zweckmäßiger zu sein, Deutschland geistig-politisch nicht mit einer rein mitteleuropäischen Idee zu verkoppeln. Denn die kleineren Völker Mitteleuropas z. B. haben im geistesgeschichtlichen Zusammenhang der Zeit, die intellektuell-metaphysisch ist und auf größtem Beziehungsradius beruht und eben noch weiterhin beruhen wird, ebenfalls ein subjektives Gesicht, das sie mit Mißtrauen gegenüber einem geschlosseneren Mitteleuropa erfüllt, und sie so immer wieder dem Westen nahebringt, der geistig-politisch auf diese Weise gleichsam eine angebliche europäische Zufluchtsstätte bleibt.

Jenes Mitteleuropa mit dem Kristallisationspunkt Deutschland kann entstehen durch Druck auf seinen Raum. Die Dehnbarkeit der nationen- und weltverkehrsgesellschaftlichen Zusammenhänge wird aber offenbar auch hier für noch lange Zeit labilere Zusammenhänge im Vordergrund lassen. Deutschland will nichts anderes als teilhaben an der europäischen Idee schlechthin; das heißt: an der wahren völkergesellschaftlichen Zusammenarbeit im Sinne der lebendigen Verbundenheit der geschichtlich-volklichen Einzellagerungen im allgemeinen und des allgemeinen Strebens durch die volklichen Individualitäten. Diese Idee wird als ursprünglich europäische Gesittung planetarisch-weltpolitische Bedeutung erlangen. Geistig-politisch ist deshalb die Mitteleuropaidee ein psychologisch keineswegs genügender Ausweg deutscher Bemühungen. Denn die moderne gedrängte und gleichzeitig doch auch verkehrsgesellschaftlich verwickelte innere Verfassung der Völker und des internationalen Lebens wird immer stark subjektive, einzelbedingte Züge behalten; dazu kommt, daß die persönlichkeitsbestimmte, wir sagten es schon, metaphysische Intellektualität als Forderung wenigstens unüberwindbar erscheint und eine primitive, naive Gemeinschaftlichkeit verhindern wird. Die gekennzeichnete moderne Lage erfordert also ihre entsprechenden Formen auch in der Praxis des Völkerlebens: in der internationalen Politik. Eine zu weit getriebene Rezeption des romantisch gesehenen Mittelalters kann sehr leicht den Blick für die vorwärtsweisende Gestaltung des heutigen Europas verdunkeln. Ganz abgesehen davon, daß jenes Mittelalter genug gruppenpolitisch-dezentralistische Gegensätze im kleineren Rahmen aufweist.

Betrachten wir nun den Aufmarsch derjenigen Parteien, die sich in Frankreich demokratisch, linkspolitisch oder sozialistisch nennen. Am weitesten rechts stehen die „Republicains de Gauche", denen Clemenceau angehörte und denen z. B. Tardieu und Le Trocquer zuzuzählen sind. Diese Gruppe fordert innenpolitisch soziale Solidarität unter Verwerfung des Klassenkampfes. Nach außen ist sie extrem annexionistisch. Ihnen schließt sich — nach „links" gesehen — an die „Gauche républicaine démocratique" (Barthou, Maginot, Lefèvre!).

Dieser benachbart sind die „Républicains socialistes" mit Briand. Auch der verstorbene, ursprünglich sozialistische Viviani gehörte dazu.

Der Oberkommandierende der früheren amerikanischen Besatzung am Rhein, General Allen, erzählt in seinem Rheinland-Tagebuch, wie auch Viviani auf den Zerfall Deutschlands spekulierte, der von gemäßigten Kreisen u. a. durch monarchistische Separatbewegungen in Süd- und Westdeutschland erhofft wurde. Auf derartigen Gedankengängen, die Frankreich tatkräftig zu bewahrheiten versuchte, baute sich die französische Rheinlandpolitik auf.

Wirtschafts- und sozialpolitisch erstrebt das Programm der Républicains socialistes die Beteiligung der Arbeiter an Aufsichtsräten und Betrieben der Fabriken und die sogenannten Arbeitsaktien.

Der eigentliche Linksblock beginnt mit den Radikalsozialisten. Verfassungspolitisch sind sie demokratische Republikaner mit innerpolitisch stark zentralistisch-kollektivistischem Einschlag. Sie fordern Sozialisierung der Eisenbahnen, des Bergbaues, der Elektrizität und der Wasserkräfte; weiter treten sie für Monopole ein.

Außenpolitisch sind sie französisch-national; sie erstreben den allgemeinen Frieden unter Wahrung und als Ausdruck der französischen Sicherheit. Was darunter verstanden wird geht z. B. aus den weiter unten angegebenen Äußerungen Herriots hervor. Die Ruhrbesetzung wurde von der Partei nicht mißbilligt.

Links von den Radikalen stehen die Sozialisten (Section Française de l'Internationale Ouvrière). Sie fordern die Sozialisierung der großen Industrien und die Errichtung eines Milizheeres, Ablösung der Verbrauchs- und Umsatzsteuern durch Sozialisierungserträge und Steuern auf die Vermögen. Es handelt sich auch hierbei also um die immer wiederkehrende Erscheinung des „praktischen Sozialismus": um einen verwaltungspolitisch überspannten, wirtschaftlichen Zentralismus, der eben in Frankreich seine ideelle Heimat hat und hier mancherlei Parallelen zur sonstigen Staats- und Gesellschaftsverfassung Frankreichs bietet. Außenpolitisch ist ihr Verhalten immer auf eine untrennbare Verbundenheit selbstverständlicher französisch-nationaler Forderungen im Rahmen internationaler Verständigungsbekundungen hinausgelaufen. Wenn dabei gewisse Intellektuelle des Westens den Sozialismus in ähnlichen rationalistischen und marxistischen Gedankengängen vortragen, wie das in Deutschland geschieht, so besagt das praktisch noch gar nichts. Denn Führer und Masse jener Parteien unterwerfen sich doch dem Einfluß der tragischen Konstellation, die um das Problem Deutschland-Frankreich kreist. Das beweisen auch der Weltkrieg und die Nachkriegszeit bis heute.

Ja, es läßt sich geradezu sagen, daß der ehedem so offensive „Universalismus" der französischen Sozialisten in sich selbst von vornherein alle Gifte und Kräfte, die dem vaterländischen Ganzen der Nation schaden könnten, ausgeschieden hat. Er warb und wirbt in der gleich sentimental-koketten Art für Frankreich wie die Rhetorik der Rechtsparteien.

Außenpolitisch passen sich die westlichen Linksparteien dem interfraktionellen Druck von rechts immer an, wenn wir unter Vorbehalten eine Scheidung im deutschen Sinne einmal durchführen wollen. Das heißt: in Wirklichkeit damit eben dem nationalen Ganzen. Die universalisierenden Formeln können darüber nicht hinwegtäuschen. Sie verstärken höchstens die diplomatische Stoßkraft Frankreichs, soweit die politische Öffentlichkeit zum Schaden der internationalen Sachlichkeit und Ehrlichkeit sich heute von der sterilen Phraseologie Pariser Advokaten und Journalisten noch täuschen läßt.

Der demokratische und sozialistische Gedanke des Selbstbestimmungsrechtes wird in verlogenster Weise verleugnet und mißdeutet. Ein radikal-sozialistisches Beispiel dafür ist das Verhalten Herriots[1]) in der elsaß-lothringischen Kulturpolitik. Von der Einstellung aller französischen Parteien gegenüber Deutschland ganz abgesehen.

„Briand[2]), der eigentliche Vater des Generalstreikgedankens, Millerand und der Antimilitarist Hervé bereiten bei ihren Landsleuten jene Wandlungen vor, welche sie mit ihren deutschen Parteigenossen erst im Versailler Vertrag wahrhaftig nachhaltig zusammenführt", schreibt Fr. Lenz in seiner Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Heute ist derselbe Briand der Führer einer Genfer Gruppe, die sich unter dem „Schutz" diplomatischer Finessen — die ihre machtpolitischen Voraussetzungen in den „Friedens"-Diktaten haben — immer wieder als Gegner jeder gesunden europäischen Entwicklung bekundet. Briand ist, wenn auch nicht für Annexion, so doch für „Neutralisierung" und Autonomisierung des Rheinlandes eingetreten.

„So gut wie ein Danton," betont Fr. Lenz weiter, „verlangten Proudhon und Louis Blanc die Rheingrenze für ihr Vaterland." „Nach dem Sturz des zweiten Kaiser-

[1]) Edouard Herriot, ursprünglich Literaturhistoriker, dann Maire von Lyon; 1912 bis 1919 radikalsozialistischer Senator, 1920 Vorsitzender des radikalsozialistischen Parteivorstandes.

[2]) A. B., ursprünglich Advokat und Herausgeber der Tageszeitung „La Lanterne", ist seit 1889 Deputierter. Anfangs war er Mitglied der sozialistischen Partei, später trat er zur „bürgerlichen Linken" über — was ja, wenn man die oben angegebenen Programme und Politik der Parteien untereinander vergleicht, nicht allzuviel bedeutet.

reiches (1870) errichteten die Pariser ein Regime der nationalen Verteidigung, weit entfernt, sich zu unterwerfen oder abzurüsten, ließen sie dem Volkshaß wider die Feinde freie Bahn. Die französischen Mitglieder der Internationale erließen nach Sedan einen Aufruf an ihre deutschen Genossen, der mit den Worten der Verfassung von 1793 die Deutschen über den Rhein zurückwies." „Nationale Pflicht der Reparationen erkannten die französischen Sozialisten nach 1870 nicht an."

Ein Victor Hugo fordert als „wahre Grenzen des größeren Frankreich" das linke Rheinufer in einem Atem mit den „Vereinigten Staaten von Europa" (Fr. Lenz). Er bildet somit gleichsam die Brücke zum geistig-politischen Annexionismus der gegenwärtigen französischen Europaidee.

In seiner großen Rede während der Genfer Völkerbundsversammlung im Herbst 1924 erklärte Herriot: „Zum Geist gehört die Macht" und „durch Reden sind noch nie politische Probleme gelöst worden". Er wollte damit das französisch eingestellte Genfer Protokoll verteidigen. In Deutschland hätte von allen bisherigen Sozialisten höchstens Lassalle so ähnlich sprechen können, was für sein Handeln im Rahmen des deutschen Volkes aber noch längst nicht verpflichtend gewesen wäre[1]).

Mit Pathos focht Herriot während der Londoner Konferenz von 1924 für die französische Nation gegen die „Weltbankiers", denen er politische Ziele zuschrieb. Herriot meinte also doch wohl das völker-gesellschaftlich aufgebaute Europa, trotzdem er Reichsdeutschland in seinen offiziellen und inoffiziellen Äußerungen stets mit rein ökonomischen Gedankengängen abzutun suchte, indem er es als bedeutungsvolles europäisches Wirtschaftsfeld ansprach und als solches gelten ließ, — eine sehr durchsichtige Taktik des französischen Europäismus und ein geschicktes Einspielen auf die Wirtschaftsideologien linkspolitischer deutscher Parteien. Die Weltpolitik des marxistischen Ökonomismus zu vertreten, blieb immer das besondere Vorrecht deutscher Sozialdemokraten. Das werden wir zum Schluß an zwei — man kann hier ruhig sagen — klassischen Typen des französischen Sozialismus beweisen, an Hervé[2]) und Jaurès[3]). (Die vaterländisch-universalen Ansätze innerhalb der deutschen Sozialdemokraten sind vor und nach 1918 von vornherein zugunsten einer Bewegung erstickt worden, die in echt michelhafter Verbissenheit sich machtpolitisch nur im volksaufspaltenden, innerpolitischen Sinne betätigt, während sie außenpolitisch in absoluter geistiger Hörigkeit zum Westen verharrt. Gegenüber der Tragik des europäischen Problems — das als solches unbedingt besteht — betreibt die deutsche Sozialdemokratie die angstvollste Vogel-Strauß-Politik.)

Man wird einwenden, daß Hervé kein Sozialist mehr sei. Er gehört seit dem Kriege der sozialistischen Internationale nicht mehr an. Trotzdem lassen wir ihn als Typ des französischen Sozialismus gelten, der in der Stunde vaterländischer Gefahr immer wieder Wortführer sein wird. Interessant, zu lesen, wie er sich in einer Auseinandersetzung[4]) mit dem besiegten Deutschland und mit der sozialistischen Partei Frankreichs — der „Vereinigten" — auf Jaurès beruft.

[1]) Gewiß, auch deutsche Sozialdemokraten, selbst ein Ledebour, erkennen vaterländisches Bewußtsein an. Leider verharren sie darin stets bei einem Ästhetizismus, dem jegliche politisch nationale Kraft, ganz im Gegensatz zum französischen Sozialismus, fehlt. Während der radikalsozialistische Kammerpräsident Painlevé zurzeit eine Volksmilitarisierung vorschlagen darf, verkümmern ähnliche Punkte im Programm der deutschen Sozialdemokratie. Sie entpuppen sich hier als rein theoretische Floskeln. Die alte deutsche, volksmißmutige Michelhaftigkeit, die einer westlich eingestellten „geistigen Führerschaft" innerhalb ihrer Reihen zum Opfer fällt, hat in ihrer Sehnsucht nach Allerweltseinheit (ohne Klarheit) anderes zu tun, als sich mit dem Kern der völker-gesellschaftlichen Dinge abzugeben.

[2]) Gustave Hervé, Lehrer, Advokat, gründete 1906 das sozialistische Organ „La guerre sociale"; während des Krieges taufte er es in „La Victoire" um.

[3]) Jean Jaurès, ursprünglich Professor der Philosophie an der Universität Toulouse, seit 1885 mit kurzen Unterbrechungen Deputierter, Führer der französischen Sozialisten. Am 31. Juli 1914 von einem Nationalisten (Villain) niedergeschossen. Begründer der „Humanité". [4]) Gustave Hervé, Die deutsch-französische Annäherung. — Briefe an die Deutschen. Mit einer Vorrede von Burtzeff, Berlin 1920.

Einleitend vergleicht er die Lage Deutschlands nach 1919 mit derjenigen Frankreichs nach dem Wiener Kongreß. Er redet den Revolutionsdeutschen in kollegialer Form gut zu: genau wie Napoleon I., so habe jetzt Deutschland die ganze Welt gegen sich aufgebracht. Er preist die Zurückgewinnung Elsaß-Lothringens und fordert einen unbedingten Verzicht auf die polnischen Provinzen, die der „Friedensvertrag" mit oder ohne Abstimmung „von eurem deutschen Vaterlande fortgerissen hat" (S. 5). Dann verlangt er die Ablehnung jeder Gemeinschaft mit den Urhebern (!) des Weltkrieges und demokratisch-republikanische Stabilisierung. Unter solchen Voraussetzungen stellt er — nach 10jähriger Bewährungsfrist — die Erlaubnis zur Angliederung Deutsch-Österreichs wohlwollend in Aussicht, ebenso Kolonialmandate. Zu den französischen Sozialisten gewandt, fordert er den Jaurèsismus als „Revanche für Jaurès". Das heißt, die Abkehr von dem „Fiasko" der marxistischen Gedankengänge:

„Keine Mißverständnisse mehr! Der Devise von Karl Marx ‚Proletarier aller Länder vereinigt euch' stellen wir entgegen den Ruf der heiligen Union, den Blanqui jeden Tag während der Belagerung von Paris ertönen ließ: ‚Franzosen aller Parteien und gesellschaftlichen Verhältnisse vereinigt euch'!"

„Unser neuer Sozialismus muß sich als hochnational proklamieren, da aber unser Patriotismus eine seiner Wurzeln in der französischen Revolution hat, so ist nicht zu befürchten, daß er jemals zu niedrigem Chauvinismus herabsinkt" (S. 20).

Für Hervé ist die Parole: „Vaterland und Menschheit". Seine innenpolitisch-sozialistischen Forderungen bilden, kurz gesagt, ein national-demokratisches Wirtschaftsprogramm: Betrieb und republikanisch-demokratische, vaterländische Betriebsgemeinschaft. Das organische Prinzip der Mitte hat also offenbar auch im Westen seinen geistigen Nährboden.

Diese vaterländisch-universale und personalistische Auffassung bildet einen fast mühelosen Übergang zu dem vaterländischen Rationalismus Jaurès', dem von Hervé so oft zitierten. Hervé schreibt in der erwähnten Broschüre, daß Jaurès nicht müde geworden sei, den Tag zu verfluchen, an dem der französische Sozialismus in die Gefolgschaft des Marxismus gekommen sei. Der deutsche Sozialismus habe Europa überflutet[1]). Die geistig-politische Linie Jaurès' geht allerdings zielbewußt darauf hinaus, den Begriff der vaterländisch bewußten Persönlichkeit dem französischen Sozialismus nicht nur zu erhalten, sondern zu einer lebendigen Triebkraft im französischen Proletariat zu machen. Jaurès hatte Mißtrauen gegen die vulgär-massenpolitischen Formeln des Marxismus: Er wurzelt in der vaterländisch-revolutionären Linie des französischen Sozialismus, in der „Leidenschaft des revolutionären Patriotismus", wie er selbst die Urkraft der französischen Revolution kennzeichnet[2]). Trotz der innerpolitischen Unterschiede und der ästhetisch-rationalisierenden Aufmachung und Empfindung ist also Jaurès von Hervé nicht so weit entfernt.

In seinem Buch über „Die neue Armee" schreibt Jaurès einleitend über „Militärische Kraft und moralische Kraft" Sätze, die die lebendige vaterländisch-universale Synthese dieses französischen Sozialisten ohne weiteres erkennen lassen:

„Mit den Fragen der nationalen Verteidigung und des internationalen Friedens beginne ich die Darlegung des Planes zu einer sozialistischen Organisierung Frankreichs, den ich der

[1]) Ein deutscher Augur könnte nun einwenden, wo denn da die politisch-nationale Bedeutungslosigkeit oder Schädlichkeit des deutschen Marxismus bleibe, wenn sein geistig-politischer Einfluß überall so empfunden werde. In Wirklichkeit ist der abstrakte, vaterlandspolemische Fanatismus des deutschen Michel im Auslande eben auf die Nerven gefallen. Ja, man suchte vielleicht sogar eine taktische Perfidie hinter dieser Michelei — da auch Sozialisten untereinander sich aus tragischen Gebundenheiten nicht lösen können —, während es dem deutschen Michel doch so furchtbar ernst mit seinem Anbiederungswillen war, der im Marxismus an und für sich schon in der Gefolgschaft des patriotischen Rationalismus der französischen Revolution bestand. Innenpolitische Ressentiments haben hier und da auftretende, aus der praktischen Erfahrung hervorgegangene Einsichten deutscher sozialdemokratischer Politiker immer wieder zu Tode dogmatisiert.

[2]) Jaurès, Jean, Die neue Armee, Jena Diederichs 1913, S. 393.

Kammer in Form von Gesetzentwürfen unterbreiten will. Es ist sowohl für den Sozialismus als auch für die Nation von dringender Notwendigkeit, daß endlich festgesetzt werde, wie die militärische Institution und die auswärtige Politik des republikanischen Frankreich gemäß den Ideen des Sozialismus beschaffen sein müssen. Um seinen Aufstieg zu absoluter sozialer Gerechtigkeit zu beschleunigen und zu vollenden, um eine neue Ordnung der Dinge einzuführen oder auch nur ungehindert vorzubereiten, in der die Arbeit organisiert ist und unumschränkt herrscht, bedarf Frankreich vor allem des Friedens und der Sicherheit. Man muß die Nation vor der unheilbringenden Ablenkung durch abenteuerliche Unternehmungen nach außen bewahren und muß verhüten, daß fremde Gewalten sie bedrohen. Die erste Aufgabe also für eine große Partei der sozialen Umwandlung, die entschlossen ist, ihr Ziel zu erreichen, ist diese: Wie kann man für Frankreich und die unsichere Welt, die es umgibt, die Friedensmöglichkeiten bis zum äußersten steigern? Und wenn trotz seiner Bemühungen und trotz seines Willens, den Frieden zu wahren, das Land angegriffen wird, wie dann am besten die Aussicht auf Rettung, die Mittel zum Siege vermehren?

... Durch eine offenbare Politik der Klugheit, der Mäßigung und Redlichkeit, durch endgültiges Verwerfen von Gewaltunternehmungen, durch die gewissenhafte Annahme und Anwendung der neuen rechtsförmigen Mittel, die es ermöglichen, Konflikte ohne Gewalttätigkeit zu lösen; dann aber auch durch mutige Aufstellung eines so furchtbaren Verteidigungsapparates, daß selbst bei den Übermütigsten und Raubgierigsten jeder Angriffsgedanke im Keime erstickt wird, den Frieden sicher zu stellen — das ist wohl die höchste Aufgabe für die sozialistische Partei ..."

Man sieht, die heutigen sozialistischen und radikalsozialistischen Verteidiger des militärischen Apparates Frankreichs, die Feinde einer Abrüstungspolitik dürfen sich mit ihrer Phraseologie auch hierin Erben Jaurès' nennen, wenn auch nicht seines Geistes! Das einige, ganze große Vaterland als natürliche Voraussetzung zur Menschheit, die ideelle Triebkraft zur Führung usw., das alles lebt als Idee in Jaurès und im französischen Sozialismus schlechthin: „Der Sozialist soll stets die Befreiung der Besitzlosen mit dem Frieden der Menschheit und des Vaterlandes Hand in Hand gehen lassen" (S. 2). Und über seine stark rationalisierende sozialistisch-demokratische Lieblingsidee, die Miliz, meint er:

„Durch die Lebensführung seiner eigenen Streiter und durch ... ihre Beharrlichkeit und ihren Eifer bei dem lebendigen Werke der militärischen Ausbildung, in den Turn- und Schießvereinen, bei den Manövern im Freien und den Übungen im wechselnden Gelände, deren Wirksamkeit an Stelle des fruchtlosen mechanischen Kasernendrills treten wird, durch seine unermüdliche Tätigkeit muß das Proletariat beweisen, daß es nicht aus furchtsamer Selbstsucht, nicht aus knechtischer Feigheit und bürgerlicher Trägheit den Militarismus und den Krieg bekämpft, sondern daß es ebenso entschlossen und bereit ist, die volle, tätige Entfaltung eines wahrhaft volkstümlichen und zweckmäßigen Armeesystems zu sichern, wie die Anstifter von Konflikten niederzuschlagen. Erst dann wird es ihm ein Leichtes sein, Verleumdungen zu trotzen, denn es wird mit der gesamten Kraft des historischen Vaterlandes die ideale Kraft des neuen Vaterlandes, die Menschheit der Arbeit und des Rechtes in sich tragen" (S. 3f.).

Jaurès rettet so den vaterländischen Heroismus für das ganze sozialistische französische Volk im Sinne seiner Synthese „Vaterland und Menschheit". Das vaterländische Selbstbestimmungsrecht zu erringen, das mußte diesem Manne selbstverständlich erscheinen. Wie würde er heute reden und handeln, wenn er ein Deutscher und Deutschland sein Vaterland wäre! Die „Organisation der nationalen Verteidigung" und „die Organisierung des internationalen Friedens" sind ihm „solidarisch verbunden" (S. 13). „Alles, was Frankreich tun wird, seine Kraft der Verteidigung zu stärken, wird die Friedensaussichten draußen in der Welt vermehren." Über die Idee und Triebkraft des Sieges schreibt er:

„Das Vaterland, wie es uns die Geschichte überliefert hat, ist also der Rahmen und die Unterlage, aber es ist noch nicht allein die zum Siege begeisternde Kraft. (Jaurès bemüht sich hier im Grunde genommen um die universale Idee Frankreichs.) Es ist der Baustein zum Herde, der Holzstoß zum Opferfeuer, aber es ist nicht die Flamme. Woher also wird Frankreich bei voraussichtlichen oder möglichen Zusammenstößen der göttliche Funke kommen, der die Herzen entzünden soll? Der religiöse Glaube wird es nicht sein, denn General Langlois spricht von ihm wie von einer vergangenen Kraft, und er weiß sehr wohl, daß der christliche

Glaube, wie milde und erhaben er auch sein mag, in unserem Volke viel zu sehr vom Rationalismus und von der Kritik bekämpft wird, um in schweren Zeiten nationales Leben einhauchen zu können.

Es wird auch nicht, wie in den Tagen der Revolution, die Begeisterung für die politische Freiheit sein, und auch nicht der Ehrgeiz, diese Freiheit der ganzen Welt zu schenken, indem man sie gegen die Welt verteidigt. Denn für uns ist diese Freiheit längst erworbenes Gut, und die Erfahrung hat uns gelehrt, daß man ihr eher schadet als nützt, wenn man sie mit der Waffe in der Hand hinaus zu tragen sucht. Und ich glaube auch nicht an einen Traum von Herrschaft und Obergewalt, der uns von Ludwig XVI. aus dem wirren Rausch der Revolution oder aus dem großen napoleonischen Abenteuer überkommen sein könnte. Denn zu jener Zeit war dieser Traum ungeheuerlich, heute wäre er obendrein einfältig. Sollte Frankreich etwa durch die Absicht, durch die Hoffnung, seine verlorenen Provinzen wiederzufinden in Begeisterung und in fieberhafte Erregung versetzt werden können? Sicher wäre es eine starke Versuchung, ein hohes Ziel, aber doch nicht hinreichend, den Krieg bis zur äußersten Steigerung von Frankreichs Energien zu rechtfertigen und zu idealisieren; und nur darin läge eine Gewähr für den Sieg. . . . Der Krieg der Vergeltung und Wiederherstellung, selbst wenn er siegreich wäre, würde die Ära der blutigen Zusammenstöße, der wechselseitigen Gewalttätigkeiten, die seit Jahrhunderten Frankreich und Deutschland heimsuchen, nicht abschließen." (S. 9 f.)

Jaurès sieht die kämpferische Idee Frankreichs, der Nation, in der „sozialen Aufgabe". Das ist der französische Sozialismus im Kerne seines volklichen Wesens: die Begeisterung, die „Ideenraserei" für die Nation. Die Deutschen Mitteleuropas lockten seinen geistig-politischen (und damit auch raumpolitischen) Annexionismus (siehe rheinische Probleme und französische Europapolitik!) indem sie ihn mit dem vaterlandsmißmutigen Geschrei vom deutschen Absolutismus, Militarismus und der Unfreiheit geradezu auf sich zogen. Aus dieser Hörigkeit entstand die vaterländisch-außenpolitische Hilfslosigkeit der deutschen Sozialdemokratie gegenüber dem Westen. Und so steht der deutsche internationale Marxismus auch heute noch im Banne der weitergepflegten französisch-sozialistischen (oder östlichen) Rhetorik, hinter der sich gleichzeitig stets eine real abschätzende französische Politik verbirgt. Man höre weiter:

„. . . Wenn die Nation sich selbst verteidigt, verteidigt sie alle Familien, die Freiheit, die Sicherheit, die Würde aller. Und alle müssen ihrem Rufe folgen. Es ist die Gerechtigkeit selbst, die sie ruft. Sie lassen ihr Haus nicht im Stich: sie schützen und sie adeln es" (S. 43).

Jaurès fordert die „tatsächliche Verwirklichung der Nation in Waffen". Der „schlaffe Volksgeist würde aufgerüttelt und mit der bewaffneten Nation zugleich in Dingen der Armee die denkende Nation geschaffen" (S. 49).

„Starke demokratische Milizen, die Kaserne nichts als eine Schule und das ganze Volk ein ungeheures, kraftvolles Heer im Dienste der Volksautonomie und des Friedens — das wäre in militärischer Hinsicht die wirkliche Befreiung Frankreichs" (S. 53).

Das Milizsystem nennt er ein System, das „den stärksten Traditionen, den kühnsten Träumen der revolutionären Demokratie Frankreichs zu entsprechen scheint" (S. 188).

Über das Verhältnis des Proletariats zur Nation äußert er sich folgendermaßen:

„. . . . Das Proletariat steht also nicht außerhalb des Vaterlandes. Wenn das kommunistische Manifest von Marx und Engels im Jahre 1847 den berühmten, oft wiederholten und nach jeder Richtung ausgeschroteten Satz aussprach: ‚Die Arbeiter haben kein Vaterland', so bedeutete dies nur eine leidenschaftliche Laune, eine durch und durch paradoxe und übrigens unglückliche Antwort auf die Angriffe der patriotischen Bourgeois, die den Kommunismus der Zerstörung des Vaterlandes anklagten" (S. 384)[1]).

„In einer Zeit, da die Völker aller Länder gleichzeitig nationale Unabhängigkeit und politische Freiheit anstrebten, welche eine Bedingung der Revolution des Proletariats ist, war es der schlimmste Widersinn, zu behaupten, dem Proletariat sei das Vaterland gleichgültig. Um sich selbst demokratisch regieren zu können, müssen die Völker vor allem eine Einheit bilden; sie dürfen durch keinen Überrest der Feudalherrschaft zersplittert und abhängig gemacht sein, durch keine brutale Fremdherrschaft bedrückt werden" (S. 386).

„Demokratie und Nation bleiben die wesentlichen Grundbedingungen jeder weiteren und höheren Entwicklung. Der starke und reiche Begriff Vaterland erhält so noch einen neuen, noch höheren und umfassenden Sinn. Die scheinbare Krise der Vaterlandsidee ist eine Wachstumskrise" (S. 388 f.).

[1]) Vgl. den sozialdemokratischen Führer Crispien, der kein Vaterland kennt.

Der Weltfriede und die vaterländische Autonomie sind für Jaurès wechselseitig verbunden. Aus seinen Ideen spricht nicht nur ein universaler Wille, sondern ein vaterländisch-französischer Führungsstolz; die Lebendigkeit seines französischen Empfindens macht diesen zum Ausgangspunkt seiner rationalen, völkergesellschaftlichen Konzeptionen. Darüber hätte der Philosoph Jean Jaurès sich selbst keiner Täuschung hingeben können. Die Sicherheit seiner — an sich ethisch kraftvoll empfundenen — rationalistisch-internationalen Zielsetzungen gewann er wohl vor allem dadurch, daß seinem französischen Revolutionspatriotismus überall ein angeblich unfreies Festlandeuropa vorgeführt wurde.

Seine rationale Ernsthaftigkeit soll nicht in Zweifel gezogen werden. Im praktischen Ergebnis bestand sie darin, inmitten der modern gedrängten politischen Welt und seiner Formen dem ganzen, einigen vielseitigen französischen Vaterlande die geistig-politische Führerschaft in Europa zu sichern und damit auch die materielle. Seine Nachfolger haben praktisch nie diese Linie verlassen; sie sind mit ihrer Politik aber in geraden Gegensatz zu den internationalen Ideen Jaurès' geraten. Sie mißhandeln Europa, während sie in einer Rhetorik verharren, die zu konservieren dem französischen Sozialismus und Demokratismus nicht zuletzt durch die charakterlose Verhätschelung seitens seiner mitteleuropäischen und besonders deutschen Trabanten gelungen ist. Für diesen marxistischen Erfolg ist beispielsweise der opportunistische französische Sozialist Paul Boucour ein Beispiel. Auf der Waffenhandelskonferenz im Juni 1925 (Genf) erklärte er, daß, solange keine Sicherheit bestehe, jedes Volk das Recht zur Bewaffnung habe. Es ergibt sich nach Lage der Sache daraus der auch für französische Sozialisten höchst einleuchtende Gedankengang, daß Deutschlands Wille nach Gleichberechtigung soviel wie Unsicherheit schlechthin bedeutet, gegen die man gerüstet sein müsse.

Auch während der Völkerbundtagung 1925 hat Paul Boucour das hohe Lied der französischen Europapolitik gesungen: „Schiedsgericht, Sicherheit, Abrüstung". Arm in Arm mit Briand verteidigt er die europäische Fortschrittsfeindlichkeit Frankreichs. Die vaterländisch-universale Ekstase kann es nicht lassen, Europa auch fernerhin im Lichte der französischen Ideologie zu sehen und alle Machtmittel für sie zu erhalten und zu mobilisieren, trotzdem das Schicksal mit ehernen Schritten an die Tore dieses im völker- gesellschaftlichen Sinne unsittlich verstümmelten und daher unmöglichen Europas pocht.

Ausländischer und deutscher Sozialismus

Von Dr. jur. et phil. Friedrich Lenz, ord. Professor an der Universität Gießen

Eine Betrachtung, die den sozialistischen Parteien Westeuropas gewidmet ist, drängt die Frage auf, in welchem Verhältnis jene fremdländischen Bruderparteien zur deutschen sozialistischen Bewegung stehen. Wögen wirtschaftliche Gründe vor, wie die technisch-wirtschaftliche Geschichtsauffassung meint, so wäre ein gegenseitiges Geben und Nehmen zwischen denjenigen Ländern zu vermuten, die einen ungefähr gleichen Grad ihrer wirtschaftlichen Reife erreicht haben; dies wären vornehmlich die romanisch-germanischen Völker in Europa und in Nordamerika. Dem ist aber nicht so.

Deutschland ist die Heimat zwar nicht des Sozialismus, wohl aber des marxistischen Systems. Schon dies ist auffällig angesichts des Einflusses, den Karl Marx geübt hat. Denn Deutschland war zur Zeit, da dies System entstand (1843—1848), keineswegs die industriell fortgeschrittenste Nation; ja, es besaß damals — im Unterschied zu England, Frankreich oder Belgien — nicht einmal eine Volkswirtschaft im strengen Sinne dieses Worts. An anderer Stelle habe ich ausführlich dargelegt, daß Marx aus staatlich-geistigen Antrieben sein Werk geschaffen hatte, bevor er noch Ricardo und die Mehrwert-Lehre kannte; auch glaube ich gezeigt zu haben, warum die von

ihm geschmiedete Waffe gerade Deutschland, Rußland und Österreich hat fällen helfen — eben jene drei Kaiserreiche der Heiligen Allianz, denen Marx' starker Haß bereits vor 1848 galt[1]).

Dieser Staatengruppe mit ihren marxistischen Parteien ist also unter unserem Gesichtspunkt eine gewisse Schicksalsverbundenheit eigen; indem Rußland und die Mittelmächte (1890) auseinandertraten, haben sie sich im Sturz einander schließlich nachgezogen (1917—18). Es ist nur folgerecht, daß ihre sozialistischen Parteien im Staatszerfall innerlich zerbrachen: ihre Aufgabe, der revolutionäre Klassenkampf im Schoß jedes der drei Reiche, war ja erfüllt. Sie verloren nun in Mitteleuropa ihre internationale Stoßkraft, weil Deutschland und Österreich selber außenpolitisch kraftlos wurden. In Osteuropa aber erhebt sich aus Niederlage und Revolution ein neues Rußland, dem in seinem Kampf wider alles „Westlerische" die schärfsten Waffen der Marxschen Dialektik gerade recht sind. In die Ohnmacht und in die Armut ihres Vaterlandes hineingezwungen, teils der Zweiten Internationale auf der Siegerseite und allen Dawesplänen des westlichen Finanzkapitals sich angleichend, teils von den drohenden Lockungen des bolschewisierten Moskau halb bezwungen — so steht die ehemals einige und international-revolutionär führende Sozialdemokratie unserer Heimat vor uns. Kein Phrasennebel und kein Tageskampf um innerdeutsche Parlamentsmacht täuscht darüber fort.

Ganz anders gestaltete sich wieder das Schicksal jener westlichen Sozialismen, die den großen Krieg im Lager der Siegermächte miterlebten. Die Unterschiede in ihrem Parteiwesen erscheinen noch tiefgreifender, als die Verschiedenheit ihrer außenpolitischen Lage. Denn während Frankreich und Belgien sozialistische oder ehemals sozialistische Minister in ihre Kriegskabinette, nach Versailles wie in den Völkerbund entsandten, stellt die britische Arbeiterpartei ein geschichtlich wie politisch abgesondertes Gebilde dar, und die Vereinigten Staaten besitzen nicht einmal eine vergleichbare Erscheinung. Trotzdem alle vier Länder auf hochkapitalistischer Stufe stehen und außenpolitisch durch ihren Sieg verbunden scheinen.

Wie ihr Verhalten zueinander, ist auch der Einfluß der westlichen Parteien auf unsern eigenen Sozialismus grundverschieden. Nordamerika scheidet hier parteipolitisch völlig aus; im übrigen ist seine und Englands Wirkung auf uns schwer zu schildern, da die britische Arbeiterpartei grundsätzlich auf dem Boden der Friedensverträge steht und eben diese Konstellation nicht nur einzelne Parteien, sondern das gesamte Leben bei uns formt. Was haben wir allein von den Vereinigten Staaten gläubig hingenommen: von den vierzehn Punkten Präsident Wilsons bis zum Dawesplan, vom Taylorismus bis zur Konjunkturforschung, vom Foxtrott (1919) bis zum Kaugummi und zur Niggerrevue!

Wohl aber ist über den Einfluß der französischen Sozialisten auf uns etwas auszusagen. Wie alle Worte, die derart gebildet sind (Soziologie, Sozial-Demokratie) entstammt der Sozialismus jener gesellschaftlichen Gegnerschaft wider das herrschende Regime, in der die Franzosen seit Ludwigs XIV. Tagen sich auszeichnen. Die französischen Sozialisten können ihren Stammbaum somit noch über die Revolution von 1789 zurückführen; Aufruf der gesellschaftlichen Klassen und ihrer Interessen zum Sturz der Regierung ist allen wechselnden Programmen eigen. Dem sozialpolitischen verbindet sich nun ein außen-politisches Ziel: Frankreichs neuer Geist soll ganz Europa läutern und leiten; die Vereinigten Staaten von Europa, heute auch Pan-Europa genannt, gehören zum geistigen Rüstzeug des sozialistisch-demokratischen Franzosen. Heute sehen wir Frankreichs kontinentale Vorherrschaft, deren Muster eigentlich Napoleon I. schuf, von seinen Sozialisten eifrig verteidigt.

Warum der französische Sozialismus unseren deutschen seit einem Jahrhundert bilden half, habe ich in meiner Deutschen Sozialdemokratie, wie gesagt, erläutert. Bemerkenswerter Weise kamen die Grundsätze der liberalen Wirtschaftslehre, nach

[1]) Vgl. mein Werk „Staat und Marxismus" (I. Teil, 2. Aufl. 1922; II. Teil 1924, Cotta). Ferner W. Sombarts „Proletarischer Sozialismus" (2 Bde. 1924, G. Fischer).

denen sich die deutschen Regierungen seit 1795 etwa richteten, meist aus dem England des Adam Smith, mithin von dem staatlichen Gegenspieler Frankreichs. Um mich nicht zu wiederholen, führe ich einige Sätze unseres Ranke an, die sich an verstreuten Stellen seiner kleineren Schriften finden.

Vorausgeschickt sei, daß „die Sitze der Kirchen- und Adelsherrschaft im alten Reich" Hauptstätten der deutschen Demokratie im 19. Jahrhundert wurden; hier haben namentlich Bebels und Liebknechts Anhänger seit 1866 Fuß gefaßt. Der Rheinbund (1806—1813) ward zum ersten Tummelplatz kontinentalpolitischer Gedanken; seit den Freiheitskriegen, die den radikalen deutschen Demokraten als Freiheitsvernichtungskriege erschienen, gingen diese kontinentalpolitischen Pläne in den Kreis der Opposition hinüber. Die Julirevoluiton (1830), welche Frankreich aus dem Bereich der Heiligen Allianz ausschied, bezeichnet zugleich den Beginn eines deutschen Sozialismus. Ranke hat die Brücke, welche von Babeuf (1796) über Saint Simon zu den radikalen Sozialreformern im Bürgerkönigtum hinüberleitet, wohl gekannt. „Man wünschte nicht das Blut, aber die Institutionen von 1793 zurück. Ist es also ein Fortschritt zu nennen, wenn man so offenbar versucht, auf die Konstitution des Jahres 1793 zurückzukommen, welche sich als die unausführbarste von allen erwiesen hat?"

Wie kam es nun, daß „deutsche Franzosen" den Kampf gegen die herrschenden Gewalten auf das soziale Gebiet hinüberspielten? Ranke bezeichnet die siegreiche „Invasion von fremden Ideen" mit den Grenzjahren 1818 und 1848. „Man sage nun, was man wolle, so ist es offenbar, daß die Ereignisse in Frankreich den Gang der Dinge in Deutschland bestimmt und beherrscht haben." Die Macht des revolutionären Elements und die Erinnerungen an 1793, welche die Pariser Revolutionen von 1830 und von 1848 in Deutschland geweckt hätten, möge man beliebig „Radikalismus oder jakobinischen Sozialismus nennen". Jedenfalls ist der Fortschritt, den die Forderung wirtschaftlicher Gleichheit über die Parole bloßer Rechtsgleichheit bedeutet, dem Historiker Ranke bereits offenkundig: „Die Stürme des Jahres 1848 gingen noch tiefer als die Revolution von 1830; sie waren zugleich sozialer Art."

Das Sturmjahr 1848 hat dennoch den sozial-revolutionären Gedanken keinen Sieg gebracht; eben hieran krankt ja noch unsere Republik von 1919, die ihren nationalen Anspruch aus den Ideen der Paulskirche abzuleiten sich bemüht. Ranke kennzeichnet die Strömungen, welche noch heute unser parlamentarisches Leben leiten, schon im Mai 1848 mit den Worten: „Drei Welten stehen einander gegenüber: die des alten Staats, zurückgedrängt, in sich geschwächt, aber mit nichten besiegt — die konstitutionelle, die jedoch erst zur Repräsentation gelangen will — die radikale, welche die Begierden der Nichtbesitzenden in den Kampf ruft, von energischen Naturen geführt wird und Alles zu wagen entschlossen ist." Der abwägende Historiker betont, daß seit dem März 1848 „auch die handarbeitenden Klassen, welche allenthalben in Europa zum Bewußtsein einer faktischen Macht gekommen waren, auf einen Anteil an der Volksvertretung Anspruch machten, der ihnen nicht mehr versagt werden konnte."

Der Widerstand, an dem der Ansturm von 1848 zerbrach, ging von den Monarchien der früheren Heiligen Allianz aus; Karl Marx, der von Köln her Preußen und Wien zu revolutionieren suchte, mußte 1849 vor ihnen über Paris nach London entweichen, wo er nunmehr sich seinen ökonomischen Lehren zuwandte. Friedrich Wilhelm IV. war der Herrscher jenes „christlich-germanischen" Staats, den Marxens und Heinrich Heines Gesinnungsgenossen vorzüglich haßten; der russische Zar und Österreichs erneute Vorherrschaft im Deutschen Bund waren Preußens reaktionäre Stützen. Bismarck änderte wohl das Verhältnis der drei Mächte zueinander, umgestürzt aber hat es erst die „Wilhelminische Periode" seit Bismarcks Fall (1890). „Die Gefahr, in welche Europa durch das Emporkommen der demokratisch-sozialistischen Doktrinen und ihrer Folgen verwickelt wurde," habe niemand klarer erkannt als Friedrich Wilhelm IV. Er habe Preußen dieser sozial-revolutionären Staatsfeindschaft entgegenzusetzen versucht: einem Evangelium, das den Krieg predigt, einem Koran

der empörten Fabriken. Bis zur Vernichtung hat darum die Revolution, nach ihrem Erfolg von 1918, die Hohenzollern und ihre Verbündeten getroffen.

Vorerst ward entscheidend, daß Preußens Armee ihrem König treu blieb; indem Bismarck derart das Instrument erhielt, mit dem er seine Siege von 1864—1871 erfechten konnte, hat die Niederwerfung des Aufstands von 1849 unsere staatliche Verfassung bis 1918 hin mitbestimmt. Ranke weist darauf hin, daß die deutsche Revolution damals an der preußischen Armee gescheitert sei; an Versuchen, sie durch eine Bürgerwehr zu ersetzen, das Offizierskorps den radikalen Ideen zu unterwerfen, mit den Mannschaften zu „fraternisieren", habe es 1848/49 wahrlich weder in Preußen noch in Baden und Württemberg, in Bayern oder Sachsen gefehlt. Preußen warf diese Versuche 1849 nieder, ohne Österreichs oder Rußlands Hilfe dafür zu brauchen! Vergebens suchten W. Liebknecht und Bebel, Engels und Marx ähnliche Zersetzungen zu Bismarcks Zeit zu fördern. Erst der Niedergang von 1917—18 hat, mit den Monarchien und unserer Macht zugleich, dies Instrument der Größe, unser Volksheer, zerbrochen. Ranke hat schon im März 1849 davor gewarnt.

Anderseits verkannte dieser „politische Historiker" keineswegs die positiven Aufgaben, welche dem legitimen Staat aus der sozialen Frage — wie Gutzkow sie im „Jungen Deutschland" taufte — erwachsen. Ranke folgerte (1848) aus dem Bestehenden eine Nährpflicht des Staats, ja eine auf dem Arbeitsrecht gegründete Bildung von „Arbeiter-Cohorten" (Arbeits-Armeen)! Unser Verhängnis ward vielleicht, daß Bismarcks Organisationspläne für eine korporativ verfaßte Volkswirtschaft an Bureaukratie und Parlament zerbrachen, während seine Nachfolger in der unmöglichen Lösung der sozialen Frage nach der Quadratur des Zirkels suchten. Welch' einzig hoher Wille zur nationalen Aufopferung und zur sozialen Versöhnung zerschellte an der unmöglichen Konstellation, in welche das nach-bismarckische Deutschland sich hatte treiben lassen! Kein Wunder, daß nach dem Niederbruch die Gedanken des siegreichen Westens und des Ostens aufs Neue, stärker als einst 1830—1849, uns zu überfluten drohen.

Wir brechen ab. Ein Hinweis auf die Möglichkeiten, unser Staats- und Parteileben aus eigener Kraft trotz allem neu zu formen, würde den Rahmen und die Aufgabe dieser Zeilen überschreiten.

Wissenschaftliche Rundschau

Islamische Probleme

Von Dr. Otto-Günther v. Wesendonk in Berlin

Die entscheidende Wendung in der Laufbahn Muhammeds ist sein Auszug von Mekka nach Medîna, dem damaligen Jathrib, jene Hidschra vom 20. September 622, mit der die neue muslimische Zeitrechnung beginnt. Die Legende hat diesen Schritt später als eine Flucht des Religionsstifters vor der Bedrückung und Verfolgung durch die Heiden hingestellt. Dadurch erschienen Muhammed und die Seinen als Märtyrer. In Wirklichkeit hat Muhammed aber keineswegs aus Zwang, sondern aus wohlerwogenen politischen Gründen heraus seine Vaterstadt und seinen Stamm, die Kuraisch, verlassen.

In Mekka, einem wichtigen Handelsplatz mit dem als Wallfahrtsziel beliebten Heiligtum eines Gottes Hubal, herrschte der reiche und mächtige Stamm der Kuraisch, der von den aristokratischen Überlieferungen der Araber erfüllt war. Muhammed lebte in ärmlichen Verhältnissen, bis er durch seine Ehe einen gewissen Wohlstand erlangte. Sein Geschlecht, die Banu Hāschim, zählte keineswegs zu den Vornehmen der Kuraisch. In der 43. Sure V. 30 des Koran fragen die Zweifler an Muhammeds göttlicher Sendung: „Warum ist dieser Qurān nicht einem bedeutenden Manne aus einer der beiden Städte (Mekka und Tā'if) geoffenbart worden?" Die 93. Sure (V. 6—8) besagt: „Fand Er (Dein Herr) Dich nicht verwaist und nahm Dich auf? Und fand Dich irrend und leitete Dich? Und fand Dich arm und machte Dich reich?"

Mit seinen Warnungen vor dem Jüngsten Gericht und mit der Predigt von einem einzigen Gotte vermochte Muhammed bei den Kuraisch keinen Eindruck zu machen. Er galt als einer der nicht seltenen religiösen Schwärmer, ekstatischen Seher und von Dämonen besessenen Dichter, denen die adeligen Kuraisch wenig Beachtung zu schenken pflegten. Ganz ausgeschlossen erschien es, daß die stolzen Handelsherren von Mekka, die Beschützer des schwarzen Fetischsteines in der Ka'aba, sich dem bescheidenen Emporkömmling unterordneten. Sein Anhang setzte sich außer aus einigen Verwandten und wenigen Männern von Bedeutung wie Abu Bakr und Omar, aus Sklaven, Armen und jungen Leuten zusammen, jenen Elementen, die auch sonst religiösen Neuerern am ehesten lauschen.

In Jathrib stritten hingegen zwei Stämme um die Macht, daneben sassen in der Dattelpalmenoase drei jüdische Stämme und noch mehrere kleinere Gruppen. Dort konnte Muhammed mit seiner Gemeinde eine überparteiliche Gewalt bilden. Verhandlungen mit den christlichen Abessiniern, auf deren Hilfe gegen die Kuraisch Muhammed vielleicht gehofft hatte, schlugen fehl[1]). In Mekka war er noch der Ansicht, daß seine Lehre mit dem Christentum und Judentum identisch sei. Die Abessinier, denen es nur recht sein konnte, in Arabien Parteigänger zu besitzen, mögen Muhammeds Erwartung, auch von den Christen als der im Johannesevangelium verheißene Paraklet begrüßt zu werden, nicht unmittelbar enttäuscht haben. Auch später noch, als Muhammed sich von Medīna aus an die Herrscher der Welt mit der Aufforderung zur Annahme des Islam gewandt haben soll, stellten sich die unter byzantinischer Verwaltung stehenden Kopten, die als Monophysiten Gegner der orthodoxen Staatskirche sein mußten, freundlich zu ihm.

Bewußt vollzog Muhammed den nach arabischen Anschauungen unerhörten Bruch mit seinem eigenen Stamme und fand Aufnahme in Jathrib, das den Namen Madīnat-un-nabī, Stadt des Propheten, erhielt und Sitz der neuen Theokratie wurde. Was bei anderen Glaubensformen das Werk von Generationen zu sein pflegt, der Übergang aus der Sphäre des Religiösen in die des Praktisch-Politischen, das hat Muhammed selbst vollzogen, nur wenige Jahre, nachdem er mit Visionen und göttlichen Offenbarungen hervorgetreten war.

Das Eigenartige ist dabei, daß die Absage an die geheiligten Überlieferungen des Stammes auf religiösem Gebiet zu einer Annäherung an arabische Vorstellungen führte. Das politische Gebilde, das Muhammed in Medīna errichtete, war für arabische Verhältnisse etwas Neues. An die Stelle der alten Stammesverbände rückte die islamische Gemeinschaft, der auch Sklaven, Schutzgenossen und Fremde angehören können. Den Adel der Stammesgeschlechter ersetzten Muhammeds Gefährten, die mit ihm Mekka den Rücken gekehrt hatten, und die in Medīna neu gewonnenen „Helfer". Eingewurzelte Gewohnheiten der Araber, wie das bis dahin von Muhammed gestattete Trinken von Wein und das Glücksspiel wurden untersagt, zugleich auch grausame Unsitten abgestellt, wie das Lebendigbegraben neugeborener Mädchen.

Bei der Berührung mit Juden und Christen, von deren Lehren er bislang nur eine verschwommene Vorstellung aus mündlichen Berichten besaß, machte Muhammed die Erfahrung, daß beide Glaubensgemeinschaften ihn und seine göttliche Sendung ablehnten. Die Juden traf zeitweilig eine harte Verfolgung, Muhammed selbst fühlte sich erst jetzt bewogen, eine neue Religion zu verkünden, nachdem die Christen, Juden und sonstigen „Schriftbesitzer"[2]) die ursprünglichen Offenbarungen verfälscht hätten. Träger dieser Religion sollte die arabische 'ummah sein, deren Begriff bei Muhammed sowohl die religiöse Gemeinde wie die Volksgemeinschaft umfaßt. Übernationale Religionen waren den Orientalen fremd und unverständlich. Bei den Juden deckten sich Volk und Glauben, ebenso waren die Mazdaanhänger Perser. Die Christen wieder galten als Griechen, auch wenn sie Abessinier, Kopten oder gar Araber waren. Man sah in ihnen Parteigänger von Byzanz. Die 'ummah hat im Osmanischen Reich bis in die Neuzeit als „millet" fortgelebt.

---

[1]) Im 6. Jahrhundert hatten die Äthiopier im Einverständnis mit den Byzantinern dem südarabischen Reich ein Ende bereitet. Gegen das Ende des 6. Jahrhunderts eroberten die von den Südarabern zu Hilfe gerufenen Perser das von den Abessiniern besetzt gehaltene Gebiet. Bereits im 4. Jahrhundert waren die noch heidnischen Abessinier in Südarabien eingefallen, durch eine Erhebung der Südaraber aber wieder vertrieben worden. Seit der nach 360 erfolgten Bekehrung der Abessinier zum Christentum bestanden enge Beziehungen zu Byzanz, an die in neuerer Zeit die russische Orthodoxie anzuknüpfen versucht hat.

[2]) Als solche wurden heidnische Sekten angesehen, die Muhammed als Sabier bezeichnet. Zu diesen rechneten die Harrānier in Syrien, die Mandaeer in Südmesopotamien und ähnliche Gemeinschaften. Auch die Mazdaisten wurden als „Schriftbesitzer" behandelt, d. h. als Anhänger einer geduldeten Glaubensform.

Das heidnische Heiligtum von Mekka mit seinen Wallfahrtsgebräuchen nahm Muhammed für den Islam in Anspruch, indem er behauptete, Abraham und sein Sohn Ismaël, der Stammvater der Araber nach dem Alten Testament, hätten die Ka'aba gegründet und ihre Riten eingesetzt. Muhammed erklärte, nur die Lehre des ersten „Hanifen"[1]) Abraham wiederherstellen zu wollen. Damals wurde das Glaubensbekenntnis des Islam in einer gegen die Christen zugespitzten Form abgefaßt, Jesus als Sohn der Maria und Mensch hingestellt, die Lehre von der Dreieinigkeit ausdrücklich verworfen und ein Fluch über die Juden ausgesprochen. Die 112. Sure des Koran lautet: „Sprich: Er ist der eine Gott, der ewige Gott. Er zeugt nicht und wird nicht gezeugt. Und kein ihm gleiches Wesen gibt es." V 169 der 4. Sure besagt u. a.: „Der Messias Jesus, der Sohn der Maria, ist der Gesandte Gottes, sein Wort, das er in Maria legte, und sein Geist. Glaubet also an Gott und an seinen Gesandten, aber sprecht nicht von einer Dreiheit." Und Sure 7 V. 166 wird den Juden wegen ihrer Sünden von Gott erklärt: „Werdet zu Affen, ausgestossen aus der Menschheit! Da verkündete Dein Herr, er wolle wider sie (die Juden) Bedrücker bis zum Tage der Auferstehung entsenden, die sie mit schlimmer Pein verfolgen sollten."

Die Gebetsrichtung wurde von Jerusalem nach Mekka verlegt, der Freitag zum Feiertag bestimmt, an Stelle der Posaune der menschliche Muezzin als Rufer zum Gebet bestellt, die typisch islamische Gebetsinschrift geschaffen, kurz, in jeder Hinsicht wurde die Besonderheit der neuen Religion unterstrichen.

Die Verknüpfung des Islam mit den alten arabischen Heiligtümern auf dem Umwege über Abraham erleichterte zugleich den Mekkanern die Unterwerfung unter die Autorität Muhammeds, der schon den offenen Kampf gegen die Kuraisch aufgenommen hatte. Die alten, einträglichen Privilegien des Wallfahrtsortes und Marktplatzes Mekka wurden vom Islam anerkannt und die Kuraisch so mit dem neuen Glauben ausgesöhnt. Ein Meisterstück geschickter Diplomatie war die Art, wie Muhammed die Einwilligung der Mekkaner dazu erhält, daß er von Medina aus mit der islamischen Gemeinde die Wallfahrt nach Mekka unternehmen kann. Alle heiligen Stätten des Heidentums werden von Muhammed anerkannt und auf Abraham gedeutet. So konnte der Prophet ohne Schwertstreich in Mekka einziehen, als er zwei Jahre nach der ersten Wallfahrt wieder in Mekka erschien.

Es ist eine alte Streitfrage, ob Muhammed in seiner späteren Zeit zu Medīna eine Weltreligion habe stiften wollen oder ob seine Lehre auf die Araber beschränkt bleiben sollte. Von den die Christen und Juden umfassenden Bestrebungen ist er nach dem Auszug aus seiner Vaterstadt abgekommen und hat sich ganz auf die Araber eingestellt. So sehr er die alte Ungebundenheit durch eine straffere Zucht zu ersetzen suchte, so sehr war alles im ursprünglichen Islam doch auf arabische Verhältnisse abgestellt.

Besonders zutage tritt dies bei der Behandlung der Frauenfrage. Wer den im Grunde ehefeindlichen und von asketischen Gedankengängen ausgehenden christlichen Maßstab anlegt, wird Muhammed in seinen Beziehungen zu den Frauen nie gerecht werden. Man kann nicht behaupten, nach dem Tode seiner ersten Gattin habe Muhammed den sittlichen Halt verloren. Ethik und Geschlechtsmoral nach abendländisch-christlichen Begriffen haben im Orient nichts miteinander gemein. Auch Muhammed hat eine Periode der Weltverneinung durchgemacht, hat sie aber rasch überwunden, als er sich vor praktische Aufgaben gestellt sah. Das christliche Mönchswesen hat Muhammed immer verworfen. Es gibt indische Heilige, die nach den höchsten übersinnlichen Zielen streben und sich trotzdem eingehend mit erotischen Problemen befassen. Darin liegt für den Orientalen kein Widerspruch. Die Liebesspiele des Krischna, einer Form des Gottes Vischnu, mit einer Schar von Hirtinnen bilden in Indien in sehr freier Darstellung einen beliebten Gegenstand von literarischen und künstlerischen Werken mit religiösem Anstrich.

Die semitischen Kulte kennen von alters her die Einrichtung der Tempeldienerinnen. Solche gab es auch bei der Ka'aba von Mekka, ja die älteste Lebensbeschreibung des Propheten, die des Ibn Ishāk aus dem 8. Jahrhundert, läßt erkennen, daß Muhammeds eigene Mutter zeitweilig Tempeldienerin an der Ka'aba war, wo neben dem Hubal drei „Töchter", die „hochfliegenden Schwäne" oder „Kraniche", verehrt wurden.

Abgesehen von solchen religiösen Vorstellungen, die bei den Arabern eher mit antiken als mit christlichen Anschauungen verglichen werden müssen, ist der Besitz von Frauen ein für das allgemeine Ansehen im Orient geradezu unerläßliches Attribut der Macht. Typisch ist etwa der Harem Salomos. Sobald sich Muhammed als weltliches Oberhaupt des Islam fühlte, war es demnach selbstverständlich, daß er sich mit Frauen umgab.

[1]) Hanīf nannte man religiös begeisterte Männer, die im heidnischen Arabien neue Glaubenslehren predigten und so gewissermaßen Vorläufer und Rivalen Muhammeds waren.

Wenn er die Gewohnheiten der Araber nur sehr wenig abänderte, so ist doch eine Tatsache hervorzuheben, die vielleicht, ohne daß der Religionsstifter mehr wollte, als die alte Stammesaristokratie unterhöhlen, für die Verbreitung des Islam als Weltreligion von weittragender Bedeutung wurde. Alle Kinder, solche von rechtmäßigen Ehefrauen wie von Sklavinnen, waren grundsätzlich gleichberechtigt, wie ja auch grundsätzlich keinUnterschied zwischen Muhammedanern überhaupt besteht. Nur durch diese Weitherzigkeit ist es überhaupt möglich gewesen, daß die menschenleere arabische Halbinsel die Heere hervorbrachte, die weite Teile der Welt überrannten. Die später umgedeuteten und als Beschränkung der Frauenzahl auf vier angesehene Vorschrift des 3. Verses der 4. Sure lautet: „Und ist nicht zu fürchten, daß ihr Waisen schädigt, nehmt euch an Frauen, die euch gefallen, zwei oder drei oder vier. Fürchtet ihr aber dann noch, nicht gerecht zu handeln, dann begnügt euch mit einer oder nehmt Sklavinnen." In Zentralasien wie im Sudān, in Nordafrika und in Spanien haben sich arabische Stämme niedergelassen und ihre Eigenart lange bewahrt.

In Medīna ist aus der islamischen Gemeinde ein Heerlager geworden. Der Kampf auf dem Pfade Gottes, der sogenannte heilige Krieg, wurde zur frommen Pflicht. Muhammed selbst hat ihn nur in Arabien gegen Heiden und Juden geführt, vielleicht auch noch an das angrenzende Syrien gedacht. Seine Nachfolger, die Chalīfen, haben den Herrschaftsbereich des Islam über Arabien hinaus ausgedehnt.

Damit tritt das grundlegende Problem in den Vordergrund, das die Geschichte des Islam bis auf den heutigen Tag bestimmt. Eine für halbnomadische oder ganz nomadische Araber gedachte Lehre mit dürftigem religiösem Inhalt und einer den einfachen arabischen Verhältnissen angepaßten theokratischen Staatsauffassung wird gewaltsam Völkern von älterer und höherer Kultur aufgezwungen. Wirkliche Anziehungskraft besaß der Islam von jeher nur für Völker auf einer ähnlichen sozialen Stufe wie der Araber des 7. Jahrhunderts. Die Berber und die Türkvölker, selbst die Mongolen Dschingis Chans in Persien, Mittelasien und Rußland, wurden der islamischen Sache gewonnen. Heute noch verzeichnet sie Fortschritte in Afrika.

Die Berührung mit den alten Kulturvölkern, mit Persern, Indern, Griechen, spanischen Westgoten und den Resten der vorderasiatischen Nationen mußte anderseits notgedrungen zu einer Änderung des Islam führen. Die arabische Kultur des Mittelalters, wie sie am Hofe des Abbassidenchalifen zu Bagdad, aber auch sonst in zahlreichen islamischen Mittelpunkten blühte, ist ein Erzeugnis der Vermischung verschiedenster Einflüsse. Von höchster Bedeutung sind hierbei die Reste antiken Geisteswesens gewesen, die besonders auf dem Umwege über syrische Kanäle Aufnahme in die islamische Geisteswelt fanden.

Es war nicht leicht, diese fremdartigen Elemente in den beschränkten Rahmen des Islam zu pressen. Den eifrigen Theologen, Rechtsgelehrten, Philosophen, Mystikern und Naturwissenschaftlern aller Art ist das Werk trotzdem gelungen. Wohl kaum eine menschliche Anschauungsweise ist zu erdenken, die nicht in den Koran durch Auslegen hineingelesen worden ist. Neben diesen Bestrebungen höherer Art machen sich die vom Islam unterdrückten Volkskulte geltend. Im streng monotheistischen Islam finden die Heiligenverehrung, die Derwischorden mit ihren sonderbaren Gebräuchen sowie allerlei Wundersitten Raum. Gegen beide Richtungen, gegen die volkstümliche Überwucherung der Lehre wie gegen ihre Verwässerung durch die „Philosophen", treten puristische Eiferer auf und fordern nach Art der Wahhabiten die Herstellung der ursprünglichen Doktrin Muhammeds.

Die Einheit des Islam ist bereits wenige Jahre nach Muhammed gesprengt worden, als der Kampf um den Chalifen Ali einsetzte. In den einzelnen Bezirken, in denen er herrschte, hat er sehr verschiedenartige Züge angenommen. Pantheistisch angehaucht erscheint er in Indien, mystisch und künstlerisch verklärt in Persien, ritterlich frei im maurischen Spanien. Finster fanatisch treten die Berber auf. Die Türken empfinden die kriegerische Seite der Lehre als ihrem Wesen entsprechend. So spiegelt jedes Volk sein Wesen in seiner Auffassung der 114 Suren, in denen Muhammeds Aussprüche gesammelt wurden.

Muhammed selbst hat sich nicht gescheut zu verkünden, daß die göttliche Offenbarung im geeigneten Zeitpunkt weniger Vollkommenes durch Besseres ersetze und daß daher einzelne Abschnitte des Koran auf das Geheiß Gottes hin abgeändert werden könnten. So konnte der Prophet seine Lehre den jeweils herrschenden Umständen anpassen. Die Tragödie der islamischen Völker in der Neuzeit, die sie in die politische und wirtschaftliche Abhängigkeit des technisierten Abendlandes zu führen droht, hat denn auch mit der religiösen Seite des Islam nur insofern zu tun, als die erstarrte Dogmatik bestimmter scholastischer Strömungen der Entwicklung zu modernen Verhältnissen im Wege stand. Auch andere orientalische Nationen, Chinesen und Hindus wie christliche Kaukasier und Abessinier, teilen das Schicksal des Islam. Nur Japan hat sich widerstandsfähig gemacht, indem es die mechanisierte Zivilisation des Westens annahm ohne sein eigenes asiatisches Wesen allzusehr preiszugeben.

Als reine Glaubensäußerung kann der Islam auch vom Christen, der seinen Wahrheitsgehalt bestreitet, anerkannt und für geschichtlich ebenso lebensfähig gehalten werden wie das Christentum, dessen Vorschriften zwar im Abendlande gern im Munde geführt, praktisch jedoch nicht beachtet werden. Der Islam als solcher befindet sich in seiner Verquickung des Staatlich-Sozialen mit dem Dogma auf der Stufe des mittelalterlichen Christentums. Da eine Priesterschaft und, abgesehen von Muhammed selber, ein geistliches Oberhaupt im Islam nie bestanden haben[1]), kam es zu keiner Auseinandersetzung zwischen Papst und Kaiser, zu keiner Reformation, Renaissance und Aufklärung. Der Zusammenstoß einer mittelalterlich eingestellten islamischen Welt mit dem mechanisierten Westen mußte für dieMuhammedaner verhängnisvoll auslaufen, bis einzelne Nationen, wie die Türken, die Zeichen der Zeit erkannten und den Anforderungen des modernen Geistes Rechnung zu tragen bemüht waren. Daß dabei zu viel Altes beiseitegeschoben wurde, ist eine allen Reformbewegungen eigentümliche Erscheinung. Die Möglichkeit eines Ausgleiches zwischen der islamischen Religion, die sich auf das Gebiet des Glaubens zurückziehen muß, und den Notwendigkeiten des Kampfes ums Dasein in der heutigen Welt bestimmt die Zukunft des Islam. Wie die Christenheit als geschlossene Gemeinschaft in der Gegenwart ein versunkener Begriff ist, so gibt es auch keine islamische Welt mehr, sondern nur noch Völker muhammedanischen Bekenntnisses. Jede einzelne dieser Nationen muß, um bestehen zu können, selbständig ihren Weg gehen.

Aus Zeit und Geschichte

Wilhelm von Vietsch

Ein Vorkämpfer

(14. Februar 1877 bis 3. November 1925)

Der berühmte Grabspruch des westöstlichen Divans scheint gerade auf manche der edelsten und vollendetsten Menschen nicht zuzutreffen: sie sind keine Kämpfer, wenigstens nicht im wörtlichen Sinne, weil sie den Gegner ohne Kampf bezwingen, durch die Überzeugungskraft ihres lauteren Wesens, durch das Charisma unbedingter Selbstlosigkeit und ethischer Überzeugung. So erreichen sie oft wie von selbst, was gewaltsamen Naturen versagt bleibt, was sie selbst gar nicht bewußt erstreben: Herrschaft über Seele und Geist der anderen.

Und doch behält Goethe Recht. Denn gerade solchen Menschen bleibt ein höherer, schwererer Kampf am wenigsten erspart. Ringen mit der eigenen Natur, Bezwingen von Fehlern und Schwächen, Strenge der Selbstzucht, unerbittliche Prüfung des eigenen Wollens und seiner Beweggründe, das ist der hohe Preis, um den allein jene scheinbar leichte Meisterschaft über andere erworben werden kann. Und niemand sieht bei seinem Nächsten die steilsten Stufen des Weges zur inneren Vollendung.

Dies alles gilt für wenige so uneingeschränkt wie für den allzu früh Verschiedenen, dem auch wir an dieser Stelle dankbares Gedenken schulden, als einem der selbstlosesten und hingebendsten Vorkämpfer gegen die Kriegsschuldlüge. Er hat sich an diesem Kampfe nur zwei Jahre beteiligen können und hat doch weit mehr darin geleistet als die allermeisten ahnen, oder seine Bescheidenheit je zugeben würde. Er konnte soviel leisten, weil er auch dieser Aufgabe, wie allen, die das Leben ihm bot, rückhaltlos sein Bestes weihte: nicht nur seine ganze Arbeitskraft, das verstand sich von selbst für einen Edelmann, der in den besten Überlieferungen altpreußischen, adeligen Offizierstums aufgewachsen war. Was seinem Streben Weihe und werbende Kraft verlieh, war weit mehr als bloße Pflichterfüllung, war tiefer Glaube an die lebendige Wesenheit des Staates, des Vaterlandes, dem seine Liebe diente. Und dieser Glaube wirkte doppelt überzeugend, weil er gepaart war mit einer seltenen Vielseitigkeit und Tiefe der Bildung, einem aus reicher Erfahrung und feinfühligster Toleranz gewobenen Verständnis für die Meinung anderer, die dadurch von selbst wieder Achtung vor seiner klaren, festen Überzeugung gewannen. Wie dieser Überbeschäftigte stets Zeit für andere fand, so fand er auch in der Tiefe seiner Menschenliebe Verstehen selbst für Menschen und Tendenzen, die ihm in der Seele zuwider sein mußten. Nicht das schwächliche Alles-Verstehen und -Verzeihen: dazu

[1]) Der Chalif ist nicht die geistliche Spitze des Islam, sondern der Nachfolger des Propheten in der Verwaltung, der Heerführung und der Rechtsprechung. Die geistige Autorität sucht seit der Mitte des 7. Jahrhunderts bei den Schriftgelehrten, den 'ulemā, die theologische und juristische Kenntnisse vereinigen.

war er viel zu altpreußisch unerbittlich mit sich selbst. Aber eben aus der Strenge seiner Selbstzucht heraus vermochte er Gegner gelten zu lassen und eben dadurch wie kaum ein anderer zu beeinflussen.

Sein Leben mag manchen mißlungen erscheinen, eine Kette verschiedenartigster Anfänge, denen die Vollendung versagt blieb. Nicht eigene Wankelmütigkeit, sondern verhängnisvolle Eingriffe des Schicksals haben ihn aus der Bahn geworfen, die er sich vorgezeichnet hatte. Die holländische Mutter, die Gymnasialzeit in Düsseldorf, wo sein Vater Rittmeister bei den Ulanen war, mögen zuerst in dem Jüngling den Blick in die Ferne geweckt haben, den Drang nach den Kolonien. Aber ehe er ihm nachgab, hat er acht Jahre beim Augusta Garde-Grenadier-Regiment in Berlin gedient; keineswegs umsonst, denn die Prägung des preußischen Offiziers besten Stils ist ihm sein Leben lang erhalten geblieben. In Berlin hat er auch die Lebensgefährtin gefunden, Eleonore von Pommer-Esche, in deren Hause dieselbe Selbstverständlichkeit wahrhaft adeliger Gesinnung herrschte wie bei Vietsch selbst. Und nichts verbindet zwei Menschen enger als Einmütigkeit im Selbstverständlichen.

1903 verläßt er den aktiven Dienst, fängt mutig von vorne an; 1907 kann der neugebackene Referendar und Doktor juris die Reise nach Südwest antreten, schon dreißig Jahre alt. Aber diese Reife des Alters und der Erfahrung kommt ihm zugute, der Privatsekretär des Gouverneurs in Windhuk wird bereits nach zwei Jahren Bezirksamtmann in Rehoboth, Herrscher über ein großes Gebiet, wo, nach den Worten, die Professor Ziekursch in Breslau an seiner Bahre sprach, „seine Charaktereigenschaften zur vollen Reife gediehen: unerschütterliche Ruhe, umsichtige Überlegung, rasche Entschlußkraft und zähe Ausdauer ... und in der Stunde der Gefahr die selbstverständliche Kaltblütigkeit des preußischen Offiziers".

Es traf sich, daß er im Sommer 1914 zu einer Dienstleistung ins Reichskolonialamt berufen war und dort den Kriegsausbruch erlebte. Schon im August 1914 wurde er mit der Bildung der Pressezensurabteilung beauftragt und nach fünfvierteljährigem Frontdienst im Westen im Dezember 1915 nach Berlin zurückgerufen, um die Presseabteilung beim Oberkommando in den Marken neu zu organisieren. So ist er bis zum Sommer 1918 Oberzensor sämtlicher Berliner Zeitungen gewesen, wohl das dornenvollste, mühseligste Amt, das sich denken läßt. Es forderte einen vollendeten Edelmann, eine unbedingt feste Hand, die aber auch verstand, mit Takt und Feingefühl einzugreifen. Wie Herr von Vietsch seiner Aufgabe gerecht wurde, dafür ist das schwerwiegendste Zeugnis ein Aufsatz Siegfried Jacobsohns im Achtuhrabendblatt vom 20. November 1925 (Nr. 272; vgl. auch Weltbühne, 2. Dezember 1925, Nr. 48). Der schroffste Gegner und Verächter alles dessen, was Vietschs menschliche und soziale Grundlagen bildete, hat die edle Gesinnung und hohe Bildung seines Gegners nicht nur offen anerkannt, er ist auch seinem Zauber willig erlegen.

Im August 1918 hat der Generalstab diesen Musterzensor an die Berner Gesandtschaft entsandt, in der richtigen Erkenntnis, wie wertvoll er auf dem vielumstrittenen Boden der Propaganda sich betätigen könne. In Bern hat er den Zusammenbruch und das furchtbare Jahr 1919 erlebt, um dann nach kurzem Dienst im Reichswanderungsamt im Juli 1921 den Arbeitsausschuß Deutscher Verbände zu organisieren. Das war endlich eine Aufgabe nach seinem Herzen! Hier konnten sich seine heiße Vaterlandsliebe und sein Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit ganz einsetzen in einer Arbeit, für die seine Kunst der Menschenbehandlung und der Zauber seines selbstlosen Verstehens doppelt wertvoll waren. Wie viel er dazu beigetragen hat, der in ihren Anfängen etwas unbeholfenen Organisation Einheitlichkeit und klare Linie zu geben, das wissen ganz nur seine nächsten Mitarbeiter, deren vornehmster ihm in der Zeitschrift des Ausschusses ein schönes Denkmal gesetzt hat (Weg zur Freiheit, November 1925, S. 190). Es galt, unendliche Widerstände zu überwinden; einer einmütigen Haltung des deutschen Volkes zur Kriegsschuldfrage, wie sie allein zum Ziele führen kann, standen nicht nur Parteihader und innere Zerrissenheit im Wege. Schlimmer als dies alles, verhängnisvoller noch als die feindselige Propaganda gewisser „deutscher" Gruppen war die allgemeine, müde und mürbe Gleichgültigkeit weitester Kreise gegenüber dem wichtigsten Schicksalsproblem des deutschen Volkes. Mühsamste, entsagungsvollste Kleinarbeit war vonnöten, Arbeit, von der kaum jemand etwas merkte und die doch den ganzen Einsatz einer bedeutenden diplomatisch und publizistisch geschulten Persönlichkeit forderte. Hier war Herr von Vietsch in seinem Element; die Sitzungen, die er leitete, in denen die Lauterkeit seines Wollens und die bezwingende Kraft seines Glaubens Vertreter der widerstrebendsten Richtungen zu vaterländischem Streben zusammenführte, zählen zu meinen lehrreichsten, eindrucksvollsten Erinnerungen. Und es will wahrlich viel heißen, daß trotz allen Erschütterungen jener Jahre der Arbeitsausschuß Deutscher Verbände mehr als 700 Verbände, von der äußersten Rechten

bis zu den Sozialdemokraten, umfaßte, als Vietsch im August 1923 den Vorsitz niederlegte, um als Universitätskurator nach Breslau zu gehen.

Wieder ein schwieriges, oft dornenvolles Amt, das die höchsten Anforderungen an Verständnis und Takt, Umsicht und Energie stellt. Für Herrn von Vietsch hat es sofort zu einem beispiellosen Erfolg geführt: denn alles Mißtrauen schmolz vor dem Ernst seines Strebens, der Freudigkeit seiner Hilfsbereitschaft, der gütigen Menschenliebe, die er allen, auch den kleinsten entgegenbrachte. Sein altes Kolonialleiden wuchs gerade in diesen zwei Jahren zu entsetzlich qualvoller Todeskrankheit an. Aber auch unsägliche Schmerzen vermochten weder seinen klaren Geist noch die Güte seines Wesens zu trüben. Unerbittlich gegen sich selbst, voll Milde für andere hat er stets das Beispiel eines Christen und Edelmanns gegeben.

Die Breslauer Hochschulen haben ihn geehrt und betrauert, wie das nur sehr selten einem Beamten nach jahrzentelanger Laufbahn zuteil wird. Die Trauerreden an seinem in der Aula der Universität aufgebahrten Sarge legen davon beredtes Zeugnis ab (sie sind auch im Druck erschienen). Man kann ihn nicht besser schildern als mit den Worten, die damals der Minister Becker sprach: „In ihm war eine ethische Kraft, die wirkte und zwang, ohne daß er es wußte und wollte. . . . Es war Liebe ohne Begehr. Niemand, der zu ihm kam oder den er aufsuchte, konnte sich diesem Zauber entziehen. Ein Mensch, der dieses Charisma besaß, bleibt unvergessen, weil dieses Erlebnis seines Wesens unvergeßbar ist."

Halle. Georg Karo.

Aus Zeitschriften

Das **Archiv für Politik und Geschichte** beginnt mit Serienaufsätzen über den deutschen Flottenbau von dem Hallenser Historiker Hans Herzfeld (Heft 1/2, 1926). Wir möchten uns vorbehalten, abschließend eine eingehende Würdigung zu geben, denn wir sehen in dieser Arbeit den ersten größeren Versuch, auf Grund aller bisher greifbaren Quellen eine der umstrittensten Fragen deutscher Politik zu beantworten. Heute nur einige Worte. Herzfeld, dem wir bereits eine sehr wichtige Studie zur deutschen Rüstungsgeschichte verdanken (Die deutsche Rüstungspolitik vor dem Weltkriege), eine Arbeit, die jetzt um so aktueller wird, als unsere Gegner sichtbar bestrebt sind, einer deutschen Militärpartei alle Verantwortung für das von ihnen angerichtete Unheil zuzuschieben, geht mit einer bemerkenswerten Unabhängigkeit des Urteils vor, die wir als den größten Gewinn seiner Aufsätze ansehen. Er versucht zunächst den Nachweis, daß die Lage, in der sich Deutschland rüstungspolitisch 1898 befand, nicht andauern konnte. Denn Deutschland war damals kaum zu Lande imstande, den Zwei-Frontenkrieg gegen Frankreich und Rußland erfolgreich durchzufechten, geschweige denn zur See. Der Bau der Flotte gegen einen etwaigen Angriff dieser beiden Mächte war daher eine Notwendigkeit. Das Flottengesetz von 1900 bedeutete insofern eine Verschiebung, als die deutsche Flotte nun „gegen den stärksten Gegner zwar nicht die Garantie des Sieges in sich tragen, wohl aber den Angriff auf sie durch die Gefahr starker Schwächung des Angreifers zu einem für seine Machtstellung politisch bedenklichen Unternehmen machen sollte."

Wir halten es auch für richtig gegenüber den Versuchen, die Friedlichkeit der deutschen Wirtschaft in der Vorkriegszeit gegen die Rüstungspolitik ins Feld zu führen, zu betonen, daß in dem wirtschaftlichen Herausdrängen ebenfalls ein aufreizendes Moment lag. Es ist dies um so notwendiger, als die entschiedenen Gegner der deutschen Flottenpolitik zu übersehen pflegen, daß keineswegs mit dem Verschwinden der deutschen Flotte der Weg für eine glatte Verständigung frei war. Dazu hätte sich auch unsere Wirtschaft innerlich umstellen müssen.

Es ist recht lehrreich, daß gleichzeitig der frühere Botschafter Graf Wolff Metternich mit einigen einleitenden Worten seine Denkschrift über die Flottennovelle vom 10. Januar 1912 in den **Europäischen Gesprächen** veröffentlicht hat (Februar 1926). Der Politiker muß natürlich das Recht haben, seine Politik ohne Rücksicht auf Ergebnisse der Forschung zu verteidigen. Es ist auch noch zu früh, an die Denkschrift zur Flottennovelle im ganzen kritisch heranzutreten, da dazu der Abschluß der deutschen Aktenpublikation und das Erscheinen der englischen Dokumente abgewartet werden muß. Aber es läßt sich doch wohl sagen, daß Metternich die Tiefe des deutsch-englischen Gegensatzes unterschätzt hat; daß er die grundsätzlich deutsch-feindliche Politik Greys und seiner Hintermänner nicht durchschaute. Wenn er in seiner Denkschrift von Rissen in der Entente sprechen zu können glaubt, „die sich schon vertieft hätten, wenn die öffentliche Meinung bei uns eine weniger drohende Haltung gegen England einnähme und die von dort aus hingestreckte Hand nicht absichtlich zurückwiese", so darf heute gesagt werden, daß von einer Lockerung der Entente keine Rede sein konnte, solange ein Grey die englische auswärtige Politik wesentlich bestimmte. Im Gegenteil waren unausgesetzte Bemühungen, sie zu festigen, nach den jetzt vorliegenden Tatsachen unverkennbar. St.

Tagebuch

Aus dem besetzten Gebiet

Nach den mir vorliegenden Nachrichten aus dem besetzten Gebiete äußern Ententekreise ihre Befriedigung über die Fürstenabfindung, den neuen Zankapfel, welchen die deutsche Sozialdemokratie hingeworfen habe, um eine Einheitsfront der Deutschen zu zerstören. Immer, wenn die Lage der Entente besonders schwierig sei, trete ein solcher Glücksfall ein. Die Entente habe auf die deutsche Sozialdemokratie in der Vergangenheit zählen und sich verlassen können und es sei nicht zu besorgen, daß dies nicht auch in Zukunft der Fall sein werde. Die Einführung der neuen Flagge an Stelle der alten schwarz-weiß-rot, die Gründung des Reichsbanners schwarz-rot-gold, die Hetze gegen die Tradition, gegen die Monarchie, gegen das alte und das neue Offizierskorps und gegen die Offizierpensionen, jetzt die Fürstenabfindung, seien gerissen ausgeklügelte Zankäpfel, besonders geeignet, die Deutschen niemals zu einer Einheitsfront kommen zu lassen. Bei dieser Einstellung der deutschen Sozialdemokratie und infolge der neidischen Charakteranlage der Deutschen, die keine Umstellung erwarten lasse, brauchten für die Zukunft keine Befürchtungen gehegt zu werden, vielmehr bestehe die Hoffnung fort, den Rhein doch schließlich als Grenze zu erringen.

Konstanz. Reg.-Rat a. D. Fonck.

Tschechisches Verbot der deutschen Schrift

Wie die Italiener in Südtirol, so verbieten jetzt die Tschechen in Deutschböhmen die deutsche Schrift. Der Oberste Verwaltungsgerichtshof in Prag fällte kürzlich ein Urteil, das eine Kampfansage gegen die deutsche Schrift bedeutet. Dem Urteil liegt folgender Tatbestand zugrunde: Die Tschechei hat bekanntlich eine Verordnung erlassen, die die Anbringung von Straßenschildern, Wegetafeln, Plakaten u. dgl. in Frakturbuchstaben untersagt. Gegen diese Verordnung legten die Orte Arnau und Gablonz Berufung ein. Diese wurde nun mit folgender Begründung abgewiesen: „Wenn eine Gemeinde nach dem Gesetz Nr. 266/1920 Ortstafeln anbringt, wirkt sie damit als Organ der öffentlichen Verwaltung an einer öffentlichen Einrichtung mit, wie es eben die Anbringung von Ortstafeln ist, und hat in dieser Richtung keine anderen Rechte als die, die ihr in den diese Einrichtung regelnden Normen ausdrücklich zugestanden sind. Das Gesetz gibt aber in dieser Richtung keine Rechte, sondern legt ihr nur Pflichten auf. Das Recht der Gemeinde, die Ortstafeln auch mit deutschen Aufschriften zu versehen, ist dadurch nicht berührt, daß diese Aufschriften in Lateinschrift ausgeführt sein müssen, da diese Schrift notorisch nicht nur geeignet ist, die deutsche Sprache auszudrücken, sondern auch im allgemeinen in dieser Sprache neben der Fraktur gebraucht wird."

Dazu bemerkt die Prager Zeitung „Bohemia": „Man braucht kein gelernter Deutschböhme zu sein, um für die Präzision der tschechischen Verwaltungstätigkeit und ihre Pedanterie gerade auf diesem Gebiet das eigentlich zugrunde liegende Motiv herauszufinden. Obwohl die Frakturschrift bis in die vierziger Jahre bei den Tschechen allgemein gebräuchlich war und obwohl sie aus Gründen der historischen Kontinuität in den Köpfen englischer, französischer, dänischer, ja sogar italienischer Zeitungen gang und gäbe ist, wird sie hierzulande als eine Äußerung des nationalen Kulturwillens empfunden, als ein deutsches Symbol aufgefaßt und dementsprechend mit allen Mitteln bekämpft. Wären die Franzosen z. B. bei der Frakturschrift geblieben, so fiele es heute keiner tschechischen Behörde ein, die Einheitlichkeit der Schrift bei der Ortsbezeichnung als eine Staatsnotwendigkeit bis zum Verwaltungsgerichtshof geltend zu machen. Aber alles, was auch nur im entferntesten das Signum deutscher Besonderheit trägt, muß grundsätzlich bekämpft werden und als Mittel dienen, die Hoheitsgewalt der Tschechen als der herrschenden Nation den zum Gehorsam und zur Gefügigkeit mit allen Mitteln angehaltenen Deutschen bei jeder sich bietenden Gelegenheit zum Bewußtsein zu bringen."

München. Adolf Dresler.

August Winnig

der Mitarbeiter dieses Heftes, dessen Grundschrift „Der Glaube an das Proletariat" wir in unserem gleichnamigen Dezemberheft 1924 brachten, hat soeben im Milavida-Verlag, München sein Werk unter dem Titel „Befreiung" fortgesetzt. Es sind die groß geschauten Grundlagen zur Schaffung einer wirklich deutschen Arbeiterbewegung und zur Befreiung der deutschen Nation. Wir werden demnächst auf die hochbedeutsame Schrift (deren Preis übrigens nur fünfzig Reichspfennige ist) eingehender zurückkommen.

Die Herrschaft der Fünfhundert

Was für seltsame Antworten erhielte man wohl bei einer Rundfrage nach der Zahl der Reichskabinette seit 1918 oder nach den Namen der Reichskanzler? An die höheren Schulen denken wir bei einer solchen Frage gar nicht, denn dort ist vor lauter Historie neuere deutsche Geschichte von der Reichsgründung an bis heute immer noch Nebensächlichkeit, wenn nicht hie und da einzelne Lehrerpersönlichkeiten den Zwang durchbrechen. Aber auch in weiten anderen Schichten der sogenannten Gebildeten sowohl wie der sogenannten Ungebildeten steht die Unkenntnis der Grundlagen des heutigen politischen Lebens in merkwürdigem Gegensatz zu der seit 1918 immer wieder verkündeten Herrschaft des Volkes. Selbst die äußeren Vorgänge dieser Herrschaft, verkörpert im Parlamentarismus, sind kaum bekannt. Man horcht auf, wenn nun zum erstenmal einer vom Bau, der deutschnationale Abgeordnete Lambach, hier eine Bresche zu schlagen versucht mit seinem Buch „Die Herrschaft der Fünfhundert" (Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg).

Um es gleich zu sagen, es handelt sich da nicht um die Herrschaft, sondern um die Tätigkeit der Reichstagsabgeordneten. Der Titel mag außer durch die Zugkraft auch ein wenig durch Ironie bestimmt sein. Versachlichung des deutschen Parlamentarismus nennt der Verfasser als sein Ziel. Hierin liegt auch zunächst der praktische Wert des Buches begründet, mit seiner klaren Darstellung der Reichstagswahl, des Organismus des Reichstags, angefangen von den technischen Einrichtungen des Wallotbaues bis zu den Arbeiten der fünfzehn Ausschüsse, der Entstehung einer Gesetzesvorlage und eines Gesetzes, der Sitzübersichten der Fraktionen in den bisherigen Wahlperioden und der Berufsstände innerhalb der Parteien, mit den Urwiedergaben von wichtigen Reichstagsdrucksachen und einigen Dutzend Augenblicksbildern, mit der eingeflochtenen Geschichte des Reichstags seit 1918. Das alles nehmen wir mit und erleben wir mit, den erfundenen, jeder und keiner Partei angehörenden Abgeordneten Müller-Hinterwalden durch ein Jahr seiner parlamentarischen Tätigkeit von Wahl zur Wiederwahl begleitend.

Das ist gewiß Versachlichung und lebendige Sachlichkeit. Da sind keine Werturteile, sondern höchstens Fragen nach dem Für oder Wider. Da ist keine Theorie, sondern nur ein Bild der bewegten Oberfläche. Und doch ist dies kein Buch der Oberflächlichkeit. Denn ungewollt wird der Blick in die Tiefe geführt, weil von selbst vor dem Auge des Lesers immer wieder Bilder aus jüngster deutscher Geschichte seit Bismarck erscheinen. So besonders in dem Abschnitt über die außerparlamentarische Einflußnahme auf die Gesetzgebung. Mit Erschrecken spürt man, wie sehr dieser Organismus „Parlament" abhängig ist von seiner Außenwelt und ihren Kräften und Mächten. Was Oswald Spengler mitten im Kriege im ersten Band seines Hauptwerkes von den nur auf die Wirkung nach außen berechneten Scheinkämpfen der Parteien im Reichstag gesagt hat, tritt einem hier unwillkürlich wieder ins Bewußtsein. Aber gerade auch die Verfechter des heutigen Parlamentarismus loben und empfehlen dieses Buch eines Deutschnationalen, also eines programmatischen Gegners, weil es ungerechtfertigte Vorwürfe gegen den Reichstag zurückweist und gute, kaum bezweifelte Sätze enthält wie den, daß es „vom tiefinnersten Gehalt der Persönlichkeit abhängt, ob einer in diesem Getriebe stark bleibt und allmählich zur Führung kommt oder ob er zermürbt und zermahlen wird." Vor allem aber sehen jene eine Rechtfertigung des Parlamentarismus in der Feststellung „es wird gearbeitet". Sagt doch Lambach: „Mehr als die Hälfte aller Abgeordneten schuftet Tag für Tag regelrecht seine zwölf Stunden herunter". Die Anpreisung dieser Schrift von dieser Seite her zeigt, wie sicher auch heute noch eine gewisse Demagogie ihrer Wirkung mit solchen Äußerlichkeiten auf die Masse ist, wenngleich es ihr im Angesicht der Tatsachen von Jahr zu Jahr schwerer fällt, den Glauben an die Regierung des Volkes aufrechtzuerhalten. Zitieren ist nicht schwer. Eine andere Stelle dieser wirklich der Versachlichung dienenden Schrift besagt z. B.: „Ein und derselbe Mann beschließt also an einem einzigen Tag über: Wochenhilfe, Unfallrenten, Aufrichtung eines neuen Prangers, Devisenhandel, Aufhebung von Gefängnisstrafen, Schießen auf Flüchtlinge, Versorgungsangelegenheiten, Rechtsverhältnisse elsässischer Beamter, Einkommensteuer, das Gehalt des Reichspräsidenten, unzählige andere Behörden, Bauten, Gehälter, Postgebühren, Gewerbegerichte, Kaufmannsgerichte, Zustände in einer Strafanstalt, die er nie gesehen hat, Beseitigung der schwarz-weißroten Handelsflagge, Erhöhung der Diäten."

Wir aber empfehlen dieses Buch, weil es jeden, der nicht ganz blind und fühllos das letzte Jahrzehnt erlebt hat, erst recht vor die Frage stellt, ob dieses System für Deutschland das beste ist, ob dieses Massenwesen „Reichstag", das über Nacht Regierungen stürzt, wirklich regieren, das heißt

aufbauen und Herr der Masse sein kann. Wir empfehlen es, weil es die ungeheuere Gefahr ahnen läßt, die in etwas zu tiefst Undeutschem liegt, in der verantwortungslosen Herrschaft unseres Parlamentarismus. Es wird und soll für recht viele Betrachtungen über die Staatsform den Ausgangspunkt bilden. Es wird länger bestehen, als die meisten dieser Betrachtungen, weil es erstmals kennzeichnende Lebensvorgänge der deutschen Entwicklung festhält, die vielleicht schon verschwunden sein werden, ehe sie von den Zeitgenossen begriffen sind.

München. Fritz Hasinger.

Vom deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband

Der deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband hat vor kurzem einen Rechenschaftsbericht für 1925 vorgelegt, der auf allgemeinere Beachtung Anspruch machen darf. (Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg). Die Einleitung geht von einer Darstellung der Stabilisierung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse aus und bespricht in diesem Zusammenhange die politischen Erziehungsaufgaben, die der Verband als seine Pflicht ansieht. Es heißt dort: „Die wichtigste politische Erziehungsaufgabe, die in Deutschland zu leisten ist, muß die Stärkung des nüchternen, klaren Urteils sein. Je mehr Nüchternheit und Klarheit unser ganzes Volk durchdringen, um so größer wird die tatsächliche Macht, die das ganze Volk ausübt. Die Führer der Volksschichten, die am lautesten den Segen der vollkommenen Demokratie betonen, verlassen sich leider bei den ihnen gestellten Aufgaben immer auf die suggestive Kraft des Schlagworts, ob es nun Vollsozialisierung oder Fürstenabfindung heißt. Ohne sachliche Durchdringung seiner politischen und wirtschaftlichen Probleme bleibt aber in jedem Volk seine Demokratie eine papierene Angelegenheit zum Handgebrauch für Demagogen."

Der umfangreiche Bericht selbst äußert sich eingehend über die Wirtschaftspolitik, Sozial- und Gewerkschaftspolitik, Berufsbildung und Organisation des Verbandes sowie über seine Wohlfahrtseinrichtungen. Er bringt zahlreiche Tabellen und Statistiken über die Entwicklung der Gehälter und Tarifverträge, über Lehrlingswesen usw. Das wertvolle Material zeigt die Angelegenheiten des großen Wirtschaftsverbandes immer in weiterem Rahmen und gibt damit Gelegenheit, sich mit allen durch die sozialen Kämpfe, durch die Wirtschaftskrise, Preisabbau, Bevölkerungspolitik und Bildungswesen aufgeworfenen Fragen gründlich zu beschäftigen.

Helden und Heldenverehrung

Die Begriffe des Heldentums können sehr verschiedenartig sein. Vom Straßenjungen, der den Mut aufbringt, eine Laterne einzuschlagen, wenn gerade kein Schutzmann in der Nähe ist, bis hinauf zum notorischen Raufbold, der mit Umsichtigkeit und natürlichem Instinkt die physisch Schwächeren zur Kühlung seines Mutes herauszufinden weiß, wird die Anwartschaft auf Heldentum geltend gemacht. In den entsprechenden Kreisen finden diese Helden ihre Verehrer und oft sogar in größerer Menge, als sie je das weniger lärmende Heldentum der Wahrheitkünder und ethischen Vorkämpfer gefunden hat. Auch heute läßt sich eben noch in der Arena leichter der weitklingende Ruhm erkämpfen als auf der Kanzel oder in der Gelehrtenstube!

Je nach Volksbildung und Volkseigenart, wie auch nach der Differenzierung der Gesellschaftsschichten, untersteht der Begriff des Heldentums verschiedener Auslegung. Nur zu oft ist die Tat und ihr Erfolg höher bewertet als ihre ethischen Beweggründe. Wenn z. B. die Serben den politischen Meuchelmörder Princip, der ja ethisch auf keiner höheren Stufe steht als Luccheni, Ravachol usw., zum Volkshelden erheben und ihm sogar ein Denkmal errichten, so ist hierfür eben der ungeahnte Erfolg ausschlaggebend. Die in Südslawien beliebten Vergleiche dieses „Volkshelden" mit Wilhelm Tell oder Andreas Hofer fallen in sich selbst zusammen, wenn man in Erwägung zieht, daß deren Tat sich gegen fremde Eindringlinge richtet, im offenen Kampfe und aus freiem ethischem Entschlusse geschah. Alles Dinge, deren sich der serbische „Volksheld" nicht im geringsten rühmen könnte. Schon die Sühne in ihrer Äußerlichkeit ist Symbol. Der Kugelregen in Hofers Heldenbrust, der Henkerstrick um des Meuchelmörders Princip Hals! Nach serbischen Begriffen tut dies jedoch dem Schönheitsbilde der „Heldengestalt" keinen Abbruch, sondern umwebt diese sogar mit der Märtyrergloriole.

Wie billig in verschiedenen Kreisen Südslawiens, hauptsächlich in den chauvinistischen, ganz vom französischen Vorbilde abhängigen, Heldenruhm zu erwerben ist, zeigt ein Vorkommnis aus letzter Zeit.

Der deutsche Schriftsteller Alfred Kerr war von einer pazifistischen Gesellschaft in Paris zu einem Vortrage berufen worden. Dem Rufe stattgebend, hielt er denn auch vor einem großen Auditorium eine Rede, deren Ziel stärkere Annäherung der Friedensfreunde und bessere Völkerverständigung war. Während des einstimmigen Beifalls soll sich ein junger Serbe erhoben und laut in den Saal gerufen haben, daß Kerr der Urheber des Kriegsverses sei:

Jeder Stoß — ein Franzos,
Jeder Schuß — ein Ruß,
Jeder Tritt — ein Britt,
Alle Serben — müssen sterben!

Die Wirkung soll denn auch so niederschlagend gewesen sein, daß Kerr bemüßigt gewesen sei, lautlos das Feld zu räumen.

So berichteten wenigstens verschiedene serbisch-nationalistische Zeitungen und veröffentlichten in großen Lettern den Namen des tapferen Volksgenossen. Im Überschwange ihres Triumphes vergassen sie freilich auch, auf die segensreiche Wirkung der französischen Auslandspropaganda zu verweisen, aus deren reichen Agitationsfonds eine Unmenge von ganz beachtenswerten Stipendien an balkanslawische Studenten, Künstler usw., zur Erleichterung des Studiums an französischen Schulen, ausgeworfen wird. Als Stipendiat der französischen Regierung darf man schon ein wenig den Chauvinisten am Seinestrande zu Gefallen reden. Um so mehr als man dadurch ohne besonderes Risiko Heldenruhm erntet, und in der Heimat verständnisinnige Verehrung findet.

Bjelovar S. H. S. Artur Kully.

Ein Bekehrter

Zu dem schönen Kanadabuch von Max Otto, das wir in unserem Februarheft 1925 „Überseedeutsche" angezeigt haben, liefert Karl Karger, 14 Jahre unter Engländern (1925, Selbstverlag des Verfassers, Breslau 2) ein beachtenswertes Gegenstück. Bis jetzt ist der erste Band erschienen, der die Auswanderungsschicksale des Verfassers bis zum Beginn seines Farmerdaseins behandelt. Er beginnt, wie so manche Bücher ehemaliger Sozialisten, als Bekenntnis eines Bekehrten, aber er ist in der glücklichen Lage, dieses Bekenntnis auf einen weiteren, zu vielfachen Vergleichen herausfordernden Umkreis von Erfahrungen stützen zu können, als manche seiner ehemaligen Parteigenossen, bei denen enttäuschte Hoffnung oder persönliche Gekränktheit für einen Gesinnungswechsel wesentlich bestimmend gewesen sind.

Die hochtrabenden Redensarten Paul Löbes veranlassen den Sozialdemokraten und Freidenker Karger mit einigen Gesinnungsgenossen den „preußischen Ausbeuterstaat" zu verlassen und es mit dem Land der demokratischen Freiheit zu versuchen. Er muß nur zu bald sehen, wie es mit dieser Freiheit in Wahrheit bestellt und wie wenig mit den Parteiphrasen anzufangen ist, die bisher seine Weltanschauung gebildet haben. Lehrreich ist nun, wie sich ein vollständiger Gesinnungswechsel auf Grund von kleinen und kleinsten persönlichen Erlebnissen vollzieht. Der Verfasser gewinnt im Ausland ganz allmählich den Begriff der nationalen Würde zurück und kommt zu einer bitteren Abrechnung mit der Sozialdemokratie. Er muß gewissermaßen noch einmal von vorne anfangen. Sein Buch aber sucht diese innere Entwicklung in ihren einzelnen Phasen nachzuzeichnen, auch in dem Sinne, daß es die Deutung von Land und Leuten nicht aus nachträglich gewonnenen höheren Gesichtspunkten unternimmt, sondern aus den unmittelbaren Eindrücken, dem Räuspern und Spucken im eigentlichsten Sinn. Aber die Einsichten, die sich ergeben, sind deshalb kaum minder belangvoll, da sich das Wesen des Volkscharakters in jeder seiner Äußerungen kundgibt. Man darf die Fortführung des Werkes mit Spannung erwarten. A. H.

Zur Wahrheit über Deutschsüdtirol

In der Schriftenreihe des Instituts für Statistik der Minderheitsvölker an der Universität Wien erscheinen zwei Hefte „Deutschsüdtirol. Drei Vorträge von Hans Voltelini, Alfred Verdroß und Wilhelm Winkler". Voltelini, der auch für unser Sonderheft „Deutschsüdtirol" (Oktober 1925) den geschichtlichen Aufsatz beigesteuert hat, stellt in engem Rahmen die Geschichte Deutschsüdtirols dar. Die statistische Untersuchung Wilhelm Winklers umfaßt im wesentlichen die Jahre 1880 bis 1921. Sie zeigt, daß 1902 in dem verlorenen Gebiet 252084 Deutsche wohnten. Bemerkenswert erscheint die Feststellung, daß der deutsche Bevölkerungsanteil rd. 32%, der welsche nur 18% Kriegstote aufweist, eine Tatsache, die ihren Einfluß auf die Bevölkerungsbewegung noch ausüben wird. Die rechtliche Lage Deutschsüdtirols wird von Alfred Verdroß beleuchtet. Schließlich gibt ein Anhang von Walter Steinhauser eine Untersuchung der Ortsnamen, die das Alter deutscher Herrschaft und Siedlung in Südtirol sprachgeschichtlich nachweist.

Gedanken

Manchmal ist es schwer, ernst zu bleiben, ohne lächerlich zu werden.

*

Auch in der Literatur vollziehen sich die Revolutionen meist in der Form, daß eine neue Despotie aufgerichtet wird.

*

Es ist in der Politik nicht anders als in der Chemie: ganz harmlose Stoffe werden durch Verbindung explosiv. K. A. v. M.

Der deutsche Erzähler

Christiane und Vier

Von Ernst Penzoldt

Hermion und Hirondel, Adrian und Amadeus gingen von der Schule nach Hause. Sie lachten alle vier; Hermion aber, der sogar zuweilen stehenblieb, lachte besonders herzlich. Er legte dabei den Kopf zurück und schloß die Augen wie geblendet. Er war, obgleich nicht älter, schon viel größer als die andern und ein wenig schmal. Sein mausgrauer Mantel stob im Frühlingswind, ja seine ganze hagere Gestalt hatte immer etwas Wehendes, so von fallenden Haarsträhnen, bewegten Händen und wedelnden Schuhbändeln. Hirondel aber, der scheu neben dem wehenden Hermion ging, leuchtete nur in stiller Heiterkeit und blickte von einem zum anderen, sein Lächeln an ihrem Lachen neu zu erquicken, der Dunkelste unter ihnen. Adrian war klein und weiß, seine Stimme war noch hell und besonders beim Lachen voll Melodie. In herber Anmut, wohlerzogen und fein gekleidet, schritt er neben dem rauheren Amadeus. Dieser, der so nebenbei einen Kiesel, gleich einem Ball vor sich hertrieb, lachte tief und trocken in sich hinein. Und obwohl er schöne, besonders wohlgeformte Zähne hatte, schloß er manchmal mitten im Lachen den Mund, als ob er sich ihrer schäme.

Alle sahen ein lächerliches Ereignis der vergangenen Schulstunde vor sich, eine der seltsamen Begebenheiten, die die Melancholie der Knaben — etwa in einer Mathematikstunde — urplötzlich verwandelt, um jenes erschütternde Gelächter göttlicher Anarchie zu entfesseln, das geeignet erscheint, Lehrer, Schule, Wissenschaft — wenn auch vielleicht nur für Augenblicke — gänzlich in Frage zu stellen. Man lacht und die Gefahr mag bestehen, daß der verführerische Klang die Harmonie des Chors bei doch so offenbarer Ungleichheit der stimmlichen Einzelleistung auch etwa in einem der anliegenden Klassenzimmer gehört werden könnte. Und man hört es in der Tat vielleicht während der Religionsstunde nebenan, etwa wenn von der Heiligung die Rede ist, hört es mit Neid und Sehnsucht. O es genügt zu hören, ohne zu wissen warum, und des frommen, wohlmeinenden Lehrers Wort verstummt im Sturm dionysischer Freude. So diesmal: Professor Strahl, der neue Lehrer für Mathematik, betritt die Klasse und er tut dies auf eine absonderliche, gar verdächtige Weise. Strahl, ein dürrer, ältlicher Mensch, mit dünnem, peinlich gekräuseltem Bart- und Haupthaar und rosa Gesicht, eine scharfe Brille vor den kleinen, ängstlichen Augen. Professor Strahl hat — dies sieht Amadeus, der in der ersten Reihe sitzt, sofort — die Angewohnheit, ehe er die Klinke der Tür berührt — und wahrscheinlich jeder Türe, wo es auch sei — seine Hand ruckhaft zurückzuwerfen, geschickt den Ärmel zu fassen und also über den Ballen zu zerren, daß die Hand beim Schließen der Türe gegen eine unmittelbare Berührung geschützt erscheint. Dazu verbreitet er einen aufdringlichen Karbolgeruch spitalisch um sich, um so mehr, als er sofort befiehlt, die Fenster zu schließen. „Frühling ist schädlich!" dies sind seine Worte, und es geschieht. Hermion prüft als erster mißtrauisch die Luft und auch Adrian erregt der Geruch, den er, wie er später finster erklärt, als den Geruch der Zahlen deutete, denn auch er war ein Feind der Mathematik.

Amadeus aber ist es, der das Rätsel löst. „Bazillenfurcht" knurrt er nach rechts und nach links und erhebt sich bedeutend. „Nun, mein Freund?" fragt Strahl arglos. „Mir ist übel," antwortet der Knabe, „es riecht so." Er zieht sein Taschentuch und wedelt sich Luft zu. „Übel?" Strahl, der sich ihm freundlich genähert, weicht zurück. „Gehen Sie, rasch, eilen Sie nach

Hause, ein für allemal: Bresthafte dulde ich nicht in meinem Unterricht. Es können Masern sein, Cholera, Keuchhusten sogar!" Amadeus geht. In der Tür aber wirft er die Hand in auffälliger, verdächtiger Weise ruckhaft zurück, faßt den Ärmel, zerrt ihn über den Ballen und also gegen eine unmittelbare Berührung mit der Klinke geschützt, öffnet er rasch die Türe. Hell klingt zuerst Adrians kindlich melodisches Lachen, Hermion fällt tief ein und die Klasse bricht aus in das große unsterbliche Lachen. Ihr kennt es alle.

Dies war es, und sie lachten noch und immer wieder von neuem, da sie an den Vorgärten der Villen entlang schlenderten, im zarten Frühling, da der Himmel noch blaß war, das Grüne nur ein Hauch über den Gebüschen und die Schatten so sanft. „Er sieht die Bazillen krabbeln, er schlägt mit der Fliegenklappe darnach", rief Hermion und blieb stehen. „Frühling ist schädlich!" und sie lachten.

Da geschah es, daß Christiane des Wegs vorüberkam. Alle sahen sie und wie schön sie war in ihrem stillen schwebenden Gang und ihre Zöpfe hingen schwer herab zu ihren Händen, sahen auch ihr Gesicht und waren angesehen von einem ruhigen langsamen Blick, der ein wenig dunkel machte vor der Knaben Augen, sahen eine kühle, heitere Stirn, sahen den Mund auch, da sie die Augen schon niederschlugen, einen beinahe großen, ahnungslosen Mund. Der Knabe Adrian grüßte in seiner raschen, verbindlichen Art, denn er kannte sie von ungefähr. Hermion, der seinen Hut in der Hand trug, verneigte sich sogleich schräg und ungeschickt. Hirondel sah beschämt zur Seite. Amadeus aber, der noch immer etwas lachte, sah sie an und unterließ den Gruß. Christiane neigte die Stirn, stumm, ohne zu lächeln, nur ein Schimmer ging über ihr Angesicht. So schritt sie vorüber.

Hermion wandte den Kopf zurück, leise ihr nachzusehen und ihrem stolzen, aufrechten Gang und errötete darüber. „Wie schön sie ist", sagte er und erschrak. „Ja", sagte Hirondel. Er hatte sie schon von weitem kommen sehen, gerade auf sich zu. „Ein Tor nun zu sein, und sie schreitet hindurch", dachte er, „ein Wald und sie geht darin." Denn er dichtete heimlich. „Wie heißt sie denn, du kennst sie scheint's, Adrian!" sagte Amadeus. „Sie heißt halt Christiane", sagte Adrian und ratterte mit seinem Lineal einen Zaun entlang. „Christiane?" sagte Hermion, er sang es beinahe und Hirondel schwieg. Da schlug ihm Amadeus plötzlich entschlossen auf die Schulter. „Du bist's! Fang uns!" rief er und lief schon, die andern in ein für ihr Alter schon zu spätes Spiel fortreißend. Sie stoben davon, ohne daß es Hirondel gelang, Hermion zu fangen, dem er folgte. Da gingen sie also zerstreut heim. Nur Amadeus, als er ungesehen war, kehrte um, Christiane zu folgen. Aber er fand sie nicht mehr und bummelte pfeifend nach Hause. Er war hungrig von Schule und Wachstum und strich leise durch alle Zimmer, nach Schokolade in mütterlichen Verstecken suchend. Da er nichts fand, wartete er ins Fenster gelehnt, mißmutig aufs Mittagessen. —

Hirondels Vater handelte mit lebenden Vögeln, mit Kanarienvögeln, Papageien, Elstern, mit Kakadus und Zebrafinken. Als Hirondel durch den Laden das Haus betrat und immer noch die Stadt und das sanfte Dahinschreiten Christianens darin von ferne spürte, fingen die Vögel an durcheinander zu rufen, denn sie kannten ihn alle und er hatte ihnen niemals etwas zuleide getan. Der uralte Rabe, der unverkäuflich war, lachte sogar, wie es schien, und Hirondel steckte ihm durch die Stäbe den Zeigefinger hin, daß er hineinbeiße, aber der Schwarze tat nur so. Hirondel verhielt sich stets etwas zwischen den Käfigen und hörte, wie es klang: Das Schütteln und scheue Flattern, das Wetzen der harten Schnäbel, der ruhelose Takt von einer Stange zur andern und das Zerbeißen der Körner. Immer blieb ein gelber Flaum an Hirondels Kleidern, oder ein wenig Sand, ein paar Spelze. „Irondel", sagte der Papagei und es roch warm nach fernen Ländern. Schon auf der Treppe, einer alten Holztreppe, die tief und voll unter den Schritten dröhnte, dichtete Hirondel. „O Christiane in der Dämmerung" — begann er wieder, als er in seinem Zimmer saß, und schrieb es heftig auf sein Löschpapier, damit es nicht entfliehe. Von ferne sang der Laden zu ihm herauf.

„Schön ist's," schrieb er dann, „schön ist's, ach Christiane nachzusehen, wie sie züchtig in den Abend schreitet." Er sann dem „Schreitet" nach, ob es sich wandle und als Reim ihm begegne. Leidet — schreitet, breitet — schreitet, versuchte er. Aber es antwortete ihm nicht. Er durchstrich, was er geschrieben und den Blick auf seine Hand geneigt, als stünde es hier, ließ er die Worte: wandern und sich begegnen. „Wie scheu sie sind, sie kennen einander nicht", dachte er für einen Augenblick erwachend und wartete, daß sie sich beruhigten und gewöhnten. Dann schrieb er:

An Christiane.

Schön ist's mit Christianen, ach zu gehen,
Da sie züchtig durch die Dämmrung schreitet,
Wie auf einer goldnen Kugel gleitet
Sie dahin in sanfter Harmonie.
Schön ist's dann, sie manchmal anzusehen,
Zu erröten leise, ach! wie sie.

Er schrieb es quer durch ein Papier, das mit allerhand Zahlen bedeckt war, fruchtlosen Berechnungen, jene Aufgabe zu lösen: Wenn ein Radfahrer um 6 Uhr 15 den Ort A verläßt...

Hirondels Gesicht war gerötet und er las sein Gedicht dankbar, fast ehrfürchtig. Es war, wie wenn man geweint hat, wenn die Heiterkeit des Schmerzes schon zu dämmern beginnt und die Mutter kommt mit der Lampe und rührt nicht mehr daran. Auch nachmittags bewegte ihn immer wieder Christianens Schreiten und wie er ihr wohl wieder begegne. Adrian fragen? Und dabei erröten und er wüßte alles, alles! Was alles? wendet er ein. Er legt sein Kinn auf die Arme und starrt in den schwarzen Blick seines Tintenfasses. „Christiane", sagte er leise, und, als könne er sich aussenden und Christiane vernähme ihn über Gärten und Dächer, durch Menschen und Mauern und horche auf über einem Buche, bat er immer wieder sie möge ihm begegnen. Er ward gläubig, sein Wunsch entschwebe seinem Munde, schwärme aus und lasse sich endlich sanft und von ferne auf ihrem Scheitel nieder, sickere ein und wandle sich in Christianes schöner Seele zu freundlichem Begehr: „ein wenig zu spazieren". Sie steht auf, denkt Hirondel inbrünstig, geht zur Tür und langsam herab auf die Straße, wie auf einer goldenen Kugel gleitet sie dahin. Und Hirondel macht sich auf, ihr also zu begegnen.

Es waren viele Menschen unterwegs und Hirondel des Wandels der Schönen ganz gewärtig, ja bemüht es ihm nachzutun, befragte mit schüchternen Blicken alle Gestalten, aber es antwortete ihm nicht, reimte sich nicht damit. „Du bist es nicht und du auch nicht", sagte er und ward erregt durch den Gedanken, alle sähen es ihm an, daß er Christiane suche. Und wenn ich ihr nun doch begegne, sie anreden? Hirondel ging langsamer und war drauf und dran, alles — was alles, dachte er wieder — aufzugeben. O, er wird es einfach nicht tun, nur sie grüßen, von ferne, ganz von ferne, als verwechsle er sie. Ach, wenn er nun schon ganz nahe war und hat sie doch übersehen? In diesem Augenblick sah er sie wandeln. Sie war es. Sie trug einen rotbraunen Mantel, ein wenig anders als am Vormittag, und eine ziegelrote Mütze. Ihr Gesicht sah er nicht, wußte es ja kaum und sie ging weit voraus. Dazwischen waren viele fremde Menschen. Aber niemand ging einen so aufrechten Gang und Hirondel folgte dankbar. „Christiane", sagte er wieder, scheu bedacht, daß seine Blicke auch behutsam seien, daß sie nicht davon betroffen sich wende und ihn erkenne, der so heimlich ihr nachstellte. Da er sie aber kaum und nur so ferne sah, die nur Mantel und Mütze fast und nicht eigentlich mehr Christiane war, merkte er doch gleich, wie sein Herz hüpfte, gleichsam voraus eilte, und daß er — wie lächerlich es auch war — schluckte, ja den Augenblick gleich einer köstlichen Speise hinunterschluckte. Der Schönen folgend, ersann Hirondel wunderbare Gelegenheiten, ihr ganz nahe zu sein, derart, daß etwa ein Betrunkener sich gegen Christiane unziemlich benehme. Hirondel würde ihr beispringen, sie von dem Zudringlichen zu befreien. Dies ist nicht leicht, denn jener ist ein gefährlicher Gegner, groß und roh. Er schlägt um sich und verwundet den ritterlichen Hirondel. Dieser — er selbst also — blutet an der Stirne, dennoch

bringt er den Schurken zu Fall. Christiane, die bleich ist, führt er in einen Hauseingang, daß sie sich erhole, aber sie lächelt schon wieder und sagt: „Wie danke ich Ihnen, mein Herr. O, Sie sind verletzt, und um meinetwillen!" Sie bietet ihm ihr feines, weißes Taschentuch an, fragt wie er heiße. Hirondel verschwiege es gern, denn er schämt sich immer seines seltsamen Namens. Oder: Christiane geht am Flusse, will eine schöne Blume pflücken, fällt ins Wasser. Hirondel, der zufällig —, nein, sie soll nicht ins Wasser fallen und naß werden. Indessen geht Christiane vor ihm her und niemand belästigt sie. Kein Fluß ist weit und breit, keine Blume. Nein, er wird ihr einen Vogel schicken aus Vaters Kabinett, einen Papagei, einen der Christiane sagt, und vielleicht Hirondel. Sie ahnt nicht, von wem der schöne Vogel kommt, aber sie besucht den Laden, das einzige Unternehmen dieser Art, Futter zu kaufen. Sie ist entzückt und ihre Stimme klingt seltsam zu dem Pfeifen und Zwitschern. O Christiane, sie war noch nie in einem solchen Laden. Beim Uhrmacher, da alle Uhren durcheinander ticken und recht haben wollen, war es schon seltsam genug, beinahe unheimlich. Aber hier ist alles lebendig. Der Rabe zupft ein Haar aus den Zöpfen, sie lacht nur, aber Hirondel schimpft das Tier, nimmt ihm den zarten Raub und wird ihn fortan unter dem Uhrendeckel tragen. Aber da hört er seinen Vater reden: „Echte Harzer Ware, die Dame, prima Qualität!" Und das Bild verschließt sich beschämt.

Inzwischen war Hirondel schon nahe an Christiane herangekommen, da bog sie in eine Gasse und verschwand in einem Haus. „Hier also wohnst du", dachte der Verliebte und berührte die Klinke, die sie eben gehalten. Er las auch die Namen der Hausbewohner. Knorz, Offiziant; Mitius, Notar; Seidenpfühler, Arzt.

Ach, Hirondel, suche nicht diese Namen mit Christiane zu verbinden, betrübe dich nicht, da sie so fremd und beinahe lächerlich sind. Christiane wohnt nicht hier, sie war es nicht, der du folgtest. Geh in den Park zum See, dort ist sie und füttert Schwäne. Spute dich! Hirondel aber, glücklich, trotz der Namen — er entschied sich für Mitius, weil es wenigstens fremdartig klang — wandelte noch lange in der beginnenden Dämmerung, ehe er sich nach Hause wandte. „Nun kann mir nichts Böses geschehen", dachte er. „Hier ging sie und die Luft regt sich noch von ihrem Wandel berührt." Noch im Traum ging er hinter ihr her, die Christiane nicht war.

Während so um Hirondel geschah, saß Hermion in seinem Zimmer, bedacht, Christianens Bild zu zeichnen. Er hatte einen großen, weißen Bogen vor sich aufgespannt und während er noch den Bleistift spitzte, sah er hinüber in das Weiße, als sei dort schon das Antlitz, als Widerschein ihres Gesichtes in ihm. Und auch, wenn er die Augen schloß, sich zu entsinnen, sah er es in der roten Dämmerung der gefalteten Lider gleichsam aufblühen und wieder zerfließen. „Wie schön", sagte er und begann es zu zeichnen mit blassen, herben Linien. So ist die Stirn! Er spürte sie förmlich und spannte die eigene glatt zurück unters Haar, wie ihm dann sei: Gewölbt, wie unter einer Hand! Es war nicht schwierig nun das Haar zu umreißen, wie es sich schied, und in mildem Bogen, die Schläfen berührend, schwer in Zöpfen, herabhing zu den Händen. Hermion zog seine Brauen ein wenig hoch, wie er es an Christiane gesehen, da sie vorüberging, und er hielt den Stift ganz scheu, als er anhub, die Lider einzuzeichnen. Es tat wohl in seinen Händen, als es geschah. Nun aber hatte er Angst vor den Augen, denn darauf kam alles an. Kaum sichtbar merkte er an, wo sie sein sollten, umfuhr die Wangen, radierte ein wenig, als er die Nasenflügel zu breit nahm, begnügte sich aber dann, denn es hob den Ausdruck: so als lausche sie dem fernen Duft einer Blume nach. Unter der Nase lag der Mund und Hermion war einen Augenblick versucht, nur den Mund, Hügel und Tal einer Landschaft gleich, groß über den ganzen Bogen zu zeichnen, sanfte Schatten in der Tiefe, ruhende Herden an seinen Hängen, ihn selber schlafend im Tal und verschwiegen von ihr. Als er fertig war, bis auf die Augen, besann er sich, daß sie groß und braun waren, und ein matter Glanz auf den dunklen Lidern spiegelte. So zeichnete er, bis die Dämmerung über ihn kam (da Hirondel noch in den Straßen ging), prüfte das Ganze und küßte die weiße Stirn des Bildes seiner Hände.

Amadeus aber litt es gleich Hirondel nicht zu Hause. Doch suchte er nicht Christiane, lief nur so durch den Park, sich selber davon. Denn ihn, den Rauhen, würde Christiane doch nie lieben, und schön dünkte ihm, könnte er sich verwandeln, ein anderer sein und Christiane liebe ihn dann. Hermion, den würde sie wohl lieben um seiner Heiterkeit willen und seines Angesichts. O Hermion zu sein! Alle sind sie schön, knurrte er finster, der unbekümmerte Hermion vor allem, und der poetische Hirondel, ja Adrian auch, obgleich er so weiß ist, und nie sich seiner schämt. Da er so grollend im Parke und an den freundlichen Weihern entlang stampfte, sah er Christiane stehen, wie sie die Schwäne fütterte. Und da er innehielt, zweifelnd, wohin er sich wenden solle, damit sie ihn nicht sähe, sah sie ihn schon und er grüßte sie zornig. Sie neigte die Stirn kaum und arglos, nur ein höflicher Schein flog über ihr Antlitz. Amadeus aber ging grimmig weiter, fürchtend, sie könne dennoch ihm nachsehen und seine Schritte wurden steif und zähe. Das war doch zu ärgerlich! Endlich wagte er, sich umzusehen. Eine Weide neigte sich über den Weiher, sich darin zu spiegeln und Amadeus lehnte sich über den Stamm, also geschützt durch das Gitter der Zweige, gleichsam verhängt, noch einmal Christiane zu schauen. Es stand die Schöne noch immer am Ufer. Die Schwäne glitten vor ihr auf und ab und bogen eitel die Hälse. Während er so nach ihr spähte, die ganz der Anmut verwoben schien, spürte Amadeus sein Bild im Wasser, wie es ihn nachmachte, und sah sich an. Er war durchsichtig. Kleine Fische schwammen in seinem flüssigen Haar und durch sein leise bewegtes, blasseres Angesicht. Ein wenig neigte er sich noch herab, ihm näher zu sein. Denn es war seltsam und verfänglich, sich so zu sehen und es doch nicht zu sein. „Scheußlich", sagte er plötzlich, spuckte mitten hinein und ging seiner Wege.

Indessen Adrian ahnte listig, was den Freunden geschah, da ihnen Christiane begegnete. Darüber lächelnd betrat er sein Elternhaus durch den Laden, einen seltsamen Laden, den Laden der künstlichen Blumen. Da war Goldregen, fertig und unwandelbar, während er draußen erst zaghaft begann, die Blüten aus gelber Seide, Rosen, die nie welkten, von gelblichem Wachs, aber sie dufteten nicht. Astern daneben aus Papier, Geranien, die zu rot waren, und alles zu deutlich. Die Luft war trocken und roch nach Staub, kein Wasser in den Vasen, und die Früchte, die auf prunkvollen Schalen ruhten, ungenießbar. Es war mittags und still im Laden. Adrian berührte die Aprikosenblüten, wie wirkliche. Sie raschelten wie Papier. Da sah sich der Knabe wieder in dem Spiegel, der den künstlichen Garten verdoppelte, sah sich empfindlich weiß, wie Marmor, mit dem rötlichen Haar, gleich einem andern, der sich ihm nahte, kühl und schön inmitten der Summe der Jahreszeiten, einem gefälschten Frühling, geschminkten Sommer, unvergänglichen Herbst, und der Schnee schmolz nie auf den giftgrünen Tannenzweigen. „Ich bin schöner als du, Christiane, und immer bei mir", dachte er zärtlich und ging lächelnd über einen betrogenen Schmetterling, der sich hierher verirrt, langsam seinem Bilde entgegen. Dann stieg er, mitten auf dem roten Plüschteppich gehend, unhörbar die breite weiße Treppe hinauf in sein Zimmer. Und er lächelte wieder, da ihm einfiel, daß Hirondel, als er noch klein war und zu ihm in den Laden kam, sich fürchtete vor seinen Blumen. Und auch Hermion wurde immer traurig davon.

Als Hirondel abends sich eben anschickte zu Bette zu gehen, erschrak er über dem Gedanken, daß er außer dem stillen Schreiten in der Erinnerung nichts besaß, das Christiane war, oder von ihr, und daß er ihr so, nun es Nacht wurde, nichts Freundliches tun könne und sei es nur in einem Ding, einer Locke, einer Blume aus ihren Händen. Oder in einem Tier! frohlockte er heiter und schlich sich hinab in den Laden. Es war nie ganz still darin, und da er, die Kerze mit der Hand schützend, daß sie die Tiere nicht wecke, als sei schon Tag, leise durch die Gassen zwischen den Vogelhäusern umherging, flatterte es immer irgendwo, und einmal kam ein Guru, wie im Schlafe gesagt, von den Tauben her. Hirondels Schatten ging durch alle Käfige und Gitter, sich bückend und knickend, rasch um eine Ecke huschend, über die schlafenden Vögel hin. Und auf einmal blieb er und Hirondel stehen. Dort saß steif und edel

in seinem hohen Bauer, gerade in dessen Mitte auf der Spitze des dürren Astes, der sein Baum war, ein schlanker brauner Turmfalke. Er war noch wach und sah Hirondel ernsthaft an, ohne sich zu regen. „Du sollst es sein, komm'", sagte Hirondel und nahm den Käfig herab, während der Falke ein wenig die Flügel öffnete, sich im Sitze zu halten. Guru, machte die Taube wieder im Schlafe und ein Kanarienvogel plusterte sich. Die Kerze in der einen Hand, den Käfig in der andern, ging er wieder vorsichtig, daß sie ihn nicht verrate, die alte Stiege hinauf, nun zu ruhen. Dies tat er alles um Christianens willen, und da er lange im Dunkeln wach lag, war es schön zu denken, daß nahe der schlanke braune Falke steil und edel, lautlos in seinem Käfig saß, unbewegt ins Finstere schauend; davon träumte Hirondel auch, und daß der Falke, da alles so dunkel und auch die Stäbe des Käfigs nur noch Nacht waren, durch sie aufflog. Alle Menschen in den Straßen machten sich auf, ihn zu fangen. Sie waren alle so dunkel angetan, daß es klar war, sie hatten sich nur so gestellt, als seien sie Nacht, den Falken zu betrügen und jetzt wurden sie einzeln und es ward hell zwischen ihnen. Hundert Arme griffen nach dem geängstigten Vogel, der zwischen ihnen flatterte, als zwischen schwarzen, stürmischen Bäumen, einem entlaubten Wald. Ihn zu retten griff Hirondel ihn, der sich reckte und stemmte zu entrinnen, mit beiden zitternden Händen, daß niemand ihn sähe in seinem Schoß. Der Falke blutete an der Stirn und hielt ganz still. Warm floß das Blut über Hirondels Hände. „Du bist verwundet und um meinetwillen", sagte Hirondel traurig und erwachte müde.

Da er zur Schule ging, wartete Hermion an einer Straßenkreuzung auf ihn. Er hatte seine Schulmappe locker unter dem Arm, daß sie ihm beinahe entglitt und lehnte, das eine Bein über das andere schlagend, flatternd an einem Laternenpfahl. „Du," rief er schon von weitem, „ich habe wieder was Neues gemacht." Denn er und Hirondel zeigten einander immer, was sie gedichtet und gezeichnet. „Sieh, das ist hübsch," sagte Hirondel, als er Christianens Bildnis betrachtete, „wer ist es denn?" Hermion mußte lachen. „Aber, Hirondel, das ist doch das Mädchen von gestern!" „Christiane?" sagte Hirondel und erschrak, „wirklich, sieht sie denn so aus?" „Ach", meinte Hermion, und rollte Christiane ein, „und ich fand es doch so ähnlich." Sie schwiegen daher bis zur Schule. Unter dem Tor aber schob Hirondel versteckt einen Zettel in Hermions Hand. „Da", sagte er rasch und rannte die Stiege voraus. Hermion las:

„Schön ist's, mit Christianen ach zu gehen..."

„Schau, schau", sagte er laut und ging Hirondel nach. Als er zu seinem Platze schob, flüsterte er dem Errötenden zu: „Das mit der goldenen Kugel ist fein". Und das freute Hirondel.

Es ist nicht schön, liebend an Christiane zu denken und dabei im Schulzimmer zu sitzen, in der beständigen Gefahr, aufgerufen zu werden, ja es ist ohne Würde, ihres reinen Bildes gewärtig schändlichen Tadel über sich ergehen lassen zu müssen, wie es heute Hirondel geschah. Sich vorzustellen, Christiane sähe ihn so, alles wäre vorbei. Häßlich waren auch Adrians Worte im Schulhofe — jeder konnte es hören —: Christiane sei doch ein strammer Besen. Das war gemein von ihm, trotz des hellen melodischen Lachens des Knaben. Und dann: „Sie ist eine Gans", knurrte Amadeus, errötete aber dabei. Er stand bei Hermion, dennoch bemüht ihm ähnlich zu sehen, die nur ihm eigene Art nachzuahmen, seine schmalen Hände zu bewegen, daß sie selbständigen Wesen glichen, seinen Kopf zurückzuwerfen, daß die Haare scheuten, neue Dinge zu sagen, wie jener. Was tut er nur, daß man ihn mag, trotzdem er immer so flattert? dachte Amadeus und bewunderte Hermion. „Du," flüsterte diesem Hirondel zu, „ich kann mir wohl vorstellen, wie Christiane spricht, sicher hat sie eine dunkle, ruhige Stimme, aber, wie sie ißt, daß sie es überhaupt tut, weißt du, Kartoffeln oder gar Sauerkraut, das ist bei ihr einfach nicht auszudenken." „Ja," sagte Hermion ernsthaft, „Christiane, zahnwehhabend zum Beispiel." Hirondel sann finster nach. Natürlich sie konnte ja nicht immer wie auf einer goldenen Kugel durch die Straßen gleiten. Und da kam ihm die Vorstellung, wenn Christiane jetzt in dem Augenblick in den Schulhof träte unter die Knaben? Es jagten da einander die Kleinen, ruhiger wandelten die Großen oder standen würdig

an den Bäumen. Hier ein Trubel und Zusammenstoß, dort abseits ein Einsamer oder der von alldem unbeirrte Gleichschritt zweier Freunde. Ein ganz Kleiner verbeugte sich tief vor dem Rektor, der nach dem Rechten sah. Dies alles Fixsternen, Planetenbahnen, Kometen, kleinen Sonnensystemen gleich und dazu ihrer Sphären vielstimmiger Einklang, die weithin hörbare Melodie des Schulhofes. Hier nun Christianens stille, fremde Erscheinung schreitend sich zu denken, den dunklen Blick geradeaus, o, ihre kühle, heitere Stirn, „und ihre Zöpfe hängen schwer herab zu ihren ruhigen Händen". So sah sie Hirondel beglückt. Und da nun also der Schönen Geist hierher beschworen war, der ahnungslos Geliebten, daß die ihrer Anmut gewärtigen und dafür allzeit empfänglichen Seelen ihre Nähe wahrnahmen, gedachte ihrer auch Hermion und träumte von einer Landschaft, ihr ähnlich, dunkle Weiher die Augen, Wangen und Mund liebliche Hügel und Täler, überwölbt von dem blassen Himmel der Stirn, kein Angesicht aber, und dennoch Christiane ganz und sein. Wild aber und bedenklich waren Amadeus' Gedanken, der der Wonne nachsann, ihr unangenehm zu sein, der Lust, sie anzuwidern. Zornig lachend bückte er Adrians Nacken und sprang im Grätschsprung über ihn weg. „Ach ja", rief Hermion und setzte ihm nach. Auch Hirondel folgte.

Lächelnd verließ sie so der Geist der Anmut Christianens.

Es war Sommer geworden, ehe den Knaben Christiane wieder begegnete. Wohl war fast täglich Hirondel, nachdem er vergeblich gedichtet und dann seine Gedanken über Gärten und Häuser ausgesandt hatte, die Schöne von ferne zu bewegen, doch ein wenig zu spazieren, durch die Straßen gewandert, sie wieder zu sehen. Wohl hatte er stundenlang vor Notar Mitius' Haus gewartet, Christiane zeigte sich nicht. Adrian, so beiläufig, während sie Briefmarken tauschten, befragt, daß der Kleine sofort begriff, wußte die Wohnung nicht, nur ungefähr die Gegend, wie es schien. Und der Familiennamen Mitius war es bestimmt nicht, auch stimmte das Mitiussche Anwesen ganz und gar nicht mit der Gegend überein, die Adrian angab. „Du Armer," sagte er zu dem Verliebten, „wenn ich mich bloß entsänne, woher sie mir überhaupt bekannt ist!" und Hirondel meinte: „Am Ende heißt sie nicht einmal Christiane?" Hermion suchte sie gar nicht, aber er zeichnete sie immer wieder. Es wandelte sich ihr Bild seltsam unter seinen Händen. Amadeus begnügte sich damit, Hermion ähnlicher geworden zu sein. Der neue Gedanke, Christiane könnte, nachdem er nun schön sei, sich in ihn verlieben, belustigte ihn. „Dann mag aber ich nicht", lachte er höhnisch und warf nach Hermions Art den Kopf zurück, daß seine Locken scheuten.

Es war Sommer also, und der Fluß, der nämliche, aus dessen Fluten Hirondel die blumenpflückende Christiane schon gerettet hatte, floß warm zwischen den Wiesen und Kornfeldern, die seiden glänzten und fluteten, wenn der Wind darüber hinlief. Auch die Knaben, da sie zum Baden gingen, hielten die Hände hinein, daß die Ähren sich neigten und sanft entzogen, das Haar der Erde, dazwischen Mohn und Zyanen blühten. Eine Blume Christiane zu nennen, wie Margariten oder Narzissen, darüber sann Hirondel, während Hermion den Kopf schräg neigte und blinzelnd die Farben des Sommers genoß. „Es ist violett dabei und blond", sagte er zu dem Korn. Hirondel horchte. Denn jedes Feld hatte seine eigene Melodie, fein klingelte der Hafer, rauh rauschte der Weizen. An einer Biegung des Flusses, wo ein kleiner Strand angeschwemmt war, da wollten sie baden und Amadeus begann noch im Gehen die Krawatte zu lösen, daß er der erste im Wasser sei. Ein wenig hinter ihnen zufrieden, schön zu sein, in einer lockeren Zephirbluse, darin sich der Wind fing, und blauen, weiten Hosen, ging Adrian und hielt manchmal seine weiße Hand gegen die Sonne, daß sie erglühe, bis auf die dunkleren Schatten der Knöchelchen. Er wurde auch nie braun, wie die andern, namentlich Amadeus, sondern stand, als er sich abseits sorgsam entkleidete, weiß und absonderlich zwischen den anderen. Da sie nun nackend und gleichsam verwandelt waren, anders gingen, ganz erleichtert und sofort viel heiterer und gedankenlos, nur etwas fremd mit den Händen, für die es keine Taschen mehr gab, oder Bücher, die sie beschäftigten, bückten sie sich zum Wasser und hoben auf davon, wie warm es sei. Sogar die Gesichter sahen anders aus und mehr dem

Körper verwandt. Amadeus natürlich stand schon naß und glänzend, dadurch noch brauner, mitten im Fluß und empfing die anderen mit Wassergüssen. Die Schlacht begann. Schreien und Lachen, Aufrauschen, Fontänen von einem zum andern, Brücken aus Tropfen und Überschüttetsein und flüchtige Regenbogen, Untertauchen, bis alle ganz zum Wasser gehörten. Ruhiger schwammen sie dann im Tiefen, da es kühl und grün von unten kam. Weiß, fast silbern sah Adrian aus, der sich treiben ließ; seine Locken schleppten nach. Amadeus schwamm gegen den Strom, obgleich ihn die Sonne blendete und sein Gesicht verzerrte. Aber zwischen den nassen Lippen leuchteten seine weißen Zähne. Auch Hirondel versuchte es gegen den Strom, glitt aber bald, ermüdet sozusagen, in Hermions Kielwasser, flußabwärts. Dann aber, Amadeus ob seines Braunseins bewundernd, standen und lagen sie am Strand umher, mit Sand und Steinen spielend und träumend. Adrian aber schützte seine Haut durch ein großes, sanft bewegtes Badetuch und Amadeus ließ Steine flach zum andern Ufer über die Wellen springen. Als sich aber die Frage erhob, ob sie nochmals ins Wasser wollten — Adrian verneinte es — und als sie noch unschlüssig in der Sonne standen mit jener leisen Trauer vor dem sich nun Anziehenmüssen, kam unweit, flußabwärts zwischen den heißen Kornfeldern, Christiane gegangen. Sie war schon ganz nahe, als die Knaben auffahen, von ihrer Nähe berührt, wie von einem leisen Windhauch. Hermion, der es zuerst spürte und den Kopf nach ihr über die Schulter wandte, verschwieg sie. In seiner Nacktheit hob er ein wenig die Hand. Da sah sie auch Hirondel, meinte ganz zu erröten und trat mit gesenktem Blick in Hermions blassen Schatten, davon bekleidet zu sein. Nur Amadeus, gebräunt, der Überlegenheit seiner Nacktheit plötzlich bewußt, sandte ihr, rasch sich zum Wasser beugend, da sie schon vorüber war, einen Spritzer nach. Aber die Tropfen regneten weit hinter ihr, ohne sie zu benetzen, ins Gras. Christiane hatte kaum den Kopf geneigt, als hätte sie die Tropfen über sich kommen hören. Keiner aber sah ihr Lächeln. Hermion sogar begehrte es fast nicht mehr. „Das soll Christiane sein?" wiederholte er für sich Hirondels Worte von damals, als er sie wieder sah. Nein, sie glich seinen Bildern nicht mehr, darauf er sie liebte. „Du, das war fein Christiane", sagte Adrian, der sich in seinem Bademantel, ganz wie in Kleidern, vor ihr verneigt hatte. „Ach, wirklich, war sie das?" sagte Hirondel und trat aus dem Schatten, der leicht an ihm zu Boden herabglitt. Erst jetzt sah er Christiane nach, da sie zwischen geneigten Ähren ferner und ferner wurde, still dahin — still dahin — ach nicht schreitend, nicht wandelnd, ja wie auf einem Flusse stehend und von ihm gefahren. Immer kleiner wurde Christiane, immer unsichtbarer und dann entschwand sie ganz. Nur die heiße Luft zitterte noch von ihr am Saume der goldenen Felder. Als Hirondels Blick wieder in die Nähe zurückkehrte, als er noch der Vorstellung nachsann, nun auch klein und immer kleiner geworden zu sein durch die Ferne, wie eben Christiane und plötzlich verschwunden und nicht mehr da zu sein, sah er Amadeus und Hermion im Wasser miteinander ringen, bemüht, sich gegenseitig unterzutauchen. Adrian hatte den Mantel fallen lassen und rauchte eine Zigarette. Dabei sah er einer Libelle zu, die über dem Ufer stand mit großen, grünen Augen schillernd, den seinen ähnlich. Plötzlich rückte sie ein wenig vor, stand nochmals im Fluge still und glitt dann klingend über das Wasser davon. Hirondel fiel es auf, wie nackt Adrian eigentlich war, nackter, da er dazu rauchte, und so weiß war, anders als Hermion und Amadeus, vielleicht auch er. —

Hermion hatte es gezeichnet, ganz wie es war, mit dünnen harten Strichen und alles etwas unwirklich und steif. Da war der Fluß, dessen Wellen gar kindlich eben durch Wellenlinien dargestellt waren, da war Adrian im Badetuch und malerischem Faltenwurf. Hirondel lächelte, als er es betrachtete. Hermion war damit zu ihm gekommen und hatte auch gefragt, ob er noch dichte. Diese Frage machte Hirondel erröten, worauf Hermion lächelnd fragte, ob denn das eine schamhafte Sache sei, ob vielleicht Dichten etwa Verliebtsein sei oder die gleiche organische Grundlage habe? Hirondel, die Zeichnung in der Hand und etwas zerstreut, erwiderte, daß man ja auch erröte — er wenigstens täte es —, wenn man nackt gesehen würde, und er entzifferte von neuem Hermions Zeichnung. Das da war Hermion selbst. Er konnte

sich am besten. Er stand am Ufer, die Hand ein wenig erhoben, als wollte er Stille gebieten und — nun muß Hirondel lachen — „Das bin also ich", sagte er und erschrak dann. Auf dem kindlichen Fluß schwamm eine Kugel — „golden" war klein daneben geschrieben — darauf stehend aber war Christiane abgebildet, Christiane war es, denn schwer fielen die Zöpfe herab zu ihren ruhigen Händen, an denen viel radiert war. Die vier Knaben am Ufer waren nackt. Auch Christiane war es. „Nun?" frug Hirondel. „Du, ja, das ist hübsch, es hat dir wohl viel Mühe gemacht?" sagte Hirondel. Aber während er so redete, dachte er dunkel, ob Christiane denn auch wirklich nackt sei und immer, wie er und die andern nur bekleidet sonst und so. „Weißt du, Hermion," sagte er dann furchtsam, „du hast so viel Phantasie, ich habe — daran — noch gar nicht gedacht." Er war nahe am Weinen, aber seine Augen gaben nichts her.

Einen Frühling, einen Sommer lang liebte Hirondel Christiane, ja im Herbst noch träumte er von ihr. Im Herbst aber, da die Blätter müde wurden, brachte er einmal den braunen Falken Christiane mit zu Hermion. Denn Hermion zeichnete Hirondel und nun schon zum siebten Male. Hirondel ging, wie immer, durch das Gewölbe der Apotheke, wo Hermions alter Vater den Kindern Gummizucker schenkte. Oben an der Treppe wartete Hermion, der ihn schon durch den Fensterspiegel hatte kommen sehen. Stille saß Hirondel und ließ sich abzeichnen und es war wirklich so, als ströme sein Gesicht auf Hermions weißes Blatt hinüber. Schon lange hing Christianes erstes Bild ehemals sorglich verborgen, öffentlich an der Wand neben dem Bild, das „Christianens heimliche Landschaft" betitelt war. „Deine Augen", sagte wohl einmal der zeichnende Hermion, „Deine Augen sind am schwersten und dann der Mund. Und dann weißt du, ein einziger Mensch genügt eigentlich und es ist alles darin. Wollen wir uns aber nicht aufmachen, ein wenig zu spazieren?" Denn Hirondel hatte ihm alles gesagt. Sie nahmen den Falken mit und pfiffen bei Amadeus. Da war auch Adrian, der laut behauptete, Hermion und Amadeus würden einander immer ähnlicher. Sie schlenderten zum Park. Überall war Christiane. Hier begegnete sie ihnen zum ersten Male, hier fütterte sie die Schwäne, dort welkte die Blume, die heimlich ihren Namen trug. Aber auch Hirondel errötete nicht mehr. Dankbar und freundlich lächelte er ihrem Geist. Mitten im Park ward der Käfig geöffnet. Hirondel nahm den braunen Falken heraus und warf ihn in die Luft. „Flieg", riefen alle. Er konnte es noch, steil stieg er empor und entschwand mit heller Stimme rufend.

Hermion und Hirondel, Adrian und Amadeus gingen nach Hause. Da geschah es, daß Christiane des Wegs vorüberkam. Sie sahen sie alle. Sie war schön in ihrem stillen schwebenden Gang — wie auf einer goldenen Kugel gleitet sie dahin, dachte Hirondel — und ihre Zöpfe hingen schwer herab zu ihren ruhigen Händen. Und da die Knaben sie also kommen sahen, grüßten sie tief. Christiane neigte die Stirn, arglos und ohne zu lächeln, nur ein Schimmer ging über ihr Angesicht. So schritt sie vorüber.

Mamynha

Wiener Zeitroman von Eduard Paul Danszky

(3. Fortsetzung)

Mamynha raffte sich sichtbar schwer zu Worten auf. Sie starrte in die Blumen. „Um wieviel ist Ihre Zuversicht glücklicher als meine. Ich weiß, daß ich diese Zukunftsträume im Leben nie verwirklicht sehen werde. Das einzige Glück ist: daß man in solchen Träumen bisweilen eine Zuflucht findet." Fehrbach wurde seltsam heiß. „Nur bei jenen Unglücklichen," rief er, „verwirklichen sich die Träume nicht, welche nicht den vollen, wahrhaften Mut zu ihren Träumen haben, nicht mit der Innigkeit der Kinder an ihren Träumen

festzuhalten vermögen. Alles, was wir uns selbst getreu wünschen, begegnet uns später wirklich in irgendeiner Form und Erfüllung."

Sie hatte ein wehmütiges Lächeln, aber ihr Blick war dennoch erwartungsvoll. Sie saß mit über den Fesseln gekreuzten Beinen, die Hände im Schoß gefaltet und sah den Bildern entgegen, die er heraufbeschwor. „Meine Kindheit war ein solch tiefgläubiges, wunderbar erleuchtetes Wünschen, dem der Zufall wie ein Bruder begegnen mußte. Ich entsinne mich, als sieben- oder achtjähriger Knabe plötzlich einmal vor dem hohen Gitterwerk eines Schlosses gestanden zu haben. Es war wie der verwehrte Eingang zum Paradies. Ein riesiges Blumenrondo mit silberweißem Springbrunnen. Eine vom Schimmer des Abends gespenstisch erleuchtete Flucht von Fenstern. Der sanfte Himmel mit rosenroten Wölkchen besät. Hinter den Blumen, hinter fremdartigem Strauchwerk das Lachen eines Mädchens, welches in seinem sicheren Verstecke mein Staunen belustigen mochte; wie der Ton, wie das verborgene Echo von etwas unsagbar Melodischem! Alles zusammen hatte mein Knabenherz zu so romantischem Zusammenkrampfen getrieben, daß mein Gesicht sich in die Stäbe des Gitters mit einer Kraft einpreßte, von der meine Haut Striemen behielt. Und auf einmal war eine sanfte, unsäglich milde Erschlaffung in mir. Eine fühlbare Gewißheit, daß ich diesem Knabenwunsche wieder begegnen würde. Ich schied getröstet, wie von einem Reichtum, der mir gewiß war. Gerade zehn Jahre danach, ich hatte eben glücklich Matura gemacht, fand ich das Schloß wieder. Es stand in anderm Land, unter anderm Himmel. Aber ich lebte darin und hatte Besitz davon mehr als sein Besitzer. Auch das Mädchenlächeln besaß ich und vor dem Schloßgitter stand ein anderer Knabe. Ich hatte Lust, ihm das Geheimnis brüderlich preiszugeben, doch er lief fort. Auch Völker können so träumen. Wissen Sie, warum das jüdische Volk so stark und unbeirrbar die Welt abweidet? Weil es Jahrtausende den Traum des auserwählten Volkes geträumt. In jedem ist noch ein Schimmer von diesem Traum. Er ist wohl auf Weltlichkeit gerichtet, weil Macht und Reichtum Anteil an allem gibt, doch er ist da, in einigen schon übersinnlich."

Da er die starren Blicke der Freundin umdüstert sah, war er hastiger darauf bedacht, Gegenständliches vorzubringen. „Ein anderes Beispiel, Mamynha! Wir spielten im Prater. Es war während der Zeit, da ich im Institut erzogen wurde. Während wir spielsüchtige Jungen gerade wie blind den Ball durch das Gestrüpp der Beine des Gegners trieben, schwebten zwei zierliche Mädchen in braunen, englischen Reitanzügen vorbei, ein milchweißes Windspiel führend. Ein Tier mit jenen ganz hohen, dünnen Beinen und herrlich gewölbtem Rücken. Der Eindruck dieser schönen, feinen Geschöpfe auf mich war so stark und tief, daß ich alles vergaß und ihnen nachstarrte, solange nur der kleinste helle Fleck von ihnen noch sichtbar war. Ich war nicht mehr fähig zum Spiel, mein Traum hatte mich krankhaft gebannt. Aber auch hier war das Krankhafte des Wunsches plötzlich durch eine seltene Gewißheit verdrängt. Und nun bin ich vor kurzer Zeit wirklich mit zwei anmutigen Baronessen, die mit ihrem Windspiel von der Reitallee beim Lusthaus kamen, durch denselben Prater gegangen. Blitzartig, durch das Windspiel erinnert, habe ich in ihrer Gemeinschaft jenes Besitzen gefühlt, von welchem ich damals geträumt. Denn ich war in jener Stunde ein Teil ihres Glückes und sie ein Teil von meinem. Vielleicht blieb ich davon so jung, daß ich immer zur rechten Stunde meinen Träumen begegnen durfte. Das Glück ist wie ein kleiner Teich, an dessen Rand wir wie Kinder graben. Mit bebenden Händen graben wir Kanäle in den Sand, auf einmal ergießt sich das Wasser in unsere Kanäle, wenn sie genug tief gegraben sind. Glauben Sie, Mamynha, wir müssen zuerst die Kanäle graben."

Mamynha hatte die Arbeit nicht mehr aufgenommen und nur seinen Worten gelauscht. Sie beneidete ihn um die Kraft, alles zu formen, was er empfand, und auch dem Zwiespältigen ein helles, kleidsames Gewand zu geben. Dennoch hatte sie fast ängstlich auf das Ende seiner verträumten Phantasien gewartet. Auch sie mußte sprechen, mußte sich zur Klarheit durchringen, zu Klarheit für ihn und sie. „Haben Sie ganz vergessen, daß Ihrer Fähigkeit zu träu-

men nirgends ein belangvolles Hindernis aufgetürmt ist? O, ich weiß schon, daß Sie wie Ruf eine Freundin haben, und daß ein solches Verhältnis die gleiche Bindung wie eine Ehe bedeuten kann. Aber ich lebe doch in einer Ehegemeinschaft mit hundertfältigen Fesseln. Nehmen mir nicht die Kinder allein das Recht auf ausschweifende Träume? Wozu helfen denn die Träume und ihre waghalsige Festigkeit, wenn man den Weg nicht betreten, nie betreten darf, in welchen sie alle einmünden? Auch ich kann Beispiele geben, wie ich in meiner Art den gleichen, seltsamen Verwirklichungen gegenüberstehe. Spitzer hat sich mir einmal anvertraut, hat mir die erste Treulosigkeit seiner Frau zerknirscht und völlig gebrochen bekannt. Damals habe ich den Schimpf, den er von der einen über das ganze Geschlecht ausgedehnt, mit echter, reiner Entrüstung zurückgewiesen und ihm und mir und allen geschworen, daß eine wahrhafte Frau niemals ihrer Pflichten als Mutter und Gattin vergessen darf."

Fehrbach unterbrach sie bestürzt. „Denken Sie, bitte, zu Ende, was Spitzer selbst dazu beigetragen hat, dauernd und mit Recht eines so heiligen Mitgefühls würdig zu bleiben! Bemitleiden Sie den rächenden Mörder, Mamynha, wenn er die treulose Frau tötet in einem Augenblick des Ekels über solchen verächtlichen Treubruch mit der besseren Versorgung im Auge. Aber der heimliche Mörder, der sich nicht durch die voreilige Tat um die materiellen Vorteile des Treubruchs bringen will, verdient zu dem Mitleid, das Sie allem Unglück schenken, nicht auch noch Ihre Bereitwilligkeit, für die Schuld einer Mitschwester einzutreten und sich das dürftige Glück zu versagen, das Ihnen die ehrlich bekannte Gemeinschaft mit geliebten Menschen gibt. Um so mehr, Mamynha, als im besonderen Fall derjenige, dem durch gesellschaftliche Willkürakte Ihre wertvollen Gefühle zustreben müssen, dafür letzten Endes keine Verwendung hat."

Mamynha war aufgestanden. Ihr Gesicht war blutlos. Auch Fehrbach erhob sich. Eine bestimmte, schreckensvolle Furcht befiel ihn. Er hätte seine inneren, gleichsam erfühlten Erkenntnisse nicht so brutal preisgeben dürfen. Aber sie überwand alles. Sie lächelte wieder. „Sie meinen es gut," sagte sie immer wieder. „Sie meinen es gut!" Sie sagte es wie zu ihrer eigenen Entlastung. Dann schüttelte sie mit wunderbarer Entschiedenheit ihr strahlendes Köpfchen. Er müßte sich gefallen lassen, daß sie vom Standpunkt des Hausmütterchens seiner idealen Schwärmerei die Tatsachen entgegenhielte. Er hätte sicher recht, wenn das Materielle und die weitverzweigten Abhängigkeiten ausgeschaltet blieben. Aber dürfte denn nach seiner wahrhaften Überzeugung ein rechtlich denkendes Mädchen, wenn es einem Mann vertrauensvolle Gefolgschaft fürs ganze Leben zugesagt und des Mannes sämtliche Kräfte auf die Sicherstellung dieses Verhältnisses festgelegt hätte, dies mit einem geheimen Vorbehalt tun? Etwa die Treue nur der geschenkten oder erwarteten Kinder wegen zu wahren, und wenn ihre Ansprüche vollauf befriedigt würden? Hingegen für alle sich ergebenden Enttäuschungen oder mangelndes Verständnis sich schadlos zu halten? Würde nicht besonders die Verantwortung den Kindern gegenüber zu leicht genommen?

Fehrbach wußte diese grüblerische Logik nicht mit dem richtigen Einwand zu treffen, daß im Einzelfalle nur die Stärke des Gefühls Entscheidung brächte. Er sagte ungemein weich und geduldig: „Spricht nicht schon das Ängstlichgefügte, krankhaft Zusammengetragene Ihrer Gründe dafür, daß Ihre Sache verloren ist? Wir leben so kurze Zeit, daß Ihre Gedanken eher erschüttert als gestützt werden müßten. Wie aber läßt sich damit Ihre wunderbare Religion von den Brüdern und Schwestern vereinen? Diese Partner, Mamynha, als welche ich die Brüder und Schwestern ansprechen muß, sind uns doch nur zu gewissen, seltenen Zeiten so wirklich nahe und für unsere Sehnsucht verfügbar, daß die beschränkte Geneigtheit, ihre Hilfe nur im Augenblick völliger Freiheit in Anspruch zu nehmen, einem vollständigen Verzichte gleichkäme. Denn wenn sie neben uns leben, verdächtigt und bloßgestellt von den Hütern des Konventionellen, verkehrt sich dann nicht ihre Hilfsbereitschaft in Ohnmacht, unser Leiden an ihrer Treue gemessen — nicht in verzehrende Qual? Mamynha! Wir stehn in der Hu

eines guten Sternes, wenn wir gerade im Zustand seelischer Gedrücktheit dem verläßlichen Partner begegnen."

Mamynha schritt mit ihm auf und nieder in entsetzlicher Unentschlossenheit, ob sie all diesen Wahrheiten standhalten durfte? Ob sie ihm nicht irgendwie entfliehen konnte? O, er hatte in allem recht, sie fühlte es im Innersten. Wie wohl tat sein eifernder Glaube! Aber wie war ihr zu helfen? Er wußte nicht alles, er sah nur mit seinen Augen.

Zum Glück kam die Mamain auf sie zu, welche aus ihrer Erregtheit wahrgenommen haben mochte, daß sie dem Gespräch mit Fehrbach irgendwie nicht mehr gewachsen war. An Mamains Seite sagte Mamynha: „Sie sind Ihrer tätigen Sehnsucht ein besserer Anwalt als meiner leidenden, nichts gewärtigen. Die Brüder und Schwestern meiner Religion sind immer verfügbar. Sie machen mich nur noch mutloser, wenn Sie mich fürchten lassen, Gefühle wären auf dieser Welt von so kurzem Bestand, daß uns der Bruder in jedem Augenblick entrissen werden könnte."

Fehrbach sagte mit gläubigem, hoffnungsfrohem Lächeln: „Dann ist unser Kampf nicht vergeblich gekämpft worden, wenn Sie an die Beständigkeit der Träume glauben, welche zum Glück führen. Was ist Glück, Mamynha? Vielleicht nicht nur die volle Bejahung unseres Ichs, sondern schon die Dehnung, Erweiterung unseres Bewußtseins. Auf das Große, Wertvolle warten ist vielleicht mehr Glück als der Besitz."

Die Mamain hatte seine letzten Worte schon ganz gehört. Sie faßte beide an der Hand und sagte „Não devemos despir tudo, meus pequenos pobres!"

Mamynha flüchtete in das Haus. Sie war wieder seltsam geschäftig. Oft nahm sie Dinge in die Hand und vergaß, einem schmeichelnden Gedanken hingegeben, den Sinn ihrer Tätigkeit. Einige Male war sie bereits in dem Zimmer gewesen, welches für ihren Mann bestimmt war. Hatte alles überprüft. Plötzlich wurde sie ein kleines Bild gewahr, das auf dem Nachttischchen stand. Sie nahm es in die Hand. Es stellte den dreißigjährigen Ingenieur dar vor seiner Werbung. Es hatte früher in ihrem Zimmer gestanden. Den Dreißigjährigen. Ihr sprunghafter Gedankengang war verblüfft von der seltsamen Übereinstimmung des Alters mit Fehrbachs Alter. Dreißig. Stand sie nun wirklich vor einem ähnlichen Lebensabschnitt, wie damals? Kam wieder eine Entscheidung? Sie war erst sechsundzwanzig. Ihr Leben hatte erst begonnen, sollte den vollen Ertrag bringen. Jetzt, wo sie klüger, einsehender, nachsichtiger war. Verträumt nahm sie ein paar Blüten aus den Vasen, welche die Kinder mit ihr für den Papa gefüllt hatten. Sie steckte sie an die silberne Rahmenverzierung des kleinen Bildes. Dann suchte sie wieder die Kinder auf, nahm die Jause mit ihnen und ging um sechs Uhr zum Bahnhof. Den Hausmeister hatte sie schon vorausgeschickt.

Der Generaldirektor kam pünktlich um sechs Uhr vierzig. Er nahm die Kinder mehrmals auf seine Arme. Mit betonter Zärtlichkeit. Mamynhas Begrüßung wurde sehr förmlich und rasch erledigt. Er sagte: „Guten Abend, Lotte! Wie geht es meiner Mama?" Er sah nicht, wie schön sie war, wie gut und hilfsbereit. Ihre Züge erschlafften zu ratloser Trauer. Sie ging schweigend neben ihm her, Elisa an ihre Hand nehmend, damit etwas ihre schweren Schritte befeuerte. Mister Woe schritt mit dem Papa, der väterlich-wohlwollende Fragen an die Kleinen stellte, bisweilen waren die Spitzen nicht völlig verborgen. Die Kinder antworteten ziemlich einsilbig, da ihre Phantasie von andern Dingen erfüllt war. Sie erzählten vom Garten, von der Mamynhalibelle und von Fehrbach. Mister Woe erklärte: „Ich habe nicht gewußt, Papa, daß er ein wirklicher Dichter ist!" Der Generaldirektor tat sehr erheitert. „Und warum glaubst du, daß er ein wirklicher Dichter ist?" — „Er kann so schöne Geschichten erzählen, wirkliche Geschichten." Da keine Antwort erfolgte, sagte Mister Woe: „Elisa soll nicht immer ‚Mann' zu ihm sagen." Dasselbe Schweigen. „Warum fragst du nicht, Papa, warum Elisa nicht Mann sagen soll?" Der Kleine gab endlich den Kampf auf. Er blinzelte eine heimliche Träne fort. Bis zur Villa wurde kein Wort mehr getauscht. Aber zu Hause, nach allgemeiner Begrüßung, während welcher der Generaldirektor ein stetes Lächeln als

Maske trug, zeigten ihm die Kinder die Zimmer. Mit rührender Umständlichkeit berührten sie alles, was anders war als im vergangenen Jahr. Auch in Fehrbachs Zimmer mußte er, geführt von ihnen, eintreten. Er sah nichts als Blumen. Nun fiel die Maske. Zu Erminia, Mamynha und der Mamain, welche den Kindern nachgeeilt waren, sagte er plötzlich: „Ihr habt ihm da wohl ein zu warmes Nest bereitet." Während die Mamain und Erminia die Kinder hinausführten, sagte Mamynha: „Es ist dein Wille gewesen, Leo! Herr von Fehrbach wird nicht um einen Tag länger bleiben, als dir recht ist." Sie war tiefrot im Gesicht. Sie erinnerte sich, daß sie sein Bild kurz vorher mit Blumen geschmückt hatte. Sie wollte ihn erinnern, daß er sein eigenes Zimmer noch gar nicht gesehen hätte. Aber er polterte mit einer humorvollen Brutalität: „Ja, ja, nun soll ich wieder irgendwen verkürzen, soll ins Unrecht gegen dich gesetzt werden, weil du immer ein Spielzeug haben mußt, eine Frau mit zwei gesunden Kindern." Mamynha war ratlos. Sie ging schweigend in die Küche.

Als Fehrbach erschien, tat der Generaldirektor sehr aufgeräumt. Er fragte: „Wer ist denn eigentlich von uns beiden der Hausherr?" Er verriet ihm eine Menge lohnender Spaziergänge, von welchen er bestimmt poetische Eindrücke haben würde.

Das gemeinsame Abendessen, an dem die Kinder nicht mehr teilnahmen, verlief unter heiteren Gesprächen. Alle trugen dazu irgendwie bei, um zu verbergen, daß der um die trauliche Lampe versammelte Kreis plötzlich verwandelt und seiner gewohnten Zusammengehörigkeit gleichsam beraubt war. Alle zeigten die Bereitwilligkeit von Schiffbrüchigen, die auf einer menschenleeren Insel gestrandet waren, und irgendwie zusammenhelfen mußten. Nach dem Abendessen rief der Generaldirektor ganz unvermittelt: „Kommen Sie, lieber Freund, wir gehen noch auf ein Glas Wein, Sie müssen einige unserer Honorationen kennen lernen."

Mamynha wagte einen leisen Einspruch. Er wäre doch von der Bahnfahrt ermüdet, ob man nicht lieber etwas plaudern oder musizieren sollte? Er lachte sie seltsam starr an. „Nun gönnt Ihr mir ihn wohl auch ein paar Stunden?" Sie verstand alles. Ja, er sollte ihnen entzogen werden. Sollte nicht in ihrem kleinen Kreis zur Wirkung kommen vor dem Mann gegen den Mann. Fehrbach tat ihr leid. Aber sein heiterer Blick tröstete sie. Sein Handkuß war feurig. Ihre Hand brannte. Sie trat ans Klavier und öffnete es.

Die Herren suchten das Restaurant auf, in welchem sich an diesem Abend ein Volkssängerpaar vorführte. Der Mann war sechzig, die Frau zwischen vierzig und fünfzig. Sie traten beide in derselben Fiakertracht auf, mit gelben, großkarierten Hosen, braunen Röcken und lichtgrauen, steifen Hüten, die sie bei jedem Anlaß vom Kopf nahmen, um das Publikum zu bekomplimentieren. Ihre Stimmen waren gänzlich verblichen. Die Eindeutigkeit ihrer lasziven Bänkelgesänge widerte Fehrbach an. Er sprach ohne Besinnen dem Wein zu. Zum Glück saßen einige ältere Leute an ihrem Tisch, Sommergäste, wie sie, mit denen Herr Kamm ein belebtes Gespräch führte, ohne Fehrbach irgendwie beteiligen zu können. Fehrbach beschäftigte die seltsame Artistenkatastrophe auf der Gartenestrade. Die schreienden, fuchtelnden, sinnlos beweglichen Menschenruinen, deren Humor erstarrtes Inventar war. Daß die Armen ihre Unzulänglichkeit nicht spürten? Besonders die Frau machte ihn ratlos. Als ob der gefühlte Verlust aller weiblichen Reize nur mehr in einer grotesken Gemeinheit Ersatz finden könnte. Eine ihrer Glanznummern war, daß sie sich in den Vortrag eines Couplets teilten, indem der Mann den harmlosen Vers bis zum letzten Wort sang, welches er verschwieg, als schämte er sich; während die Frau für diese Pointe, eine durch den Reim vorbereitete Zote, mit einer Schamlosigkeit einsprang, welche das Obszöne geradezu betonte. Dennoch wieherten die männlichen Zuhörer, und ein paar Damen taten in einer Weise verschämt, welche sich nicht bis zum Protest des Errötens aufschwang, sondern nur die Aufmerksamkeit von der Sängerin auf ihre Verschämtheit abzog.

Fehrbach beobachtete die Vorgänge und Menschen mit fast nüchterner Sachlichkeit. Vor allem den Generaldirektor. Er studierte seine Bewegungen, sein Lachen, seine zwiespältige Anteilnahme. Wie seine Angewidertheit mit konventionellen Rücksichten paktierte. Wie er

zehnmal von seinem Glase nippte, ohne zu trinken, nur um die Animiertheit der Umgebung noch zu betonen. Fehrbachs Glas füllte er beständig nach. Fehrbach interessierte alles an ihm, als müßte ihm unbedingt klar werden, wie Mamynhas Mann war, ihr Besitzer, ihr Richter. Während einer Pause in dem anspruchsvollen Gespräch der Tischgenossen stieß Fehrbach mit ihm an. Er hätte bisher immer allein getrunken, allerdings mit Absicht, man vertrüge sonst die zweifelhaften Darbietungen wirklich nicht; aber nun müßte ihm sein freundlicher Wirt endlich Bescheid geben. Der Generaldirektor lachte mit einer Erinnerung an die Korpsbrüderei. „Ex denn", sagte er jovial. Es kam eine Zwiesprache zustande. Ein Frage- und Antwortspiel mit behaglich verblüffenden Ergebnissen. Man nahm wahr, daß der andere gar nicht so einseitig oder für die eigenen Interessen und Sorgen unbrauchbar war. Der Kaufmann entdeckte Reales im Schwärmer, der Künstler im anderen Gesichtspunkte von ideeller Bedeutung. Annäherungen vollzogen sich ohne Verpflichtungen für die Zukunft. Man nahm nur das Wesensverwandte in Kauf. Aber Schranken fielen, willkürliche Begrenzungen. Der Ältere war beruhigt, war zufrieden, zeigte in der gleichen, schichtenden Art Anteil an dem Lebensplan des Jüngern. Er sonderte. Der Wein glich langsam das Gemütsniveau aus. Gefühlsseligkeit schwamm auf dem Seelenspiegel wie eine Blase.

Der Generaldirektor sagte gerührt: „Wenn Elisa so weit wäre!" Die Blase war geplatzt. Konzentrische Wellenkreise zirkelten ab. „Sie sagt ‚Mann' zu Ihnen!"

Fehrbachs Phantasie war emsig daran, die Brücke zu erhalten. Es war nur ein schwankendes Brett. Er träumte: „Elisa ist das vollkommene Gefäß. Man muß nur abwarten, bereitstellen, nicht scheuern, der vollkommene Inhalt kommt von selbst: die kostbare Einheit in Form und Füllung."

Der Generaldirektor folgte widerwillig. Er betonte: „Elisa wird zu weich werden. Sie ist Reinzucht der Frau; Lotte ist lebensuntüchtig." Er erschrak darüber, daß er vor dem andern „Lotte" sagte. Er schob das Weinglas von sich, als wäre es an dieser Entgleisung irgendwie beteiligt. Um das Gesagte verständlich zu machen, ergänzte er behutsam: „Meine Frau ist die ideale Frau, die ideale Mutter — bei vollständiger Abgeschlossenheit. Die Menschen, das Fremde in jeder Gestalt, kurzum alles von außen Eindringende verwirrt sie, macht sie unsicher; blendet, läßt Verheißungen erstehen, Unerfüllbarkeiten. Aber sie weiß, fühlt, daß es Unerfüllbarkeiten sind, dies beruhigt."

Fehrbach war zum Widerspruch gereizt. Die Wärme des Weins im Gehirn hielt zurück. Er fürchtete zu viel zu sagen, sich oder Mamynha bloßzustellen. Für den Gatten wäre schon Schimpf, wenn der vermeinte Fremde sie besser verstünde. Er war noch wach genug, um das Gefahrvolle dieser Lockungen zu innerer Beleuchtung ganz zu durchfühlen. Er witterte die Falle, stellte ein Axiom auf: „Es gibt Frauen, deren Wesen aus so sicheren, edlen Gesetzmäßigkeiten besteht, daß Schädliches an sie nicht herankann, daß weder nächster noch fremdester Einfluß an dem sinnvollen Ableben ihres Daseins etwas zu ändern vermag; die Frau Generaldirektor gehört zu diesen unglücklichen oder glücklichen Frauen." Er stellte sie mit diesem gesellschaftlichen Rang gleichsam wieder an des Gatten Seite, als wäre es eine Entwürdigung, von der Vertraulichkeit Gebrauch zu machen, mit welcher sie in dem Gasthausgespräch als „Lotte" aufgeführt war. So hatte es der Generaldirektor nicht mehr nötig, sich in krausen Beziehungen zu ergehen, er war der Besitzende, er hatte den Schlüssel zu allen Zugängen. Er mischte sich rasch in die allgemeine, laute Animiertheit der Tischgenossen, plätscherte wohlgefällig in dem seichten Gewässer der Anbiederung und Erkenntlichkeit, von welcher die Leutseligkeit des einflußreichen Industriellen umspült war.

Schlag zwölf verließ er das Restaurant. Er sagte mit einem sentimentalen Lächeln für die Tischgesellschaft: „Heim zu Muttern." Man begeiferte ihn mit verheißungsvollen Komplimenten über die Schönheit der Frau. Pries an, was er vorfinden würde. Nach vierzehntägiger Askese. Fehrbach stand daneben, wehrlos, von Übelkeit befallen. Er stürmte voraus. Er entschuldigte sich. Er müsse sich ergehen. Ihm wäre nicht wohl. Der Generaldirektor drückte

ihm kameradschaftlich die Hand. „Daß Sie so wenig vertragen", sagte er mit leisem Vorwurf. Fehrbach war wie einem Nachtwandler zumut. Er bog irgendwo von der Straße ab, rannte.

Der Sonntag war wie ein Familienfest gefeiert worden. Der Generaldirektor hatte zwar offiziell bedauert, daß Fehrbach für einige Tage eine Einladung auf den Semmering hatte annehmen müssen, wo sich gerade eine verwandte Familie aufhielt, aber die Art, mit welcher der pathetische Hausherr plötzlich Frau und Kinder in ungeschmälerter, gerührter Besitzfreude mit Aufmerksamkeit und Zärtlichkeiten umgab, ließ erkennen, daß er den Gast nicht vermißte. Natürlich war die Achtzigjährige dem Mittagtisch und dem Tee beigezogen, von dem Generaldirektor eigenhändig bedient worden. Er hatte dabei Mamynha gestanden, es sei geradezu eine Wohltat, einmal wieder unter sich, in trautem Familienkreis zu sein. Ein besonders betonter Überfluß an guten Gerichten und der gleichfalls hervorgehobene Reichtum der Aufmachung mußte das Gezwungene der Freude, das Äußerliche der Zusammengehörigkeit verbergen helfen. Am Abend war der Generaldirektor wieder nach Wien gefahren. Er hatte Mamynha beim Abschied mit würdevoller Versöhnlichkeit einigemal geküßt, hatte vor Anerkennung und Zufriedenheit gestrahlt. „Du bist ja wieder vernünftig, Lotte!" hatte er festgestellt.

Mamynha hatte am nächsten Morgen ihr Zimmer nicht mehr verlassen können. Niemand wußte, warum. Mamain und die Schwestern waren verständig genug, sie einige Zeit sich selbst zu überlassen; sie spürten, daß sie irgendeiner Krise entgegenging, welche sie allein zu bewältigen wünschte. Sie schenkten ihre ganze Sorgfalt und Liebe den Kindern.

Auch Fehrbachs Rückkunft brachte nicht wesentliche Veränderungen. Nicht nur Mamynhas Krankheit, an welcher er seelische Konflikte vor allem beteiligt wußte, auch sein eigener Zustand forderte unnachgiebig, daß er die Flucht nach dem Semmering im Kammschen Hause irgendwie fortsetzte, indem er sich ganz in seine Arbeit vergrub. Da gleichzeitig ein paar Tage hindurch auch das Wetter ans Haus fesselte, wobei der feine, anhaltende Regen die Trostlosigkeit des Lebens irgendwie unterstrich, war Ablenkung nicht zu befürchten. Als Mamynha nach fast einer Woche ihrer freiwilligen Haft wieder erschien, sah sie ihn zum Glück noch so gesammelt und für das Wirkliche unempfindlich, daß es ihr leichter fiel, die Last des Lebens wieder ganz auf sich zu nehmen. Der Mamain war nicht verborgen, daß diese Last plötzlich verdoppelt war. Es war rührend zu sehen, wie sie nun in unauffälliger Weise beständig an ihrer Seite war, so daß sich ihre stärkere, weniger verwundbare Schulter unmerklich unterschob und das Unbekannte mittrug.

Trotz des furchtbaren Zwiespalts, in welchem sich Mamynha befand, war sie nach seiner Arbeit gespannt, nahm versteckt daran teil mit der Furcht und Fürsorge ihrer Mütterlichkeit. Wohl hatte sie sich alles anders gedacht, hatte sich vorgestellt, wie er ihr Bruchstücke vertraut machen, gewisse Absichten kundgeben, ihren Rat, ihr Einverständnis ausforschen, sie an dem Vorwärtsschreiten beteiligen würde. Aber, was hatte sie überhaupt noch zu hoffen? Wie freundlich hatte sie sich der Schönheit dieser Welt einteilen, ihre Güte allgegenwärtig machen wollen! Aber so oft sie ihr Herz öffnete, spannte, ihr Bewußtsein der größeren Aufgabe entgegenwachsen ließ, wurde sie tiefer, endgültiger angeschmiedet. Ihr Haus, dessen lichtdurchflutete Räume noch vor kurzem der Freude geöffnet waren, hatte die dumpfe Ruhe, die schmerzliche Gestilltheit einer Heilstätte.

Mitten in diesen lebensfeindlichen Frieden der Villa Elisa geriet das plötzliche, von niemand vorhergesehene Auftreten Rufs. Er stand mit einemmal im Salon, von den Kindern stürmisch begrüßt, welche den Augenblick benutzten, endlich von ihren gleichsam verbotenen Stimmen und ihren übrigen Betätigungsmöglichkeiten erlösenden Gebrauch zu machen. Sie schrien in allen Sprachen der Welt. Er rettete sich ans Klavier und spielte ihnen rasch in den höchsten Oktaven ein märchenhaftes Glockenthema vor, wobei er die Finger wie sich kreuzende Springbrunnenstrahlen hohe Bögen beschreiben ließ, so daß die kleinen Schreihälse aneinander geklammert sprachlos dastanden, bis Mamynha erschien. Sie kam schon mit einem vor-

bereiteten Lächeln, da sie sein Spiel gleich erkannt hatte. Während sie ihm irgendwie erste Rede stehen mußte, führte er ein weißes Tüchlein an die Augen und trocknete die ungewollten Tränen. Beide waren der schonungsvollen Zufälligkeit dieser Tränen dankbar. Denn inzwischen hatten sie ihr wahres, inneres Lächeln gefunden. Ruf trat sofort zu dem Notenkasten und entnahm ihm ein Brahmsheft. Aus dem Vorspiel, in welchem er langsam in die Tonart und Stimmung des Liedes vordrang, ein oder das andere Motiv einflechtend, wußte sie, daß es: „Wie Melodien zieht es mir leise durch den Sinn" werden sollte. Nach einer kleinen Pause begannen sie. Ihre Stimme fiel mit träumerischer Entschlossenheit ein. Das zweite: „Und schwebt wie Duft dahin"... war der erblassende Traum ihrer Liebe. Ruf strich mit gleitenden Fingern gespenstisch über die Tasten. Als rührte er an den Saiten einer verborgenen, sehr edlen Harfe. Er lockte ihre Musikalität. Ließ sie dann selbst heranflüchten. Denn Musik ist wie ein Priesterornat, jede Gestalt vermag ihn auf sich zu nehmen und das Heilige darzustellen. Sie ist wie ein weitfallender Mantel, der den König und Bettler wohl kleidet. Der alle Wunden verbirgt. Man kann mit jedem Gefühl in Musik aufgehen. Sie ist nie eindeutig. Mamynha schwelgte im Lied. Ihr Gefühl ergoß sich in eine eigenwillige Form. Sie sang das „feuchte Auge" ohne Erinnerung, daß ihr eigenes vor dem gleichen Schicksal stand, ohne Wissen, daß Poesie unsere Seele nur wahrhaft zu ergreifen vermochte, wenn beider Inhalt übereinstimmte.

Noch ehe der letzte Ton verklungen war, stand Fehrbach in der Türe. Mit großen, seltsam erwachten Augen. Aber Ruf hatte die Kraft, rasch zu entspannen. Er faßte die Menschen und Ereignisse, wenn es ihm not schien, mit einer Sachlichkeit an, welche den Gefühlsüberschwang sofort auflöste, entmischte. Es war wie ein chemischer Vorgang. Sein Einverständnis mit den triebhaften Kräften und Anlässen der irgendwie schwierigen Lage war indes nur verleugnet, nicht völlig verweigert, er ersparte nur sich und den andern die demütigende Überraschung, daß das verratene Gefühl Mißstimmung brachte. Er wußte, daß edle Herzen, wenn ihnen ihr Glück vorenthalten blieb, ihre Kämpfe haben mußten, aber wenn sie nach Art der Kinder ungebärdig tobten und Unbezwingbares erzwingen wollten, dann blieb nur diese sinnlose Kundgebung wirksam — der Mißklang. Während ihr Warten, ihr gläubiges Harren die Strahlenkrone der Verklärung trug, welche der Krone des Glücks wie eine Schwester glich. Ruf sagte: „Grüß Gott, kleiner Dichter! Wir wollen in dieser vernünftigen Betätigung fortfahren. Die gnädige Frau ist fabelhaft disponiert."

Es war allen dreien wohl. Mamynha sang noch einige Schumannlieder. Danach fiel Ruf ein Band Duette in die Hand; er schlug „Athalia" auf. Da Fehrbach einen leidlichen Tenor hatte, mußte er die eine Stimme übernehmen, während Mamynha den zweiten Part sang... „Denn Kinder, die ihm folgsam sind, läßt er zu seinem Frieden kommen."... Wie sehr auch die tiefe Sentimentalität in ihnen Verwandtes aufrühren wollte, sie blieben doch der fast nüchternen Musizierfreudigkeit treu, mit welcher sie das ihnen neue Lied in Angriff genommen. Es wurde ein ganz heller, besonders in den Terzen jauchzender Hymnus an die Kinderzeit, zu welcher sie noch nicht völlig alle Zugänge verloren hatten.

Dann zauberte Mamynha in rührender Erkenntlichkeit das landesübliche Bischofsbrot und Kaffee mit Schlagobers, während die Freunde mit den Schwestern und den Kindern ein unverfängliches Plaudern begannen und ab und zu auch Gelegenheit fanden, sich nach ihrem eigenen Belieben zu verständigen. Man war sehr vergnügt. Während Fehrbach wieder an seine Arbeit ging, wurde Ruf von Mamynha und den Kindern, da der Regen glücklich ausgesetzt hatte, bis an sein Hotel begleitet. Aber er vergalt es sogleich, indem er nach Ablegen des Regenmantels wieder auftauchte und fast den ganzen Weg mit ihnen zurückmachte. Sie mochten ein bewegtes, gegenseitig teilnehmendes Gespräch geführt haben, da die Kinder vollständig zu Statistenrollen verdammt, den fortwährenden Ermahnungen schließlich entliefen und lange vor Mamynha am Gartentor ankamen.

Am andern Tag war wieder Sonne. Alle Wege waren von hellgekleideten Menschen begangen. Man sah durchaus freundliche, von der gereinigten Natur erbaute Gesichter. Auch die Stimmen waren heller, der wunderbaren Umgebung bedacht und angepaßt.

Fehrbach war zu Schober zum Mittagessen geladen, wo er Ruf vorfand und die Brüder Sonnenschein. Es gab eine lustige, übermütige Tafel, an der die mangelnde Hausfrau nur in schelmischen Anekdoten beschworen war, von welchen eingefleischte Junggesellen immer einen unversiegenden Vorrat haben. Da der Philharmoniker zum Leidwesen des Bruder Bankbeamten ständig gegen die wohlmeinende Unterweisung des Baron Knigge an Tafelfreudige verstieß, gedieh die Sitzung am Ende zu schallender Heiterkeit. Am köstlichsten war, wenn die Ausstellungen des einen ebenso verkehrt waren wie die Verfehlungen des anderen, oder wenn beide von Ruf und Schober angeführt wurden, welche bisweilen ein Gericht absichtlich den feineren Tischgepflogenheiten zutrotz mißhandelten. Schobers Liebenswürdigkeit als Hausherr ging so weit, daß er mit Ruf zu gleicher Zeit in Tränen ausbrach, als hätte er für das konvulsivische Lachen dessen Übel freiwillig übernommen. Nach dem Essen wurde eine Stunde Bridge gespielt und danach die Jause in dem Jägerhaus des gefälligen Wirtes verabredet. Ruf und der Philharmoniker, welche für „Bergpartien" keinerlei Sympathien bezeigten, sollten mit dem Wagen hingebracht werden, während Schober, der Bankbeamte und Fehrbach die Wanderung zu Fuß antraten.

Fehrbach ging beinahe allein. Er war irgendwie überflüssig, da das Gespräch mit dem gepflegten Sonnenschein die vorgezeichnete Linie der platonischen Vertrautheit mit dem Jagdvergnügen und andern seigneurhaften Gebräuchen streng einhielt. Fehrbach konnte den frischgebadeten Wald mit träumerischer Erregtheit betrachten. Auch nach Belieben da und dort etwas verweilen. Er hatte eine förmliche Leidenschaft für die weichen, bizarren Geflechte der Moose. Überhaupt der Waldboden mit seinem heiligen Modergeruch! Er schien ihm die planvollste Werkstätte Gottes, die wunderbarste Arbeitskammer der Natur, in welcher sich ihre Mischungen und Verdichtungen in Jahrtausenden vorbereiteten und vollzogen.

Schober war stehen geblieben, um Fehrbach zu erwarten. Sie waren an einer Wegkreuzung angelangt. Er rief Fehrbach freundlich an: „Wollen Sie uns nicht an Ihren Gedanken teilhaben lassen, Ferry Fehrbach?"

Fehrbach war einen Augenblick schwankend. Da er indes ein Gespräch nur wahrhaft entwickeln konnte, wenn es an dem Gegenstand festhielt, der ihn erregt hatte, sagte er: „Mir weht hier so herrlich Tod und Ewigkeit in Brudereintracht entgegen." Schober lachte: „Ich weiß, Fehrbach, das Spielen mit diesen Gedanken hat einen eigenen Reiz, wenn man so jung ist."

Fehrbach antwortete ein wenig herausfordernd: „Ich hoffe, meine Erfahrung davon wird mich im Alter weniger noch bedrücken. Ich glaube an eine Art Reinkarnation nach dem Muster der Seelenwanderung. Ich sehe das Zerfallen der Leiber, des Körperlichen, das sogenannte Verwesen. Kann aber irgend etwas verloren gehen in der Welt? Nehmen wir nicht die Entmischungsprodukte wahr von allem Zerfallenen, Absterbenden? Es sind Zellen, sagen die Weisen. Ein Zellenstaat ist zerfallen, scheinbare Anarchie ist eingetreten. Irgendwie wird ein neuer Zusammenschluß sich vollziehen. Ich weiß es nicht, ich ahne nur, wie der Körper zerfällt, so muß es auch mit dem Geist, der Seele oder dem Bewußtsein geschehen. Es ist gebunden an eine bestimmte Zusammensetzung, an ein chemisches Gemenge, welchem es innewohnt. Wenn aber nichts völlig verschwinden, nur sich anders gruppieren, umordnen, umwandeln kann, muß dann nicht auch diese Seele, dieses Bewußtsein in irgendeiner Form erhalten bleiben? Ich bin nicht so anspruchsvoll, es in seiner Kompaktheit, sozusagen in Lebensgröße erhalten — vorauszusetzen, dagegen scheint mir die zerfallene, umgestaltete chemische Unterlage zu sprechen, welche sich nicht von dem Geistigen, mit welchem es früher eine Einheit gebildet, so abtrennen läßt, daß es zwar selbst vollständig aufgelöst wird, während der Geist noch über den stofflichen Resten wie ein Phönix schwebend wartet, bis er aus der Asche wieder neu erstehen würde können. Auch dies scheint mir wenig wahrscheinlich, daß

diese entkörperte, entwesentlichte Seele irgendwo im All herumzuirren oder mit einer größeren Einheit dieses Bewußten im All wieder zusammenzufließen vermöchte, also gleichsam in die Heimat zurückkehrend, von welcher sie ausgegangen. Nein, ich bin bescheiden. Wenn meine Seele im Tode in gleicher Weise zerfiele oder gewandelt würde, wie der Leib? Vielleicht ist dieses zerfallende Bewußtsein noch reich genug, daß es in hundert kleineren Existenzen an einer neuen chemischen Unterlage haftet? Als Lied einer Vogelkehle vielleicht, als Schwirren der Biene? Irgendwo lebt es und bleibt es erhalten."

Schober hatte ihn sanft untergefaßt und ihn auf eine sonnenbeschienene Waldblöße gezogen. Käfer, Mücken, Bienen schwirrten ihnen wie sinnlos entgegen, sie spürten sie förmlich als Würfe, mit solcher Kraft taumelten sie an die Menschenhaut, an das helle Gewand. Der Alte sagte: „Sie haben recht, kleiner Dichter. Wir befinden uns in einem seltsamen Hexenkessel. Lassen wir aus uns zusammenbrauen, was der gütigen Mutter Natur gefällt. Nur haben Sie mir das Moralische ganz weggelassen. Wenn alles so willkürlich zerfällt, lassen Sie doch wenigstens hoffen, daß es der edlen Seele nicht auf dieselbe Art ergeht wie dem fühllosen Schurken, welcher hier oben nur Elend und Leid gesät hat."

Fehrbach verständigte sich durch ein Lächeln mit ihm, das wie ein Leuchten von Seele zu Seele war. Er sagte: „Augustinus bekennt dem Herrn: ‚So ist alles gut, was da ist'; er meint, so weit es ein Wesen hat. Aber meine Theorie schließt nicht Strafaktionen aus, denn ob ich aufgelöst — die Durchdringung der alten Substanzen mit neuen Wesenheiten — so oder so erlebe, ist nicht bedeutungslos. Es gibt Erscheinungsformen, welche wir als schön, als wunderbar und begehrenswert ansprechen, und wieder andere, welche sich und anderen Ekel und Qual sind. Hier wird hoffentlich ein gerechtes Prinzip, das dem zerfallenden Wesen irgendwie eingeordnet ist, am Werke sein, denn wie Augustinus an anderer Stelle sagt: ‚Die Veränderlichkeit der veränderlichen Dinge (andere gibt es nicht, sei eingeschaltet!) ist aller Formen fähig!' Auch ist meine Erklärung nur die nüchternste, unglücklichste, denn alle anderen Möglichkeiten des Fortlebens nach dem Tode bieten dem edlen Bewußtsein die vollkommenste Beruhigung, Genugtuung. Wie herrlich wäre, wenn wir befreit von dem Frondienst, welchen wir dem Körper geleistet, nach seliger Entkerkerung — nur dem unendlichen Bewußtsein entgegenzufliegen hätten, würdig der Vereinigung mit ihm, durch nichts mehr von ihm getrennt." Nachdem sie noch einige Zeit durch den herrlichen Hochwald geschritten waren, öffnete sich der schattende Dom gegen Westen, und sie langten auf einer hügelförmigen Alm an, welche bereits den Blicken das freundliche Jägerhaus darbot. Der Wagen stand noch davor, die Pferde wurden im Kreis herumgeführt. Der Jäger, ein herkulisch gebauter Steirer, kam ihnen entgegen, den Herrn vertraut respektierend, die anderen freundlich bewillkommend. An der Tür wartete seine Frau, ein kleines schwarzes Wesen, dessen Feuer von Arbeit nur gebändigt schien. Man nahm an vorbereitetem Tisch im Freien Platz. Alles lechzte zuerst nach einem Trunk Wasser aus der dicht neben dem Haus einlaufenden Quelle. Indes die kleine Frau zeigte sich bald mit großen, schweren Kannen, in welchen der würzige Kaffee, die heiße Milch bereitstanden; der Mann brachte frischgeschleuderte Butter und selbstgebackenes Schwarzbrot; Schober holte aus dem Innern des Blockhauses eine Flasche alten Weins und herrliche Zigarren. Die Brüder Sonnenschein dehnten und streckten sich wohlig, der Philharmoniker saß sogar in Hemdärmeln. Trotzdem hatten sie die poetischsten Wendungen für das sonnige Plätzchen und dessen einzigartige Schönheit. Der Hunger machte empfänglich, die Sättigung gab ihre Zufriedenheit mit der Natur kund. Nach freundlichem, harmlosem Geschwätz nickten die alten Herrn fast zu gleicher Zeit ein.

(Fortsetzung folgt.)

Lessings Werke bei Bong

Wenn das Deutsche Verlagshaus Bong & Co. in dieser Zeit eine Ausgabe von Lessings Werken in 20 Textbänden vorlegt[1]), dem noch je ein Band Anmerkungen und Register folgen soll, so ist es vor einem Verdachte geschützt: dem der Spekulation auf Instinkte des Publikums. Erwägt man weiter, wieviel Geld in eine derartige Ausgabe hineingesteckt werden muß, ehe nur der erste Band hinausgegeben werden kann, so kann man nicht umhin, den Mut zu bewundern, der dazu gehörte, sie ins Auge zu fassen, und die Ausdauer, sie unter denkbar ungünstigen Aussichten durchzuführen. Die beiden Herausgeber, Julius Petersen und Waldemar von Olshausen, haben zu dem bedeutenden Unternehmen einen Stab von Mitarbeitern gewonnen: den inzwischen uns entrissenen Karl Borinski, Fritz Budde, Albert Hirsch, Waldemar Oehlke, Walther Riezler, den verstorbenen Alfred Schoene, Eduard Stemplinger und Leopold Zscharnack.

Ein Bild von der Ausgabe geben, heißt eines von Lessing geben. Kaum für einen andern unserer Großen gilt so sehr das Wort: „Zeige dein Werk, verbirg dein Leben!" Bezeichnenderweise wird der Umfang von Petersens biographischer Einführung vom Gesamtumfang der Einleitungen zu den einzelnen Gruppen um ein Mehrfaches übertroffen. Die ersten 6 Bände umfassen ungefähr das, was der Durchschnittsgebildete von Lessings Werken kennt, zum mindesten dem Namen nach: Gedichte und Dramen, Literaturbriefe, Laokoon und Dramaturgie, Freimaurergespräche und Erziehung des Menschengeschlechtes.

Aber wie lückenhaft dies landläufige Bild von Lessing ist, zeigt die Tatsache, daß die genannten Werke nicht einmal ein Drittel seiner gedruckten Lebensleistung darstellen. Schon im 2. Teile des 6. Bandes beginnt der unbekannte Lessing, der uns, auch heute noch, genau soviel, vielleicht im Gegenteil: heute sogar mehr denn je bedeutet und zu sagen hat, wie der bekannte. Den Anfang bilden die „Vorreden", zu eigenen Sammlungen, zu Übersetzungen, zu fremden Schriften; durchweg von hohem Reize, sachlich, mehr noch persönlich gehaltvoll, sind sie am ehesten mit Goethes kleineren literarischen Rezensionen zu vergleichen. Ihnen folgt „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes", heute noch unschätzbar als Dokument der Kritik des französischen Geistes, mit Ausblicken in die eigene Literatur, und die „Briefe". Darf man das „Neueste" als Vorläufer der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" betrachten, so nehmen die „Briefe", in ihrer zwanglosen Mischung gelehrten und schönen Schrifttums, Erscheinungen vorweg wie die „Deutsche Rundschau" oder die „Süddeutschen Monatshefte". Ihnen schließt sich wie von selbst Band 9 an: „Zeitungsartikel und Rezensionen", aus dem man erst einen Begriff von Lessings journalistischer Kleinarbeit erhält.

Der „Theatralische Nachlaß" (10) läßt Blicke tun in die Werkstatt des schaffenden Dramatikers: Die Themen von Grabbes Hannibal, Ibsens Catilina kündigen sich an, aber auch Cosi fan tutte, schon Lessing will Calderons „Leben ein Traum" übersetzen, das Faustfragment steht neben der Treulosen Witwe und den Hanswurst-Plänen, die Werther-Parodie neben dem höchst merkwürdigen Plane vom barmherzigen Samariter, der dem „Nathan" folgen, und in dem „der Levit und der Priester eine gar brillante Rolle spielen" sollte. Band 10: „Das Theater des Herrn Diderot" — Diderots Stücke übersetzt mit allen Vor- und Nachworten — fehlt sogar in der großen historisch-kritischen Ausgabe, ebenso wie die Übersetzungen von Voltaires Gedanken über die Trauer- und Lustspiele der Engländer, und von Du Bos' „Von den theatralischen Vorstellungen der Alten". Die kleineren dramaturgischen Schriften füllen, wie die über Dramen und Theater der Antike, je einen starken Band, ebenso wie die Schriften zur klassischen Literatur, zur Geschichte der Fabel, zur deutschen Sprache und Literatur, zur antiken und zur modernen Kunstgeschichte. In vier Bänden ist das Werk des Theologen und theologischen Herausgebers zusammengefaßt. Der letzte Band bringt die philosophischen Schriften, wobei wir besonders dankbar sind für die angefügten Gespräche Lessings mit Jacobi; den Schluß

[1]) Ganzleinen, holzfreies Papier, Fadenheftung, echt Goldpressung, jeder Band 4.80 Mark.

bilden die Dokumente des Wolfenbütteler Bibliothekars und die autobiographischen Aufzeichnungen.

Je gründlicher man die Ausgabe vornimmt, desto klarer wird der Eindruck, daß hier eine der bedeutendsten editorischen Leistungen unserer Klassikerbibliotheken überhaupt vorliegt. Die Einleitungen der Herren Herausgeber zu den einzelnen Abteilungen geben zugleich jeweils ein Stück deutscher, vielfach europäischer Geistesgeschichte und einen Längsschnitt durch Lessings Lebenswerk. Besonders seien Riezlers meisterhaft klare Disposition des „Laokoon" genannt, Petersens Einleitung in der „Dramaturgie", diejenigen Stemplingers zur antiken Literatur, Schönes zur antiken Kunstgeschichte, Zscharnacks zu den theologischen und Olshausens zu den philosophischen Schriften. Wenn die Bongsche Ausgabe so außerordentlich empfehlenswert ist, so ist es vor allem auch diesen Einleitungen zu danken, die es verschmähen, die Leser durch eine „Schau" zu blenden von der Art, wie strebsame Literaturhistoriker sie schon im Seminar aus dem Füllfederhalter schwitzen, sondern die einfach sachlich sind, substanzerfüllt, Erkenntnis nicht im Orakelton umnebelnd, sondern aus der Fülle tatsächlicher Kenntnis aufbauend. Keiner vielleicht von dem Siebengestirn von Klopstock bis Jean Paul ist der heutigen Literatur so bitter not wie Lessing.

Polyphonie ist eine wesentlich deutsche Eigenschaft. Ein großer Deutscher ist kein Fachmensch. Lessing war eine nicht minder polyphone Natur als Goethe. Erstaunt sehen wir, in wie zahlreiche wissenschaftliche Disziplinen er eingreift: Religionswissenschaft, Philosophie, Sprachwissenschaft, Ästhetik, Literaturgeschichte, germanische Philologie, klassische Philologie und Altertumswissenschaft, deutsche Kunstgeschichte: man denkt an Leibniz und an Goethe. Bei keinem unserer Klassiker, außer Goethe, haben wir so unmittelbar das Gefühl der Kontinuität, des Fortwirkens, der Unsterblichkeit des Geistes wie bei Lessing.

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Ernst Penzoldt

Der Bildhauer, Graphiker und Dichter Ernst Penzoldt (geb. in Erlangen am 14. Juni 1892) ist literarischen Kreisen zuerst durch einen kleinen Gedichtband „Der Gefährte" (1922)[1]) bekannt geworden, der in den Jahren spätexpressionistischer Formlosigkeit durch seinen gepflegten Formwillen Aufsehen erregte. Er ging stofflich allerdings kaum über das Daseins- und Gotteserlebnis einer inbrünstigen Knabenseele hinaus, der Haltung nach kaum über den Ruf der Einsamkeit und mußte so an eine gewisse Erlebnisenge denken lassen, die späteren Wegen das noch Unbekannte vorbehielt.

Erst der Band „Idyllen" (1923) zeigte, wie sehr die Erlebnisse der Kindheit die Entwicklung Penzoldts geformt haben und wie tief die Ursprünge des ganzen Menschen gerade in dieser Zeit zu suchen sind. So kreisen seine Gedanken noch um die längst vergangenen Dinge, die aus der Ferne wirken wie etwas Unabänderliches, allgemein gültig Gewordenes, die zum Symbol erhoben werden und sich an Gestalten mit unwirklichen, preziösen Namen heften. Eine sachliche, schlichte, fast nüchterne Sprache schreitet in knappen Sätzen vorwärts und strebt die flüchtigen Gesichte gleichsam in die Wirklichkeit zu zwingen. Diese kurzen Geschichten mit ihrer leisen Melancholie sind nicht Idyllen im schulmäßigen Sinn des Vollglücks in der Beschränkung. Vielleicht ist „Das Wasserrad" die einzige, die der Begriffsbestimmung Jean Pauls noch ungefähr genügt. Es handelt sich immer um ein wenig Unordnung und Leid, das am Ende, wenn das Ziel einer Sehnsucht erreicht, ein Traum verwirklicht ist, ausläuft in Ruhe und Befriedigung. Penzoldts Gestalten leben nicht in sich geschlossen. Sie suchen außerhalb ihres Ich Ergänzung und Erfüllung. Da verschmilzt Wendelins Schatten mit dem Radgeist. Da geht der Gefährte Angelus durch „Die sieben Träume" und über Traummög-

[1]) Erschienen wie die anderen Werke Penzoldts im Verlag Ernst Heimeran, München.

lichkeiten findet Albrecht eine erste Brücke zu seinem neuen Gespielen Gabriel, die ihm die Bestimmtheit der persönlichen Erscheinung versperren wollte. Solche Freundschaften aber, die irgendwie im Jenseitigen begründet sind, dauern auch über den Tod hinaus. In Traum und Vision setzt sich die erlebte Gemeinsamkeit fort. „Der geflügelte Knabe" erscheint nächtlich dem Lukas, und die Grausigkeit der Wedekind'schen Kirchhofsszene wird hier von einer anderen, durchsichtig klaren Szene überstrahlt, in der die Schönheit eines jenseitigen Lebens auf den Träumenden übergeht: „Wir fliegen und sind schön".

Die Schloßgeschichte „Der Schatten Amphion" (1924) gibt dem Gemeinschaftserlebnis eindeutig Richtung auf ein gemildertes und rationalisiertes Doppelgängermotiv in der Linie des Peter Schlemihl. Alle ungelebten Erlebnisse, alle Wünsche und Sehnsüchte legt der junge Hauslehrer in eine poetische Idee, die er an seinen Schatten heftet und mit dem Namen Amphion nennt. Amphion folgt müde und nachgiebig den kleinen Schmerzen und Nöten seines Lebensganges und gehört zu der Gemeinschaft von Lehrer und Zögling schließlich wie ein dritter Kamerad.

Mit der Michelangelo-Novelle „Tommaso Cavalieri" (M. N. N., Die Einkehr Jg. 6, Nr. 61/62) wird das nun geklärte Freundschaftserlebnis endlich objektiver an einem geschichtlichen Stoff gemessen. Der noch ungedruckte „Winckelmann" folgt auf dieser Bahn, während die hier vorliegende Kindergeschichte „Christiane und Vier" zum erstenmal andere Bereiche der Kinderseele zu erschließen strebt. Der in Arbeit befindliche Roman „Der Zwerg" aber geht von der Kindheit in eine spätere Entwicklung.

München. Arthur Hübscher.

Neuerscheinungen

Gavarni. Herausgegeben und eingeleitet von Eduard Fuchs. Mit 29 Textillustrationen und 80 in Originalgröße nachgezeichneten Lithographien. Großfolio, Ganzleinen M. 35. Der Verlag Albert Langen in München hat seinem Daumier nun den lang erwarteten Gavarni folgen lassen. Was an den Wiedergaben sogleich auffällt, ist, daß sie nicht mechanisch photographiert, sondern echte Lithographien sind, so echt, daß es nur kleiner Nachhilfen bedürfte, um sie als Originale in den Handel zu schmuggeln. Sie sind von Gavarnis Blättern so wenig zu unterscheiden, daß der Verlag, um jedem Mißbrauch vorzubeugen, sich genötigt sah, die Blätter durch die Verlagsinitialen als Wiedergaben kenntlich zu machen. Der Zeichner, dem die erstaunliche Leistung zu verdanken ist, heißt Paul Mechel. Zu diesem ersten Novum: daß Gavarni genau mit denselben technischen Mitteln und genau auf dieselbe technische Weise vorgelegt wird, wie bei seinen Lebzeiten, gesellt sich ein zweites: so viele Originale sind in Deutschland noch nie geboten worden. Für die meisten Kunstfreunde war Gavarni ein bloßer Name; jetzt ist es möglich, sich 80 Blätter von ihm zu erwerben zu einem Preise, den man früher für den zehnten Teil hinlegen mußte. Über Gavarni etwas zu sagen, erübrigt sich. Eine Bemerkung aber läßt sich nicht unterdrücken: um wieviel geistreicher, lebensvoller, künstlerischer diese Blätter sind, als das Beste von vor dem Kriege bei uns. Liegt es zum Teil mit am Verfahren? Wenn man diese samtartig tonigen Blätter eins ums andere besieht, möchte man fast glauben, daß auch auf diesem Gebiete die Fortschritte der Reproduktion den Rückschritt der Produktion nicht nur begleiten, sondern erzeugen. Denn — wenn auch kein Gavarni darunter war — wenn wir die gleichzeitigen Jahrgänge der Fliegenden Blätter durchsehen, haben wir dasselbe Gefühl. Wenn dieser Band am Ende gar einem geborenen Zeichner zur Erkenntnis und Selbstentdeckung verhelfen würde? Denn die Talente sind immer da; nur die Vorbilder sind meist so stupid...

Von einer eigentümlichen zarten Mystik erfüllt sind die Gedichte von Ruth Schaumann: Der Knospengrund, die im Theatinerverlag, München, erschienen (geb. M. 3,50). Wer von Rilke herkommt, hat das Gefühl, aus einer konstruierten Atmosphäre in eine erlebte zu

schreiten: diese Gedichte sind so rein in sich beschlossen, daß man jeden Ton von Rilkes „Stundenbuch" daneben als äußerlich empfindet.

Ruth Schaumann ist zugleich als Bildhauerin tätig, wie die 16 vorwiegend religiösen „Werkblätter" (Verlag Deutsches Quickbornhaus, M. 6) dartun. An diesen Plastiken unterscheidet man bald ein zeitstilistisch, sogar modisch Bedingtes von einem Persönlichen, das mit dem Persönlichen der Dichtungen eins ist. Wenn Ruth Schaumann diese expressionistischen Beeinflussungen der Zeit überwunden haben wird, kann sich ihr Persönliches erst entfalten.

Neue „Bücher der Rose": Adalbert Stifter, Briefe, Schriften, Bilder, mit lebensgeschichtlichen Verbindungen, mit 6 Tafeln in Kupfertiefdruck, davon fünf nach Ölgemälden Stifters. Kartoniert M. 3, Ganzleinen M. 5. Gottfried Keller, Briefe und Gedichte. Mit lebensgeschichtlichen Verbindungen. Preise wie oben. Jean Paul. Briefe von, an, über ihn. Mit lebensgeschichtlichen Verbindungen, einem Jean Paul-Bildnis und Ansichten seiner Wohnsitze. Kartoniert M. 4, Ganzleinen M. 6. Ich empfehle seit Jahren meinen Schülern der obersten Klassen des Gymnasiums, als Grundstock ihrer Eigenbücherei sich jeden Monat abwechselnd einen braunen Langewiesche-Band (Bücher der Rose) und einen blauen zu kaufen; auf diese Weise bekämen sie Bücher, die sie ihr Leben lang freuten. Das Wesentliche ist, daß hinter beiden Buchreihen zwei Brüder stehen, verschieden an Neigungen und Interessensphären, gleich an Wille, zu wirken und Deutschland zu dienen.

Neue Gaben des Volksverbands der Bücherfreunde. „Deutsche Plastik" von Georg Lill, mit 32 Kunstbeilagen in Kupfertiefdruck, dazu 32 Abschnitte Text über das betreffende Kunstwerk, beginnend mit dem Hildesheimer Domportal und bis ins 18. Jahrhundert die Entwicklung an besonders bezeichnenden Werken aufzeigend. Das Seitenstück zu dem genau so angeordneten Bande von Dülberg über deutsche Malerei. — Karl Federn, Das Zeitalter Dantes, mit Bildern in Kupfertiefdruck. Eine Umarbeitung des vor 25 Jahren zuerst erschienenen und seither wiederholt aufgelegten Werks, das zu den gediegensten Einführungen über den Dichter, seine Zeit und Umwelt gehört. — Rudolf Schiestl, Fränkische Wanderungen. 40 Bleistiftzeichnungen, Landschaften und Figürliches, von einer gewissen kalligraphischen Sauberkeit der Wiedergabe. — Silhouetten der Schwester (Rosa Assing) von Varnhagen von Ense: acht entzückende Scherenschnitte aus der Biedermeierzeit. — Arthur Kampf, 20 Radierungen zu Shakespeare in handsignierter Mappe: ein Beweis, daß der V.d.B. auch auf dem Gebiete der Originalgraphik Gediegenes bietet. — Des Priesters Wernher 3 Lieder von der Magd, nach der Fassung der Preußischen Staatsbibliothek metrisch übersetzt und mit ihren Bildern herausgegeben von Hermann Degering. Diese Bilder, eines der herrlichsten Denkmale mittelalterlichen Buchschmucks, in Gold, Blau, Rot und Grün, sind originalgetreu wiedergegeben. Wohl das schönste Buch, das der V.d.B. bis jetzt herausgebracht hat, und neben „Der Nibelunge Not" das verdienstvollste. — Arnold, Schlaraffenland (nach Hans Sachs): ein Bilderbuch, das meinen Kindern immer wieder Spaß macht, Bilder wie Verse, die sie auswendig können. — Aram, Der Goten Glück und Ende: die ungeheure Gotensaga nach Prokopius wirkungsvoll neu gestaltet, ebenfalls ein hervorragend verdienstlicher Band, von dem, wie von manch anderen, nur zu bedauern ist, daß er für höhere Schulen nicht einzeln angeschafft werden kann. Hierin: daß man immer die Jahresreihe mit in den Kauf nehmen muß, liegt m. E. der schwache Punkt des V.d.B. gegenüber anderen Buch-Gemeinschaften.

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 22. April 1926
Verantwortlicher Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München — Druck- und Buchbinderarbeiten R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

Deutsche Jugendbewegung

Von Dr. Ernst Kemmer in München

Über das Schicksal Deutschlands entscheidet nicht die augenblickliche Notlage, entscheiden nicht die politischen Maßnahmen der Regierungen und der Parteien, die uns aus dieser Notlage befreien wollen, sondern letzten Endes die Frage, ob das deutsche Volk noch die gesunde Lebenskraft in sich trägt, die es in den Stand setzt, die Not von innen heraus in ihren Ursachen zu überwinden. Wir müssen eine Arbeit auf kurze Sicht und eine Arbeit auf weite Sicht leisten. Wir müssen mit den Kräften, die uns zur Verfügung stehen, in die Verhältnisse, wie sie gerade sind, eingreifen und nach bestem Wissen und Gewissen Politik machen. Wir können dabei Augenblickserfolge erzielen oder Mißerfolge haben und können schließlich doch nur das Schicksal weiter erfüllen, das zum Untergang Deutschlands oder des Abendlandes führt. Aber eine Politik großen Stils werden wir nur dann durchführen können, wenn wir zugleich auch auf weite Sicht zu arbeiten verstehen, wenn wir mit dem in die Tiefe eindringenden, aber auch weite Horizonte umfassenden Blick für die Zukunft neue Grundlagen zu schaffen vermögen, ohne dabei die Verbindung mit den in der Vergangenheit gewachsenen Kräften zu verlieren.

Auf allen Gebieten des Lebens brechen schöpferische Kräfte hervor. Zu diesen Kräften, die dem Leben heute neue Bahnen weisen wollen, gehört auch die Jugendbewegung. Freilich dürfen wir das Wort Jugendbewegung dabei nicht in dem allgemeinen Sinne verstehen, in dem wir es vielfach gebrauchen. Was man gemeinhin Jugendbewegung nennt, das umfaßt zwei Richtungen, die zum Teil einander geradezu widersprechen. Die Jugendbewegung ist einmal in die Jugend hineingetragen worden, anderseits aus der Jugend selbst hervorgebrochen. Die Bewegung, die in die Jugend hineingetragen worden ist, geht von Erwachsenen aus. Sie ist ein Teil des großen Kampfes um die Jugend, der geführt wird, weil man an den Satz glaubt: „Wem die Jugend gehört, dem gehört die Zukunft". Die Bewegung aber, die aus der Jugend selbst hervorgebrochen ist, strebt gerade nach Freiheit von der Herrschaft der Zwecke, sie will das Leben aus eigener Bestimmung und Verantwortung gestalten. Diese beiden Richtungen sind auch organisatorisch voneinander verschieden. Die eine umfaßt die Verbände, die wir im allgemeinen als Jugendpflege bezeichnen, die andere vertreten die Bünde, die wir Jugendbewegung im engeren Sinne nennen. Gleichwohl deckt sich die begriffliche Scheidung nicht vollständig mit der organisatorischen. Die Jugendbewegung im engeren Sinne wirkt auch in die Jugendpflegeverbände herein, und der Geist der Jugendpflege, der die Jugend für eine bestimmte Lebensauffassung erziehen will, hat auch die Jugendbewegungsbünde erfaßt. Auch die Jugendbewegung treibt Jugendpflege. Sie kommt aber dabei zum Teil mit ihrem Wesen in Widerspruch.

Auch innerhalb der Jugendbewegung im engeren Sinne gibt es zwei Richtungen. Die eine strebt nach Freiheit von der Herrschaft der Zwecke, weil sie überhaupt ungebunden sein will. Sie ist der letzte Ausläufer des modernen Subjektivismus und Individualismus. Die andere will deswegen von der Herrschaft der äußeren Zwecke frei sein, weil sie eine Fälschung des Sinnes der Lebensordnung in ihr sieht. Ihr Ziel ist der im tiefsten Innern gebundene Mensch, der Ehrfurcht vor der göttlichen Lebensordnung hat. Schöpferische Kräfte wohnen nur dieser Bewegung inne. Aber wiederum fällt die begriffliche Scheidung nicht mit der organisatorischen zusammen. Die Masse, die nur ihren Subjektivismus ausleben will und in der Jugendbewegung eine günstige Gelegenheit dazu erblickt, hat sich allen Bünden angehängt, bestimmt das äußere Bild und hat die ganze Bewegung in Verruf gebracht.

Gleichwohl sind in den Minderheiten, die die Jugendbewegung getragen haben, Kräfte wach geworden, die eine Neuschöpfung des deutschen Lebens erwarten

lassen. Diese Minderheiten stehen in allen Lagern. Es gibt hier kein Rechts und kein Links. Sie sind verbunden durch ein gemeinsames Lebensgefühl, durch eine organische Lebensauffassung, und aus ihr entspringt die Erkenntnis, daß die Isolierung der Werte und die Atomisierung der Menschen, die das Leben in Fragmente auseinandergerissen hat, überwunden werden muß in einer Synthese, die der natürlichen Rangordnung der Werte gerecht wird und dem Leben seinen Gemeinschaftscharakter wieder gibt. Diese organische Neugestaltung des Lebens soll sich auch auf Politik und Wirtschaft erstrecken. Die Jugendbewegung arbeitet darum nicht wie die Parteien mit Kompromissen, sie strebt auch nicht nach Diktatur, sie will Synthese. Sie verwirft den rationalistischen Grundsatz der Gleichheit. Sie rechnet mit der Mannigfaltigkeit des Lebens, Aber sie verlangt Ergänzung und Zusammenfassung der verschiedenen Lebensfunktionen, der verschiedenen Werte und Rechte zu einem organischen Ganzen. Sie will den organischen Volksbegriff als Grundlage der Politik. Sie verfaßt darum auch keine fertigen politischen Programme. Sie sieht in den Programmen Rationalismus, der entweder doktrinär und praktisch einflußlos ist oder darauf ausgeht, dem Leben Gewalt anzutun. Sie sieht das Heil nicht im Programm, sondern im Menschen. Ihr Ziel ist Geist zu wecken, Menschen zu bilden, die Menschen in die Berufe und Einrichtungen hineinzustellen und die Berufe und Einrichtungen mit einem neuen Geiste zu erfüllen.

Wer an den deutschen Geist glaubt, hält dieses Ziel für erreichbar. Er fühlt aber auch die Verpflichtung, Gelegenheit zu schaffen, daß die Menschen vom Geiste der Jugendbewegung hören und von ihm im Innern berührt werden. Diesem Ziel sollen ja auch die Aufsätze in diesem Hefte dienen, in denen Vertreter der verschiedenen Richtungen zu Worte kommen, so daß der Leser ein unmittelbares Bild heranwachsender deutscher Jugend erhält. Sie sollen Aufklärung geben über eine Sache, die verdient, im Volke und bei den verantwortlichen Stellen viel mehr Beachtung zu finden, als es in Wirklichkeit der Fall ist.

* * *

Auch die nationale Jugendbewegung ist einerseits Bewegung mit Jugendpflege verbunden, anderseits reine Jugendbewegung. Sie geht von einer bestimmten Vorstellung von Nation und nationaler Größe aus und bringt diese Ideen von außen an die Jugend heran, sie sucht aber ebenso den Begriff von Nation und nationaler Größe und Wohlfahrt neu zu gestalten.

Die nationale Jugendbewegung begann vor dem Kriege, als sich aus dem Gegensatz zwischen der Stellung, die das deutsche Volk zur Idee der Nation einnahm, und den politischen Forderungen, die die politische Lage der Nation stellten, eine starke Spannung entwickelte. Es war ja eines der großen Versäumnisse unserer Geschichte, daß das deutsche Volk nicht für den Nationalstaat erzogen wurde, der ihm durch das staatsmännische Genie Bismarcks geschenkt worden war. Man hat im ruhigen Gefühl einer auf realen Machtbesitz gegründeten Sicherheit den Kampf um die geistigen Ziele des nationalen Gedankens für nebensächlich gehalten und die professorenhaften Forderungen einer Nationalerziehung, wie sie schon Fichte erhoben hatte, in den Wind geschlagen. Man hat ruhig zugesehen, wie ein planmäßig geleiteter Ideenkampf dem deutschen Volke rationalistisches und materialistisches Denken in der Politik anerzog und nationales Denken und Fühlen vollends aberzog. Es hat freilich immer Kräfte gegeben, die in ihrem engeren Lebenskreise, in der Schule, in Vereinen und vor allem im Studententum positive nationale Arbeit geleistet haben, es ist insbesondere das geschichtliche Verdienst der Turnvereine, daß sie in ihrer praktischen Erziehung stets nationalen Forderungen Rechnung getragen haben. Aber als nun die Spannung, die zwischen dem Geist und der Gesinnung des Volkes und den tatsächlichen politischen Verhältnissen so groß geworden war, daß sich daraus eine Gefahr für unseren nationalen Bestand ergab, da ist in national wachen Kreisen der Wille lebendig geworden, den nationalen Gedanken selbst zur entscheidenden Macht in der Erziehung zu machen. Seitdem können wir erst von einer nationalen Jugendbewegung sprechen. Es war Jugendbewegung in

dem Sinne, daß sie von der jüngeren Generation ausging, die durch die Erfolge, die die ältere Generation errungen hatte, nicht gesättigt und deren Blick durch den Glanz des äußeren Lebens, das uns umgab, nicht geblendet war, es wurde Jugendbewegung aber auch in dem Sinne, daß sie an die Jugend sich wendete und in einer vorbildlichen Jugendpflege sich auswirkte.

Diese nationale Jugendbewegung ist bei uns in Bayern aus zwei Quellen hervorgebrochen. Fast zu gleicher Zeit und unabhängig voneinander ist die Pfadfinder- und die Wehrkraftbewegung entstanden. 1910 wurde von jungen Offizieren, deren Blick weiter reichte als bis zu den Grenzen subalterner Pflichterfüllung, der Wehrkraftverein gegründet. Freilich, diese Offiziere haben die Krise, in der unser Volk und unser Staatsleben sich befand, von ihrer Seite aus gesehen. Sie haben als Rekrutenoffiziere die Erfahrung gemacht, daß unserer Jugend die elementaren Eigenschaften und Instinkte verlorenzugehen drohten, die sie brauchte, wenn sie einmal richtige Soldaten werden wollte. Und sie haben in ihrem weiteren Lebenskreis gesehen, daß auch unserem Volke im ganzen die elementaren Eigenschaften und Instinkte zu schwinden drohten, die ein Volk braucht, um seine Freiheit zu bewahren und sich im Kampf ums Dasein zu behaupten. Gerade die Jugend zwischen Schule und Heer, die den zersetzenden Einflüssen des modernen Lebens, ganz besonders in der Großstadt, schutzlos preisgegeben war, ist eine nationale Sorge für sie gewesen. Sie haben nicht den Drang in sich gefühlt, die Jugend zu militarisieren. Sie wollten auch nicht militärische Jugenderziehung treiben um der militärischen Ausbildung beim Heere vorzuarbeiten. Sie wollten nationale Gesinnung wecken, indem sie den Geist in der Jugend pflegten, der das Heer zur ersten nationalen Erziehungsanstalt erhoben hatte. Dazu war es nicht notwendig, daß sie militärische Formen übernahmen und Soldatenspielerei trieben. Aber ein Gefühl der Männlichkeit, ein stolzes Kraftbewußtsein, sozialen Geist und die Bereitschaft zu restloser Hingabe an das Ganze haben sie auch innerhalb des Rahmens der ewig gültigen Gesetze der Jugenderziehung zu wecken verstanden.

Diese Wehrkraftbewegung ist eine durchaus bayrische Bewegung gewesen. Aber sie hat sich nahe berührt mit der Pfadfinderbewegung, die kurz vorher entstanden war und sich in rasch ausgreifender Entwicklung auf den weiten Boden des Reiches verpflanzt hatte. Die Pfadfinderbewegung entsprang nicht, wie die Wehrkraftbewegung, aus den Erlebnissen nationaler Not, die durch die marxistische Zersetzung des nationalen Geistes und durch die Verschärfung der sozialen Lage hervorgerufen war, sie sah die Not unserer Zeit von der allgemein menschlichen Seite an. Sie sah die Verluste des natürlichen Instinktlebens, die Verkümmerung wesentlicher Seiten des menschlichen Lebens, der Sinneskräfte, der praktischen Begabung, und erblickte darin eine Folge der modernen Zivilisation und des Stadtlebens, das den Menschen der Natur entfremdete. Sie ist aus den Erfahrungen entsprungen, die die Engländer in Kolonialkriegen, insbesondere in den Burenkriegen gemacht hatten, die die natürliche Überlegenheit der von der Zivilisation nicht entarteten Naturvölker fühlbar werden ließen, aber sie ist dabei nicht stehen geblieben, sondern hat das praktische Problem, das sich aus den Kriegserfahrungen ergeben hatte, zu einem allgemein menschlichen erweitert und sich auch die Überwindung der sittlichen Entartungserscheinungen des modernen Zivilisationsmenschentums zum Ziel gesetzt. Die Bewegung hat so von vornherein die Anlagen in sich getragen, zu einer allgemein menschlichen, europäischen oder internationalen Bewegung sich auszuweiten und sie hat dies auch getan. Aber die praktische Arbeit, die geleistet wurde, hatte doch großen nationalen Wert und darum ist sie auch von national denkenden Männern in den Dienst der nationalen Bewegung gestellt worden. Die vollwertigen Menschen, die die Pfadfinder erziehen wollten, das waren ja gerade die Menschen, die zur Verwirklichung der nationalen Aufgaben notwendig waren. Darum hat die Bewegung, auf Deutschland übertragen, von Anfang an in hohem Maß den Charakter einer nationalen Jugendbewegung bekommen. Sie hat sich eng mit der neuen Wehrkraftbewegung berührt und mit ihr auseinandergesetzt. Die beiden Bewegungen haben, um sich nicht entgegenzuarbeiten, ihre Gebiete abgegrenzt. Die Wehrkraftbewegung hat sich auf Bayern beschränkt und die Anfänge der Pfadfinderbewegung in Bayern in sich aufgenommen und dafür dieser in Norddeutschland freien Spielraum gelassen.

In Norddeutschland hatte sich indessen bereits eine andere Organisation gebildet, die äußerlich mit der Wehrkraftorganisation verwandt war, der Jungsturm. Man konnte seine Formationen Jugendgruppen des Heeres nennen, wie man heute Jugendgruppen von Parteien und Vereinen kennt. Sie entsprangen dem in Preußen lebendigen Soldatengeist und dienten dem Stolz des Preußen auf sein ruhmreiches Heer. Ihren Entstehungsgrund bildete also nicht das Erlebnis nationaler Not, vielmehr die Freude am nationalen Besitz. Sie waren das Unternehmen von jungen Menschen, die mit instinktiver Sicherheit die Werte erkannten, die in dem Geist

des preußisch-deutschen Heeres beschlossen lagen, und in ihrer Erfüllung Befriedigung und Jugendglück fanden. Aber je mehr sie ausreifte, desto mehr hat sich diese Organisation mit der Erkenntnis nationaler Not erfüllt und ähnlich wie der bayerische Wehrkraftverein die Pflege einer bewußt vaterländischen und sozialen Gesinnung als vordringliche Aufgabe betrachtet.

Indes die nationale Bewegung hatte noch weitere Kreise in ihren Bann gezogen. Der Gedanke die Wehrkraft durch Erziehung zu steigern hatte in verschiedenen Organisationen Eingang gefunden und verschiedene praktische Formen angenommen. Schließlich ist aus der nationalen Not auch der Jungdeutschlandbund erwachsen, der von Generalfeldmarschall von der Goltz 1911 gegründet wurde. Und so wurden nun auch alle Jugendverbände, die nicht unmittelbar auf die nationale Bewegung zurückgingen, aber doch nationale Erziehungsarbeit leisteten, an diese große Bewegung angeschlossen. Die Turn- und Sport- und Wandervereine, die konfessionellen und Standesvereine, die über 30 an der Zahl im Jungdeutschlandbund vereinigt wurden, stellten ihre Arbeit jetzt bewußt auf den Wehrkraftgedanken ein.

Die nationale Jugendbewegung konnte das Schicksal nicht mehr wenden. Was sie durch ihre praktische Erziehungsarbeit zu erreichen suchte, das wurde bei der großen Probe, die unserem Volke damals gestellt war, bereits vom Schicksal vorausgesetzt. Das deutsche Volk hat seine Existenzfähigkeit als Großmacht nicht beweisen können. Es ist in einem beispiellos tiefen Fall zusammengebrochen und hat nicht nur seine Macht, sondern auch seine Ehre verloren. Aber gerade dieser unerwartet tiefe Fall hat auf der anderen Seite neue Energien geweckt. Die Gleichgültigkeit und Feindseligkeit, mit der das deutsche Volk den nationalen Wert wegwarf, hat alle diejenigen, die wollten, daß das deutsche Volk noch eine Zukunft habe, mit der Erkenntnis erfüllt, daß jetzt von Grund aus neu angefangen werden müsse. Diese Erkenntnis hat einmal innerhalb der bereits bestehenden nationalen Jugendverbände den Erziehungswillen auf das geistige Gebiet gelenkt, um so mehr als die rein praktische Erziehungsarbeit durch die Verhältnisse seit der Revolution zur Einschränkung gezwungen wurde. In diesem Zusammenhang hat auch der bayerische Wehrkraftverein, der durch die Revolution in eine schwere Krisis gekommen war, sich in „Jungbayern" eine neue Organisation geschaffen. Zu gleicher Zeit aber wurde in Bayern und im Reich ein neuer nationaler Jugendbund für Jungen und Mädchen ins Leben gerufen, der sich Deutschnationaler Jugendbund nannte und sich besonders zum Ziele setzte, die starken sittlichen Kräfte und Ideale, die in der Geschichte der deutschen Vergangenheit nationale Bedeutung bekommen und sich vor allem in der Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates ausgewirkt hatten, in der Jugend zu pflegen.

Aber weil der nationale Erneuerungswille immer wieder gebannt wurde von der Erkenntnis der Mängel und Schwächen unseres nationalen Wesens, faßte man das Problem noch tiefer an. Man sah, daß man die alten Ideale nicht einfach der Jugend und dem Volke aufpfropfen könne, man sah, daß erst der Geist unserer Zeit gewandelt und die Idee der Nation und des nationalen Staates von all den Mängeln und Schäden befreit werden müßte, die sich in der Entwicklung des politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens ihr angehängt und von der Denk- und Gefühlsweise der nationalen Kreise Besitz genommen hatten. Darum ist die nationale Jugendbewegung nun in Verbindung gekommen mit einer anderen Jugendbewegung, die bereits weiter in die Zeit vor dem Kriege zurückreichte als sie selbst, die aber ursprünglich nicht das Geringste mit ihr zu tun hatte, ja sich feindlich gegen sie stellte, nämlich mit der Wandervogelbewegung.

Die Wandervogelbewegung war ursprünglich eine Freiheitsbewegung der Jugend. Sie kämpfte um das Recht der Jugend auf Jugend, sie sah in der Jugend einen eigenen Wert, der durch die Herrschaft der Zwecke, wie sie im modernen wirtschaftlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Leben bestand, nicht unterdrückt werden dürfte. Sie ist auf diese Weise in Gegensatz zu allen Bestrebungen gekommen, die das Leben der Jugend nationalen Zwecken und Zielen unterordnen wollte, wie sie zum Teil in der nationalen Jugendbewegung zum Ausdruck kamen, die gerade unter dem Einfluß des Krieges mehr und mehr rein militärischen Charakter angenommen hatte. Aber dieser Freiheitskampf der Jugend hat doch eine Bewegung entfesselt,

die sich nicht mehr auf den Kampf um das Recht der Jugend beschränkte, sondern noch eine tiefere Bedeutung gewann, indem sie immer bewußter die Richtung nahm auf die Bekämpfung der Schäden unserer modernen Zivilisation. Auf diesem Wege hat die Jugend die Schönheit und Wahrheit des von der modernen Zivilisation bedrohten Volkstums ganz neu entdeckt und mit einer echten und wahren Liebe gepflegt. Sie hat wie die Romantik die Schönheit und Reinheit des Volkstums sich vor allem im Mittelalter darstellen sehen, der Zeit, wo die Renaissance noch nicht den Bildungsgegensatz im Volke geschaffen und den Grund gelegt hatte zu der unseligen Kluft zwischen Volk und Gebildeten. Aber damit hat sie, ohne es zu wollen oder nur daran zu denken, der nationalen Bewegung den neuen Antrieb und Inhalt gegeben, der Voraussetzung für jede tiefere Erfassung des nationalen Gedankens ist, nämlich den Willen zur Volkstumsgestaltung.

Aber das deutsche Schicksal ist widerspruchsvoll. Was für andere Völker, insbesondere für die Slaven, die von deutscher Seite zumal durch die Lehren von Herder zu ihrem Volksbewußtsein erweckt worden waren, die Quelle des stärksten und lebendigsten Nationalismus geworden ist, das wurde für Deutschland ein Antrieb, den Nationalismus gerade zu überwinden. Mittelalter und Neuzeit traten auf einmal in der Gegenwart einander gegenüber. Menschen, die ihrer seelischen Struktur nach verschiedenen Zeitaltern angehörten, leben ja in der Gegenwart nebeneinander hin, die moderne Zivilisation breitet eine äußerliche Gleichheit darüber hin, aber in Zeiten der Erhebung, wenn die Seele sich in ihren Tiefen öffnet, werden die Formkräfte auch vergangener Zeitalter wieder lebendig.

Der deutsche Nationalismus der Gegenwart aber war ganz aus dem Geist der Neuzeit geboren. Er bejahte die Formkräfte, die zu der Entwicklung des von Bismarck geschaffenen Reiches geführt, er bejahte die staatbildende Kraft, die den Geist des preußischen Beamtentums und des preußischen Heeres geschaffen, er bejahte auch den Geist der Aufklärung, der aus der Reformation hervorgewachsen und in der Philosophie des deutschen Idealismus und in der Dichtung der klassischen Periode ein das deutsche Selbstbewußtsein unendlich steigerndes Werk vollbracht hatte, er bejahte den Geist der nationalen Wirtschaft, der in wenigen Jahrzehnten den stolzen Bau der deutschen Industrie geschaffen hatte. Nun aber lebten die germanischen Heldenideale wieder mit ursprünglicher Macht in der deutschen Seele auf und sie sahen in der nationalen Wirtschaftsordnung, die auf die moderne Industrie sich aufbaute, einen einzigen großen Widerspruch zu der Lebensordnung, wie sie vor den Augen der Seele stand. Und ebenso lebte das Mittelalter in der deutschen Seele wieder auf, da es ein Reich gab, dessen Schwerpunkt am Rhein lag und nicht an der Elbe, da das Christentum eine lebendige Macht im Staate war und das Staatsleben von sittlichen Kräften getragen wurde und nicht von dem organisatorischen Mechanismus der Bureaukratie, da der Geist des Rittertums seine romantischen Kulturideale hervorgebracht, da der freie Geist des Bürgertums an Stelle des im Feudalismus untergegangenen, vom Bauerntum getragenen Volkes ein neues einheitliches Volkstum geschaffen hatte. Aber nun ist es einmal so bei uns Deutschen. Man hat scharfsichtig alle Mängel gesehen, die in der Entwicklungszeit des deutschen Nationalstaates sich in unserem gesellschaftlichen, kulturellen, wirtschaftlichen und staatlichen Leben ausbildeten. Aber weil man gefühlsmäßig zu urteilen gewohnt war und das deutsche Erbübel in sich trug, den Bruder zu hassen und trotz aller Hinneigung zu germanischen und mittelalterlichen und christlichen Kulturidealen dennoch der Eitelkeit des modernen Menschen verfallen war, hat man mit den Personen, die den Nationalismus vertraten, aber zugleich die Schäden der modernen Zeit in ihrem Wesen offenbarten, auch die Sache verworfen und den Nationalismus sozusagen für diese Schäden verantwortlich gemacht.

So hat das tiefe völkische Erlebnis, das in der Wandervogelbewegung sich vollzog und auf der Tagung des hohen Meißners am 11. und 12. Oktober 1913 hinreißenden Ausdruck gefunden hatte, keine Stärkung des nationalen Willens gebracht, sondern ist zu einem gefährlichen Element der Zersetzung geworden. Die Wander-

vogelbewegung hat einmal im Kampf gegen die Schäden der modernen Zivilisation sich mit der international-demokratischen Lebensreformbewegung verbunden, auch im Nationalismus wie im Rausch Barbarei und Laster gesehen, die dem Stil eines reinen und geläuterten Menschentums nicht mehr entsprachen, sie hat eine mächtige katholische Bewegung aus sich hervorgebracht, die ihre geschichtlichen Ideale aus einer abgelaufenen Geschichtsperiode entlehnt und sich für den Gedanken eines katholischen Reiches begeistert.[1]) Sie hat ebenso eine sozialistische Jugendbewegung aus sich hervorgebracht, die sich zwar nicht gewerkschaftlich und wirtschaftlich an die Partei binden wollte, aber gegenüber der höheren Idee des Sozialismus, wie sie ihn verstand, in der staatlichen Vertretung des völkischen Gedankens nur Egoismus sah und den Abstand der kulturellen völkischen Bewegung von den Formen des neustaatlichen Lebens nicht stark genug betonen konnte.[2]) Sie hat sich im freideutschen Lager aus dem Völkischen ins Gemeinmenschliche umgestellt und ist unter dem Einfluß des russischen Geistes dem Auflösungsdrang verfallen, der das abendländische Gesellschafts- und Staatsleben von Grund aus verwandeln wollte.

Aber die Wandervogelbewegung hat aus sich auch eine nationale Bewegung hervorgebracht und diese stellte der radikalen Voraussetzungslosigkeit, die im problematisierenden freideutschen Lager zur Herrschaft gekommen war, den politischen Willen zu Volk und Staat entgegen. Es ist die jungdeutsche Bewegung[3]). Sie ist im August 1919 auf dem Lauenstein begründet worden. Sie steht im Widerstreit mit allem Nationalismus, der mit volksfeindlichem Kastengeist gesättigt ist, sie steht darum auch im Widerspruch mit dem Staat, der abhängig geworden ist von internationalen Mächten des Kapitals und der Wirtschaft und vom nationalen Egoismus einzelner Klassen und Schichten. Aber sie bejaht gleichwohl mit aller Entschiedenheit den Staatsgedanken und fühlt daher die Pflicht, durch aktive Mitarbeit und Teilnahme am öffentlichen Leben einer Erneuerung des Staates zu dienen, die dann auch die Erneuerung des Volkes möglich macht.

Unter dem Einfluß dieser jungdeutschen Bewegung vollzog sich nun auch innerhalb der nationalen Jugend, die nicht aus der Wandervogelbewegung hergekommen war, eine an Spannungen und Krisen reiche Auseinandersetzung zwischen Nation und Volk und zwischen Volk und Staat. Der neuzeitliche Geist staatlicher Willenszucht, wie er im Preußentum verkörpert ist, und der schöpferische Kulturwille, wie er den tieferen seelischen Anlagen des deutschen Menschen entsprach, mußte nun in seinem inneren Widerstreit in der Seele der nationalen Jugend selbst durchgekämpft werden. Die nationale Jugend war bisher von dem Inhalt ausgegangen, den der Begriff Nation in seiner geschichtlichen Entwicklung in der Neuzeit bekommen hatte, und sie hatte ihre Aufgabe nur darin gesehen, eben den geschichtlich gewordenen Nationalstaat zu erhalten. Nun aber ist von der Jugendbewegung der Begriff Volk an sie herangetragen worden und er ist ihr in seiner ganzen überwältigenden Größe aufgegangen. Man sah, daß das Volk ein naturhaftes Gebilde sei und daß die Bindung durch das Blut eine ungleich größere, geheimnisvolle Macht und Bedeutung habe, als die äußerliche Vereinigung in einer Staatsbürgergemeinschaft, man sah, daß das deutsche Volk weit über die Grenzen der deutschen Nation hinausreiche und daß zum deutschen Volke auch alle Deutschen gehörten, die jenseits der Reichsgrenzen in dem großen mitteleuropäischen Lebensraum und darüber hinaus in Europa und Amerika und den übrigen Erdteilen wohnten, und daß zum deutschen Volke auch alle die Deutschen gehörten, die jemals über die deutsche Erde gewandelt und noch in Zukunft, so lange es noch eine deutsche Zukunft gibt, in die deutsche Blutsgemeinschaft hineingeboren werden. Man fühlte, daß sich daraus ungeheure Verpflichtungen der Vergangenheit und Zukunft gegenüber ergeben.

Die nationale Jugendbewegung hat diesen Kampf und Widerstreit in sich ausgefochten. Freilich, das Erlebnis vom Volk war zum Teil so elementar, daß darübe r

[1]) Vgl. den Aufsatz von P. Theo Hoffmann in diesem Heft.
[2]) Vgl. den Aufsatz von Ernst Drahn in diesem Heft.
[3]) Vgl. den Aufsatz von Kurt Pastenaci in diesem Heft.

auch bei ihr der Gedanke an den Staat und die staatsformenden und -erhaltenden Kräfte zeitweilig ganz zurücktrat. Aber es ist anderseits doch auch in dem Geiste derer, denen das Wandervogelerlebnis zuteil geworden war, immer wieder als Reaktion gegen den allzu romantischen Kult, der mit dem Geiste des deutschen Volkstums und mit Lebensformen der deutschen Vergangenheit getrieben wurde, der harte staatliche Wille lebendig geworden, und es hat sich dann um so entschiedener die Bereitschaft ergeben, auch die staatlichen Formkräfte zu bejahen, die den neuzeitlichen Nationalstaat geboren, auch wenn sie mit romantischen Vorstellungen vom Geist deutscher Vergangenheit nicht in Einklang standen.

Damit wurden die Grenzen der nationalen Jugendbewegung freilich fließend. Es vollzieht sich nun ein steter Wandel und eine fortwährende Umbildung, die nach außen das Bild der Auflösung und Zersetzung bietet, in Wirklichkeit aber nur Begleiterscheinung eines neuen Werdens ist. Dieser lebendige Umbildungsprozeß erschwert es aber zum Teil, von den einzelnen Bünden eindeutige Bestimmungen zu geben und die verschiedenen Richtungen klar gegeneinander abzugrenzen.

Der Geist der völkischen Wandervogelbewegung, der nun in die schon bestehenden nationalen Jugendpflegeverbände eindrang, hat zunächst innerhalb des deutschnationalen Jugendbundes und innerhalb des deutschen Pfadfinderbundes zu einer Spaltung geführt. Die Kreise, die den Willen zur Erneuerung des Volkstums aus gemeindeutschem und sozialem Geiste heraus innerhalb ihres Bundes nicht entschieden genug ausgeprägt fanden, und die Formen, in denen der nationale Gedanke von autoritativer Seite vertreten wurde, nicht anerkannten, haben sich losgelöst. So sind aus dem Deutschnationalen Jugendbund der Jungnationale Jugendbund und aus dem deutschen Pfadfinderbund die Neupfadfinderschaft und die Ringpfadfinder hervorgegangen. Schließlich aber hat auch innerhalb der deutschnationalen Jugend diese Bewegung an Boden gewonnen und dazu beigetragen, daß der Deutschnationale Jugendbund sich nun den Namen Großdeutscher Jugendbund beilegte. Den äußeren Anlaß zu dieser Umbenennung bildeten freilich die Mißverständnisse, denen der Deutschnationale Jugendbund ausgesetzt war, indem man in ihm vielfach eine Jugendorganisation der Deutschnationalen Volkspartei erblickte. Es kamen darin aber auch geistige Bewegungen zum Ausdruck, die sich innerhalb des Bundes durchgesetzt hatten. Heute steht die Sache so, daß sich zwischen diesen Jugendbünden keine scharfe Grenzlinie ziehen läßt. Wie der Großdeutsche Jugendbund neben der Pflege der besten und edelsten Überlieferungen des preußischen Staates und Heeres dem Geist der gemeindeutschen Jugendbewegung und dem großdeutschen Gedanken Einlaß gewährt hat, so hat umgekehrt der Jungnationale Bund in wesentlichen Teilen die Pflege des kulturellen Volksbewußtseins zurückgestellt gegenüber der vordringlichen Pflicht, den Staatsgedanken und den Wehrgedanken mit aller Entschiedenheit zu vertreten. Der Geist der Jugendbewegung hat ferner die auf nationaler Grundlage aufgebaute gewerkschaftliche Organisation des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbands erfaßt, der in enge Verbindung mit dem Jungdeutschen-Bund getreten ist und in den „Fahrenden Gesellen" sich eine Wanderorganisation im Stile der Jugendbewegung geschaffen hat. Der völkische Geist, den die Jugendbewegung geweckt hatte, hat ganz besonders die Studentenschaft, deren nationale Überlieferungen unbestritten sind, zu einem Zusammenschluß in einer neuen, machtvollen und von praktischem Arbeitswillen beseelten Organisation veranlaßt, die sich Hochschulring deutscher Art nennt und ihren Geist über den Rahmen ihres Verbandes hinaus auch da wirksam in Erscheinung treten ließ, wo besondere Fragen zu einer Trennung geführt oder den Anschluß verhindert haben. Der Geist der Jugendbewegung hat aber auch die Führung gewonnen bei den neueren Verbänden, die aus Selbstschutzorganisationen hervorgegangen sind, wie z. B. beim Bund Oberland und beim Jungdeutschen Orden. Daß das Wandervogel-Erlebnis sich auch mit dem Gedanken strenger Selbstzucht und mit der Pflege wertvoller nationaler Überlieferungen vereinigen läßt, das zeigen vor allem die akademischen Gildenschaften, die eine glückliche Verbindung von Jugendbewegung und Studententum hergestellt haben, das zeigen auch neue Wandervogelbünde, wie der weit verbreitete Adler- und Falkenbund, der eine durchaus monarchische Verfassung aufweist und der beim Wandervogel stark betonten Autonomie die freie und freudige Bereitschaft zu Unterordnung und Disziplin entgegengestellt. Ebenso hat die nationale Bewegung Einfluß gewonnen auf die konfessionelle Jugendbewegung, die in der Öffentlichkeit in ihrer Gesamtheit als pazifistische Organisation angesehen wird, weil die Kundgebungen der pazifistischen Richtung in ihr die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit besonders auf sich gezogen haben. Es hat die Pflege bewußten Deutschtums, die innerhalb konfessioneller Bünde, wie z. B. bei Quickborn und Neudeutschland, oder bei den Köngenern und dem Bund deutscher Jugendvereine, geübt wird, nicht nur an sich dieselbe nationale Bedeutung, die dem völkischen Geist der

Jugendbewegung überhaupt zukommt, sondern sie hat zum Teil bewußt nationale Formen angenommen und zu engerem Zusammenschluß der national gerichteten Kreise geführt.

Wenn wir von nationaler Jugendbewegung sprechen, dann sind aber auch die Organisationen zu nennen, die vom neuen Geiste der Jugendbewegung wenig oder gar nicht berührt sind, sondern in Verbindung mit politischen Parteien stehen, wie z. B. die Jugendgruppen der Deutschen Volkspartei oder die Bismarckjugend der Deutschnationalen Volkspartei. Vor allem aber die der völkischen Partei nahe stehenden Jugendbünde, wie der völkische Jugendbund York und die Schilljugend. Hier kommt der staatliche Macht- und Freiheitswille besonders entschieden zum Ausdruck und hat einen neudeutschen Landsknechtsgeist erzeugt, der von aller Romantik und Sentimentalität frei ist. Aber auch hier wird neuerdings von maßgebenden Führern eine Verbindung mit dem Geist der Jugendbewegung gefordert und eine tiefe völkische Erneuerung aus Geist und Wille zum Ziel gesetzt.

Im Zusammenhang mit der Vertiefung und Erweiterung der nationalen Jugendbewegung hat auch der Jungdeutschlandbund eine andere Zusammensetzung erfahren, die durch den starken Anteil der Jugendbewegung gekennzeichnet wird. Es sind ihm ganze Reichsverbände angeschlossen, wie der Großdeutsche Jugendbund, der Jungnationale Bund, der Großdeutsche Pfadfinderbund, in dem sich neuerdings der Deutsche Pfadfinderbund, die Neupfadfinder und die Ringpfadfinder zusammengeschlossen haben, der Bund deutscher Jungmannen, der Jungsturm, die Fahrenden Gesellen, der Deutsche Jugendbund Bismarck, ferner provinziell begrenzte Verbände wie Jungbayern, Jung-Württemberg, Jung-Schlesien, Jung-Berlin, Jugendbund von Alvensleben u. a. Außerdem sind an die Landesverbände des Bundes neben zahlreichen kleinen örtlichen Verbänden mit Teilen angeschlossen: Adler und Falken, Altwandervogel, Jungwandervogel, die Landbundjugend, Ostdeutscher Jünglingsbund, evangelische Jungmännervereine, Bismarckjugend der Deutschnationalen Volkspartei, Jugendgruppen der Deutschen Volkspartei, Bund der Kaufmannsjugend im Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband, Jugendruderverbände u. a. Von weiblicher Jugend gehören ihm außer den mit den genannten Bünden vereinigten Jugendgruppen noch folgende Verbände an: Arbeitskreis deutscher Jugend, Deutscher Jugendbund, Deutsch-akademischer Frauenbund, Jugendgruppen des Deutsch-evangelischen Frauenbundes, Jugendgruppen des Königin-Luise-Bundes, Neulandkreis Berlin u. a.

Der Geist der der freien Jugendbewegung erschlossenen nationalen Bünde hat nun, ohne dem freideutschen Übel des Problematisierens zu verfallen, die nationale Bewegung auch auf das weite Feld des Ideenkampfes geleitet. Die nationalen Jugendpflegeverbände im engeren Sinne haben freilich in der Stille ihre praktische körperliche und geistige Erziehungsarbeit fortgesetzt, ohne sich um Probleme zu kümmern. Sie haben wie der Sohn in Kleists Katechismus der Deutschen auf die Frage: Warum liebst du dein Vaterland? nur geantwortet: Weil es mein Vaterland ist. Die Jugendbewegung aber hat getreu ihrer Überzeugung, daß der Zusammenbruch unseres politischen und nationalen Lebens durch Ideen verursacht wurde und daß in einer Zeit der Halbbildung die Herrschaft der Schlagworte und Vorurteile das entscheidende Hindernis für die Einstellung der gebildeten Schichten zum nationalen Gedanken geworden sei, einen Kampf mit der Herrschaft der Schlagworte aufgenommen und in der Klärung des begrifflichen Inhaltes von Nation und nationalem Staat einen wesentlichen Teil der nationalen Aufgabe gesehen. Was unbeachtet von der Öffentlichkeit und den parteimäßig gerichteten Schichten unseres Volkes in diesem Schrifttum geleistet wurde, bedeutet tatsächlich in gewissem Sinne bereits die Erneuerung des deutschen Lebens und der deutschen Politik aus deutschem Geist heraus. Es sei hier vor allem das „Deutsche Volkstum", eine Monatsschrift von grundlegender Bedeutung, genannt, ferner die „Jungdeutschen Stimmen", die bereits 1921 ihr Erscheinen wieder einstellen mußten, und ihre Fortsetzung, die „Jungdeutschen Rundbriefe", ferner der „Bannerträger", das Organ des Jungnationalen Bundes, die „Nationale Jugend", das Organ des Deutschnationalen Jugendbundes, die „Deutschen Akademischen Stimmen", die indes 1924 ihr Erscheinen auch wieder eingestellt haben, die „Deutschen Akademischen Blätter für das junge katholische Deutschland", die „Schützen- und Wanderbriefe", das „Dritte Reich" des Bundes Oberland.

Die Jugendbewegung hat die geschichtlichen und politischen Fragen nicht mit Parteigeist sondern mit Wahrheitsliebe und Wirklichkeitssinn behandelt. Und darum hat sie die geschicht-

ichen Kräfte, die die nationale Gegenwart gestaltet haben, zu ihrem vollen Rechte kommen assen. Darum hat sie zur Geltung gebracht, daß der deutsche Nationalismus der Neuzeit auch us ewigen Kräften des deutschen Geistes erwachsen, daß der preußische Geist des Beamten- ums und des Heeres, zu dem man sich so gerne in Gegensatz stellt, auch aus tief sittlichen Quellen des deutschen Gemüts gespeist wird und daß auch die gewaltige wirtschaftliche Entwicklung der Neuzeit nicht möglich gewesen wäre ohne die sittliche Hingabe der Person an überpersönliche Werte, die für den deutschen Menschen kennzeichnend ist. Sie hat zur Geltung gebracht, daß die tiefgreifenden Veränderungen, die der Geist des mit der Renaissance beginnenden Zeitalters im wirtschaftlichen und politischen Leben mit sich brachte, das deutsche Volk zwangen, neue Formen des Lebens aus sich hervorzubringen und daß man diese Lebensformen nicht ohne weiteres anklagen darf, weil sie sich von den Lebensformen der deutschen Vergangenheit unterscheiden. Sie hat auch geltend gemacht, daß die Schäden, die die neuzeitliche Entwicklung begleiten, nicht auf Rechnung des deutschen Geistes und nicht auf Rechnung der Mächte, die bei uns in Deutschland in der Neuzeit die Führung gewannen, zu setzen seien, sondern aus dem Geist der Aufklärung sich herausbildeten, wie er in England und Frankreich geprägt worden ist, und daß der Ursprung des modernen Nationalismus im eigentlichen Sinne, mit allen seinen üblen Begleiterscheinungen gerade in Frankreich und in der französischen Revolution zu suchen ist. Sie hat auch gegenüber den Angriffen, die immer gegen Bismarck und die Hohenzollern gerichtet werden, darauf hingewiesen, daß die Entwicklung des neuen deutschen Kaiserreiches, die im Gegensatz zur westöstlichen Linie, auf der die deutsche Geschichte ursprünglich verlaufen, auf einer ostwestlichen Linie vom deutschen Kolonialboden aus sich vollzog und erst auf dem Umweg über einen starken preußischen Staat zum deutschen Reiche führte, nicht nur ein Werk Bismarcks und der letzten Jahrzehnte gewesen, sondern mit ihren Wurzeln weit in die Jahrhunderte zurückreicht, in denen mit dem Zusammenbruch der alten Königsmacht das neue Prinzip der einzelstaatlichen Fürstenmacht sich durchsetzte. Aber sie hat gleichwohl die universalistischen Bestrebungen sehr ernst genommen, die zu dem egoistischen Machtgedanken des neuzeitlichen Nationalstaates in einem scharfen Gegensatz stehen und nun einmal aus dem deutschen Geistesleben nicht zu tilgen sind, mögen sie nun christlichen Charakter haben wie im deutschen Mittelalter oder kosmopolitischen wie im 18. Jahrhundert oder von dem Gedanken einer großen wirtschaftlichen Organisation getragen sein, wie in den jetzt auf einen europäischen Staatenbund hinzielenden Bestrebungen. Sie hat sich um so mehr mit diesen universalistischen Bestrebungen auseinandergesetzt, als sie tief in dem germanischen und deutschen Rechtsbewußtsein wurzeln, das den Einzelnen immer nur als Teilhaber eines größeren Ganzen sieht und die Voraussetzung für Friede und Freiheit darin erblickt, daß jedem sein Recht wird. Und sie hat ebenso alle die Fragen sehr ernst genommen, die sich auf die Erneuerung des religiösen Geistes in unserem Volke beziehen und die religiöse Erneuerung als Vorbedingung einer nationalen betrachten.

Die nationale Jugendbewegung hat freilich in diesem Ideenkampf den Gegensatz zwischen den Formkräften, die das preußische und das deutsche geschichtliche Leben nun einmal gestaltet haben, aber den Reichtum des deutschen Lebens ausmachen, nicht ausgleichen können. Sie hat keine Norm für nationales Denken aufgestellt. Aber sie hat den Gegensatz zwischen den seelischen Erscheinungsformen des deutschen Volkes und den staatlichen Notwendigkeiten, den Gegensatz zwischen Preußisch und Deutsch, zwischen Potsdam und Weimar überwunden, indem sie unter voller Bejahung der vielgestaltigen Fülle deutschen Kultur- und Stammeslebens den preußischen Staatsgedanken in ihren freien Willen aufnahm. Und sie hat diese Synthese vollzogen im Geiste des nationalen Wehrgedankens, der diese Synthese als Lebensnotwendigkeit für das deutsche Volk erscheinen läßt. Sie hat damit den Weg gezeigt, auf dem allein wir uns zu einer Nation ausbilden können.

Die nationale Jugendbewegung befindet sich zurzeit in der Krisis, wie die Jugendbewegung überhaupt. Die Richtung, in der unser Leben sich entwickelt, bewegt sich gerade in entgegengesetzter Linie. Der Rationalismus, der unser ganzes politisches Leben und unser ganzes Parteiwesen beherrscht, hält mit seinem mechanisierenden Druck und Zwang alles, was Bewegung heißt, nieder, und der Kampf ums Dasein hat auch die wertvollsten Kräfte, die die Bewegung getragen haben, in ihren Bann gezogen. Die nationale Jugendbewegung verfügt nicht über die Mittel, die den zerstörenden Kräften in unserem Volksleben zur Verfügung stehen. Gleichwohl, der politische Wille und die politische Einsicht, die in dieser Bewegung durchgebrochen sind, sind Kräfte, die im Stillen weiterarbeiten, immer weitere Kreise

erobern und schließlich einmal durchbrechen und auch an der Oberfläche unseres Lebens sich auswirken müssen. Die nationale Erziehungsarbeit, die unsere Regierung in den Zeiten des Glücks versäumt hat und die jetzt die Jugendbewegung mit ihren Mitteln nicht durchführen kann, haben nun die Feinde übernommen. Der praktische Anschauungsunterricht, den die Not unserer Zeit dem Volke gibt, drängt immer weiteren Kreisen mit zwingender Notwendigkeit die Erkenntnis auf, daß der tiefste Grund all der ungesunden Verhältnisse, die sich jetzt bei uns entwickeln und wegen deren wir uns selbst immer wieder gram sind, eben doch der Mangel an Lebensraum ist, und daß in der Zeit der Organisation des politischen und wirtschaftlichen Großbetriebes ein Volk, das leben und wachsen will, Macht braucht, um sich an dem Kampf um den Lebensraum beteiligen zu können. Damit ist der Kern der nationalen Frage erschlossen.

Die nationale Jugendbewegung hat in ihrem engeren Lebenskreise bereits den Beweis geliefert, daß eine Volksgemeinschaft als Vorbedingung einer nationalen Willensbildung möglich ist. Sie hat in der Jugend in kleinerem Umfang die Verbindungen bereits hergestellt, die in größerem Umfang in unserem ganzen Volke hergestellt werden müssen. Aus unseren Parteien eine Volksgemeinschaft zu bilden, ist ja eine bare Unmöglichkeit und darum erscheint uns der ganze Gedanke einer Volksgemeinschaft als Utopie. In der neuen Generation der Jugend hat aber diese Volksgemeinschaft bereits zum Teil Leben und Gestalt gewonnen. Die Annäherung, die sich zwischen der Jugend rechts und links, zumal zwischen den Jungdeutschen und den Jungsozialisten zu vollziehen begonnen hat, ist eine Verheißung und ein Symptom. Die nationale Jugendbewegung hat erfahren, was Volk sein heißt. Die nationale Jugend, die in der Bewegung steht, hat auch erfahren, was sozial sein heißt. Sie hat den Herrengeist und den Bildungsdünkel überwunden. Sie beteuert es nicht nur mit dem Wort, sie weiß auch im Herzen nichts mehr davon. Sie sieht in der werktätigen Jugend den gleichberechtigten Volksgenossen. Und die Jugend, die vom Sozialismus herkommt, aber in der Bewegung steht und ihre Selbständigkeit gegenüber der Partei bewahrt hat, hat erkannt, was die Nation ist.

So ist die nationale Jugendbewegung, wenn wir sie als Ganzes nehmen, ein Beweis dafür, daß der Wille und die Kraft, eine Erneuerung unseres politischen Lebens hervorzubringen in unserem Volke noch lebendig ist. Erneuerungswille spricht sich einmal im Sinn und Ziel ihrer praktischen Bestrebungen aus. Sie will mit ihrer körperlichen Erziehungsarbeit nicht bloß praktischen Zwecken dienen, es darf darum diese auch nicht mit militärischer Jugenderziehung verwechselt werden, sie will vielmehr durch körperliche Erziehung die seelische Gesundheit erzielen, die nationalen Willen und völkischen Instinkt zur natürlichen Folge hat. Erneuerungswille wirkt sich vor allem durch den Ideenkampf aus, den sie um die Reinigung und Läuterung des nationalen Gedankens führt. Indem sie den Renaissancegeist überwinden will, der den Nationalismus der Neuzeit zu einer Geißel der Menschheit gemacht hat, indem sie an seiner Stelle die organische Lebensauffassung der Jugendbewegung zur Geltung bringt, die eine soziale Rechtsordnung unter den Völkern fordert, gibt sie dem nationalen Gedanken wieder eine Prägung aus deutschem Geist. In dieser Fassung gewinnt der nationale Gedanke die Kraft, die Nation zu einigen und zum Kampf zu begeistern. In dieser Fassung läßt er sich aber auch mit den universalistischen Strebungen in Einklang bringen, die ein Erbteil des deutschen Geistes und der deutschen Geschichte sind. In dieser Fassung vollzieht sich die innere Verbindung von Nation und Volk, von Volk und Staat. Und es gibt dann keinen Unterschied zwischen nationaler und völkischer Bewegung. National und Großdeutsch sind eins geworden.

Die nationale Jugendbewegung leistet also Arbeit auf weite Sicht. Sie greift nicht in das politische Leben der Gegenwart ein, sie schafft Grundlagen für die Zukunft. Einstweilen geht die Flut des politischen Lebens an ihr vorüber und spottet ihrer. Die Jugend aber lebt aus dem Glauben an die Zukunft. Sie lebt aus dem Glauben an den deutschen Nationalstaat der Zukunft, aus dem Glauben an das neue, das dritte Reich.

Katholische Jugendbewegung

Von P. Theo Hoffmann, S. J. in Köln

Es ist da und dort behauptet worden, daß „Katholische Jugendbewegung" in sich ein Widerspruch sei. Tatsache ist jedenfalls, daß die Jugendbewegung nicht auf katholischem Boden gewachsen ist. Man mag zu Blühers Geschichte des Wandervogels stehen wie man will, es ist nicht zu leugnen, daß sie die soziologischen Momente, welche den Wandervogel und damit die Jugendbewegung ins Leben riefen, fein erschaut und dargestellt hat. Wenn man die dort dargestellten Ursachen der Jugendbewegung sich vergegenwärtigt, dann wird man verstehen, daß der Katholik nicht gerade mit Unruhe festzustellen braucht, daß Jugendbewegung zunächst ein nichtkatholisches Gewächs ist.

Jugendbewegung als Revolution setzt verrottete Zustände voraus. Zustände, wie sie uns Blüher in Steglitz schildert, hat der Katholizismus auch vor dem Kriege nicht zu beklagen gehabt. Das soll kein Selbstlob sein. Es kommt zum Teil daher, daß im deutschen Katholizismus infolge seiner wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lage gar nicht die Möglichkeit zu solchen Spannungen gegeben war, wie sie uns in Steglitz als typisch entgegentreten. Es war für den Vorkriegskatholiken wirklich keine Empfehlung, wenn er mit seiner religiösen Betätigung Ernst machte. Infolgedessen war der Gegensatz zwischen äußerer Betätigung und innerer Einstellung sicher nicht in dem Maße vorhanden wie anderswo. Sich als Katholik nach außen hin zu bekennen, setzte tatsächlich auch das Dahinterstehen der ganzen Persönlichkeit voraus. Man sieht: das später so betonte Problem der Wahrhaftigkeit im Religiösen, wuchtete nicht mit so großer Last auf dem Katholiken. Ferner hatten Gründe, die hier nicht zur Erörterung stehen, den meisten Katholiken den Weg in die höheren Kreise der Gesellschaft und damit auch in die dort vielerorts herrschende Fassadenkultur unmöglich gemacht. Familien, wie die Lily Brauns („Memoiren einer Sozialistin") waren doch verhältnismäßig selten in ihrer unwahrhaftigen Art: nach außen hin Repräsentation und Schein, innerlich ohne Kern. Daß man dem Katholiken oft vorgeworfen hat, die Hinwendung zu profankultureller Betätigung sei ihm nicht in dem Maß gegeben wie seinem andersgläubigen Landsmann, mag mit dazu beigetragen haben, daß der katholische Junge nicht so früh auf jene Bahnen geschoben wurde, in denen sich dem jugendlichen Auge nichts anderes bot als Verdienst, Vorankommen usw. Wenn also Jugendbewegung ursprünglich Protest war gegen religiöse und gesellschaftliche Verlogenheit, gegen allzufrühes Töten des jungen Menschen im Berufsmenschen, so seien hier die Gründe angedeutet, weswegen diese Revolution nicht in katholischer Luft geboren wurde.

Gewiß war auch der katholische Volksteil angesteckt von jener verdorbenen Luft, aber eines blieb ihm noch als letzter Halt: die Festigkeit und Unverrückbarkeit des Ideals. Unbedingte Wahrheits- und Offenbarungsreligion, wie sie der Katholizismus ist, bleibt bei allem Wechsel und Suchen und Tasten seiner Träger doch fest: die große objektive Norm, eben das Ideal. Darum fühlte sich der Katholizismus der Jugendbewegung der Meißner Formel gegenüber wesensfremd. Eine Weltanschauung, die das Subjekt vom Objekt, vom Absoluten her bestimmt, muß im Widerspruch stehen zu einer Lebensauffassung, die das Subjektive, Wahrhaftigkeit und Selbstbetätigung in sich, zu den entscheidenden Lebenswerten stempeln will. Die Wahrheit geht dem Katholiken über die Wahrhaftigkeit, daher denn auch das anfängliche Einandermißverstehen bei bestem Willen.

Dann wäre vielleicht noch auf eine andere Erscheinung hinzuweisen, die es erklärlich macht, daß der Katholizismus längere Zeit der Jugendbewegung mit einer gewissen Zurückhaltung gegenüberstand. Allem, was nach Überbetonung, nach Schwarmgeisterei aussieht, steht er zunächst mit Kühle und Ruhe gegenüber. Als Hüter Jahrtausende alter Weisheit und Form hält er sich allem neu aus dem Schoße der Zeit Ausbrechenden gegenüber zunächst zurück. Es ist nun einmal so, daß alles Neue notwendigerweise überbetont und überspitzt auftritt, da es sonst

gar nicht beachtet würde. Da spricht der Katholizismus zunächst ein „Nein" und zwingt durch dieses Nein das Neue, sich mit dem Alten auseinanderzusetzen, Maßlosigkeiten abzulegen. Erst wenn der in allem Neuen schlummernde goldene Wahrheitskern in dieser Auseinandersetzung herausgearbeitet ist, spricht der Katholizismus sein „Ja" und fügt ihn als neuen Edelstein in die Katholizität seines Wahrheitsbesitzes ein. So tat es die katholische Kirche mit der griechischen Philosophie, mit den Ergebnissen moderner Wissenschaften, so auch ist sie nun daran, es zu halten mit der Jugendbewegung. Klar und klarer hat sich allmählich herausgestellt, daß in der Jugendbewegung neben dem Negativen, dem Revolutionären, ein positiver Sinngehalt steckt. Wahrhaftigkeit, Selbstverantwortung, das Zertrümmern der bisherigen Gesetzestafel ist der Jugendbewegung ja nicht Selbstzweck, sondern nur ein Mittel, um sich frei zu machen für ihre große Sehnsucht: den neuen, den ganzen Menschen. Nur weil dieser von der Fassadenkultur unserer verkrusteten Gesellschaft erdrosselt wurde, besonders von den Vertretern der älteren Generation, die sich damit abgefunden und nun junges unverdorbenes Leben zu gleicher Abfindung bringen wollte, nur deswegen griff die Jugend in einer Art Notwehr zur Axt. In diesem Sturm leuchtete immer klarer das Ziel auf: der neue Mensch und damit wurde die Jugendbewegung je länger je mehr Zielbewegung. Hier war der Punkt, wo sich Katholizismus und Jugendbewegung begegnet sind.

Durch die erwachte katholische Jugend geht das frohe Bewußtsein, daß das, wonach die andern noch ringen, ihr in einem voll erfaßten Katholizismus schon als Aufgabe gestellt ist. Die katholische Jugendbewegung wehrt sich gegen die da und dort übliche Verengung des Begriffs „Katholisch", gegen die Einschränkung dieses Wortes auf das rein Konfessionelle. Katholizität bedeutet ihr die Fülle der Werte, profane und geistliche, kulturelle und religiöse. Dem einseitigen, entwurzelten, zerrissenen Menschen von heute wieder den in sich geschlossenen harmonischen vollen Menschen entgegenzustellen, das ist ihr großes Wollen. Sie sieht den tiefsten Grund der Krankheit unserer Zeit mit der übrigen Jugendbewegung in dem Auseinandergebrochensein unserer Kultur und des Menschen, der in ihr steht. Einen doppelten Riß glaubt sie feststellen zu müssen. Einen im Großen, draußen, einen im Persönlichen drinnen. Der eine stellt Gottesdienst gegen Weltdienst, gegen eine gottlose Wissenschaft, gottlose Politik, gottlose Wirtschaft, die seit der Renaissance einsetzen und sich heute in ihren letzten Konsequenzen auswirken.

Der andere klafft zwischen Berufstum und Menschentum. Der Beruf ist eine Last, die man trägt, so lange man muß, und dann abwirft, um sich für ein paar Stunden im Strudel der Vergnügungen zu „vergessen". Dieser äußeren und inneren Zerrissenheit gegenüber setzt die katholische Jugendbewegung wieder die Totalität ihrer Auffassung. Sie betrachtet es als häretisch, eine autonome Wissenschaft, autonome Politik, autonome Wirtschaft aufzustellen. Es kommt darauf an, alle diese Dinge wieder — man möchte sagen — im kosmischen Zusammenhange zu schauen, einen Punkt zu finden, von welchem aus sie alle wieder geeint werden können. Dieser Mittelpunkt liegt für sie im Religiösen.

Das Ideal der katholischen Jugendbewegung ist also nicht rein religiös, sondern die Harmonie des Religiösen und natürlich Schönen. Sie weiß, daß es ein vergebliches Unterfangen ist, an den zerrissenen Menschen von heute auch noch das Religiöse einseitig heranzutragen. Sie bekennt sich zu dem Satz Tertullians von der „anima naturaliter christiana" und ist davon durchdrungen, daß wieder fruchtbarstes Ackerland für das Religiöse aufgebrochen ist, wenn es dem Menschen von heute wieder gelingt, natürlich, schlicht und einfach zu werden. Erhabenstes Vorbild dieser neuen Lebensgestaltung ist ihr Christus. Mag es Beruf und Sendung dieser und jener Jugendbewegung gewesen sein oder noch sein, die Menschen durch betonte Einseitigkeit aufzurütteln, das Höhere, Größere scheint der katholischen Jugendbewegung: diesen harmonischen Menschen still und schlicht unserer Zeit vorzuleben. So ist es nicht zu verwundern, daß z. B. die Neudeutsche Jugendbewe-

gung nicht etwa einen Johannes in seinem einseitigen Eifer, seiner schroffen Ablehnung, sondern Christus in seiner vollendeten Harmonie zu ihrem Ideal erkoren hat. Diesem Christus als Idealmenschen, wie er einst durch Palästina gegangen ist, gilt die große Liebe der Jugendbewegung, aber nicht nur seiner geschichtlichen Persönlichkeit, sondern auch seinem mystischen Fortleben. Jene uralte Lehre des hl. Paulus von dem in seiner Kirche fortlebenden Christus ist, wie man wohl sagen kann, einer der Lieblingsgedanken der katholischen Jugendbewegung. Mit diesem Christus sakramental-seinshaft immer inniger sich zu verbinden und in dieser Verbindung nicht nur immer inniger in Gott hineinzuwachsen, sondern auch untereinander sich immer brüderlicher zusammenzuschließen, ist ihre große Sehnsucht. Daher die zentrale Bedeutung der liturgischen Bewegung, die ja gerade dieses seinshafte, sakramentale Hineinwachsen in das Göttliche zum Kernstück ihrer Bestrebungen gemacht hat.

Dies vorausgeschickt, erklären sich die folgenden Leitsätze des Neudeutschen Bundes, wie von selbst:

Unser Ziel: Die neue Lebensgestaltung in Christus.

Neudeutschland will eine Zielbewegung sein: Jugendliche Menschen sollen im Bunde reifen, im späteren Leben innerlich katholisch zu sein und ebenso klar und bewußt für ihre katholischen Grundsätze einzutreten. Wahres Apostolat ist ein Wesensmerkmal unseres Bundes. Also Lebensgestaltung in unserer eigenen Persönlichkeit und in unserer Umwelt.

Neu ist diese Gestaltung, weil sie geschieht auf dem Wege der gesunden Jugendbewegung. In Christus als dem letzten Urbilde gewinnt diese neue Lebensgestaltung den heute vielfach verloren gegangenen Einklang zwischen Religion und Leben, Kirche und Kultur.

Unser Weg: 1. Sinn und Wille zu gesunder Jugendbewegung oder natürliche Grundlagen der neuen Lebensgestaltung.

Sinn für Natürlichkeit. „Sinn" bedeutet uns nicht eine Rassenanlage, sondern ein psychologisches Empfinden für die seelenlose Unnatur unserer Zeit. Pflegen wollen wir diesen Sinn durch Singen, Wandern und Spiel, durch Pflege des Volkstums und des Verwurzeltseins mit unserer deutschen Heimat. All dies vertieft in uns die Liebe zu unserem Vaterlande.

Wille zur Tat. ND braucht schöpferische und schaffende Menschen. Der Drang zum Leben muß sich äußern in der praktischen, zielbewußten Arbeit in der Gruppe. Sie ist ein Prüfstein für die Bundestreue. Unser Vaterland ruft nach Menschen, die helfen wollen.

Wille zur Gemeinschaft. Das große Ziel und unsere geringe Kraft verlangen einen festen Bund und feste Gruppen. Die nur auf Sympathie gebaute Gruppe ist eine Scheingemeinschaft und entnervt. Wir wollen Bruderliebe und Bruderarbeit auch da, wo persönlich innere Bande nicht vorhanden sind, und wir wollen treue Gefolgschaft dem Führer. Nur so gewinnt unsere Gemeinschaft Stoßkraft. Diese Stoßkraft stellen wir in den Dienst der noch höheren Gemeinschaft unseres Volkes. Als Deutsche sind wir alle Brüder.

Auf diesen seelischen Forderungen als der natürlichen Grundlage der neuen Lebensgestaltung baut sich in organischer Einheit und Vollendung das Reich der Übernatur, die Lebensgestaltung in Christus.

2. Ernster Wille zu innerlich echtem Katholischsein oder die übernatürliche Vollendung in Christus.

Christus als Einzelpersönlichkeit ist das erhabenste Vorbild auch in allem rein menschlich Schönen und Feinen. Seinem gottmenschlichen Leben streben wir nach in einer bewußten, religiösen Selbsterziehung. Praktische Mittel sind vor allem ein inniges eucharistisches Leben, Pflege der Liturgie, Marienminne, Exerzitien, Seelenführung. Die Nachahmung der Persönlichkeit Christi, der Sinn für das Übernatürliche ist uns die katholische Verklärung der Forderung: „Sinn für Natürlichkeit".

Christus als Führer ruft seine Mannen im Bunde, die sein Zeichen tragen, zu treuer Gefolgschaft. Wir wollen seine Jünger sein, helfend und dienend unseren Brüdern. Unter seinem Banner kämpfen, leiden, siegen wir.

Christus als Haupt der Kirche. Die Kirche ist unsere ideale Gemeinschaft. In ihrem Vaterhaus geborgen bejahen wir sie in tiefster Liebe: Die katholische Verklärung des Willens zur Gemeinschaft. Freudig gehorchen wir unseren Bischöfen und hören auch gerne ihren Rat. Besonderen Wert legen wir auf ein vertrauensvolles Verhältnis zum katholischen Priester.

Wenn wir hier besonders auf die Neudeutschen Leitsätze hinweisen, so wolle wir damit die Neudeutschen nicht als die einzige katholische Jugendbewegun hinstellen. Schon ehe Neu-Deutschland, das ursprünglich im Jahre 1919 als katho lischer Gymnasiasten-Verein gegründet war, in die Jugendbewegung einmündet bekannte sich auf katholischer Seite zur Jugendbewegung die „Großdeutsche Jugend und der „Quickborn". Der Quickborn, herausgewachsen aus den schon vor der Kriege bestehenden Buben- und Mädchen-Abstinenten-Gruppen, welche von der Franziskaner-Pater Elpidius gegründet waren, erlebte seinen Frühling gleich i den ersten Nachkriegsjahren, wovon noch heute Schriften wie Guardinis „Wehende Geist" zeugen. Es werden wohl heute an die 8000 sein, die sich im Quickborn zu sammengeschlossen haben und vor allem in dem Berliner Professor Romano Guardin ihren geistigen Mittelpunkt sehen. In ihrer Zeitschrift „Die Schildgenossen" greif die Bewegung über sich hinausgehend ins weitere Kulturleben ein. Auf Bur Rothenfels am Main hat sie sich auch äußerlich einen Brennpunkt geschaffen, vo dem aus immer wieder Antriebe ins Land hinausgehen[1]).

Mehr noch als Neu-Deutschland und Quickborn verzichtet die Großdeutsche Jugend auf alles Organisatorische, eine verhältnismäßig kleine Schar starker Persönlich keiten, die überall in ihrem Sinne Einfluß zu gewinnen sucht. In der Beilage „Groß deutsche Jugend", der Zeitschrift „Das heilige Feuer" und auch in der im Verlag der Scholle, Berlin, erscheinenden Zeitschrift „Frohes Leben" haben diese Kreise sich ein scharf tönendes Organ verschafft.

Wie wir schon andeuteten, hat sich Neu-Deutschland nicht von Anfang an zur Jugendbewegung bekannt, der Durchbruch derselben in Neu-Deutschland erfolgt erst auf dem Bundestag von Normannstein Pfingsten 1922. Das Organ dieses etwa 15000 Jungen (meist Schüler an höheren Lehranstalten) umfassenden Bundes, der im Gegensatz zu Quickborn und Großdeutscher Jugend ein reiner Jungen-Bund ist (also Mädchen ausgeschlossen), ist der „Leuchtturm", Verlag Josef Bercker, München, neben den für die Jüngeren „Die Burg" aus demselben Verlag tritt. Die aus Neu-Deutschland herauswachsenden Studenten und Werktätigen schließen sich im Großen Neudeutschen Bund zusammen. Ihre Zeitschrift ist „Die Kreuzfahrt".

Es würde zu weit führen, noch den Durchbruch des Jugendbewegungsgedankens in den älteren katholischen Vereinen zu verfolgen, die sich in größeren oder kleineren Teilen vom neuen Geist erfassen und es dadurch mitunter zu Abtrennungen kommen ließen. So hat sich ein Großteil der katholischen werktätigen Jugend im „Jung born" zu einer lebendigen Gemeinschaft zusammengefunden, so haben sich vor einigen Jahren vom Jungmännerverband in Düsseldorf die „Kreuzfahrer" getrennt. Hier und da hat sich auch wie überall in der deutschen Jugendbewegung ein starker Drang zu Partikularismus und Sonderbündelei gezeigt. Es wäre sehr bedauerlich, wenn die an sich wünschenswerte und notwendige Gliederung der katholischen Jugendbewegung sich zu einer wirklichen Trennung und Entfremdung der einzelnen Bünde auswachsen würde, eine Gefahr, vor der neuerdings Pater Noppel in den „Stimmen der Zeit", Januar-Heft 1926, warnen zu müssen glaubt. Die bedauerliche Folge solcher Trennungen wäre ja, daß die in der katholischen Jugendbewegung aufgebrochenen Kräfte nicht ins Volksganze hineinströmten. Es wäre zu schade, wenn die mit Recht durch die Jugendbewegung gehende Flucht vor der Masse eine Flucht vor dem Volke würde, schade für die Jugend und schade für das Volk, dem sie einen zwar nicht immer bewußtwerdenden, aber wirksamen Beruhigungsvorwand geben würde, sich in der überkommenen Ruhe nicht stören zu lassen. Gerade in seiner Weltauffassung, die ihm durch das Dogma geboten wird, sind dem katholischen jugendbewegten Menschen ja die Anknüpfungspunkte gegeben, von denen aus die von der Jugendbewegung so sehr ersehnte Gemeinschaft wachsen muß.

[1]) Vgl. den nachfolgenden Aufsatz eines Quickborners.

APR 11 '26

RESERVED

053
SU
V 23²

Call Number

Cubicle No. 9-8

Author —

Title Süddeutsche Monatshefte

Name G. J. Citron

Address 1001 56th

Univ. of Ill. Lib. Call Slip

Return to Shelves

Wir Quickborner

Über Quickborn kann ich keine öffentlichen Erklärungen abgeben. Das letzte Osterthing forderte als Voraussetzung der Bundangehörigkeit: katholischen Glauben, Jugendbewegung und Abstinenz. Diese Voraussetzungen sind das einzige, was man allgemein gültig von Quickborn aussagen kann.

Die gegenwärtigen Verhältnisse Quickborns lassen sich aus den Herbsttagungen 24/25 und dem dazwischenliegenden Osterthing begreifen. Drei Lebenskräfte des Bundes wirkten sich zeitweils gesondert aus. Man kann sie bezeichnen als einen schöpferischen Willen zur Kultur, einen lehrhaften Willen zur Bildung, einen sittlichen Willen zum Gesetz. Ihre fruchtbare Zusammenordnung wäre erste Aufgabe des Bundes. Seine besondere Krise besteht darin, daß sie unverbunden neben und gegeneinander wirken. Die Lösung dieser Krise bliebe somit zunächst einer menschlichen Gesinnung überlassen. Die eigentliche Entscheidung hängt aber von sachlichen Bestimmungen ab, zuletzt vom Leben der Jugendbewegung selbst.

Die Herbsttagung 1924 sprengte die geistige Selbstgenügsamkeit des Bundes und gab den nach Gesamtkultur drängenden Menschen den Auslauf frei. Sie war ein notwendiges, einmaliges Ereignis. Seltene Schaffensgemeinschaft zeichnete sie aus: Gebende und Nehmende waren kaum zu scheiden. Die Themata der meisten Kreise waren fast nur Vorwände, Brücken, um in neues Land zu kommen.

Für den Bund als geschlossene Gesellschaft hat sie nicht durchweg vorteilhaft gewirkt. Sie schlug das große Loch, durch das ein Teil der tüchtigsten Leute abgezogen ist. Ob der Grund dieser Abwanderung in dem „Lebensdrang" der einen oder dem Unverstand und der Mißgunst der andern zu finden ist, kann ich nicht entscheiden.

Die Herbsttagung 1925 war ein Gegenstück. Die Teilnehmer holten sich Belehrung, die Kursleiter gaben ihr Wissen dankbaren Hörern, jungvergnügte Geselligkeit entstand. Als wertvolles Bildungsmittel ist diese Tagungsart immer nötig. Die Notwendigkeit eines Lebensprozesses aber fehlt ihr.

Das Osterthing 1925 galt dem Bund. Abbau „jugendbewegter" Einbildungen und Neuordnung des Bundes waren seine Aufgaben, sachgemäße Einordnung in Lebensganzheit sein Richtgedanke. Sie erkennen in dieser Haltung die Triebkräfte der vorhergegangenen Tagung wieder, die sich diesmal kritisch auswirkten. Die ungeordneten Bundesverhältnisse und sehr trübe Erfahrungen gaben den Beschlüssen eine Unbedingtheit, die lebendigen Entwicklungen gefährlich wurde. Verstehen Sie die folgenden Erklärungen also zeitbedingt!

Der Bund vertritt keine politische, wirtschaftliche, lebensreformerische oder religiöse Sonderart. Er vollzieht keine öffentlichen Handlungen und unterhält keine Betriebe mehr. Alle Quickborner werden auf Enthaltsamkeit von Alkohol und Nikotin verpflichtet. (Bisher war nur die Enthaltsamkeit von Alkohol erklärter Brauch. Die Verschärfung ist beeinflußt durch eine gefühlsmäßige Reaktion auf die anfängliche Ratlosigkeit des Things und auf Anträge, die die Auflösung des Bundes forderten.)

Diese Erklärungen befreiten die wirklich Tätigen von lästigen Angriffen und Bundesverantwortungen. Dem Bund wiesen sie einen Weg zu neuer Verinnerlichung. Er ging ihn nicht. Die Herbsttagung 1925, die den „Stillen im Lande" zugedacht war, hätte dann notwendiger sein müssen. Daß ihre Veranstalter heute allein den Ton angeben, darf Sie über eine tiefere Beklemmende Resonanzlosigkeit nicht hinwegtäuschen.

Ich darf hier ein Wort über jene Stillgetreuen einschalten. Da ihr Dasein nicht öffentlich, nicht nach Tagungen und Artikeln meßbar ist, werden sie leicht übergangen. Sie sind die verborgenen Wurzeln, die jede gesunde Gemeinschaft nähren und halten. Ihnen fallen auch wieder die Früchte zu. Sie sind Hüter der Ideale, Zuflucht den in offenen Kämpfen oft Verzweifelnden. Ihnen ist Bund und Jugendbewegung nur ein Ahnbild; ein Pfad zu einem unaussprechlichen Ideal. Man spürt es vielleicht, wenn man gut ist einander.

Wer die gläubige Verbindung mit den Stillen verliert, stirbt der Gemeinschaft bald ab. Bloße Kulturarbeit und Neugeisterei halten keinen Bund von Menschen. Er muß wurzeln in gediegenem Menschentum, das durch Liebe, Bildung, Zucht und Treue lebendig wird.

Dieser ethische Wille kennzeichnet die Anfangszeit der Jugendbewegung. Er meldete sich wieder stärker zu Ostern in Form des Abstinenzgesetzes. Da dieses uns ein sinnbildliches Opfer ist, dessen Begründung jedem frei steht, sind wir keine Abstinenzbewegung. Die Enthaltsamkeit von Giften als Zeichen der Bundangehörigkeit ist geschichtlich bedingt. Vielleicht naht schon die Zeit, die dieses Zeichen fällt. Eine unglückliche Entwicklung hat es, wenn nicht willentlich so doch tatsächlich, zur Entscheidung gesetzt über Menschen und über den Bund. Dazu fehlt ihm aber die natürliche Berechtigung. Als Gesetz des freien Willens darf die Enthaltsamkeit keine tyrannische Klausel werden, die um Äußeres willen inneres Leben zerstört.

Man irrte sich, suchte man im Abstinenzgebot die Krise der Gegenwart. Wohl dient e allzuoft als bequemes Plänkelgebiet für persönliche Angriffe und Rechtfertigungen. Di Grundfrage sucht den Sinn der Jugendbewegung.

Schroff setzen heute die Parteien ihre Folgerungen gegenüber. „Die Jugendbewegung ha ihre Aufgabe erfüllt, wir können auseinandergehen," erklären die einen. „Wohl ist die Empö rung zu Ende" die andern, die Aufgabe bleibt. Wir haben sie nur anders zu erfüllen."

Die verschiedenen Überzeugungen hängen ab von den verschiedenen Auffassungen übe Bund und Jugendbewegung. Versteht man sie nur als Auflehnung gegen eine bürgerlich Zeit und den Aufstand neuer Ideale, rechnet man folglich nur einen bestimmten Menschenschut zu ihr, dann ist sie beendet. Die Quelle bricht sich nur einmal Bahn zum Licht. Wie die erste Wellen stets auch das Laufbett graben, so tragen die Menschen einer Durchbruchszeit auch lebenslang das Zeichen des Kampfes. Immer neue Durchbrüche haben sie zu vollziehen. Fän den sie noch soviele Weggefährten, gebahnten Weg finden sie nicht. Müßten sie nicht verzwei feln, müßten sie nicht versickern, drängten ihnen nicht jüngere Wellen nach? —

Versteht man aber unter Jugendbewegung die neue Lebensquelle selbst, dann gehören auch die folgenden Generationen zu ihr. Freilich wird sie dann nur die besondere Form von etwas viel Tieferem. Das lebte schon vor ihr in einzelnen Menschen; neben und nach ihr formt es die Geister; es wurde in ihr die geschlossene Empörung, weil es einmal gewaltig ans Licht mußte. Für diese Auffassung ist Bund auch nicht mehr der trübe Brodelkessel aufbrechender Strudel. Er wird ein bewußt gelegter Kanal, der die Wildbäche einfängt zu gesammeltem Lauf und geordneter Arbeit.

Damit ist auch die Frage beantwortet, ob Bund heute noch möglich sei. Sinnlos wäre er gewiß nicht. Ob notwendig, weiß ich nicht. Er hätte zwei Aufgaben zu erfüllen: Erziehung der Jüngeren und vernünftige Verwirklichung dessen, was man den „neuen Geist" zu nennen beliebte. Man sagt zwar, der gegebene Ort dafür seien die Berufs- und Lebenskreise, die Pfarr- und Ortsgemeinden. Diese schließen den Bund aber nicht aus. Er bietet im Gegenteil durch eine gewisse Gesinnungsgleichheit seiner Menschen viel günstigere Möglichkeiten. Er ist ja auch nur ein Mittel unter den vielen, die uns ein bestimmtes Menschenideal erfüllen helfen. Man zerbreche endlich den Glauben, Bund sei selbst Jugendbewegung. Ist er doch nur Boden, auf dem sich zusammengehörige Menschen leichter treffen können zu ihrer Arbeit, ihrer Freundschaft, ihrer Not und ihrer Freude.

Bisher riefen die Führer zum Sturm. Das war leicht. Menschenbildung ist eine schweigsamere, schwierigere Aufgabe! Sie darf nicht mehr fabrikmäßig wie bisher getrieben werden, da man den Quickborn aufs philosophische Maßbrett spannte und ihn wahllos mit liturgischen, kulturellen, politischen, wirtschaftlichen und hygienischen Rezepten verdokterte. Mancher Fehler wäre gutzumachen, manche Schuld wäre abzutragen.

Sie werden mich fragen, worin denn nun die ernste Daseinskrise der Jugendbewegung bestehe. Die beiden Auffassungen seien doch nur ein gradueller Unterschied eben von Auffassungen, aber keine Gefahr für wirkliches Leben. Das wirkliche Leben — dieses ist die Krise.

Wieder zog sich eine Führerschicht aus dem öffentlichen Leben des Bundes zurück, durch Beruf und Entwicklung genötigt. Mit ihr trat eine Generation in den stillen Hintergrund. Eine jüngere hatte sie nicht verdrängt. Es gähnt eine Leere.

Ist sie Pause oder Ende? Bleibt die nächste Generation aus? Werden wir sie als gewandelte Jugendbewegung erkennen? Oder hat sie nur unser Äußeres? Die Zeichen lassen sich so deuten und so. Noch kann man nichts sagen. Darum das beklemmende Warten, darum die zersetzenden Zweifel, darum die Krise.

Man hüte sich vor Schwarzseherei und vorschnellen Entschlüssen! Noch nicht haben jene, die alles im voraus wußten, das Recht, über die Jugendbewegung zu triumphieren. Noch nicht dürfen jene, die mit dem Bund schon fertig sind, über ihn erhaben tun.

Zu Quickborns besten Eigenschaften gehörte die programmlose Selbstverständlichkeit seines Daseins, sein Gehorsam gegen aufkommende Notwendigkeiten. Sollte heute kein tieferes Gebot den Bund mehr fordern, sollten die Menschen fehlen, das Gehäuse mit Leben zu füllen, dann sei er ruhig gewesen. In unbekümmertem Glauben wollen wir tun, was die Stunde von jedem verlangt. Dieses ist gut.[1])

Münster i. W. Josef Pfister.

[1]) Diese Zeilen sind vor dem Bundesthing Ostern 1926 geschrieben, das manche Voraussagen bestätigt hat. In richtiger Erkenntnis, daß der Großteil treibender Kräfte nicht mehr im Bunde ist, wurde dieser bis zu einer nächsten Tagung aufgehoben. Die „Bewegung" soll sich wieder neu und ungehemmt durchsetzen können.

Jugendbewegung und Protestantismus

Von Lic. Dr. Leopold Cordier, Pfarrer in Elberfeld

Jugendbewegung ist der Wille der Jungen zum Neuanfang. Jeder Neuanfang muß mit dem Urdatum beginnen, muß den einen festen Pol in Rechnung setzen, dessen Leugnung Selbstauflösung bedeutet: das eigene Ich. Nicht als Selbstsucht steht die Autonomie am Eingang der Jugendbewegung. Es ist die naturgegebene Notwendigkeit, daß nicht die Tat, nicht die Welt, sondern zuerst das Ich gesucht wird, das sich im Wandervogeltum seine eigene Welt schafft und im Freideutschtum sich den Puls fühlt. Wer in diesem Sinne des Neuschaffenwollens nicht das eigene Schöpfer-Ich erlebt, wird Jugendbewegung im Grunde niemals verstehen können.

Der Mensch der Jugendbewegung ist ausgezogen, mit dem Urgestein des Lebens die eigene Welt zu bauen, die ihm von Anfang an gegeben ist, und nun greifen in sein autonomes Leben alle die fremden Erlebnisreihen ein, die sein Eigenleben bedrohen; nun liegen die Baugeräte an seinem Wege, mit denen man seit alters Leben gebaut. Er muß den Wettstreit des Lebens aufnehmen, muß die Eisenträger prüfen, die von anderer Hand für die Brücke des Lebens gespannt sind, weil er mit ihnen zusammen über Lebensbrücken schreiten muß. In diesem Zusammenprall der Lebenskreise kommt es unverlierbar zur Geltung: ich bin kein freischwebendes, ruhendes, für sich seiendes Wesen, sondern ein in Beziehung gesetztes, schaffendes Ich! In dieser Erkenntnis steht heute die Jugendbewegung.

Im Ringen des zu seiner Größe und zu seiner Not erwachten Ich ist der Mensch der Jugendbewegung dem Protestantismus begegnet. Er entdeckt im Protestantismus die Größe und die Not des erwachten Ich, aber auch dessen Befreiung, er entdeckt den Rhythmus des Lebens, der ihm eigen ist, die Fieberschauer, die auch ihn ergriffen haben; zugleich aber auch einen Heiltrunk, der Genesung verspricht, einen Durchblick, der über die Krisen hinaushebt in Glauben und Verheißung.

Der Protestantismus ist für die Jugend ein alter Bekannter. Auf dem Boden des Protestantismus hatte sich die erste Befreiung des jugendlichen Menschen vollzogen, hatte man das „Jugendalter" abgelöst vom „Kindheitsalter" und freigegeben gegenüber dem Erwachsenenzustand. Sonderbare Heilige sind es freilich vielfach gewesen, jene pietistischen Väter, die vom Herzpunkt her das jugendliche Alter zuerst zum selbständigen Lebenselement gemacht und das verselbständigte Lebensgefährt mit der schweren Last der jugendlichen Bekehrung befrachtet haben. Man sehe von der uns heute erschreckenden Form ab: eine Großtat ist es doch gewesen, daß der Pietismus das religiöse Leben der Jungen so verselbständigt, so hoch gewertet hat! Die Aufklärung hat diese Wertung ihrem Sinne gedeutet. Unsere großen Dichter und Denker konnten zu einer Gemeinde erwachender jugendlicher Geister und in ihrem Namen reden. Auf der Wartburg feierte eine erwachte Jugend ihr Fest und war sich bewußt, das Erbe der Reformation als geweihte Gabe in Händen zu tragen. Was „Bewegung" ist in der evangelischen Jugendarbeit des 19. Jahrhunderts, in den Jünglings- und Jungfrauenvereinen, in C. V. J. M. (Christlicher Verein junger Männer) und B. K.-Arbeit (Bibelkreis), hat sich immer erneut Triebkräfte schenken lassen aus der Verselbständigung jugendlicher Frömmigkeit auf dem Boden des Protestantismus.

Der kurze Rückblick mag zur Erhärtung des Satzes genügen, daß der Protestantismus für das Urdatum der Jugendbewegung, für die Autonomie, den rechten Hintergrund zu bieten vermag. Der Protestant ist von Hause aus der Mensch der religiösen Selbstverantwortlichkeit. Er steht unmittelbar vor seinem Gott. Er kennt keine Zwischenschaltungen, die die Wirkung des göttlichen Kraftstroms abschwächen könnten. Damit ist ihm der höchste Adel zugesprochen, den es geben kann. Auf dem Boden des Protestantismus ist eine religiöse Meißnerformel gut denkbar.

Aber diese religiöse Autonomie ist zugleich ein schwerstes Gericht. Der Protestantismus setzt den Menschen der denkbar größten Krisis aus: der Einsamkeit

vor Gott. Einsamkeit vor Gott ist Leben oder Tod, ist letzte Leben-Setzung oder Verzweiflung. In der Einsamkeit vor Gott packt den Protestanten ein verzehrendes Fieber: kann ein Mensch überhaupt aufschauen zum Heiligen, muß er nicht vergehen vor dessen Angesicht? So vollzieht sich für den protestantischen Menschen in der unmittelbaren Nähe vor Gott jenes „Stirb und Werde"; wir sterben an dem Ich, das sich in den Bereich Gottes hineinwagt, um es aus der Hand Gottes zu empfangen. Wir schreiten von der Autonomie, der Selbstbestimmung, zur Theonomie, der Gottbestimmtheit. Wir stehen vor dem letzten Grund des Protestantismus, der Gottbejahung des Sünders. Jesu Leben und Sterben ist nichts anderes als das Siegel auf die Bejahung einer irrenden, sündigen Welt durch den Gott, der sie liebt. So steht am Anfang des Protestantismus keine Tat des Menschen, der sich an die tätige Welt hingibt, keine Organisation, die uns in ihre Kraft aufnimmt, kein menschlicher Wille, der uns will, sondern die völlige Leere hier und die Fülle des ganz andern dort, das uns in seinen Willen und sein Wesen aufnehmen will. Es ist der Sterbensweg des Ich, das sich wie Mose hineinwagt in Gottes Feld, zum heiligen Busch, dem aber ein verzehrendes „Ich bin" entgegentritt, das den Willen fesselt, zerschlägt, neu gebiert, zur Auferstehung in Gottes Willen bringen will. Von diesem Todesgang aus treten wir dann frei und froh in die Bereiche des Lebens, „vor Pharao", hin; wir empfangen die ganze Welt aus der Hand unseres Gottes, die „getroste Verzweiflung" führt in die Freiheit der Kinder Gottes. Das Wagnis der Autonomie im Protestantismus ist unter dem Kreuz in die Christonomie verwandelt: „Ich lebe, doch nun nicht ich, Christus lebet in mir".

In der Krisis der Jugendbewegung fand ein Flügel „Jugendbewegter" vom Erlebnis der Jugendbewegung aus den Weg zum Protestantismus. Es sind Menschen, die sich mit einer vorschnellen äußerlichen Lösung der Kulturkrisis der Gegenwart nicht zufrieden geben, sondern einen innerlichen Weg suchen. Die Kulturkrisis beginnt bereits ihre Schauer zu verlieren, sobald der junge Mensch wieder feste Inseln im Strom des Geschehens sieht, Gemeinschaftskreise und Werte, an denen mitzuarbeiten sich lohnt. Der neue Wille zum Volkstum ist ein Markstein in dieser Entwicklung. Eigengesetzlichkeit ist hier überdacht, übersteigert von einer diesseitigen Fremdgesetzlichkeit. Die Eigengesetzlichkeit großer Gemeinschaftsgebilde umfängt den kranken Eigenwillen des Individuums und nimmt ihn in sich auf. Werden diese Eigengebilde höherer Ordnung, Volk, Staat, Menschheit, mit letzter Weihe umgeben, zu Gliedern einer großen göttlichen Weltordnung, erscheinen sie damit als gottbejaht, dann wird die Aufgabe des eigenen Selbst, die Hingabe an die Gemeinschaftsgüter zur religiösen Tat. Es kann dann im Grunde schließlich gleichgültig sein, welche Gottheit sie bejaht, Wotan, Jahve oder Christus. Die Krisis des „jugendbewegten" Menschen ist mit dieser Auflösung des Urdatums der Jugendbewegung überschritten. Der völkische Mensch steht jenseits dieser Fieberkurve — seine Nöte liegen auf anderem Lebensboden.

Einem Teil der Jugend, die von der Autonomie herkommt, ist nicht der völkische Gedanke der Weg ins Freie, sondern erst der reformatorische Protestantismus. Ein Teil der Jugend hat das Erlebnis der Jungen von 1817 durchlaufen dürfen: das Zusammentreffen eines Frühlingssturms jugendlichen Geistes, eines ungestümen Autonomiebegehrens und des reformatorischen Gedankens! Das Zusammentreffen der beiden Linien vor hundert Jahren hat das reformatorische Gut nicht auszuschöpfen vermocht. Man hat nur am Rande des Stromes gelebt, dem Strome selber keine Fracht anvertraut. Man verstand die Reformation nach seinem Autonomiebegehren, seinem geschichtsphilosophischen Blickfeld, und ließ sich darum vom reformatorischen Denken seine eigenen Gedanken ebensowenig zerschlagen wie die pietistischen und rationalistischen Lobredner die ihren. Das ist das Neue und Einzigartige des reformatorischen Stromes, der im Zusammenhang mit den Reformationsgedanken unseres Jahrhunderts ergangen ist; er diente nicht nur dazu, die eigenen Felder neu zu berieseln, unserm kulturprotestantischen oder pietistischen Verständnis des Evangeliums neue Nahrung zu geben: Der Strom ergoß sich auch über

die Ufer, er riß wohlgepflegte Pflanzungen mit sich fort, er trieb neuen Grund an für neues Bauland. Vielen glücklichen Besitzern unserer Tage hat der reformatorische Strom nur ihre eigenen guten Meinungen, wie sie glauben, zu bestätigen vermocht. Anderen war er das ganz Neue, die Erfüllung letzter Sehnsüchte. Zu diesen anderen zählte evangelische Jugend, die in der Jugendbewegung zum Urdatum des Ich geführt wurde und im reformatorischen Christentum zu dessen Überwindung.

Soll man sagen, mit welchem Zeitpunkt und an welchem Ort das Einmünden reformatorischer Gedanken in die Kreise der Jugend eingesetzt hat, dann mag die Antwort nicht ganz einhellig ausfallen. Die Geltendmachung reformatorischen Denkens war bereits in der Kritik enthalten, die ein auf Erweckung und Bekehrung einseitig eingestelltes Christentum gewisser Jugendverbände je und je gefunden hat. Eine Besinnung auf den Geist der Reformation, auf religiöse Selbstverantwortung, lag ohne Zweifel den Bewegungen zugrunde, die zur Begründung des B. d. J. (Bund deutscher Jugendvereine) geführt haben. Allein erst das Reformationsjubiläum 1917 hat die Blicke vieler Jugend auf Luther gelenkt. Den einen hat er ihren Besitz bestätigt, die andern hat er zu neuem Wollen entfacht. Das „Erlebnis der Reformation" als eine Befreiung der Seele im Ringen um das Werden der Persönlichkeit, ihre ethische und religiöse Not, hat Erich Stange, der jetzige Reichswart der evangelischen Jungmännerbünde, zuerst der D.C.S.V. (Deutsche Christliche Studenten-Vereinigung) und hernach in dem Büchlein „Übermorgen" dem evangelischen Jungmännerwerk zu deuten versucht. Die ersten Blätter der „Neuen" im B.K. (Bibelkreis) trugen den bezeichnenden Titel „Sola fide" (Erfurter Führerblätter 1917). In diesen Jugendkreisen hat man wohl zuerst den „jungen" Luther von 1517 und 1521 vom „alten" Luther von 1525 und später unterschieden. „Jung war der Reformator, alt war der Generalsuperintendent von Sachsen". Zu einer klaren Losung, zum Bekenntnis zum „jungen Luther", kam es dann unter bewegter, im Kampfe stehender evangelischer Jugend und ihren Führern fast gleichzeitig Ende 1920 und Anfang 1921. Am 10. Dezember 1920, am 400. Jahrestag der Verbrennung der Bannbulle, fand sich ein Kreis jungevangelischer Pfarrer des westdeutschen Industriegebietes zu einer Arbeits- und Kampfgemeinschaft mit der Erklärung zusammen: „Wir erstreben im Geist des jungen Luther mit der neuen Jugend die Verjugendlichung der evangelischen Kirche und eine Verinnerlichung des deutschen Volkes. Wir bekennen uns zu dem in der Gegenwart lebendigen Christus." Die „Christdeutsche Jugend" erinnert in der ersten Nummer der „Christdeutschen Stimmen", April 1921, für ihren Kampf um die Reinheit der Jugendbewegung an die Verbrennung der Bannbulle und den Tag von Worms (18. April 1921) unter der Losung: „Mein Gewissen ist in Gottes Wort gefangen." Sie bekennt sich zum „reformatorischen Christentum". Manch einen hat die Ausgabe des Septembertestaments Luthers im Furche-Verlag (erschienen 1918) und hernach die Sonderausgabe der Vorreden Luthers zum Neuen Testament durch Wilhelm Wibbeling (Neuwerk-Verlag, 1. Aufl., 1922, 2. Aufl. 1924) zur Entdeckung des „Jungen Luther" geführt. Die Berufung auf ihn war zunächst ein Kennzeichen der neueren evangelischen Jugendgruppen. Neuerdings redet man auch bei den älteren evangelischen Jugendverbänden vom „Jungen Luther". Eine allgemeine Besinnung auf die reformatorische Botschaft geht durch das evangelische Jungvolk.

Man könnte im Blick auf die Einzelheiten von einer zufälligen Entdeckung Luthers durch die Jugend reden oder doch wenigstens das Reformationsjubiläum die große Zufälligkeit nennen. Das Zusammentreffen jugendlichen Strebens und reformatorischer Gedanken bedeutet für diese Kreise keine Zufälligkeit. Viele Jugendliche sind in ihrer Frömmigkeit von einem Hochufer, der pietistisch-evangelistischen Frömmigkeitsprägung, abgestoßen. Ist es verwunderlich, daß man auf die Dauer nicht mit einem allgemeinen religiösen Strome treiben will, sondern zu einem andern Ufer drängt? Es ist die Neuprägung unserer Frömmigkeit von der Reformation her, ein neuer Frömmigkeitsgehalt, der sich nicht auf unsere Erweckung und Bekehrung, sondern auf Gottes Begnadigung und Rechtfertigung als eigentliche Lebensgrund-

lagen gründet. Allein damit ist ja bereits ein Allerletztes genannt, das vielen noch gar nicht gleich zum Bewußtsein gekommen ist.

Die Luther- und Calvin-Renaissance unserer Tage hat viel allgemeinere, näherliegende Gründe: eine merkwürdige Gleichzeitigkeit der Situation; die Erschütterung der hergebrachten Autoritäten, die feierliche Autonomieerklärung der menschlichen Persönlichkeit, dort durch den Humanismus, hier durch eine idealistische Philosophie, das Ringen um ein neues Gemeinschaftsleben, mit einem Wort: Zeitenwende! Die neue Jugend schaute Luther neu, mit den Augen ihrer Zeit, die seiner Zeit verwandt schien. Man versteht erst jetzt Conrad Ferd. Meyers Wort: „Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet". Man war fertig geworden mit der Kirche und ihrer glatten Dogmatik und kannte Luther und Calvin nur in der Verzerrung als Theologen mit abgeschliffenem Dogmatismus. Da führte eine neue theologische Schule über Sören Kierkegaard und Dostojewski, über Paradoxie und kollektives Denken zu dem alle Paradoxie tragenden, Welt und Menschen umspannenden Glauben der Reformatoren. Man fand das eigene Ringen um die Autonomie wieder im Ringen der Reformatoren mit den Fragestellungen des Humanismus. Man sah dies Ringen religiös ebenso bejaht in Luthers Kampf im Kloster: Wie kriege ich einen gnädigen Gott, wie verneint in der theologia crucis, in der Erkenntnis vom unfreien Willen. Man fand seine eigenen Spannungen wieder im Denken, im Fragen und Antworten der Reformatoren: keine glatte Lösung der Bibelfrage in Luthers „Vorreden", Bibelkritik und Bibelehrfurcht; keine glatte Vereinigung der Kirchenfrage, unsichtbare und sichtbare Kirche nebeneinander; kein „einschichtiges" letztes Wort über den Menschen und sein Heil: selig in Hoffnung, Gemeinschaft der Sünder und Gemeinschaft der Heiligen; aber das alles und vieles andere nicht als „Dialektik", nicht als „Dualismus", sondern überbrückt, in eins gesehen im Monismus des Glaubens! Autonomie, aufgelöst in Theonomie — nicht in Heteronomie! Protestantismus, nicht mehr Perfektionismus, Moralismus, Kulturphilosophie, sondern schlicht und groß das Wagnis des Glaubens! Und von hier aus eine neue Schau der Welt des Berufes, der Menschheitsaufgaben. Im reformatorischen Denken sah man überall große Zusammenhänge, letzte Bezogenheiten, unmittelbare Gottesbegegnungen.

Es kann nicht behauptet werden, daß man damit das volle Erbe der Reformation ins Licht gestellt und sich zu eigen gemacht habe. Vielfach ist es nur ein Feststellen des gleichen Seelenrhythmus. So nennt man den neuverstandenen Luther den „jungen" Luther, nicht nur, weil man in den Hauptschriften bis etwa 1525 dies Leben am bewegtesten fließen zu sehen glaubt, sondern weil man den eigenen jugendlichen Pulsschlag an diesen Schriften mißt. Der „junge" Luther ist vielfach der jugendlich verstandene Luther. Unter seiner Führung geht der Weg von der Befreiung des Ich zur metaphysischen Neusetzung des Ich im Gnadenerlebnis. Auf dem Boden der reformatorischen Frömmigkeit kann es nicht genügen, sich sein Ich durch fromme oder weltliche Beschäftigung setzen zu lassen. Hier wird es überwunden in dem ganz andern, das uns ergreift, in Gott.

Damit ist auf dem Boden des reformatorischen Erlebens ein Weg gewiesen zur Überwindung der Krisis der Jugendbewegung. Die Krisis der Jugendbewegung ist die Krisis des autonomen Lebens. Autonomie mündet aus in alle die Krankheiten des Ich, die wir um uns sehen, in die Unrast der Versuche der Ichbefriedung durch Regungen und Bewegungen, die aus der Welt der Materie oder des Geistes über uns kommen, oder sie führt zu der Neusetzung des Ich in dem Widerfahrnis der Gnade.

Vorgebildet an Blumhardt Vater und Sohn hat im Zusammenstrom mit reformatorischen Gedanken eine neue Jugend das Wesen der Frömmigkeit neu entdeckt, eine gegenständliche, gotterschlossene Frömmigkeit, der es nicht um fromme Erlebniszustände, aber um Verwirklichung des Willens Gottes an dieser dem Gericht verfallenen Welt geht. Eine Frömmigkeit, die das Geheimnis des unfreien Willens, ja gelegentlich die Dunkelheiten des Prädestinationsgedankens wagt und in Christus und der Aufrichtung seines Reiches in seiner Wiederkunft den Sinn der Weltentwicklung sieht. Die so von neuem zu glauben wagen, bilden die Kette, den heimlichen

Bund, den Kreis ums Feuer. Hier findet man neu den Sinn der Gemeinde: nicht Addition von Einzel-Ichs, die sich selber wollen, sondern Strahlenkranz um ein höheres Ich, das uns setzt und mit seinem Glanze überstrahlt. So gesehen, kann der Protestantismus in der evangelischen Jugendbewegung seine Verjüngung erfahren. Denn hier wie dort wird die zu ihrer Bewußtheit erwachte Ich-Persönlichkeit erkannt, gekreuzigt und begnadigt[1]).

Die Gliederung der evangelischen Jugendbewegung

Von Wilhelm Dilger in Bonfeld b. Heilbronn

Die organisierte christliche Jugend ist zahlenmäßig weitaus die größte. Sie umfaßt ein Heer von 450000 Menschen. Auch ihrer Bedeutung nach stellt sie ein beachtenswertes Stück des deutschen Geisteslebens dar. Die Zeiten sind vorüber, wo der „Jünglingsverein" oder der „Jungfrauenverein" das Blümlein im verborgenen war. Wer die großen Tagungen erlebt hat: Dresden 1923, Hannover 1925, auch die der Mädchen in Marburg, Tübingen und Bremen, der kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier Großes am Werk ist. Der Grund liegt darin, daß aus den nur der Jugendpflege dienenden Vereinen die „christusbewegte Jugend" erwacht ist. Der Lebensstil, der diese Jugend bewegt, ist nicht die äußere Art: Kniehose und Wanderbluse ohne Kragen und Hut (obgleich dies von der idealistischen Jugendbewegung herübergenommen wird), wichtiger ist schon der an Stelle der Vereinsfahne getretene Wimpel mit dem als öffentliches Bekenntnis wirkenden Kreuz und einem Bibelwort. Wertvoll ist die Einheitsfront mit der übrigen Jugendbewegung im Kampf gegen Alkohol und Nikotin. Neu ist die Ablehnung von Vereinssatzungen, die dem Gedanken der Führerschaft weichen müssen, ferner von Theateraufführungen und Festen, die durch familiäres Zusammensein in der Stille oder durch Kundgebungen im Freien ersetzt werden. Die Bezirksfeste heißen da und dort, um die Festseuche zu bekämpfen, Bezirkstreffen. Man vermeidet alles Nachmachen der weltlichen Vereinsmeierei. Darum betont man das ganz Andere. Von dort aus setzt die innere Bewegung dieser Jugend ein. Das ist in allen den verschiedenen Gruppen der christusbewegten Jugend gemeinsam. Man kämpft gegen alles Formhafte, Erstarrte, Schematische; Lebensbejahung heißt die Losung. Sie wird aber nicht in fruchtloser Kritik gefunden, sondern in der „Lebenswirklichkeit Jesu von Nazareth und seines Reiches". Darum ist ihr alles tote Kirchentum ein Greuel. Als Erstarrung muß sie es ansehen, wenn zwischen dem, was die erwachsenen Christen sind und der Forderung Jesu ein allzugroßer Unterschied besteht. Christus ist die Kraft, durch die sie bewegt wird. In solcher Bewegung kann sie nicht Halt machen vor den schweren Volksfragen der Gegenwart: sie fühlt die große Verantwortung auch hier um eine Lösung zu ringen. Nicht belehrend tritt sie gegenüber dem Alter auf, vielmehr ergreift sie das, was andere errungen haben, in harter Lebensarbeit. Die soziale und politische Not leidet sie bewußt mit. Ihr Meister stellt sie dorthin; von ihm getrieben, führt sie die Missionsaufgabe am gefallenen Bruder; durch ihn gestärkt, baut sie sich auf zum Bruderbund.

Wenn wir versuchen, einen Überblick über die verschiedenen Gruppen der christusbewegten Jugend zu geben, so sei im voraus bemerkt, daß es äußerst schwierig ist eine scharfe Trennungslinie zwischen den Organisationen zu ziehen, die zur christlichen Jugendbewegung zu rechnen und die nicht zu ihr zu rechnen sind. Auch die idealistische Jugend kennt Christus, und die christliche Jugend ist nicht ohne Idealismus. Aber auch ihrem Aufbau nach ist die christliche Jugendbewegung so vielseitig, daß man mehrere Gruppen unter einem Wort zusammenfassen muß, wodurch der Überblick leichter wird. Für die bekannten Trennungslinien der Christenheit „positiv" und „liberal" hat die christusbewegte Jugend kein Verständnis. Es wäre auch ein Verbrechen an der Jugend, wenn ihre Führer sie mit der „rabies" der Dogmatiker vertraut machen würden. Aber doch finden wir drei verschiedene Typen, in denen der „Rhythmus des Jugendstils" seine Besonderheit zeigt. Wir bezeichnen sie als willenmäßig, gedankenmäßig und gefühlsmäßig betont, womit zum Ausdruck gebracht werden soll, welche Seite des Seelenlebens bei der jeweiligen Gruppe im Vordergrund steht.

Die willenmäßig betonte Christusjugend

1. An der Spitze der christl. Jugendbewegung steht die Deutsche Christliche Studenten-Vereinigung (D.C.S.V.). Der Wille, der sie beherrscht, heißt: die Königsherrschaft Jesu unter der akademischen Welt. Die Form der „Verbindung" wird abgelehnt, Couleur und Trinksitten sind verpönt, auch wenn sie in „christlichen" Verbindungen bestehen. Missionarisches

[1]) Die Ausführungen werden in dem Buche des Verfassers „Die evangelische Jugend und ihre Bünde", Band 2 der „Evangelischen Jugendkunde", enthalten sein.

Wollen ist ihr Kennzeichen, „Jesus den Studenten" ihr Kampfruf. Hand in Hand mit diesem „Willen für Christus" geht ein ehrliches Suchen und ein eifriges Forschen. Hier werden die Führer der Jungmännerbünde geboren. Die Geschäftsstelle ist in Berlin.

Die Christlichen Verbindungen des „Schwarzburgbundes" und der „Wingolf" können nicht zu der J.B. gerechnet werden, da die Form der „Verbindung" ein gesellschaftlicher Selbstzweck ist und daher die „Bewegung" unmöglich macht.

2. Die Deutsche Christliche Vereinigung studierender Frauen (D.C.V.S.F.) ist das weibliche Seitenstück zum D.C.S.V. Wenn auch das weibliche Gemüt hier in der Erfassung des Christlichen gepflegt wird, so darf doch auch der offen vorliegende Missionswille dieser Vereinigung nicht verkannt werden.

3. Die Bibelkreise unter den Schülern höherer Lehranstalten (B.K.). Bezeichnend ist hier der Name. Wir sehen in das Missionsgebiet und in die Arbeit dieser Jugend. Alle Gymnasien, Realschulen und Seminare bilden das Feld der Betätigung. Diese Jugend ruft ihre Mitschüler auf: zurück zur Schrift! Litt diese Vereinigung in früheren Jahren unter einer gewissen pietistischen Enge, so ist auch hier der neue Lebensstil durchgedrungen. Weichliches und süßliches Christentum ist verpönt, im Vordergrund steht „Unser Wollen". Darin heißt es: „Wir wissen uns von unserem König mit einer Sendung an die höhere Schülerwelt beauftragt ... mit dem ‚Tagesbefehl': Als solche seid auch ihr, meine Getreuen, nicht auf eine bequeme Landstraße gestellt. Auf ihr kann jedermann durchs Leben trotten. Ihr geht einen eng verschlungenen Pfad, auf dem jeder Schritt vorwärts erkämpft werden muß. So ihr euren Weg richtig geht, schlagen euch die Dornen ins Gesicht und reißen euch die Hände blutig. Die Ausführung unserer Sendung ist kein Spiel und Scherz. Sie verlangt Mut und Mannhaftigkeit." — Wichtig ist ihnen der Kampf gegen alle Laster im Schülerleben, Liebelei, Trinkerei und Raucherei. Ihr Organ ist die „Neue Jugend".

4. Der dem B.K. entsprechende weibliche Zweig der J.B. heißt Mädchenbibelkreis (M.B.K.) oder genauer seit 1918: Deutscher Bund der Mädchenbibelkreise. Dieser Bund findet sein Arbeitsgebiet nicht nur unter den jungen Mädchen der gebildeten Kreise, sondern treibt auch Mission in Verbindung mit dem Deutschen Frauenmissionsbund. 1924 wurden die ersten zwei B.K.-Missionarinnen nach China ausgesandt. Die Losung heißt: die Jugend für Jesus! Ihr Abzeichen stellt ein brennendes Licht dar. Auch eine Bibelschule haben sie in ihrem Bundeshaus in Leipzig ins Leben gerufen. Ihre Zeitungen heißen: „Unser Blatt" für die Älteren und „Kleine Lichter" für die Jüngeren.

5. Unter der christlichen Jugendbewegung steht weitaus an erster Stelle: Der christliche Verein junger Männer. (C. V. J. M.). Die Gesamtorganisation Deutschlands (die eine Landesgruppe im Weltbund bildet) heißt: Reichsverband evang. Jungmännerbünde Deutschlands und verwandter Bestrebungen. (1925: 193199 Mitglieder in 3349 Einzelvereinen.) Der Name allein schon verrät die neue Zeit, die in dieser Jugend angebrochen ist. Nicht mehr „Jünglingsverein" sondern „Jungmännerverein". Das neue Wollen bringt einer ihrer Führer in einem Lied zum Ausdruck:

„Wir wollen Männer sein." Aus der Jugendpflege des vergangenen Jahrhunderts ist das große Werk der bewegten Jugend hervorgegangen. Die Grundlage ist die „Pariser Basis von 1855", die bei der Gründung des Weltbundes der christlichen Jünglingsvereine bestimmt wurde: „die christlichen Jünglingsvereine haben den Zweck, junge Männer miteinander zu verbinden, die Jesum Christum nach der Schrift als ihren Gott und Heiland anerkennen, in ihrem Glauben und Leben seine Jünger sein und gemeinsam darnach trachten wollen, das Reich ihres Meisters unter jungen Männern auszubreiten." Heute ist an Stelle dieses langen Satzes die kurze Losung getreten: Königsherrschaft Jesu! Damit ist auch eine klare Scheidung gegenüber andern Jugendorganisationen gegeben. Der bewährte Führer der ev. Mannesjugend Deutschlands, Lic. Stange, drückt das Einzigartige dieser Jugendbewegung einmal so aus:

„Es kommt zuletzt alles nur darauf an, daß wir Christus wirklich haben. Man kann ihn niemals haben wie einen toten Besitz oder wie eine geheimnisvolle Formel. Man kann ihn nur haben wie Jakob, der mit dem Herrn rang — ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Daß dieses heilige Ringen um den Segen des Herrn und die demütige Beugung unter sein Kreuz nicht in unserem Werk verlorengehe, darauf kommt alles an. Demgegenüber ist alles nebensächlich. So rufen wir in entscheidungsvoller Stunde unsere Vereine und Führer auf, sich klar und entschieden zu ihm zu stellen. Er, unsere Stoßkraft — er, unsere Eigenart — er, unsere Zukunft — er, unsere Einheit! In ihm allein das Einzigartige unseres Werkes!" Und es ist ein einzigartiges Werk, was der C.V. J.M. erreicht hat. Denken wir nur an all die vielen Vereinshäuser (der Württ. Jungmännerbund besitzt allein 70 Häuser), wo die jungen Leute Wohnung, Verpflegung und Anschluß finden können, an die Soldatenheime, Ferienheime und Jugendherbergen. In diesen Häusern werden Tausende von jungen Männern in der Großstadt vor dem Untergang bewahrt. Das Herzblatt im Vereinsleben ist die „Bibelstunde"; hier ringt

die Jugend einen ehrlichen Kampf des Glaubens. Bezeichnend sind die Fragen, die da gestellt werden, z. B.: Durch wen ist uns der Sündenfall oder das 1. Buch Mose berichtet? Woher hat Kain sein Weib genommen, da er in ein anderes Land geflohen ist? Was heißt: Ps. 1, 5: Darum bleiben die Gottlosen nicht im Gericht? Kann man nach Matth. 8, 22 einen Anstoß an dem Begräbnis unserer Toten nehmen? Heute interessieren besonders die Fragen der großen Volksnöte. Da sich im Verein Jugend aus allen Ständen der Bevölkerung zusammenschart, so fühlt man die Verantwortung der Überbrückung der sozialen Gegensätze in reichem Maß. Parteipolitik wird rundweg abgelehnt, begeistert singen die jungen Scharen: „nicht Politik, Partei und Streit, nur Liebe heilt die Not der Zeit". Und in der Tat: Bauern und Arbeiter finden sich hier in einer Bewegung zusammen. Von keiner Jugend wird so großzügig der Kampf gegen Schund und Schmutz in Wort und Bild geführt wie vom C.V. J.M. Die Stellung zu Volk und Vaterland ist eine heiß umstrittene Frage; die Jugend ringt hier um eine Klarheit, die einerseits der immer stärker werdenden völkischen Bewegung innerhalb des Vereins gerecht wird, andererseits der Fabrikjugend den Weg zu neuem Denken erleichtert. Auch eine starke pazifistische Flut ist in die Vereine eingedrungen. In Christus hat man diese Gegensätze geeinigt. Die Einigungskundgebung von 1924 scheint uns aber aus dem Grunde noch keine Klarheit zu sein, als sie die vaterländische Not ausschließlich auf das sittliche und religiöse Gebiet abwälzt, wo es dann verhältnismäßig leicht ist als Christ Stellung zu nehmen. Gut wäre es, wenn auch von dieser Seite einmal ein deutliches Wort gesagt würde gegen die Kriegsschuldlüge, gegen Dawesgutachten und Völkerbundsunrecht. Es gilt nicht nur „die Buße vor Gott zu bekennen", sondern auch den Mut haben, das Unrecht, das von fremden Völkern uns angetan worden und täglich angetan wird, mit den richtigen Worten zu zeichnen. Dies ist zu verschweigen, ist auch Sünde. Die Jugend fordert von ihren Führern eine klare vaterländische Stellungnahme. Die völkische Notfrage zu lösen, wird wohl eine der dringendsten Gegenwartsaufgaben im Bunde sein. Wahrscheinlich wird es so geregelt werden, daß vaterländische Gruppen (nach Dr. Horch „Jungtrupp" genannt) innerhalb des Vereins sich bilden, die sich in ähnlicher Weise betätigen wie die vaterländischen Verbände. Daneben ist seither das Turnen nicht vernachlässigt worden, aber in den neu zu bildenden „Jungtrupps" hofft Dr. Horch eine „bewußte Disziplinierung des Vereins". Wenn eine andere Lösung gefunden wird als die von H., so ist zu befürchten, daß ein Teil dieser Jugend in die vaterländischen Verbände abtreten wird. Die Richtlinien, die der Westbund betr. „unsere Stellung zu den vaterl. Verb." herausgegeben hat, helfen über die Schwierigkeit nicht hinweg, die Jugend fordert „auch mit Christus" eine vaterländische Bewegung. Zu erwähnen ist noch, daß die vom C.V. J.M. betriebene Blättermission sehr viel Gutes unter der Jungmännerwelt bewirkt hat. Organe des C.V. J.M. sind der „Führerdienst", „der Ruf", „der junge Tag", „die Jungschar", zum Verteilen geeignet ist „Hindurch".

6. Der ev. Verband zur Pflege der weiblichen Jugend Deutschlands (Jungfrauenvereine). 1925: 184718 Mitglieder in 5444 Ortsgruppen). Ein Blick in das herrliche Liederbuch des Verbands „ein immer fröhlich Herz" weist uns auf ein Lied mit dem jeweiligen Versschluß „deutsche Jugend heraus!". Das Motto des Verbands heißt: „der Herr ist unser Richter, der Herr ist unser Meister, der Herr ist unser König; der hilft uns (Jes. 33, 22)". In den Vereinen wird neben der Bibelarbeit viel gesungen, die englischen Melodien haben keine Aufnahme im Liederbuch gefunden, dagegen werden viele frohe Wanderlieder mit Begeisterung gelernt. Die Kampfgruppen gegen den Alkohol sind erst seit kurzem da. Die Zentralstelle ist im Burckhardthaus in Berlin-Dahlem, das nach dem um das Vereinswerk sehr verdienten Pfr. Burckhardt benannt ist. Heute wird der Verband von P. D. theol. Thiele geleitet, der eine Reihe von sehr tüchtigen Führerinnen zur Seite hat. Auch diese Jugend bewegen die großen Volksnöte: Klassenhaß, Parteinöte, Unsittlichkeit, Vaterlandselend. Sie wird wenigstens für das vaterländische Problem klare Richtlinien von ihren Führern erwarten. Zur geistigen Vertiefung der Mädchen tragen die „Freizeiten" viel bei. Der Verband besitzt schon eine stattliche Anzahl von Häusern. In Württemberg wird gegenwärtig ein großes Jugendhaus erstellt (in Schmie bei Maulbronn), das neben einer Erholungsstätte zugleich auch eine auf christlicher Grundlage bestehende Haushaltungsschule beherbergen wird. Die Zeitschriften des Verbands sind: „deutsche Mädchenzeitung", die „Weibliche Jugend", das Verteilblatt „Komm mit" wird von 150000 jungen Mädchen gelesen.

6a. Für die gebildete weibliche Jugend hat sich eine besondere Gruppe gebildet: die Weggenossen, deren Ziele die gleichen sind wie die des Hauptverbands. Hier finden wir noch mehr Bewegung als in den Jungfrauenvereinen. Sehr schade ist es, daß die Mädchenbibelkreise nicht mit den Weggenossen zusammengehen und damit dem großen Verband angehören, durch den sie viel Bereicherung erfahren könnten. Zeitschriften der Weggenossen sind: „Jugendweg" und „Jugendruf", Leiterinnen: Adelheid Crome, Elisabeth van Randenborgh und Hulda Zarnack, die zugleich auch beim Verband mitarbeiten.

7. Die Christliche Pfadfinderschaft. 1910 durch Dr. Kertz gegründet, hat diese Jugend sich zunächst in militärischen Formen bewegt. Die Neuregelung von 1921, wo das Militärische abgestreift wurde und mehr eine geistige, sittliche und sanitäre Erziehung festgesetzt wird, hat zu heftigen Kämpfen Anlaß gegeben. Viele forderten die alte Uniform. Seit 1925 wird unterschieden zwischen Kreuzpfadfindern (die das Pfadfinderkreuz tragen dürfen) und den Spähern (den jugendlichen, die in den Pfadfindertugenden erst noch erzogen werden müssen). Man ist zurzeit noch in einem Übergangsstadium, die „militärische Frage" in der christlichen Pfadfinderschaft wird wohl im Zusammenhang mit den Fragen der Gründung der „Jungtrupps" in den C.V.J.M. gelöst werden müssen.

8. Die Arbeitsgemeinschaft der Christlichen Vereine für Frauen und junge Mädchen in Deutschland (C.V.F.u.J.M.). So groß dieser wunderbare Titel, so klein ist die Bedeutung dieses Verbands. Er ist eine weibliche Nachbildung der C.V.J.M., die wegen des großen Verbands für die weibliche Jugend wenig Aussicht auf weiteren Erfolg hat und deshalb innerhalb dieses Verbandes mehr leisten könnte. 1924 hatte diese Jugend eine Tagung in Lübeck. Ihre Zeitschrift heißt: „Frisches Wasser".

Die denkerisch eingestellte Christusjugend

Die wesentlichen Unterschiede der willenmäßig und der gedankenmäßig eingestellten Gruppen sind die: bei den ersteren erzeugt das religiöse Erlebnis an Christus in erster Linie ein neues Wollen, nämlich ein „Christuswollen", daher das Motto „Königsherrschaft Jesu", mit der bewußten Beugung unter seinen Willen und dem Eingeständnis der eigenen Unfähigkeit; bei den letzteren löst die Begegnung mit Christus zunächst ein neues Denken aus, ohne Beugung unter ihn, Jesus ist nicht der Herr und König, sondern der Lehrer für eine bessere Gestaltung des eigenen und des gemeinsamen Lebens. Zu ihnen gehören:

1. Der Bund deutscher Jugendvereine (B.d.J.). Das Ziel dieser Jugend ist: „für den einzelnen christliche Charakterbildung durch Gesinnungsbildung; für die Gesamtheit Erziehung zum Gemeinschaftsbewußtsein in verantwortlicher Nächstenliebe." Sie hat 25000 Gruppen- und 3000 Einzelmitglieder. 1919 wurde folgendes Programm aufgestellt:

a) „Wir wollen eine Jugend, die im Bewußtsein eigener Verantwortlichkeit ihr und unseres Volkes Leben selbständig zu gestalten sucht; wir sind also bestrebt, allenthalben mehr und mehr aus Jugendpflege in Jugendbewegung hineinzuwachsen."
b) „Wir wollen eine verinnerlichte, d. h. religiös gegründete, aber weltoffene, deutsche, aber politisch unparteiische Kulturbewegung zur Erneuerung unseres Volkes sein. Insbesondere kämpfen wir für bessere geschlechtliche Sittlichkeit und deshalb gegen Alkohol, Tabak und Kinounwesen."
c) „Wir erstreben die bewußte Gestaltung eines reinen und offenen geselligen Verkehrs zwischen Jungen und Mädchen (gemeinsame Feste, Volkstänze, Treffahrten und Arbeitsgemeinschaften)."
d) „Wir wollen als Jugend an dem Bau einer freien Volkskirche mitarbeiten und erstreben eine wahre Volks- und Völkergemeinschaft aus dem Geiste Jesu."

Neuerdings scheint aber diese Jugend auch zum „neuen Wollen" überzugehen und eine innere Verbindung mit dem C.V.J.M. herzustellen. In der Februarnummer ihrer Zeitschrift gibt R. Karwehl Richtlinien für eine neue religiöse Zielsetzung: an Stelle der Worte „fromm" und „weltoffen" treten die neuen „Sündenerkenntnis" und „Gottesoffenheit". Religiöse Romantik wird abgelehnt, eine Neuerfassung der biblisch reformatorischen Wahrheit erstrebt.

2. Der Bund der Köngener (nach der württ. Gemeinde Köngen genannt) ist ein typischer Vertreter dieser Gruppe. Ihr Führer Prof. Dr. Hauer, Tübingen, hat den für den Bund maßgebenden Satz geprägt: „Religion ist denken und leben." Mit kritischem Urteil steht man den christlichen Autoritäten gegenüber. Obgleich das Denken der wesentliche Bestandteil der Religion ist, will man eine Religion ohne Dogmatik. Diese Ablehnung stammt aus ihrem „Willen zur Wahrhaftigkeit". Ihr Ziel ist: omnia instaurare Christo. Doch sind die Meinungen verschieden, was darunter zu verstehen ist. Sie beschäftigen sich mit Christus-„fragen", ohne eine Formulierung finden zu wollen, wer er war und ist. Auch der Pazifismus hat diese Jugend schon bewegt. Die Gefahren der Unsicherheit und Verschwommenheit geben sie selber zu. Die großen Hoffnungen, die einst ihr Führer auf diese Jugend gesetzt hat, sind nicht erfüllt worden. Ihrer Entstehung nach stammen sie vom württemb. B.K., seit 1924 haben sich von ihnen die Königsbühler unter Joachim Boeckh losgerissen, die sich den Neupfadfindern angeschlossen haben. Dadurch ist ihr Einfluß bedeutend geschmälert worden.

3. Der Neulandbund. Auch diese weibliche Jugendgruppe muß zu der verstandesmäßig eingestellten Christusjugend gerechnet werden, stammt sie doch von einem Studienkreis junger Mädchen in Frankfurt a. M., wo verschiedene Probleme in ernster Arbeit gelöst werden sollten. Seit dem Ende des Weltkriegs ist in dieser Jugend ein neues Streben erwacht: nationale Er-

neuerung. Da diese nicht mit menschlichen Geisteskräften, sondern von Christus erwartet wird, so können wir sie nicht zu den Idealisten rechnen, wie Albert Plag es in seinem Büchlein über die J.B. getan hat. Auch Christus (und vollends die Propheten) hat mit religiösen Kräften seinem Volke dienen und es „erneuern" wollen. Das Streben nach „erneuertem Christsein und nach wahrem Deutschtum" ist kein Abbruch von der Lehre Jesu.

4. Die Christdeutsche Jugend. Hier haben wir eine Absplitterung von der vorigen Gruppe vor uns. Auch diese lehnen mit Recht die Bezeichnung Idealisten ab. „Wir wollen uns ganz Gott ausliefern." Aber doch überwiegt auch hier die Verstandesseite in der Psyche der Jugendlichen. „Wir brauchen ein Wissen um die Zusammenhänge, das Wissen erzeugt Verpflichtung, d. h. Dankbarkeit, mitleidendes Verstehen, Güte des Urteils und Opfersinn." Auf ihrer Zentralstelle in der Burg Hohensolms bei Wetzlar wurde eine Volkshochschule ins Leben gerufen. Zeitschriften: „Christdeutsche Stimmen".

5. Der Deutsch-evang. Verband sozialer Jugendgruppen. Wahlspruch ist Eph. 4, 6. Diese Jugend sieht in der Erfassung der sozialen Seite des christlichen Lebens seine Hauptaufgabe.

6. Die Neuwerkler oder Schlüchterner. Nach Albert Plag ist in dieser Jugend der Übergang vom Idealismus (religiöse Gruppe innerhalb der demokratischen Partei) zum religiösen Radikalismus Karl Barths vollzogen. Ihre Führer sind Eberhard Arnold (frühere Herausgeber der Furche), Georg Flemmig und Hermann Schaft. Ihr Name ist nach ihrer Zeitschrift „Neuwerk" und der Tagung in Schlüchtern (Bez. Kassel) gebildet. Verheißungsvoll sind die Sätze ihres Strebens: „Letztlich bedeutet nichts anderes ‚Neues Werk' als das Lebenszeugnis von Jesus Christus, der Fleisch gewordenen Wahrheit das Zeugnis des Gekreuzigten und Auferstandenen." Auf ihrer Siedlung mit Gütergemeinschaft haben sie auch eine freie Volkshochschule gegründet.

Die gefühlsmäßig eingestellte Christusjugend

Die gefühlsmäßig eingestellte Christusjugend stellt sich im Jugendbund für entschiedenes Christentum (E.C.) dar. 1925 zählte diese Jugend in 1209 Bünden 51 000 Mitglieder. Die Geschäftsstelle ist in Friedrichshagen bei Berlin, Führer ist Pastor Schürmann. Die Losung heißt: „Ganz los von der Welt und ganz hin zum Sünderheiland Jesus Christus." Ihre „Entschiedenheit" geht aber mehr von dem (oft vergewaltigten) religiösen Gefühl aus, als von einem mutigen Christuswollen. Die „Bekehrung" spielt in ihren Bibelstunden, Liedern, Gebeten und im sonstigen Vereinsleben eine wichtige, zugleich aber auch verhängnisvolle Rolle. Die Grenzen zum Methodismus sind verwischt. Die englischen Melodien besorgen die Erregung des Herzens. Nur was zur „Seelenrettung" dient, ist im Bund erlaubt. Die Gefahr der „Übergeistigkeit" ist groß. Das natürliche Empfinden leidet darunter, doch ist ihr Eifer für christliche Dienste bewunderungswürdig. Jedes Mitglied wird zu einer Arbeit herangezogen (Missionsdienst, Krankendienst, Schriftendienst). Die Jugend hat aber das Unzulängliche und Einseitige dieser Bewegung gefühlt. Die Selbstkritik, die im Dezemberheft ihrer Zeitschrift „Jugendhilfe" geübt worden ist, hat in der ganzen christlichen Welt Deutschlands ungeheures Aufsehen verursacht. Die öffentliche Beichte wird als geistliche Prostitution verurteilt, die unnatürliche Übergeistigkeit als unjugendlich abgelehnt, die Oberflächlichkeit und Süßlichkeit der Bibelbetrachtungen und der Singsang gefühlserregender Melodien scharf verurteilt. Wenn diese Jugend solcher Kritik folgt, dann kann ein neues Wollen aus dem E.C. geboren werden. Ein Ausweichen vor der Selbstkritik hat in der Jugendbewegung immer zu einer Erschlaffung und Erstarrung geführt. Das ist der Tod jeder J.B. Nur durch ein Abrücken von der seitherigen Methode wird der E.C.Bund diesen Gefahren siegreich begegnen können.

Zu der gefühlsmäßig eingestellten Christusjugend müssen wir auch noch die Jugendabteilungen der Ev. Gemeinschaft und der methodistischen Freikirche, ferner die Jugendgruppen der Heilsarmee rechnen.

Der Jungdeutsche Orden und die Jugendbewegung

Von Kurt Pastenaci, Hauptschriftleiter der „Jungdeutschen" in Berlin

Die Erfahrung hat uns Jungdeutschen immer wieder bewiesen, daß fast jeder, der zum ersten Male den Namen „Jungdeutscher Orden" hörte, sich darunter eine Organisation von Jugendlichen vorgestellt hat, und dann erstaunt war, wenn er bei unseren Bruderabenden Männer im besten Alter fand und manches graue Haar sah. Der Jungdeutsche Orden besteht tatsächlich in der Mehrzahl aus Menschen, die den Krieg als Soldaten mitgemacht haben, er nimmt nur Brüder in seinen Reihen auf, die das 20. Lebensjahr überschritten haben. Nur seine Junggefolgschaften bestehen aus jungen Menschen unter 20 Jahren. Die Frage, warum das „Jung" in seinem Namen besonders betont wird und was der Orden überhaupt mit Jugendbewegung zu tun hat, ist deshalb mehr als berechtigt und wird jedem Mitglied des Jungdeutschen Ordens

immer wieder gestellt. Jung in unserem Sinne kann ein Mann von 60 Jahren ebenso sein wie ein Jüngling von 20, und wir sind der Meinung, daß die weitaus größte Zahl der heute lebenden zwischen 20 und 30 Jahre alten Deutschen der alten Generation angehören und nicht als jung bezeichnet werden kann. Es kommt also nicht auf das Alter an, sondern auf die Art des Denkens, auf die Kraft des Hoffens und Wollens, auf die Frische der Arbeit und auf den jugendlichen Mut und das jugendlich kräftige Zufassen.

Wenn nun die Jugendbewegung und der Jungdeutsche Orden miteinander in Vergleich gebracht werden sollen, so ist es wohl zunächst notwendig, festzulegen, was unter Jugendbewegung verstanden werden soll. Es ist wohl am einfachsten, die Jugendbewegung aus ihrer Entstehung heraus zu kennzeichnen und dabei den Wandervogel und die freideutsche Bewegung als den Stamm der Jugendbewegung anzusprechen. Der Wandervogel war eine revolutionäre Erscheinung, die sich im wesentlichen gegen den Zwang des Elternhauses und der Schule richtete und für die eigene freie Entwicklung der Jugendlichen eintrat. Im Fahrtenwesen, in Volkslied und Volkstanz, fand diese Bewegung die ihr gemäßen Formen; sie ward dabei zu einer Kulturbewegung, deren Auswirkungen erst in unseren Tagen recht beginnen werden. Bezeichnender als die Bekenntnisformel des hohen Meissner: „Wir wollen unser Leben vor eigener Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit gestalten" ist für den Wandervogel und für die ganze Jugendbewegung einmal das Verhältnis der Menschen zueinander und dann die Art, wie ihre Führer entstanden. Die jungen Menschen fanden sich in treuer Kameradschaft und gegenseitigem Verstehen und Helfen ohne, ja oft im Gegensatz zur gesellschaftlichen Höflichkeit. Ihre Führer wuchsen aus ihnen heraus. Sie wurden weder gewählt noch durch die ältere Generation vorgesetzt und aufgezwungen. Die Führer wuchsen heran und waren mit einemmal da, und sie bewiesen ihr Führertum durch die Art ihres Führens. Die Jugendbewegung führte in ihrer Entwicklung zu einer Entfaltung der einzelnen Persönlichkeiten und artete oft geradezu in Persönlichkeitskult aus. Der Gemeinschaftsgeist, der in den ersten Anfängen der Jugendbewegung stark vertreten war, schwand immer mehr in der Entwicklung der einzelnen Menschen zur Persönlichkeit. Damit ward aber auch der Wille zur gegenseitigen Einordnung und zum gemeinsamen Wirken und Kämpfen immer schwächer. Diese Krisis in der Jugendbewegung erhielt den letzten Stoß durch die Tatsache, daß die alten Wandervögel ins Mannesalter hineinwuchsen, in ihrem Beruf und im täglichen Leben vor neuen Aufgaben standen, denen ihr Wandervogelwesen nicht gewachsen war, und daß sie zudem durch die jüngeren Mitglieder der einzelnen Jugendbewegungsbünde aus dem bisherigen Kreis herausgedrängt wurden, weil diese Jüngeren, dem Geist des Wandervogels und der Freideutschen entsprechend, ihre Führer aus den eigenen Reihen entnahmen und die Überlegenheit der Älteren oft als Bevormundung empfanden. Zwar schlossen sich die alten Wandervögel oder die älteren Angehörigen der sonstigen Jugendbewegung in neuen Bünden oder Kreisen zusammen, ohne aber bisher den rechten Gemeinschaftsgeist wiederzufinden, und ohne neue Aufgaben, die ihnen Daseinsinhalt und Kampfrückhalt gaben, zu erkennen und anzupacken. In letzter Zeit sind, wie durchaus betont werden muß, starke Gesundungserscheinungen in dieser Richtung bemerkbar.

Die jungdeutsche Bewegung und mit ihr der Jungdeutsche Orden ist aus kleinen Anfängen heraus, ebenso wie die Jugendbewegung, immer stärker zur revolutionären Bewegung geworden, revolutionär nicht im Sinne der letzten deutschen „Revolution", sondern in dem ursprünglichen Sinne des Durchbrechens eines neuen Lebenswillens und des Kampfes um eine neue Lebensart und Lebensgemeinschaft. Wie die Jugendbewegung, so ließ sich auch der Jungdeutsche Orden seine Führer nicht von außen her aufzwingen; er wählte sie auch nicht nach parlamentarischer Methode aus seinen eigenen Reihen; er ließ die Führermenschen, die sich im Kreis seiner Brüder befanden, heranwachsen und zwang sie dazu, sich zu bewähren. Und er fand einen Weg zur Führerwerdung, der theoretisch als System angesprochen werden könnte, ohne in der Praxis System zu sein. Der Jungdeutsche Orden verlangt von den Menschen, die seine Gefolgschaften, Bruderschaften oder Balleien führen, einmal, daß sie das Vertrauen der geführten Brüder besitzen, dann aber auch, daß sie von den höheren Führern in ihrem Amt bestätigt werden und vor allem natürlich, daß sie sich bei ihrer Arbeit und ihrem Kampf bewähren. Im Zweifelsfalle haben die gleichgeordneten Führer die Entscheidung über Führereigenschaft und Führeramt.

Wenn also sowohl im revolutionären Moment als auch in der Entstehung der Führerschaft starke Parallelen zur Jugendbewegung vorhanden sind, so ergeben sich doch erhebliche Unterschiede in bezug auf den Gemeinschaftsgeist. Der Jungdeutsche Orden verlangt von seinen Mitgliedern, daß sie den Brudergeist immer tiefer erfassen und immer mehr in die Tat umsetzen. Der Brudergeist ist aber ein Geist des Zusammenlebens, des Zusammenwirkens, kurz ein Geist innigster Gemeinschaft. Wie schon der Name „Orden" sagt, geht die Erziehung der einzelnen Mitglieder dahin, daß sie sich richtig aneinander anordnen und sich immer mehr ineinander

einordnen. Daraus ergibt sich, daß die Disziplin im Jungdeutschen Orden nicht auf äußeren Befehlen beruht, sondern auf der Erkenntnis der Notwendigkeit einer rechten Ordnung, auf der Erkenntnis des rechten Platzes für jeden Bruder, auf einem tiefen Vertrauen der Gefolgsleute zu ihren Führern, das nur durch einen starken Gemeinschaftsgeist erreicht wird. Im Gegensatz zur Jugendbewegung geht die Entwicklung in der jungdeutschen Bewegung, also auf Vertiefung des Gemeinschaftsgeistes hin, ohne daß dabei der Entwicklung und Auswirkung der einzelnen Persönlichkeit der Raum zu sehr beschnitten wird. Der Gehorsam der Gefolgsleute ihren Führern gegenüber ist nicht der berüchtigte Kadavergehorsam, seine Disziplin wird nicht durch äußere Bestimmungen aufrechterhalten, sondern durch die inneren Werte der einzelnen wie der ganzen Gemeinschaft.

Es kann als Beweis für die Kraft und den Wert einer Bewegung angesehen werden, wenn sie es erreicht, eigene Formen zu finden und ihrem Leben eine besondere Gestalt zu geben. Die Jugendbewegung hatte eine solche Gestalt gefunden. Sie zeigte sich in den Fahrten, bei den Nestabenden, in den Nächten am Feuer, im Wiederaufleben und Neuschaffen des Volksliedes und Volkstanzes. Der oberflächliche Beobachter mag beim Jungdeutschen Orden ein Eigenleben und eigene Formen zunächst nicht zu erkennen. Die Struktur des Ordens scheint dem alten Deutschen Ritterorden entnommen zu sein, aus dessen Geschichte die Bezeichnung der Führer, wie Großmeister, Komtur und Hochmeister, und die Bezeichnung einzelner Gruppen wie z. B. der Ballei, stammen. Wer aber näher zusieht, und wer sich einmal die Zeit nimmt, an dem Leben der Einheiten des Jungdeutschen Ordens teilzunehmen, der findet eine Menge eigentümlicher Formen, z. B. in der Ausgestaltung der Bruderabende, in der Anrede der Brüder aneinander, in dem Gruß Treudeutsch allewege, in den neuentstandenen Liedern, die sich an die alten Soldatenlieder ebenso anlehnen wie an die alten Volkslieder, und die doch etwas Neues sind, und schließlich in der ganzen Haltung der in die Gemeinschaft hineingewachsenen Ordensbrüder, Formen, die immer stärker zu einer Einheit zusammenwachsen.

Die rechte Einstellung zur jungdeutschen Bewegung wird man natürlich nur dann finden, wenn man ihren Geist erkennt, und wenn man die Richtung ihres Willens und die Ziele, die sie sich steckt, beobachtet und wertet. Was will der Jungdeutsche Orden? Die Antwort ist leicht und doch schwer. Leicht für den, der die Zustände in unserem Volk mit klaren, unvoreingenommenen Augen sieht, schwer für den, der in einer Anschauungsweise, die der Vergangenheit angehört, drinsteckt. Die Grunderkenntnis der jungdeutschen Bewegung ist die, daß die Menge der in den Grenzen des Deutschen Reiches lebenden Familien und Einzelmenschen kein Volk mehr ist; es ist eine Masse, die in Stände zerfallen, in Klassen zerspalten und von den Parteien auseinandergerissen ist. Die Einheit eines Volkes wird nicht allein durch die Muttersprache und durch die politischen Grenzen gewährleistet, sondern durch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit. Der Jungdeutsche Orden will also zunächst nichts weniger als mitschaffen an der Neuwerdung des deutschen Volkes. Er geht dabei von der Grundlage der Rasse und der Art aus, wobei Rasse und Art nicht als Gegensätzliches zu anderen Rassen und anderen Arten gewertet werden, sondern als etwas Positives, das bestimmte Werte enthält und die Grundlage für den Charakter eines Volkes abgibt. Durch die Erweckung und Vertiefung des Brudersinnes und des Gemeinschaftsgeistes, durch die praktische Arbeit, die dahin geht, Menschen der verschiedensten Stände, Klassen, Parteien und Gesellschaftsschichten, Menschen der verschiedensten Erziehung, Kinderstube und Durchbildung, Menschen der verschiedensten Berufe und Lebensführungen an einen Tisch zu zwingen und sie zu veranlassen, sich miteinander auszusprechen, einander ihre Nöte und Sorgen zu zeigen, einander zu helfen und sich immer mehr zu verstehen und zu schätzen, durch diese Arbeit trägt der Jungdeutsche Orden dazu bei, daß unsere Staatsbürger wieder zu Brüdern des Volkes werden.

Es ist ganz selbstverständlich, daß dieser Wille zur Volkwerdung seinen Niederschlag in neuen Gedanken über das kulturelle, wirtschaftliche und politische Leben des Volkes und des deutschen Vaterlandes finden muß. Nun würde es zu weit führen, all die Wege, die zur Überwindung der Not unserer Zeit vom Jungdeutschen Orden vorgeschlagen sind und von ihm selbst gegangen werden, hier zu schildern. Wer sich damit befassen will, der muß die im Jungdeutschen Verlag, Berlin W 9, Potsdamerstr. 20, erschienenen Rüstzeuge sowie die in Berlin erscheinende große volksnationale Tageszeitung „Der Jungdeutsche“ lesen und verfolgen, der muß sich außerdem mit dem Leben und der Arbeit der örtlichen Einheiten genau befassen. Nur soviel sei hier gesagt, daß der Kampf des Ordens dahin geht, im kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Leben den heute leider maßgebenden Einfluß einzelner in Besitz von Geld und Gut befindlicher Interessengruppen, die nur ihren eigenen Zielen nachlaufen, ohne die großen Belange des Volkes zu wahren, auszuschalten und dem Staatsleben ebenso wie der Wirtschaft und dem Kulturleben deutschen Charakter aufzuprägen. Der Jungdeutsche Orden ist durch den Gemeinschaftsgeist und die Disziplin seiner Brüder und durch die Kraft und

Persönlichkeit seiner Führer, vor allem seines Hochmeisters Artur Mahraun, zu einer Macht geworden, die nicht nur im Deutschen Reich, sondern auch im Ausland anerkannt wird, und mit der heute jeder politisch, wirtschaftlich oder kulturell arbeitende Mensch rechnen muß. Durch den Opfersinn seiner Brüder ist es ihm wohl als einzigem großen Verband möglich gewesen, sich von fremdem Geld völlig freizuhalten, und doch aus den Beiträgen und den Opferspenden seiner Brüder eine große Zeitung, sowie Zeitschriften und anderes mehr zu schaffen, das den Geist des Ordens nach außenhin vertritt, im Kampfe um die Ziele der jungdeutschen Bewegung als ernste Waffe gewertet werden muß und das Weiterwachsen und die Vertiefung des jungdeutschen Geistes gewährleistet.

Der Hofgeismarkreis der Jungsozialisten

Von Walther G. Oschilewski in Berlin

Die jungsozialistische Bewegung, d. i. die Organisation der jungen Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei, kann in ihrer geschichtlichen und einmaligen Bedeutung nur verstanden werden, wenn man sie mit der Entwicklung der gesamten deutschen bündischen Jugend in Beziehung setzt. Allen Krisen, Irrtümern, Wandlungen, die das Gesicht der deutschen Jugendbewegung oft bis zur Ungestalt zerstörten, haben sich auch die jungsozialistischen Gruppen im Reich nicht entziehen können. Das Schicksal, zwischen Gestern und Morgen ein zerstörendes, erneuerndes, aufbauendes Leben führen zu müssen, ist auch ihr Schicksal geworden.

Schon vor dem Kriege wurde in einem Beschluß des Chemnitzer Parteitages 1912 der älteren Parteigenossenschaft empfohlen, „durch geeignete Maßnahmen die jungen Arbeiter im Alter von 18 bis 21 Jahren für die Arbeiterorganisationen zu gewinnen". Diese Maßnahme, bei der Gewinnung jüngerer Altersklassen für die Arbeiter-Jugendbildungsgruppen schon erfolgreich angewandt, war das Produkt eines damals allgemein als notwendig empfundenen Organisierens der vorerst rein agitativ- und selbstsüchtig-pädagogisch eingestellten Sozialdemokratischen Partei. Für sie war damals Jugend kein Lebenszustand, sondern ein Objekt. Dieses Pflegebedürfnis bestimmte den Grad der Explosion, welche, durch den Aufbruch der bürgerlichen Jugend vom Hohen Meißner 1913 beschleunigt, nach Kriegsende in der jungproletarischen Bewegung erfolgte. Die Sucht nach Selbständigkeit, nach einem eigenen Lebensraum, um wirklich Mensch und Kämpfer werden zu können, all das Fragen und Bangen, all das Richten- und Lösenwollen der Zwiespältigkeit des durch Stadt, Schule, Elternhaus und Erwerb vergewaltigten Lebens, zwang auch die proletarische Jugend, an der Erregung der zeitlichen Widerstände teilzunehmen. Sie tat dies um so elementarer, als sie in stärkerem Maße als die bürgerliche Jugend von den Hindernissen der Zeit umstellt war; zu der geistigen und körperlichen Not kam die gesellschaftliche, die wirtschaftliche. Was Pädagogen wie Max Tepp, Gustav Wyneken, Natorp und die vielen Propheten sonderlichster Spielart wie Muck-Lamberty, Schulze-Sölde u. a. innerhalb dieser entwurzelten, körperlich wie geistig unerlösten Jugend noch erregen halfen, konnte nur geeignet sein, das aggressive Tempo zu beschleunigen. Von dieser inneren wie äußeren Notwendigkeit getrieben, entstanden allerorts jungsozialistische Vereinigungen, die entweder im Rahmen der Sozialdemokratischen Partei Vorbereitungs- und Bildungsgruppen oder in nur loser Verbindung mit dem Parteikörper Gemeinschaften, Arbeitsbünde, Kameradschaften bildeten.

Im Jahre 1920 traf man sich erstmalig in Weimar anläßlich des ersten deutschen Arbeiterjugendtages. Was die Jungsozialisten in diesen Tagen mit den tausend jüngeren Kameraden zusammenband und diese Tage mit Lebensgläubigkeit und Eigenwilligkeit erfüllte, war nichts weiter als der Ausdruck eines jungen, lebendigen, freudigen Sozialismus. Es ist vielleicht nicht unangebracht, darauf hinzuweisen, wie sehr dieser bekenntnishafte, undogmatische, sich mehr von Gustav Landauer, den Romantikern und Utopisten nährende Sozialismus der wirkliche Lebenszustand der Jugend war und schon damals zu der orthodoxen marxistischen Terminologie

wenn auch nicht im Widerspruch, so doch in einer sonderlichen Entfernung stand. War man bisher einem zum Teil veralteten, den Krankheiten des bürgerlich-rationalistischen Aufklärungszeitalters verfallenen Bildungsbetriebs (Wissen ist Macht!) auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, so begann nach den Tagen von Weimar das Bewußtsein der eigenen Zuständigkeit Gefühl zu werden. Ein Dasein voll Kampf und Freude, der Drang nach Bewältigung und Gestaltung dieses erst jetzt aufgefundenen vielfältigen Lebens, schien dieser Jugend wichtiger als eine von der älteren Parteigenossenschaft gewünschte und oft durch Zwang geforderte Fortsetzung eines geschichtlichen Bemühens. Nach einigen ernsthaften Versuchen in Berlin und anderen Orten, der von der Partei verlangten Organisation eine aus dem Geist der Jugendbewegung genährte freie, selbständige Bewegung entgegenzusetzen, fand dieses Wollen in den „Jungsozialistischen Leitsätzen" des Freundes Gustav Radbruch einen gesinnungsmäßigen und bekenntnishaften Ausdruck:

1. Jugend ist nicht nur Vorstufe zum Leben, sondern ein Stück Leben mit selbsteigenem Daseinsrecht. In dieser Gesinnung hat die bürgerliche „freideutsche Jugend" die Sehnsucht nach „Jugendkultur" wachzurufen, ja, die neue Lebensform des jugendlichen Menschen zu verwirklichen gewußt, sich dann aber auf der Suche nach einem Inhalt für diese Form gespalten und immer wieder gespalten. Die sozialistische Jugend erst hat die freideutsche Lebensform mit einem starken, einfachen, zukunftsicheren Inhalt erfüllt: Sozialismus auf jugendliche Weise zu leben, das ist der gemeinsame Sinn von Jungsozialismus und Arbeiterjugend. Dieser gelebte Sozialismus schließt in sich ein neues Gemeinschaftsgefühl, ein neues Kulturgefühl, ein neues Lebens- und Weltgefühl.

2. Hinter uns liegt das Zeitalter, dem in bürgerlichen und auch in sozialistischen Kreisen Persönlichkeit der letzte und höchste menschliche Wert war. Heute ruht alle Begeisterung, deren die Zeit fähig ist, auf dem Gedanken der Gemeinschaft. Wir sind den Weg gegangen, auf dem Goethes Wilhelm Meister von den „Lehrjahren" zu den „Wanderjahren" uns prophetisch vorangeschritten ist. Wir haben diesen Übergang vollzogen, indem wir uns das Erlebnis, das dem sozialistischen Gedanken zugrunde liegt, immer klarer zum Bewußtsein gebracht haben — das Erlebnis, aus dem heraus wir einander „Genossen" nennen.

3. Nur auf dem Grunde der Gemeinschaft ist Kultur möglich. Das kapitalistische Zeitalter ist reich an Kulturpersönlichkeiten, reicher an Kulturwerken, entbehrt aber der Kulturgemeinschaft des ganzen Volkes. Ein ungeheures Mißverhältnis zwischen objektiver Kultur und persönlicher Bildung: kulturelle Überproduktion und doch kulturelle Massenarmut; der Gegensatz zwischen Gebildeten und Ungebildeten, in dem sich der Klassengegensatz der kapitalistischen Gesellschaft am schärfsten zuspitzt; die individualistische Persönlichkeitskultur, in der sich die individualistische Wirtschaftsverfassung sichtbar widerspiegelt; der Wettbewerb, der das Kultur- wie das Wirtschaftsleben beherrscht, der ein rastloses Streben nach dem Originellen, Neuen, Niedagewesenen, statt schlicht und recht nach Wahrheit und Schönheit entfesselt und statt eines Stils nur zahllose Moden und Manieren zeitigt: das alles sind Züge, welche deutlich die kapitalistische Bedingtheit der Gegenwartskultur zeigen. Die stilvolle Einheitlichkeit eines mittelalterlichen Stadtbildes kann demgegenüber uns darüber belehren, wie eine Gemeinschaftskultur aussah und einmal wieder aussehen wird.

4. Kultur gründet und gipfelt aber letzten Endes in einem bestimmten Lebens- und Weltgefühl. Schon heute sind in der sozialistischen Jugend die Grundzüge eines neuen Lebens- und Weltgefühls deutlich erkennbar: eine inbrünstige Diesseitigkeit, eine tiefe Freude an der Natur, an der Schönheit und Kraft des eigenen Leibes, eine fast fanatische Lebensbejahung, die ihr Ja und Amen, ihr Trotzalledem letzten Endes über alle Dinge spricht. Man ist versucht, dieses neue Lebensgefühl, wie es in unseren Arbeiterdichtern stark und voll Ausdruck findet, als eine Religion anzusprechen — wenn auch Religion ohne Kirche und Bekenntnis, ohne Gott und Jenseits.

5. Das alles ist gemeinsamer Geistesbesitz der Arbeiterjugend und des Jungsozialismus. Zueinander verhalten sie sich wie Sein und Bewußtsein, wie Leben und Denken. Den sozialistischen Gedanken, das neue Gemeinschafts-, Kultur-, Lebens- und Weltgefühl sich in angestrengter Geistesarbeit zu bewußtem Besitz zu machen und nach dem Bedürfnis eines neuen Geschlechts schöpferisch weiterzugestalten: das ist die besondere Aufgabe der Jungsozialisten.

Nachdem aus den anfangs wenigen Gruppen eine an Zahl und geistiger Regsamkeit immerhin bedeutsame Bewegung entstanden war, traf man sich 1921 in Bielefeld zum zweitenmal. Hier gruppierten sich die Auseinandersetzungen um die nunmehr Problem gewordene Zugehörigkeit zur Sozialdemokratischen Partei.

Nicht daß man ihr den Rücken kehren wollte, um gleich den vielen Wandervogelbünden und Siedlungsgenossenschaften ein kultiviertes, höchst beschauliches Dasein zu führen — man verband nur seine Unzufriedenheit mit einem jugendstarken Gestaltungswillen. Der Geist der Zahlabende und der Agitationsbroschüren rief die jungen, noch nicht verrosteten Geister wach, man erfand den „sozialistischen Menschen" und gebrauchte nicht gerade herzliche Worte des Dankes für die eigene Partei. Allen, denen die Jugendbewegung nicht eine zufällige Erscheinung, nicht nur ein unbestimmtes Bedürfnis nach billigem Protest, sondern Lebensstätte, Gemeinschaft, der Zustand eines neuen Lebensgefühles war, schien die Lösung, daß die Jungsozialisten nur junge Sozialdemokraten zu sein hätten, unbefriedigend, eine Verallgemeinerung und Vergewaltigung eigenwilliger Kräfte. Man schalt jene, die es ernst meinten, Freideutsche, Romantiker, Lebensreformer, umgekehrt diese die anderen: Dogmatiker, Phraseure und Bürger. Diese gegenseitigen Vorwürfe sind bekannte Vokabeln der deutschen Jugendbewegung. Man diskutierte durch die Jahre und Landschaften, jeder einzelne versuchte in einem ihm gemäßen Ausschnitt der Lebensmöglichkeiten zufrieden zu werden, sei es in dem Bemühen um die Freigeld-Freiland-Wirtschaft, um den Kohlrabibau, im Klassenkampf oder in der Abstinenz, man vergaß darüber das wirklich Fordernde und Verpflichtende.

Es sollte in den bisher nur chronologisch angesetzten Darlegungen gesagt werden, daß der scheinbar sinnlose, ja sogar oft dilettantische, lächerliche Wandel notwendig, weil er schöpferisch war (mit negativem Vorzeichen), und wirklich, weil er eine Jugend erzog, der diese einstmaligen Ernsthaftigkeiten nur noch Rudimente, nur noch Oberflächenerscheinungen sind. Eine Kameradschaft dieser jungsozialistischen Bewegung, die sich nicht schämt, einst Teil und Wenig dieser Jugend gewesen zu sein, fand nach langen inneren Auseinandersetzungen (ähnlich wie eine Gruppe der Freideutschen) ihren Weg. Es war der Weg in die Politik. Es war das Bewußtsein des Reifwerdens zum Beruf der Politik!

Diese in ihrer Zielrichtung angedeutete Kameradschaft lud für die Ostertage 1923 die Gesamtbewegung zu einer Tagung nach Hofgeismar, einem Geschichte gewordenen Ort der Jugendbewegung, oberhalb Kassels ein. Getragen von den aus innerem Zwange heraus erörterten Problemen „Volk und Staat", sollte diese Zusammenkunft den künftigen Weg der jungsozialistischen Bewegung entscheiden helfen. War Weimar ein Erwachen aus dem Gleichmaß einer auch dem proletarischen Menschen nicht ferngebliebenen Bürgerlichkeit, so wurde Hofgeismar der Richtpunkt einer durch den Ruhreinfall im Ursprung verursachten vaterländischen Erregung junger Sozialisten und Sozialdemokraten. Es ist verständlich, daß es gerade die Freunde aus dem besetzten Gebiet, aus Rheinland und Westfalen sein mußten, dieser Tagung das Gesicht zu geben. Man war zu tief dem Schicksal des eigenen Volkes verhaftet, als daß die theoretischen, mehr agitativ gebrauchten (darum wohl nützlichen), aber in ihrer Wirkung auf die Massen und Geister Enttäuschung bereitenden Abstraktionen des Marxismus alleiniges Erlebnis bleiben konnten. In diesen kämpferischen Ostertagen, da die Not, die die Herzen dieser Jugend zusammenpreßte, Erkenntnis wurde, Erkenntnis einer grauen deutschen, aber deshalb nicht weniger geliebten Wirklichkeit, eine Not, die nicht zu allerletzt noch eine wirtschaftliche war, sprang das Feuer der Empörung hoch, man erinnerte sich der aufgepflanzten Bajonette vor den Fabriken, Hochöfen und Gruben und schuf das Bewußtsein, daß Widerstand, heimlich gewollter Widerstand, der deutschen arbeitenden Jugend zu Ruhm und Ehr gegeben sei. Wer wollte sich dieses heiligen Zwanges entziehen? Man liebte den Boden, dem Goethe, Fichte, Arndt, Hölderlin Stimme waren, bis zur Verschmelzung und wollte keinem mehr die Hand reichen, der durch Untätigkeit und Feigheit half, ihn verlieren zu machen. Karl Bröger, Alma de l'Aigles, Gustav Radbruch, Paul Natorp u. a. sprachen. Es waren Bekenntnisse, die ihre Streitbarkeit bewiesen, Echo und Entgegnung fanden. Staat sollte nicht mehr ein nur taktisch-opportunistisch bejahter Zweckverband sein, die Idee Volk nicht mehr ein dem kapitalistischen Bürgertum überlassenes, durch

as Bürgertum in Wirklichkeit persifliertes Privilegium, sondern was dem Sozialis-
ıus in so vielen Herzen und Hirnen Wohnstatt schuf, verlangte nach einer Er-
euerung von Grund auf, nach Einordnung all dieser seelischen, volkhaften Ver-
urzelungen. Sozialismus: das war eine Altersversorgung kleiner Leute geworden,
n Laubenkolonistenideal, eine Betstube. Die Jugend verlangte, daß sein Gesetz
ynamisch sei, heroisch seine Gebärde. Man wollte den Staat nicht als einen
ergewaltigten, kommerziellen individualistischen Herrschaftsverband gewissen-
ıser Spekulanten, sondern ihn für die Arbeiterklasse elastisch machen, ihn für das
rbeitende Volk erobern helfen. Der Freund und treue Weggefährte der proleta-
schen Jugend, der Dichter Karl Bröger, schuf mit seinem Vortrag „Deutscher
lensch und deutscher Geist" die Grundlage zur Begeisterung für eine solche Auf-
abe. Das Schicksal der Nation, das Erlebnis des nationalen Schicksals, so sprach er,
ei auch der Arbeiterklasse nicht vorenthalten. So wie der 1. August 1914 einen
ugenblick die Klassen aufhob angesichts der vaterländischen Not (und Bröger die
Vorte schreiben ließ: „Herrlich aber zeigte es deine größte Gefahr, daß dein ärmster
ohn auch dein getreuester war. Denk es, o Deutschland"), so sei auch jetzt der
roße geschichtliche Zeitpunkt gekommen, wo die freudige Bejahung der heiligen
üter der Nation, die freudige Bejahung des werdenden sozialen Staates, der jungen
eutschen Republik, alle proletarischen und sozialistischen Herzen einigen müßte.

Diese Gedanken und Bekenntnisse einer proletarischen Jugend waren das Kampf-
eug jener Tage. Als am Osterfeuer Franz Osterroth seine Rede mit dem Ruf schloß:
Es lebe Deutschland!" stießen die Stimmungen und Gegensätze so stark aufeinan-
er, daß hier schon der Grund zu den heimlichen Bünden der später sich zu be-
ınderen Arbeitskreisen formierenden Ideengruppen geschaffen wurde.

So wurde für einen Teil der jungsozialistischen Bewegung die Politik zum Schick-
al ihres Weges. Weil ihnen die Gestaltung der Wirtschaft in diesem Sinne eine
ntergeordnete, auf Grund ihrer mechanischen Sonderheit nur utilitaristische Auf-
abe war, zu der man kein seelisches, nur materielles, im Höchstfalle sittliches
erhältnis haben konnte (was ihre Notwendigkeit nicht ausschließt), verfiel man der
agischen Verflochtenheit der Politik, ihrem verpflichtenden Zwange, und jene
ameradschaft, die Träger, Bekenner und Wortführer dieser Tagung gewesen war,
hon immer ein Bund von Heimlichen und Treuen, nannte sich von nun an Hof-
eismarkreis der Jungsozialisten.

Daß dieser Aktivismus einer gesinnungsmäßig verbundenen Gruppe innerhalb der Organisation, den Staat als den Leib des Volkes zu bejahen, eine Revision lter vulgärmarxistischer Anschauungen bedeutete und die theoretischen Grundlagen er Sozialdemokratie, vor allem die ihrer bisherigen Außenpolitik (die nie Politik, ındern nur eine soziologische Absolutierung war) korrigiert, neu fundiert werden ıußten, ist selbstverständlich. Der Gegenstoß blieb nicht aus — innerhalb der ewegung wie auch in der Partei. Ablehnung des von den Hofgeismarern gepflegten taats- und Nationalbewußtseins, Ablehnung des Staates als Herrschaftsinstrument ugunsten einer (etwas billig formulierten) Gesellschaft überhaupt, ausgesprochene etonung internationaler Verbundenheit, Verschärfung des Klassenkampfes (wie ıan ihn versteht): das waren die Oppositionsäußerungen innerhalb der jungsozia-
stischen Bewegung. Es entstand, durch die besondere Fürsorge einiger Schüler des öttinger Professors Nelson, der Hannoveraner Kreis, so genannt seit einer Tagung n August 1924 in Hannover-Münden.

Zwischendurch versuchte noch Artur Zickler mit wenigen dem Geist einer jungen eneration treugebliebenen (inzwischen aus der Gesamtbewegung ausgeschiedenen) ofgeismarern alle noch nicht Müdegewordenen, Versprengten, zu einem Orden außer-
alb der Bewegung zusammenzufassen. Diese wenigen Leute (zu denen sich auch nfang 1924 der Verfasser dieser Zeilen gesellte), geeint durch das Bekenntnis „dem olitischen Willen der jungen Generation, der Idee des Deutschen Reiches, einer euen Aristokratie der Arbeit, der erwachenden Nation und dem kommenden Führer-
ım" dienen zu wollen, schufen sich in den Blättern der neuen Bereitschaft „Frei-

schar" ein weithin Aufmerksamkeit erweckendes Sprachrohr. Die sieben erschienenen Nummern dieser Zeitschrift waren trotz aller Anfeindungen seitens der sozialistischen Bewegung ein Beitrag zur Gestaltwerdung eines neuen, in erster Linie national politischen, machtpolitischen Sozialismus der deutschen Arbeiterschaft.

Die Reichskonferenz Ostern 1925 in Jena sollte zum letzten Male die Auseinandersetzung zwischen Hofgeismarern und Hannoveranern lautwerden lassen. Dr. Hermann Heller, Leipzig, bemühte sich in seinem Vortrag „Staat, Nation und Sozialdemokratie", dessen Grundsätze in seinem Buch „Nation und Sozialismus[1])" niedergelegt wurden, einer politischen, staatsbewußten Neuorientierung das Wort zu reden; der geistige Wortführer der Hannoveraner und Neumarxist Prof. Dr. Max Adler, Wien hielt das Korreferat. Die Konferenz endete mit einem entscheidenden organisatorischen Sieg der Hannoveraner. Unwillig über eine verständnislose, dogmatische, engherzige und unkameradschaftliche Theoretisiererei, die nur in ihrer soziologischen Begründung den Hofgeismarern gewinnend schien, im Grunde aber apolitisch war, ging man aus Jena fort. Es war in den letzten Jahren alles gesagt, besprochen, bewiesen, bestritten, auseinandergekämpft und auseinandergeredet worden. Was sollte da noch fruchtbar für die Gesamtbewegung werden? Die Reichsleitungssitzung vor einigen Monaten brachte einen nicht umsonst geführten Kampf zum Ende. Die bisher der Reichsleitung angehörigen Vertreter des Hofgeismarkreises verließen diese führende Körperschaft. Eingedenk der Nutzlosigkeit eines ferneren organisatorischen Bemühens hat somit der Hofgeismarkreis in seiner bisherigen Form aufgehört, politischer Arbeitskreis in der jungsozialistischen Bewegung zu sein.

Es ist versucht worden, eine objektiv unterrichtende Darstellung der jungsozialistischen Bewegung und ihres Hofgeismarkreises zu geben. Die Fortsetzung der Überlieferungen des Kreises liegt in den Händen einiger Gruppen im Ruhrgebiet, einiger bisher in der Gesamtbewegung führend gewesener Freunde in Hamburg, hat allerorts verpflichtende Kameraden und wird im hauptsächlichsten Maße durch den Zuzug vieler Hofgeismarer an die Hochschule für Politik durch die Berliner Gruppe getragen. Dieser zu eindeutiger Entscheidung gekommene Kreis („ehemaliger Hofgeismarer") wird nur ein politischer sein. Er wird sich nach Aufgabe der „Politischen Rundbriefe des Hofgeismarkreises" in absehbarer Zeit ein eigenes Organ des Widerstandes[2]) schaffen müssen, um fernerhin die sozialistische Bewegung immer und immer wieder erinnern zu können, worauf es ankommt. Während ein Teil der Hofgeismarer sich mit einer kulturpolitischen und pädagogischen Mitarbeit begnügen wird, ein anderer durch das soeben erschienene Werk Hendrik de Mans „Zur Psychologie des Sozialismus[3])" angeregt, einem gegenmarxistischen, jungen, „religiösen" Sozialismus Schaffer und Gestalter stellen will, bekennt sich der treugebliebene zu den politischen Formulierungen künftiger deutscher Staats- und Außenpolitik seines Freundes Ernst Niekisch[4]). Immer daran denkend, daß es um die Erhaltung der Nation, der deutschen Republik geht, bemüht, diesen republikanischen Staat, an dessen Verteidigung alle Freunde interessiert sind, in ein soziales (sozialistisches) Gebilde und in eine Machtrepräsentation der Werktätigen zu übersetzen, will diese Gruppe ausgesprochen politischer Aggressivität nichts weiter sein als das Gewissen der Sozialdemokratischen Partei. Feind dem bürgerlichen Pazifismus, feind jeder Duldsamkeit, die aus Deutschland ein Kolonialland feindlicher Mächte machen möchte, feind dem politischen Muckertum, den Allzusicheren, Allzusatten, freund der deutschen Sache, freund dem arbeitenden Volke, der Bereitschaft deutscher Jugend! Politik ist ihr keine Weide grasender Kühe, sondern ein Kraftfeld. Moral keine Disziplin des Politischen. Macht der Arbeiterschaft ist ihr

[1]) Arbeiterjugend-Verlag, Berlin SW 61. [2]) „Widerstand", Blätter f. sozialist. u. nationalrevolut. Politik. In Verb. mit L. Obermayr und Otto Jacobsen herausg. von Ernst Niekisch. [3]) Verlag Eugen Diederichs in Jena. [4]) „Der Weg der deutschen Arbeiterschaft zum Staat" und „Grundfragen der deutschen Außenpolitik". Verlag der Neuen Gesellschaft in Berlin-Hessenwinkel

Recht. Das Proletariat wird sich den deutschen Staat erobern müssen, weil es nicht leugnen kann, deutsches Proletariat zu sein; es wird die jahrhundertalte Herrschaft der Bourgeoisie ablösen und damit Repräsentant des deutschen Volkes sein. Ein solches Bemühen heißen wir Klassenkampf. Es ist der einzig politische, der nationale. Das ist heute das Wenige und Große, was wir wollen. Als junge Sozialisten. Als Sozialdemokraten.

Jungsozialismus — Staat — Nation — Pazifismus

Von Otto Jacobsen in Berlin

Schon vor und während des Krieges bestand in manchen Gruppen der Arbeiterjugend die Absicht, die älteren Jugendlichen innerhalb der Bewegung in besonderen Gruppen zusammenzufassen. Ihnen genügten die Arbeiterjugendgruppen nicht mehr, sie waren geistig und physisch darüber hinausgewachsen; andererseits war der Sprung aus der Jugendbewegung in die Partei für sie zu groß. Ferner waren sie überzeugt davon, daß die Einflußlosigkeit der deutschen Sozialdemokratie auf die Staatsgestaltung und auf nationale Lebensnotwendigkeiten zurückzuführen sei auf den Mangel an geistiger Intensität und politische sowie dogmatische Engherzigkeit. (Bei dem radikalen Teil sah man die Schuld in der Aufgabe von Prinzipien marxistischer Doktrin.) Diesen erlebten und empfundenen Mangel wollten sie beheben. Die Aufgabe konnte aber innerhalb der Partei nicht gelöst werden, da das geistige Leben in dieser in ganz erheblichem Maße erstarrt war. Hinzu kommt noch, daß den meisten Jungsozialisten die Partei zu materialistisch eingestellt war; auch hier bestand der Wille zur Umgestaltung.

Die erste Zeit der Jungsozialistischen Bewegung war recht negativ, romantisch und unpolitisch. Man kann diese Zeit bis Ende 1921 als „Spiegelmenschentum" bezeichnen, d. h. man sah in den Spiegel, um zu sehen, wer man eigentlich war. Dieses Spiegelbild neuen Menschentums wurde in Tiraden von Aufsätzen niedergelegt, die fast alle die Normalüberschrift trugen: „Was wollen wir?". Erst später fingen einzelne an, sich mit den Problemen Marxismus und Sozialismus auseinanderzusetzen und dies durchaus in dem Sinne des Buches von Hendrik de Man, „Psychologie des Sozialismus", in welchem festgestellt wird, daß der Marxismus eine Hemmung des Sozialismus bedeutet usw. 1922, nach der Tagung in Hofgeismar „Staat—Volk—Nation", begann die Politisierung der Bewegung. Man setzt sich nun sehr intensiv mit den Problemen Staat, Volk und Nation auseinander. Aus diesen Zentralproblemen erwachsen zwei einander grundsätzlich entgegengesetzte Einstellungen und Richtungen: die einen, die Staat, Volk und Nation bejahen (Hofgeismarer), die anderen, die verneinen und eine bloße Reaktion auf die Hofgeismargedanken sind (Tagung in Hannover 1924); diese sind die Gralshüter des Marxismus. Auf alle Fälle wurde die Bewegung politisch und schwamm nicht mehr im romantischen „Sich-Selbst-Erkennen" und „Was wollen wir?" herum.

Der grundlegende Unterschied zwischen uns und den marxistisch eingestellten Jungsozialisten besteht darin, daß wir nicht daran glauben, daß der Sinn der Geschichte und der Kultur gesetzt, bestimmt und erzeugt wird aus der Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft. Unsere Auffassung geht dahin, daß der Sinn der Geschichte und Kultur gesetzt wird durch den Menschen, daß alles schafft, wirkt und Formung ist aus der Letztendigkeit des Individuellen. Natorp sagt mit Recht: „Soziale Gesetze haben weder Sinne noch Grund anders als sofern sie selbst hervorgehen aus Einsicht, Wollen und Schaffenskräften der Individuen" (Sokrates, Plato). „Das muß endlich überwunden werden, mit dem fatalistischen Aberglauben an soziale Gesetze, die angeblich die individuelle Lage des einzelnen, äußerlich und innerlich unausweichlich bestimmen, ohne daß sie es in der Hand hätten, die Gesetze selbst zu wandeln, recht zu gestalten und recht zu gebrauchen, damit muß vor allem gebrochen werden." Des Menschen Schicksal entscheidet sich in ihm selbst; das metaphysische Verantwortungsbewußtsein — Ethik ist stärkste Gestaltungskraft. Mit dieser Einstellung streiten wir keineswegs die Notwendigkeit des Studiums und der Erkenntnis wirtschaftlicher, kultureller und gesellschaftlicher Verhältnisse und Bedingungen ab. Wir bestreiten aber, daß es eine genügende Aufgabe sein könnte, die Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft zu studieren (die nach Marx mit Naturnotwendigkeit zum Sozialismus treibt), um lediglich die Erreichung eines Zieles zu beschleunigen.

Weil wir an eine Zielsetzung durch den Menschen glauben, wissen wir, daß politische Leistung im Staat die Forderung unserer Zeit ist. Darum ist unser Denken politisch, unser Wille auf politische Gestaltung gerichtet, darum bejahen wir rückhaltlos Staat und Nation. Wir glauben wie Hendrik de Man daran, daß die nationale Differenzierung noch lange nicht ihren Abschluß erreicht hat, sondern daß sie noch in die Tiefe gehen wird. Die deutsche Arbeiterschaft steht

seit 1914 und dem heldenhaften passiven Abwehrkampf an Rhein und Ruhr nicht mehr jenseits des Staates und der Nation. Wer aber den Willen zum Staat hat, dem wächst ein Verpflichtet-Sein der Nation gegenüber, der ist Volk-verbunden, ist oder wird Träger der Nationalidee. Wir haben den Glauben an das deutsche Proletariat, daß es seine Berufung einmal erkennen wird und die Führung ergreift zur Volkwerdung. Diese Einstellung hat uns auch erkennen lassen, daß es grundsätzlicher Irrtum war, die Tatsache des Klassenkampfes zu verabsolutieren und zu vergöttern, wie es die Radikalen tun. Die Bejahung von Volk und Staat entspringt der Tatsache, daß wir den Glauben vom Menschen „an sich" oder „schlechthin" nicht teilen können. Wir wissen, daß der Mensch ist und wird durch seine Verbindung mit der Nation; alle Kultur kann nur erwachsen auf der Grundlage des Nationalen-Volkhaften. Die Nation erhält wiederum ihre Prägung, ihren Charakter durch Landschaft, Kultur, Sprache, Blut und Schicksal (Geschichte). Wir wissen weiter, daß durch das Volk der Einzelmensch seinen Wert erhält und durch Einzelvolk (Plural) erst Menschheit sein kann. Nicht Volk, Staatsvolk zu sein, war bisher unser Schicksal. Das war gut, daraus erwuchs Aufgabe an der Menschheit — Volk zu werden. Nur vereinzelt kam unser Volk-sein durch unbedingtes Einstehen für niemals aufzugebende, letztlich rein seelische Gemeingüter, zum Ausdruck: 1914, Ruhrkampf. Und daran müssen wir festhalten: „Unser deutsches Volk, es ist vor allen anderen ‚das Volk der Idee', jedenfalls das wissendste um sie, das klingt den anderen großsprecherisch; in Wahrheit ist es das demütigste, was ein Volk der Erde über sich aussagen kann" (Natorp, Der Deutsche und sein Staat).

An dieser Stelle sei, da es angebracht ist, ein weniges über den Klassenkampf gesagt. Nation und Volksgemeinschaft sind etwas Übergeordnetes — nicht Mittel, nicht Zweck — sondern Selbstzweck. Aus diesem Grunde bejahen wir positive Staatspolitik zur Schaffung der Nation, ohne Aufgabe des Klasseninteresses; denn die Klasse ist verbunden und verwachsen mit der Nation, weil doch alle Kultur und alle Äußerungen des Lebens nur erwachsen können aus dem Volkstum, also dem Nationalen. Man beachte im Zusammenhang hiermit die verschiedenen Formen der sozialistischen Gesinnung in den verschiedenen Ländern: England = Gildensozialismus, Deutschland = Marxismus usw. Uns will scheinen, als ob die übermäßig starke Betonung des Klassenkampfes bedingt wird: erstens durch die Angst vor der Masse, zweitens durch den ungeheuer übersteigerten Glauben an die Masse, der es für möglich hält, daß alles durch die Masse im rechten Augenblick und im Sinne des Fortschrittes gelöst wird. Dabei sollte Erfahrung gelehrt haben, daß sobald Massenstimmung Politik erheblich beeinflußt, erhebliche politische Fehler gemacht werden.

Der Staat ist das Subjekt der Politik, ihn sollen wir mit unserem Leben füllen, denn der Staat ist die Form eines Inhaltes — der Nation; beide sind nicht identisch, aber sie bedingen sich gegenseitig. Solche Erkenntnis bedeutet, daß der Staat der Hebel sein muß für die Neuordnung der Dinge im sozialistischen Sinne. Zielerreichung gibt es für den Sozialismus nur dann, wenn die Auffassung Lassalles und Hegels begriffen worden ist, daß der Zweck des Staates ist, das menschliche Wesen zur positiven Entfaltung und fortschreitenden Entwicklung zu bringen. Aber diese Erkenntnis bedeutet mehr, sie bedeutet nämlich auch, daß anerkannt wird: unter gegebenen Verhältnissen mit der feindlichen Klasse gemeinsam zu handeln.

Es gilt für heute und in aller Zukunft das Wort Hegels: „Ein geistig reifes Volk will sein eigener Gestalter sein, will sich im Staate selber erkennen, sich in den Staat hineinbilden." Das ist Aufgabe am Volk, daß es seine Aufgabe löse. Auf keinen Fall gilt mehr die marxistische Auffassung vom Staat, daß er von selbst absterbe. Der Staat ist nicht nur eine Verwaltungsmaschine, oder ein Herrschaftsinstrument, wie es viele Menschen, vor allem Sozialisten, auf Grund der Erfahrungen im alten Obrigkeitsstaat, immer noch glauben. Der Volksstaat erfüllt neue Aufgaben, zugewiesen vom Volk, nicht nur von einer Interessengruppe. Gemeinschaft und Persönlichkeit sind in diesem Sinne keine Gegensätze mehr, denn Gemeinschaft ist Volk (Gefolgschaft) und Führer (starke Individualität). Gefolgschaft ist aber nicht formlose Masse, sie trägt die Sehnsucht nach Formung in sich, diese vollzieht sich durch den Führer (Volk und Staat). Größtmögliche Persönlichkeitsausbildung und Dienst am Volk bedingen sich, einzelner und Volk. Dann wird Staatsgesinnung, der Handeln folgt, Staatsgestaltung, aus letzten innerlichen Bedingungen zur Idee. Jene Ideologie lehnen wir ab, die lediglich Verbrämung des Zweckmäßigen, des Materiellen ist. Ideologie hemmt, Idee beseelt. Menschen müssen vom Staat besessen sein, wollen sie Volk sein und Aufgabe und Berufung lösen und erfüllen.

Deutschlands Kraft ist gefesselt, die deutsche Nation innerlich (Föderalismus) und äußerlich (Friedensvertrag) zerstückelt. Deutschland steht unter dem Kuratel des Friedensvertrages und seiner späteren Ableger. Großzügig bekennen sich die Siegerstaaten zum Pazifismus, sie können es sich leisten. Sie wollen in Ruhe befestigen, was Gewalt ihnen gab, sie bejahen den

Völkerbund, weil sie in ihm den Ausschlag geben und ihre politischen Bestände nicht angetastet werden. Die Deutschen sind Pazifisten aus Resignation, sie bejahen den Völkerbund, weil sie nicht anders können, das ist der Unterschied. Keineswegs soll Pazifismus als Gesinnung und die Idee des Völkerbundes abgelehnt werden. Wohl aber jener Pazifismus, der zum Prinzip allen Handelns erhoben wird, der unter anderem zu jener Selbstbezichtigung führte: „Wir sind die Schuldigen am Weltkrieg", der ferner dem grandiosen Ringen und Kämpfen der Gewaltlosigkeit und des Rechts gegen Gewalt und Unrecht verständnislos gegenüberstand. Selbst dieser Kampf, geboren aus innerer Gesundheit, aus dem Bekenntnis zu Deutschland, war diesen Pazifisten zu viel. Es ist das Schicksal Deutschlands, aus taktischer Notwendigkeit in den Völkerbund einzutreten. Hüten wir uns davor, uns in eine Völkerversöhnung hineinzureden, die noch nicht besteht. Wir wollen sie. Deutschland darf in den Völkerbund nur eintreten mit einer starken inneren Kampfeinstellung und dem Bewußtsein, daß der Völkerbund Deutschland nur solange als „gleichberechtigt" ansieht, als die Entente in ihm die Macht hat und Deutschland, das von ihm gesetzte „Recht" schlechthin als Recht anerkennt, nicht am Grundsätzlichen Kritik übt und einschneidende Abänderungen zu fordern wagt. Sobald Deutschland sich auflehnt, wird dieser Völkerbund ohne Rücksicht auf die „Selbstbestimmung der Völker" Deutschlands Bevormundung erweitern und mit Gewaltmitteln zu stützen wissen. Nicht wagen werden sie dies, wenn wir endlich aufhören, einzelne zu sein und beginnen ein Volk zu werden. Bisher war der Deutsche erst Bayer, Preuße, Schwabe, Sozialist, Demokrat, Deutschnational und dann auch noch Deutscher. Wir müssen aber erst Deutsche, dann alles andere sein. In diesem Sinne können wir von den anderen Einzelvölkern lernen. Wir bekennen uns in diesem Sinne auch zum Deutschland-Lied. Was der Verfasser des Liedes wollte, und so faßte es auch die damalige Jugend auf, war die Überwindung des föderalistischen „Ich bin ein Preuße" und der Nationalhymnen im Deutschen Vaterlande. Das Ziel war ein einziges Groß-Deutschland, Aufhebung der hemmenden Kleinstaaterei. Es bedingt auch heute die Einstellung aller, die Volk, Staat und Nation bejahen, die dem deutschen Volke wieder Geltung verschaffen wollen. Großdeutschland — unser Ziel[1]).

Die sozialistische Arbeiterjugend

Von Ernst Drahn in Berlin

Die sozialistisch-proletarische Jugendbewegung in Deutschland ist verhältnismäßig jung. Man interessierte sich allerdings in der sozialdemokratischen Partei schon früh für die Schulbildung der Arbeiterjugend. Man suchte die Partei 1871 auf dem Parteitage in Dresden zu veranlassen, eine Sammlung von Jugendschriften herauszugeben, und 1874 forderte der Delegierte Tauscher auf dem Kongreß zu Coburg eine gute Jugendschrift. Aber bis zum Ende des 19. Jahrhunderts tat die Parteileitung in der Frage der Jugendorganisation nichts. Selbst 1905 erklärte das Vorstandsmitglied Pfannkuch auf dem Parteitage zu Jena, daß „die Frage der Organisation der jugendlichen Arbeiter noch nicht spruchreif" sei. Das schloß natürlich nicht aus, daß sich schon früh sozialistische Jugendvereine bildeten. Eine frühe Nachricht über solche Vereinsbildungen vermittelt uns Ernst Heilmann in der „Geschichte der Arbeiterbewegung in Chemnitz", wo er aus der Zeit des Sozialistengesetzes berichtet: „Hohes Verdienst um den Wahlsieg (in Chemnitz 1881) hatte sich auch eine proletarische Jungmannschaft erworben, in der sich der Messerschmiedlehrling Emil Eichhorn (es ist dies der bekannte, spätere Berliner Polizeipräsident in der Revolution November 1918 bis Januar 1919), der Tischlerlehrling Bruno Mehnert und der Schuhmacherlehrling Fritz Reichert auszeichneten" ... Diese Organisation nahm nur eine Gemeinschaft wieder auf, die ihren Ursprung bis auf den Anfang der siebziger Jahre zurück hat. Johann Mosts faszinierende Beredsamkeit hatte auch unter der Jugend gezündet und bewirkt, daß eine ganze Anzahl junger Leute sich unter der Führung von Heinrich Renk und Karl Riemann zu einem „Kleisterklub" zusammenschlossen, der seine Hauptaufgabe in der unent-

[1]) Zu verstehen mit Einschluß Österreichs, nicht etwa nur ein „Deutsches Reich", wie es von Bismarck geschaffen aber nicht gewollt wurde. Er war auch zu sehr Preuße und Junker. Er verstand aber die Zeichen der Zeit und schuf das „Deutsche Reich".

geltlichen Verbreitung der Versammlungsanzeigen erblickte. Unter verschiedenen Namen — „Vorwärts" und Dramatischer Verein „Heinrich Heine" — hatte dann diese Jugendlichen-Vereinigung bis zum Ausnahmegesetz (1878) fortbestanden. Derartige frühe Jugendorganisationen muß es wohl auch an anderen Plätzen gegeben haben, doch nahmen sie im 19. Jahrhundert niemals größeren Umfang an.

Erst im 20. Jahrhundert beginnt die eigentliche sozialdemokratische Jugendbewegung. Der Anlaß war ein doppelter. Einmal spielt die fortschreitende Industrialisierung dabei eine Rolle, die den Lehrling immer mehr aus der häuslichen Gemeinschaft des Meisters nimmt, größere Massen Jugendlicher als ungelernte Arbeiter zu einer frühen Selbständigkeit bei geringem Verdienst führt und sie früh dem Daseinskampf zuführt. Eine derartige Entwicklung macht es verständlich, daß der Wunsch nach Koalition laut wird, zum anderen war seit längerem in manchen Köpfen bei der Sozialdemokratie der Gedanke vorhanden, der auch bei Männern der Regierungen laut wurde: „Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft!" Um der Sozialdemokratie nahestehende Jugendvereinigungen entstehen zu lassen, bedurfte es also nur des Anstoßes. In Norddeutschland stellten sich solchen Versuchen schon immer gesetzliche Schwierigkeiten in den Weg. In Süddeutschland war man toleranter. Es ist daher erklärlich, daß Süddeutschland mit zentralistisch gerichteten Jugendvereinsgründungen den Anfang machte. Österreich war in solchen Bestrebungen schon früh voraufgegangen. In Wien gab es schon 1894 einen Verein jugendlicher Arbeiter, der seit Oktober 1902 ein Monatsblatt herausgab und bestrebt war, die in verschiedenen Städten Österreichs entstandenen Parallelorganisationen zusammenzufassen. Von diesem Verein aus gelang es dem österreichischen Sozialdemokraten Dannenberg mit anderen in Offenbach (Hessen) 1903 die erste auf ein gleiches Prinzip gestellte Jugendorganisation in Deutschland, den „Jugendbund", mit 100 Mitgliedern[1]) zu gründen.

In Deutschland begann sich der Mannheimer Rechtsanwalt Dr. Ludwig Frank, jener deutsche vaterländische Sozialist, der sich zu Anfang des Krieges als Landsturmmann freiwillig zum Frontdienst meldete und bald in den Kämpfen 1914 an der elsaß-lothringischen Grenze fiel, für die Sache einer sozialistisch beeinflußten Jugendbewegung einzusetzen. Er gründete in Mannheim im September 1904 ebenfalls einen „Verein junger Arbeiter". Diesem Beispiel folgten bald verschiedene Orte Süddeutschlands. In diesen Vereinen herrschte, im Gegensatz zur gemäßigten Richtung, die die süddeutsche Sozialdemokratie von jeher einnahm, ein radikaler Ton, der sich nicht allein aus der Neigung der Jugend zu Extremen überhaupt erklärt, sondern vor allem aus den eifrigen Bemühungen Radikaler, auf die neue Bewegung, der die Partei- und Gewerkschaftsleitung kühl und sachlich gegenüberstand, Einfluß zu gewinnen. Die lebhafte Agitation, die sich über die örtlichen Grenzen der jungen Vereine ausdehnte, bewirkte bald einen zentralen Zusammenschluß dieser Vereine, der am 11. Februar 1906 auf einer in Karlsruhe tagenden Jugendkonferenz zustande kam. Es entstand der „Verband junger Arbeiter Deutschlands" mit dem Sitz in Mannheim und der monatlich erscheinenden „Jungen Garde". „Schutz den jungen Händen gegen Ausbeutung, Schutz den jungen Köpfen gegen Verdummung! — Wir gewinnen die Jugend für den Sozialismus; wir erkämpfen für die Jugend den Sozialismus!" Das war das Motto, unter dem der Sammelruf des „Verbandes junger Arbeiter Deutschlands" an die Alters- und Klassengenossen erging. Sogar internationale Verbindungen suchte der Mannheimer Verein schon früh. Der mit anderen deutschen Sozialdemokraten auf den „Internationalen Sozialistenkongreß" 1904 delegierte Rechtsanwalt Frank versuchte auf der dort stattfindenden Besprechung von Vertretern internationaler Jugendorganisationen eine nähere Fühlung mit ausländischen Jugendvereinigungen herzustellen, denn Belgien, Norwegen und Österreich hatten bereits lebensfähige Organi-

[1]) Übrigens waren früher schon süddeutsche Arbeiterbildungsvereine mit „Jugendabteilungen" vorangegangen, so in Mühlheim a. M. 1898 und in Fürth 1903.

sationen. Aus dieser wenn auch losen Verbindung stammt vor allem der antimilitaristische Zug, der sich in den frühen, süddeutschen Vereinen bemerkbar macht und der in Deutschland von Radikalen, wie Karl Liebknecht, besonders genährt wurde[1]). Neben dieser unzweideutig politischen Vereinstätigkeit tritt vor allem die Bildungstätigkeit der Vereine in den Vordergrund, bei der geschichtliche und naturwissenschaftliche Themata in der Richtung des historischen und des Darwinschen Materialismus bevorzugt wurden. 1906 zählte der Verband 15, 1907 schon 17 Ortsgruppen mit 3000 Mitgliedern. Damals konnte Mannheim selbst den Mitgliederbestand seiner Ortsgruppe auf 270 und Stuttgart auf 233 angeben. Der Heilbronner Verein zählte 200. Allein Württemberg zählte 1908 900 Mitglieder, Elsaß-Lothringen 600. In den Hansastädten breitete sich der Verein ebenfalls aus, so zählte Hamburg 300, Königsberg in Preußen 250 Bezieher der „Jungen Garde" und Sachsen allein 1908 2500. Die Zeitschrift stieg bis nahe an 11000 Bezieher überhaupt, die sie der neugegründeten „Arbeiter-Jugend" als Abonnentenstamm überlassen konnte. Der Verband gelangte zu einem Höchststand von 4500 Mitgliedern, die sich 1908 auf 85 Ortsgruppen verteilten.

In Norddeutschland erwuchs die sozialistische Jugendbewegung ein wenig später als in Süddeutschland und aus anderen Wurzeln. Die preußischen Vereinsgesetze erlaubten keine politische Jugendbewegung. Die sozialen und wirtschaftlichen Momente mußten weit mehr den Anstoß geben als in Süddeutschland. So bestanden denn auch im Anfange dieses Jahrhunderts an verschiedenen Orten Lehrlingsabteilungen von Gewerkschaften, die besonderen, fachlichen Interessen ihre Entstehung verdankten. Die eigentliche sozialistische Jugendbewegung erhielt Anstoß aus dem Selbstmord eines infolge schlechter Behandlung durch seinen Meister lebensüberdrüssigen Schlosserlehrlings, dessen Fall Mitte 1904 von der sozialistischen Presse Berlins lebhaft besprochen worden war. Der bekannte Reformist Eduard Bernstein war es, der, anknüpfend an den Fall, den allgemeinen Zusammenschluß jugendlicher Arbeiter und Lehrlinge forderte, um besonders krasse Übelstände solidarisch abzuwehren. Im letzten Viertel des gleichen Jahres wurde denn auch der „Verein der Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter Berlins" gegründet, der zu Anfang 1905 schon 500 Mitglieder zählte. Die Satzungen der neuen Vereinigung gaben als Zweck des Zusammenschlusses die wirtschaftliche, rechtliche und geistige Förderung ihrer Mitglieder an und schlossen politische und religiöse Ziele ausdrücklich aus. Die praktische Tätigkeit des Vereins dehnte sich auf Bekämpfung von Mißständen aus, auf Beratungsstellen, auf Überwachung der Ausführung der Bestimmungen des Jugendschutzes und auf Bildungsbestrebungen. Bei solcher Tätigkeit wirkten als Berater ständig Angehörige der Sozialdemokratischen Partei mit. Besonders interessierte sich für die Sache der Rechtsanwalt Kurt Rosenfeld in Berlin. Schon zu Anfang des Jahres 1905 trat ein Vereinsorgan ins Leben, die von den Jugendlichen selbst geleitete Monatsschrift „Die arbeitende Jugend". Ihr Inhalt entsprach den Zwecken des Vereins. Ihre Themata waren geschickt auf die soziale Tagesarbeit zugeschnitten, daneben wurden moderne Schriftsteller der passenden Richtung in der Literatur gepflegt. Aufsätze von Tolstoi, Darwin, Gorki, Hauptmann u. a. m. fanden sich häufig in den Spalten, die auch die Ankündigungen über organisatorische Arbeit, von Diskussionsabenden, Feiern und Vorträgen enthielten. Auch hier finden wir Themata im Geiste des historischen und naturwissenschaftlichen Materialismus bevorzugt. Diese eifrige Tätigkeit des Berliner Vereins wurde in der großen Presse bald bemerkt und fand ihre Kritiker, da sie sich häufig in Gegensatz zu den Zielen der Mitglieder von Innungen und Industrieverbänden setzte — die sozialdemokratische Presse verhielt sich dagegen zu den Bestrebungen der Jugendlichen abwartend. Gerade durch die gegnerischen Preßnotizen wurde der neue „rote Lehrlingsverein", wie er häufig genannt wurde, in weiten Kreisen be-

[1]) Vgl. K. L.'s Rede a. d. 1. Generalvers. d. Verbandes junger Arbeiter Deutschlands am 24. VIII. 1906 zu Mannheim, in der „Jungen Garde" 1904 abgedruckt.

kannt, und nicht zuletzt ist es auf diesen Umstand zurückzuführen, daß auch außerhalb Berlins, in Halle und Königsberg, ähnliche Vereinsgründungen ins Leben traten. In Berlin war der eifrigste Propagandist der Bewegung ein junger Rechtsanwaltangestellter, Franz Krüger, der spätere Bureaudirektor Eberts.

Unter privater und behördlicher Verfolgung entwickelte sich parallel zur süddeutschen auch die norddeutsche, bisher nur örtliche Jugendbewegung, so daß der Berliner Verein Anfang 1907 1268 Mitglieder zählte, von denen 770 Lehrlinge aus dem Handwerk waren. Die Zeitschrift des Berliner Vereins hatte unterdessen ihren örtlichen Anstrich abgelegt und wurde immer mehr ein zentrales Organ norddeutscher Jugendvereine. Sie wurde zuerst das bindende Glied. Erst im Dezember 1906 erfolgte aus drei Vereinen der Zusammenschluß zur „Vereinigung der freien Jugendorganisationen Deutschlands". Eine Zentralstelle wurde mit der Schriftleitung der „Arbeitenden Jugend" vereinigt. Schnell wuchs nun im Jahre 1907 die Zahl der Orte, die Jugendvereine gründeten und sich der Zentralstelle anschlossen. Anfang 1908 waren es 328 einzelne Vereine mit einem Mitgliederbestand von 3800 geworden. Der stärkste Verein blieb nach wie vor Berlin mit über 1900 Mitgliedern, dann folgte mit 175 Altona und mit je 150 Kiel, Harburg, Köln, Solingen, München. Braunschweig, Frankfurt a. M., Magdeburg, Neumünster, Rostock hatten je 100.

Die staatliche Aufsichtsbehörde widmete der Entwicklung des Jugendverbandes ihre besondere Aufmerksamkeit, doch fand sie selten Gelegenheit, bei Versammlungen auf Grund des Vereinsgesetzes einzuschreiten — im größten Ortsverein, in Berlin, überhaupt nicht.

In diese Zeit des Aufschwunges nord- und süddeutscher Jugendvereinigungen brachte das entstehende Reichsvereinsgesetz ein neues Moment. Die radikale politische Tätigkeit der Jugendvereinigungen im Süden, die sozialaufrüttelnde im Norden und nicht zuletzt das Interesse, das besonders radikale Sozialdemokraten der Bewegung widmeten und gegen die mit den vorhandenen Machtmitteln des Reiches und der Staaten trotz vielen Versuchen nichts auszurichten war, ließ Paragraphen entstehen, die ein Vorgehen gegen die freien Jugendorganisationen ermöglichten. Daß man es bei dem Interesse für die Jugendorganisationen nicht nur mit der persönlichen Liebhaberei einzelner Sozialdemokraten zu tun hatte, bewiesen die seit 1906 auf den Parteitagen der Sozialdemokratie angenommenen Entschließungen, deren letzte 1907 offen verlangte: „Die Schaffung von Jugendorganisationen intensiver wie bisher zu betreiben, und zwar in der Weise, daß einige Parteigenossen beauftragt werden, in möglichst allen Orten des Reiches Versammlungen abzuhalten, in denen der Zweck und die Notwendigkeit der Jugendorganisationen erläutert und die Gründung eventuell in die Wege geleitet wird. Gleichzeitig die Parteipresse zu veranlassen, in dieser Richtung aufklärend zu wirken."

Das war ein Bruch mit der früheren Praxis und stand entschieden im Gegensatz zur Haltung der Gewerkschaften, die auf dem Kongreß in Hamburg Mitte 1908 in einer Entschließung bekundeten, daß sie selbständige Jugendorganisationen nicht für erforderlich hielten. Allerdings war diese Entschließung wohl aus taktischen Gründen gefaßt worden, weil die §§ 17 und 18 des am 8. April 1908 in der Schlußabstimmung angenommenen Reichsvereinsgesetzes, die von der Sozialdemokratie ebenso erfolglos wie heftig bekämpft worden waren, auch für besondere, den Gewerkschaften nahestehende Jugendvereine und u. U. auch für die Gewerkschaften selbst eine Behandlung als politische Vereine und damit die Gefahr der Auflösung in sich schlossen:

„Personen, die das achtzehnte Lebenjahr noch nicht vollendet haben, dürfen nicht Mitglieder von politischen Vereinen sein und weder in den Versammlungen solcher Vereine, sofern es sich nicht um Veranstaltungen zu geselligen Zwecken handelt, noch in öffentlichen politischen Versammlungen anwesend sein ...

Mit Geldstrafe ... wird bestraft: wer als Vorstand oder als Mitglied des Vorstandes eines Vereins entgegen den Vorschriften des § 17 dieses Gesetzes Personen, die das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, in dem Vereine duldet ..."

Wie sich die Lage in dieser Zeit entwickelt hatte und wie nicht nur die Sozialdemokratische Partei, sondern auch die Gewerkschaften bald zu der Auffassung kamen, daß nun auf Umwegen eine sozialdemokratische Jugendbewegung geschaffen werden müsse, zeigen die Verhandlungen der folgenden Sozialdemokratischen Parteitage. So berichtet der Parteivorstand Mitte September 1908 in Nürnberg:

„Seit drei Jahren entstanden in Deutschland Jugendorganisationen mit ausgesprochen proletarischem Klassencharakter. Diese Jugendorganisationen waren weder von den Parteien noch von den Gewerkschaftsorganisationen gegründet, sondern aus der Initiative einer Anzahl Genossen hervorgegangen. In Norddeutschland mußten sich die Organisationen der arbeitenden Jugend auf Lehrlingsschutz und Bildungsbestrebungen beschränken, weil die reaktionäre Vereinsgesetzgebung die Jugendlichen an politischer Betätigung hinderte. In Süddeutschland schlossen sich die Vereine der jungen sozialistischen Garde zu dem Verbande junger Arbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands zusammen, der dank der freieren Vereinsgesetzgebung Süddeutschlands sich auch mit der Diskussion politischer Fragen beschäftigen konnte. Von Anfang an wurden die Organisationen der Jugend von den Behörden mit Aufmerksamkeit verfolgt. Der ‚Verband junger Arbeiter' hatte vielfache Verfolgungen durch Polizei und Gericht zu erleiden. Eine im Geiste sozialistischer Weltanschauung geübte Erziehung und Bildung der Jugend ist den herrschenden Klassen verhaßt: So benutzten denn die Vertreter der bürgerlichen Parteien in der ‚liberalen' Blockzeit die Beratung des Vereinsgesetzes, um den jugendlichen Arbeitern die Teilnahme an politischen Vereinen und politischen Versammlungen bis zum 18. Lebensjahr bei Strafe zu verbieten. Ein Verbot, das nicht einmal der Regierungsentwurf enthielt ...

Der Parteivorstand und die Generalkommission der Gewerkschaften haben sich vor und nach Inkrafttreten des Reichsvereinsgesetzes (15. Mai 1908) mit der Frage der Organisation der Jugenderziehung in gemeinsamen Sitzungen beschäftigt.

In der Beratung wurde als notwendig anerkannt, daß sich die Partei und Gewerkschaften mehr um die Erziehung der Arbeiterjugend zu kümmern haben, als das bisher geschehen sei. Unsere politischen Gegner sind uns darin weit voraus. Sie marschieren zwar nach Konfessionen getrennt. Gemeinsam ist ihnen aber das Ziel: durch ihre Veranstaltungen die jungen Arbeiter und Arbeiterinnen gegen den Einfluß der Sozialdemokratie immun zu machen. Wenn wir den großen Vorsprung einholen wollen, den unsere Gegner in der Beeinflussung der Arbeiterjugend haben, so gilt es, die Massen der politisch und gewerkschaftlich organisierten Eltern für die Frage der Jugenderziehung zu interessieren. Unter Mitwirkung von Vertretern der Jugendlichen sollen deshalb in den einzelnen Orten die Parteiorganisationen und Gewerkschaften die zur Jugendbildung nötigen Veranstaltungen treffen ... Das Inkrafttreten des Vereinsgesetzes hat dann politische Jugendorganisationen unmöglich gemacht. Der Parteivorstand und die Generalkommission der Gewerkschaften einigen sich auf folgende Resolution, die dem Gewerkschaftskongreß vorgelegt wurde:

Der Kongreß hält die Förderung der Bildungsbestrebungen der jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen, insbesondere die Einführung in die politische und gewerkschaftliche Tätigkeit, für eine wichtige Aufgabe im Emanzipationskampfe der Arbeiterklasse.

Diese Aufgabe wird erreicht werden durch die Veranstaltung guter Vorträge, die der Erkenntnis der Jugend angepaßt sind, und vor allem die Gebiete der Naturwissenschaft, Gesundheitspflege, Literatur, Kunst, Technik, Rechtswissenschaft, Volkswirtschaft, Geschichte, Politik und gewerkschaftliche Tätigkeit umfassen. Daneben wird durch Veranstaltungen ernsten und heitern Inhalts Unterhaltung und Geselligkeit gepflegt werden können sowie für Sport und Spiel in den Grenzen die Betätigung zu erwecken sein, daß die Teilnahme hierzu nicht zu einer Übertreibung einer Sportexerzierere ausartet.

Für diese Zwecke erscheint die Bildung einer besonderen Jugendorganisation nicht erforderlich, vielmehr werden die Gewerkschaften für ihre jungen Mitglieder und Berufsangehörigen in besonderen Veranstaltungen die Bildung und Erziehung der Jugend im Sinne dieses Programms fördern....

Die Arrangements sind in den einzelnen Orten einer Kommission zu übertragen, die von dem Gewerkschaftskartell und der Parteiorganisation unter Hinzuziehung einiger Vertreter der jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen gebildet wird.

Die wirtschaftliche Interessenvertretung und die Entscheidung über politische Parteifragen bleibt nach wie vor lediglich Aufgabe der gewerkschaftlichen bzw. politischen Organisation ...

Die sozialistische junge Garde Süddeutschlands hat am 3. Mai auf ihrer Darmstädter Generalversammlung die Konsequenzen aus dem ‚liberalen' Ausnahmegesetz der Block-Ära gezogen und ... die Auflösung des ‚Verbandes' beschlossen ..."

Damit war der Weg gefunden, die Klippen des Vereinsgesetzes zu umschiffen, allerdings war er nicht nach dem Geschmack der norddeutschen Organisation, die hoffte, die Süddeutschen mit verändertem Programm in eine Einheitsorganisation aufnehmen zu können. Es gab noch manche Auseinandersetzung, ehe sich die bisher selbständige Jugendbewegung unmittelbar unter den Schutz der Partei und der Gewerkschaften stellte. Aus den Mitgliedern der Jugendvereine wurden „Teilnehmer" an Veranstaltungen, die eine neugebildete „Zentralstelle für die arbeitende Jugend" (in der Friedrich Ebert das Sekretariat verwaltete) bzw. deren nachgeordnete Organe, die örtlichen „Jugendausschüsse" in die Wege leiteten. Die beiden Zeitschriften der nord- und süddeutschen Organisationen stellten ihr Erscheinen ein. Es wurde ein neues Jugendblatt gegründet: die „Arbeiterjugend". Die Zahl der örtlichen Jugendausschüsse wuchs von 1911 an rasch. Von 311 stieg sie auf 837 im Jahre 1914. Ebenso wuchs der Bezieherstamm der neuen Zeitschrift bis dahin auf 108300. Die Übernahme der finanziellen Verpflichtungen für die Jugendveranstaltungen durch Partei und Gewerkschaften führten zur schnellen Eröffnung von Hunderten von Jugendheimen und der Errichtung von kaum weniger Jugendbibliotheken. Eine eigene Literatur innerhalb der Verlagstätigkeit der Sozialdemokratischen Partei entstand, die sich nicht etwa nur auf Agitationsflugblätter und Broschüren beschränkte, sondern neben Wander- und Liederbüchern auch belletristische Werke, dem Verständnis der Jugend angepaßt, ans Tageslicht gelangen ließ. „Die Rekrutenschulen der internationalen Sozialdemokratie" waren somit erst durch das Reichsvereinsgesetz in klassischer Form begründet worden. Die wenigen noch vorhandenen Jugendvereine in Süddeutschland bildeten in 38 Orten mit ca. 19000 gegenüber den „Jugendausschüssen" und ihrer „Teilnehmer" an den Veranstaltungen nur eine verschwindende Minderheit. Mit diesen über 100000 „Teilnehmern" marschierte Deutschland an der Spitze der sozialistischen Jugendbewegung aller Länder. Selbstverständlich fanden sich die staatlichen Behörden mit diesem Stande der Dinge nicht ohne weiteres ab, und so blieben Verfolgungen der in den „Jugendausschüssen" tätigen Personen und der „Teilnehmer", besonders wenn sie Agitation für Veranstaltungen trieben, nicht aus. Durch diese behördlichen Maßnahmen, die Überlieferung aus der Zeit der süddeutschen politischen Vereine und die in der neuen Jugendbewegung weiter sehr tätigen, radikalen Sozialdemokraten, wurde ein über den orthodoxen Marxismus hinausgehender, theoretisch-radikaler Zug in die „Jugendausschüsse" und ihre Veranstaltungen getragen. Karl Liebknecht, die späteren Kommunisten Dunker und Höllein, die U. S. P.-Vertreter Rosenfeld, Lipinski, der radikale Österreicher Braun spielten ihre Rolle auch in den Jugendausschüssen und als ihre Vertreter auf den Parteitagen der Sozialdemokratie. Kurz, aus der selbständigen „Bewegung" war die reine „Pflege" der „Jugendausschüsse" geworden. Was an Veranstaltungen geboten wurde, geht aus dem Bericht aus dem Jahre 1913/14 hervor. Danach fanden 237 Vortragsreihen und Kurse statt, die bis zu 20 Abende in Anspruch nahmen. Zu 4756 Einzelvorträgen kamen in ähnlichem Umfange künstlerische Veranstaltungen, wissenschaftliche Führungen durch Museen und Institute, Ausflüge, Wanderungen und Ferienspiele für Schüler. Schon im Jahre 1911 waren allein an Miete für Jugendheime 100000 Mk. ausgegeben worden und 1914 betrug der Gesamtausgabeetat von 383 Jugendausschüssen (unter 837) 236000 Mk.

In diese Entwicklung hinein brach der Krieg. Die Wirkung auf die „Teilnehmer" an den Veranstaltungen der „Jugendausschüsse" war verschieden. Viele der Leitenden begannen gern und willig, mit den Behörden an der militärischen Ausbildung der Jugend zu arbeiten, bis die Opposition in der Partei an diesem patriotischen Tun Anstoß nahm. Dies bewirkte, daß die Zentralstelle für die arbeitende Jugend durch ihren Sekretär Ebert sich gegen die Teilnahme an der militärischen Jugendausbildung aussprach und damit ihren Rückzug vor den Radikalen dokumentierte. Trotzdem hatten sich von Jugendleitern aus 229 berichtenden Orten bis zum März 1915 insgesamt 783 Jugendleiter freiwillig zum Heeresdienst gemeldet

(andere 1995 waren einberufen worden). Im Gegensatz dazu traten gleichfalls schon früh radikale Jugendgruppen in kriegsgegnerischem, revolutionärem Sinne tätig auf. So schon im Herbst 1914 eine Stuttgarter Jugendgruppe, die im Verein mit dem heutigen Vorsitzenden der S. P. D., Crispien, die patriotische Haltung der Mehrheit im Parteivorstand bekämpfte. Auch aus der Nähe Berlins ist eine Entschließung der Jugendgruppe Niederbarnim bekannt, die sich in ähnlicher Weise aussprach wie die Stuttgarter. Wie sich die Dinge weiter gestalteten, sagt der Bericht des Parteivorsitzenden an den Parteitag der Sozialdemokratie (Oktober 1917):

„Wie die gesamte Arbeiterbewegung, so blieb auch die Jugendbewegung von Spaltungsversuchen nicht verschont. Schon kurz nach Beginn des Krieges setzten hier die Treibereien gewissenloser, jeder Verantwortung baren Elemente ein. Diese Treibereien, deren Träger durchweg die älteren, der Jugendbewegung längst entwachsenen Jugendlichen wurden, führten zum Boykott der ‚Arbeiter-Jugend' und zur Loslösung von der ‚Zentralstelle' und damit zur Spaltung. Diese Spaltung wurde nicht allein von den Spartakusanhängern, sondern ... auch von den Anhängern der U.S.P. herbeigeführt ... Neben ... Abwehrmaßnahmen ist die Zentralstelle ... tatkräftig im Interesse der arbeitenden Jugend tätig gewesen. Zur Frage der militärischen Jugendausbildung nahm sie unmittelbar nach Kriegsausbruch in einem besonderen Rundschreiben in ablehnendem Sinne Stellung und berief, als trotzdem in einigen Bezirken Deutschlands sich noch Unklarheit in dieser Frage zeigte, zum 25. Oktober 1914 eine Konferenz der Bezirksleitungen ein, die nach eingehender Aussprache beschloß, die Beteiligung an den militärischen Jugendkompagnien abzulehnen ... Dagegen stellte die Zentralstelle ... Leitsätze zur militärischen Erziehung der Jugend auf, die die positiven Forderungen enthielten, deren gesetzliche Durchführung eine ausreichende Erziehung der Jugend zur Wehrhaftigkeit und körperlichen Tüchtigkeit gewährleisten würden... Auch gegen den Sparzwang und die sonstigen die Jugend betreffenden Kriegsverordnungen der Generalkommandos wandte sich die Zentralstelle wiederholt ..."

Wie der Krieg auf die Jugendorganisationen wirkte, zeigt unser beigegebenes Zahlenmaterial. Nur soviel sei noch über die extreme Richtung in der Jugendpropaganda erwähnt, daß besondere, vom Ausland in die größeren Städte Deutschlands entsandte Emissäre, die Opposition nährten und im revolutionären Sinne durch Wort und Schrift beeinflußten[1]).

In der weiteren Entwicklung während des Krieges erlitt die Jugendbewegung ebenso wie die sozialdemokratische Partei große zahlenmäßige Verluste. Ihr Wiederaufbau vollzog sich bei günstigen Bedingungen in vereinsgesetzlicher Hinsicht viel langsamer als bei der politischen Partei. Dazu kam eine vollständige Änderung in der Organisationsform. Sowie es die gesetzlichen Faktoren gestatteten, begann man, statt die lose Organisationsform der „Teilnehmer" an den Veranstaltungen der „Jugendausschüsse" beizubehalten und Delegierten, Partei- und Gewerkschaftsmitgliedern die Leitung zu lassen, wieder, wie vor 1908, Jugendvereine zu gründen.

In Auswirkung dieser Bestrebungen stellte im Jahre 1919 die „Zentralstelle für die arbeitende Jugend" ihre Tätigkeit ein. Kurz vorher hatten die Gewerkschaften den Beschluß gefaßt, aus Neutralitätsgründen gegenüber den verschiedenen sozialistischen Parteien, ihre Mitglieder aus der „Zentralstelle" und den „Jugendausschüssen" der S. P. D. zurückzuziehen. Anstatt dieser Institutionen entstand der „Verband der Arbeiter-Jugendvereine" auf der ersten Reichskonferenz der „Jugendbezirksleitungen" am 25. März 1919. Das Ausbreitungsgebiet dieses neuen Verbandes war wesentlich eingeschränkter als das der Zentralstelle. Nicht nur die Landverluste Deutschlands durch den Versailler „Friedensvertrag", sondern das Hervortreten von anderen sozialistischen Gruppen in der Jugendbewegung bewirkte dies (Jugendorganisationen der Kommunistischen Partei, der U. S. P., der „Syndikalisten") und auch die Gewerkschaften[2]) begannen in eigener Jugendbewegung

[1]) Vgl. die Kriegsnummern der „Jugend-Internationale", ebenso die Schriften von Rück, Münzenberg, Breithaupt u. a. m.

[2]) 1922 hatten von 50 Gewerkschaften 17 Verbände örtliche Jugendgruppen. In den meisten Orten waren Jugendgruppen von den Gewerkschaftskartells eingerichtet. Wie auf der 3. Konferenz der Jugendvereine 1922 festgestellt wurde, war das Vereinsleben darin nur schwach.

organisatorisch und werbend vorzugehen. So kam es denn, daß erst der Zusammenschluß mit der (unabhängigen) „Sozialistischen Proletarierjugend" mit allerdings geringer Mitgliederzahl, im Jahre 1923 (95000 + 10000) einen Mitgliederstand von rund 105000 brachte, der dem der letzten Zählung der Vorkriegszeit bei den „Teilnehmern der Jugendausschüsse" entspricht, während die 1472 „Ortsvereine" im gleichen Jahre die der „Jugendausschüsse" (1914 = 837) gewaltig übersteigen.

Der so 1922 gebildete „Verband der Sozialistischen Arbeiterjugend" schloß sich schon vorher mit den gewerkschaftlichen Jugendgruppen zum „Reichsausschuß der Arbeiterjugendorganisationen" („Rajo") zusammen. Auf der Grundlage eines vereinbarten Mindestprogrammes verspricht diese Organisation mit vereinter Kraft die wirtschaftlichen Interessen der Arbeiterjugend wahrzunehmen. Es wurde in den letzten Jahren Stellung genommen zum Arbeitszeitgesetz, zum Fach- und Fortbildungsschulwesen, zu Schülerräten, Lehrstellenvermittlung und Berufsberatung. Einen breiten Raum nahm, wie früher, in den Veranstaltungen des Verbandes die sog. Bildungstätigkeit (für den Sozialismus) ein:

	1921	1922	1923
Vorträge, Leseabde. usw.	15 222	24 944	19 305
Teilnehmer:	503 789	587 414	499 212
Feiern, Theaterbesuche, Unterhaltungsabende	13 550	23 447	18 640
Teilnehmer:	541 348	700 434	512 534
Wanderungen, Sportveranstaltungen	18 160	22 021	20 714
Teilnehmer:	509 460	479 622	517 468

Außer der „Arbeiter-Jugend", die seit Beginn ihres Erscheinens von Karl Korn geleitet wird, und der Zeitschrift für die Jugendleiter (Der Führer) erscheinen jetzt schon 120 weitere Verlagsartikel (Gesamtauflagenhöhe der Verlagsartikel 1923 von 317000 Stück). Für die Beschaffung von allem möglichen Material, das zum Betrieb der Jugendorganisation an Bureaubedarf, Spiel- und Sportartikeln usw. nötig ist, besteht eine „Einkaufzentrale".

Im Rahmen der allgemeinen Tätigkeit ist der „Verband", der nun endgültig aus dem Stadium der „Pflege" in das der „Bewegung" getreten ist, verschiedene „Arbeitsbündnisse" eingegangen. Weiter gepflegt wurde das Zusammengehen mit Partei und Gewerkschaften, besonders mit dem „Ausschuß für sozialistische Bildungsarbeit", mit der „Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Lehrer", mit den „Sozialistischen Studenten", den „Arbeiter-Abstinenten" und „Arbeitersportlern". Arbeit wird auch in den sozialdemokratischen „Kindergruppen" geleistet. Mit der kleinen, aber regen Gruppe der „Jungsozialisten" besteht enge Zusammenarbeit.

Der Verband gehört außerdem dem „Ausschuß der deutschen Jugendverbände" an, einer Vereinigung, die aus gegen 40 deutschen Jugendverbänden gebildet ist und in der die gemeinsamen Interessen gewahrt werden. Zu diesem Ausschuß stellt die sozialdemokratische Jugend jeweils den zweiten Vorsitzenden. Die Jugendorganisation ist weiterhin dem „Verband für deutsche Jugendherbergen" angeschlossen. Der Reichsverband hat übrigens selbst ein Gutschloß in Thüringen gepachtet, das für Ferienaufenthalte bestimmt ist. Die früher große Zahl der „Jugendheime" in den Städten hat sich in der letzten Zeit wesentlich verringert, da den Jugendlichen jetzt städtische und staatliche Räume zur Verfügung stehen.

Bezüglich der heutigen internationalen Beziehungen der deutschen Arbeiterjugend sei erwähnt, daß sich 1921 eine „Sozialistische Jugend-Internationale" gebildet hat, der heute im Wettbewerb mit der III. Internationale die auf sozialdemokratischem (sog. zentristischem) Boden stehenden Jugendorganisationen von 24 Staaten Europas und Amerikas angehören. Deutschlands Arbeiterjugend marschiert bezüglich der Mitgliedschaft und Verbreitung der Presse an der Spitze dieser

ereinigung, darum ist der Sitz des internationalen Sekretariats auch in Deutschnd. Diese neue Internationale gibt eine Monatsschrift „Sozialistische Jugendternationale" heraus, deren Auflagenhöhe sich um 4000 bewegt.

Außer den allgemeinen Interessen der Arbeiterjugend will diese Jugendinterationale ebenso wie die II. Internationale der Sozialdemokratie Völkerverbrüderung nd Kriegsgegnerschaft pflegen.

Trotz aller Ausbreitung der Arbeiterjugend-Vereins-Bewegung sind die Erfolge erhältnismäßig gering, nicht nur gemessen an der konfessionellen Bewegung. Es t eine Schicht von höchstens 2—3% der arbeitenden Jugend überhaupt, die von er sozialdemokratischen Arbeiterjugend erfaßt wird. Es ist, mit Ch. J. Klumker zu eden, „ähnlich wie die bürgerliche Jugendbewegung, eine Gemeinschaft Gleicherichteter, also eine Auswahl".

Statistisches über die sozialistische Arbeiterjugend

	Bezieherzahlen			Mitglieder der Organisation			Jugendheime	Bibliotheken	Jugendausschüsse
	Junge Garde (Mannh.)	Arbeitende Jugend (Berlin)	Arbeiter-Jugend	Nordd.	Südd.	an Orten		an Orten	an Orten
1906	5 000	5 000	—	1 500					
1907	6 000	8 500	—	3 739	3 000				
1908	ca. 11 000	10 000	—		4 500				ca. 311
1909			20 000						
1910			45 000				105	ca. 122	360
1911			65 000				130		454
1912			80 100				195	212	574
1913			89 100				291	274	655
1914			108 300	104 000[1]			391		837
1915			67 000						740
1916			53 000						517
1917			36 500						250
1918			28 000				117		200
1919			36 643	ca. 25 000		255	117		300
1920			45 000	60 000		850			(aufgel.)
1921			54 000	70 000		900			
1922			65 000	85 000		1 305			
1923			72 500	ca. 105 000		1 472			
1924			56 000	110 000[2]		ca. 1 500			
1925			ca. 55 000	ca. 95 000[2]					

Literatur

Karl Korn, Die Arbeiterjugendbewegung. 3 Bde. Berlin 1923—1924.

Dr. Victor Engelhardt, Die deutsche Jugendbewegung als kulturhistorisches Phänomen. Berlin 1923. (Diese Schrift enthält S. 123—131 einen „Führer durch die Literatur.")

Wilhelm Schröder (und Dr. Rudolf Franz), Handbuch der sozialdemokratischen Parteitage. 2 Bde. München 1910 u. 1915. (S. 223ff. des I. und S. 269ff. des II. Bandes. Vgl. auch die in diesem Werk angezogenen „Protokolle der Verhandlungen der sozialdemokratischen Parteitage und Gewerkschaftskongresse". Ferner die Parteitagsprotokolle nach 1913.)

Die Jugend der Revolution. Drei Jahre proletarische Jugendbewegung, 1918—1920. Berlin (1921), darin „Deutschland", S. 351ff.

Karl Liebknecht, Reden und Aufsätze. Hamburg 1921. Darin „Der Kampf für die Jugend", S. 2ff.

Ernst Heilmann, Geschichte der Arbeiterbewegung in Chemnitz und dem Erzgebirge. Chemnitz (o. J.). Darin S. 167/168.

[1]) Davon ca. 17000 in Vereinen, [2]) Dazu ca. 4000 Jungsozialisten.

W. Münzenberg, Die sozialistischen Jugendorganisationen vor und während des Krieges. Berlin 1919.
Fritz Rück, Vom 4. August bis zur russischen Revolution. Leipzig 1920.
Chr. I. Klumker, Jugendpflege und Jugendbewegung im Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 4. Aufl. Jena. V. Band. S. 528.
Die Arbeiter-Jugend. Internationale. Berlin 1922.
Über die revolutionierende Tätigkeit von Ausländern in der deutschen Arbeiterjugend-Bewegung: „Kriegsnummern der Jugend-Internationale" (Jugend-Internationale. Die elf historischen Nummern der Kriegsausgabe 1915—1918). Neudruck. Berlin (1921). Darin besonders: I. H. Basel: Was ich in Deutschland sah und erlebte; Nr. 3, S. 4—6, und E. A.: Kriegserlebnisse, in Deutschland; Nr. 6, S. 2—4.

Die Mitgliederzahlen der Arbeiter-Jugend-Internationale

Von Ernst Drahn in Berlin

Deutschland siehe d. vorstehenden Aufsatz. (Zu den Arbeiter-Jugend-Vereinen kommen noch die Jugendabteilungen der Freien Gewerkschaften mit rd. 250000 Mitgliedern 1924.)

Belgien. Fédér. des jeunes Gardes (gegr. 1899, im Kriege ruhend, 1919 neu gegr.).

	1921	1922	1923	
Mitgl.	2059	8710	20000	Organ „Éducation Récréation".
Abteil.		105	200	

Bulgarien. Bulg. sozialistischer Jugendverband (gegr. 1921).

	1921	1922	1923	
Mitgl.	1000	2500	3200	Organ „Sozialistische Jugend" (5000 Aufl.).

Dänemark. Danmarks socialdemokratiske Ungdom (gegr. 1906).

	1907	1919	1920	1924	
Mitgl.	722	2000	5000	10000	Organ „Rod Ungdom".
Abt.	14	20	15	100	

Deutsch-Österreich. Verband der soz. Arbeiterjugend Deutschösterreichs (gegr. 1906).

	1920	1922	
Mitgl.	25744	34632	
Abt.	187	232.	Organ „Der jugendliche Arbeiter".

Finnland. Sos. dem. Työläisnuorisolütto Toimikunte (gegr. 1921).

	1922	
Mitgl.	3000	
Abt.	150.	Organ „Työläisnuoriso".

Frankreich. Fédération nationale des jeunes Gardes socialistes Français (gegr. 1920).

	1921	1924	
Mitgl.	900	3000	(u. „Junge Sozialisten").

Georgien. „Verband der Jungen Marxisten Georgiens", gegr. 1919. Jetzt illegal.

	1919	1921	
Mitgl.	3000	7000.	Organ „Die neue Spur".

Großbritannien. Socialist Sunday Shools. u. Guilds of Youth.

	1924	
Mitgl.	2000	
Abt.	50.	Organ „The young Socialist".

Niederlande. Centrale van Arbeiders Jeugdverenigingen (gegr. 1901).

	1905	1920	1923	
Mitgl.	2735	6000	7160.	Organ „Het jonge Volk", 1921 14000 Aufl.

Italien. Federazione Giovanile Socialista Unit. d'Italia (gegr. 1900).

	1908	1912	1917	1921
Mitgl.	ca. 3000	5398	8610	11590, zuletzt 18000, dann Zusammenbruch und nur noch kleine Reste. Organ „La Liberta".

Jugoslavien. Verband d. sozialistischen Jugend Jugoslaviens (gegr. 1923).

	1923
Mitgl.	200
Abt.	3.

Norwegen. Norges soc. dem. Ungdomsforbund (gegr. 1899).

	1900	1922	1923
Mitgl.	200	1000	?
Abt.		12	50.

Organ „Arbeiterjugend" (Aufl. 3000).

Schweden. Sverges Socialdem. Ungdomsförbund (gegr. 1898).

	1905	1917	1924
Mitgl.	5100	1000	17000
Abt.	39.		

Organ „Freiheit" (15000 Aufl.).

Schweiz. „Verband der schweizerischen Jungburschvereine" (gegr. 1906) und „Sozialdem. freie Jugend". Die Organisation ist jetzt kommunistisch, nur einzelne S.D. Vereine bestehen noch.

Spanien. Federation Nacional de Juventudes Socialistes (gegr. 1906).

	1909	1924
Mitgl.	500	2000
Abt.	20	50.

Tschechoslovakei.

1. Socialistischer Jugendverband f. d. deutschen Gebiete der Tschechoslovakischen Republik (gegr. 1920).

	1920	1924
Mitgl.	30000	10000
Abt.		250.

Organ „Sozialistische Jugend".

2. Ustredni vykonny vybov mládore s. d. strany. d. v. Č.

	1906	1924
Mitgl.	3500	8000, dazu 50000 Jugendl. im Arbeiter Turnverein.
Abt.	82.	Organe: „Omladina" und „Mládý Socialista".

3. Mládeř Soc. Sjednveni Č. (gegr. 1923).

	1924
Mitgl.	1200.

Nordamerika. Young Peoples Dep. of Soc. Party (gegr. 1921).

	1923
Mitgl.	1000
Abt.	30.

Nach diesen Zahlen wird die Mitgliedschaft der Sozialdemokratischen Jugend-Internationale um 1923/24 auf knapp $^1/_4$ Million zu schätzen sein. Dem Bericht des II. Kongresses der „Sozialistischen Jugendinternationale" in Amsterdam zu Pfingsten dieses Jahres ist zu entnehmen, daß ebenso, wie bei Gewerkschaften und sozialistischen Parteien, sich auch in der sozialistischen Jugendbewegung ein merklicher Rückgang an Mitgliedern bemerkbar macht. So sind die Zahlen nach den neuesten Feststellungen: von 95000 auf 70000 in Deutschland, in Deutsch-Österreich von über 30000 auf 20000, in Belgien auf 12000 und bei der deutschen Bewegung in der Tschechei gar auf 3500 zurückgegangen. Die Gesamtstärke der Sozialistischen Jugend hat international eine Einbuße von 250000 auf rund 200000 erlitten.

Die kommunistische Jugendbewegung

Von einem Kommunisten

Die Kommunistische Jugendbewegung in Deutschland ist zusammengefaßt unter dem Namen „Der Kommunistische Jugendverband Deutschlands".

Der Kommunistische Jugendverband Deutschlands ist der Kommunistischen Jugendinternationale in Moskau angeschlossen, auf der Grundlage des demokratischen und föderalistischen Zentralismus.

Die Kommunistische Jugendinternationale ist nicht in Rußland, sondern in Deutschland bzw. in der Schweiz entstanden. In Deutschland wurde im September 1915 zum ersten Male die Zeitschrift „Die Kommunistische Internationale" herausgegeben. Infolge des Sieges der russischen Revolution konstituierte sich jedoch die „Kommunistische Jugendinternationale" später in Moskau und gehört heute neben der „Roten Gewerkschaftsinternationale" zu einem wesentlichen Bestandteil der „Kommunistischen Internationale" überhaupt (Kommintern).

Die Kommunistische Jugendbewegung ist hervorgegangen aus der Arbeiterjugendbewegung der Vorkriegszeit. Als die Arbeiterjugendbewegung unter der Führung des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Dr. Heinrich Schulz und unter der Führung von Karl Korn in das Lager des Imperialismus überging, als auch die Jugendorganisation der Vorkriegszeit offen reformistisch wurde, da sammelte sich die Opposition und schuf die organisatorischen Voraussetzungen für die jetzige Kommunistische Jugendinternationale.

In der ersten Kriegsnummer der Zeitschrift „Die Kommunistische Jugendinternationale" finden wir als Mitarbeiter unter anderen: Lenin, Liebknecht, Sinowjew, Trotzki, Radek, Bucharin, Amstel, Münzenberg, Kollonty, Ollausen, Henriette Roland-Holst und außerdem auch Bernstein, Fritz Adler, Danneberg und Höglund. Die erste Nummer erschien in der Schweiz in einer Auflage von 10000, in Deutschland von 15000 und in Skandinavien von 20000 Stück. Sie enthielt Lenins historisch gewordenen Aufsatz: „Das Militärprogramm der proletarischen Revolution".

Die Arbeiterjugendbewegung in Deutschland ist im Jahre 1904 entstanden. In diesem Jahre bildete sich ein „Verein der Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter Berlins", der die Keimzelle der späteren sozialdemokratischen Jugendorganisationen war. Die Ursache zu dieser Vereinsgründung in Berlin war bezeichnenderweise ein Lehrlingsselbstmord im Berliner Grunewald, der die Berliner Jungarbeiterschaft außerordentlich erregte. Im gleichen Jahre wurde ein ähnlicher Verein in Süddeutschland ins Leben gerufen. Beide Vereine dehnten sich aus und gründeten neue Ortsgruppen. Der Berliner Verein legte das Hauptgewicht auf Lohnfragen, Jugendschutz und Jugendrecht, der süddeutsche betrieb vor allem antimilitaristische Arbeit.

Im Jahre 1906 gründeten die freien Gewerkschaften sog. Jugendsektionen. 1908 wurde im Reichstag ein Reichsvereinsgesetz geschaffen, das den Jugendlichen unter 18 Jahren jede Beschäftigung mit Politik untersagte. Aber schon 1907 wurde auf einer internationalen Konferenz nach einem Referat von Karl Liebknecht die Jugendinternationale geschaffen. Karl Legien, der damalige Vorsitzende der „Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands", nannte in den „Sozialistischen Monatsheften" diese Organisation ein „verfehltes Unternehmen".

Infolge des Reichsvereinsgesetzes trat anstelle der selbständigen Jugendorganisation eine „Zentralstelle für die arbeitende Jugend" mit sog. „Jugendausschüssen" in den einzelnen Orten. Diese waren zusammengesetzt aus Vertretern von Partei und Gewerkschaften. An der Spitze der Zentralstelle standen Friedrich Ebert und Karl Legien.

Das eigentliche Schwergewicht der Jugendbewegung stand von vornherein in Opposition gegen diese ihr aufgezwungene Leitung. So war es auch möglich, daß auf der Berner Konferenz im April 1915 diese Opposition leicht gesammelt werden und sich mit der internationalen Propagandazeitung „Die Jugendinternationale" an die Öffentlichkeit wenden konnte.

Die beiden Faktoren, auf welche sich die Kommunistische Jugendbewegung stützt, sind die soziale Lage der Arbeiterjugend und die Rolle der jungen Generation in der Gesellschaft.

I.

Die Volkszählung vom Jahre 1907, die letzte umfassende Zählung, die wir besitzen, stellte in Deutschland 4326305 jugendliche Arbeiter, Angestellte und Lehrlinge beiderlei Geschlechts im Alter von 14—18 Jahren fest. Diese Zahlen haben sich inzwischen zweifellos verschoben, und man darf für die Gegenwart wohl 5 Millionen jugendliche Arbeiter, darunter 1 Million Lehrlinge, annehmen.

Die Zahl der in den freien Gewerkschaften organisierten Jungarbeiter wurde im Jahre 1922 mit 496043 angegeben. Damals betrug die Zahl der Gesamtmitgliedschaft der freien Gewerkschaften 8 Millionen, heute beträgt sie 5 Millionen, man kann daher die gewerkschaftlich organisierten Jungarbeiter auf 250000 schätzen.

Im „Verlag der Jugendinternationale" ist im Jahre 1923 ein Buch über „Die wirtschaftliche Lage und der wirtschaftliche Kampf der arbeitenden Jugend"

herausgegeben worden, welches eigentlich die einzige sozialpolitisch größere Veröffentlichung der Kommunistischen Jugendbewegung darstellt. Das Buch ist in zwei Abschnitte geteilt und enthält im ersten Teil eine sehr gute Übersicht über die soziale Lage der Arbeiterjugend. Die Lohnfrage, die Lehrlingsfrage in Industrie und Handwerk, die Frage der ungelernten Arbeiter, die Frage Berufsberatung und Berufseignung wird da behandelt. Ebenso auch die Frage der Arbeitszeit, der Nachtarbeit, der Ruhezeitarbeit, des Urlaubs usw. Dann ferner die Frage der Berufsausbildung der Arbeiterjugend sowie die Folgen der kapitalistischen Ausbeutung an Leib und Seele der Arbeiterjugend.

Das zweite Kapitel des Buches beschäftigt sich mit dem Verhältnis zwischen Jungen und Alten, mit den Gewerkschaften, mit den proletarischen Jugendorganisationen überhaupt und mit der mehr oder weniger programmatischen Stellung der Kommunistischen Jugendbewegung zu den sozialen und öffentlichen Fragen. Dieses Buch unterrichtet am besten über das Wesen der Kommunistischen Jugendbewegung und druckt am Schluß die Thesen des zweiten Weltkongresses der Kommunistischen Jugendinternationale ab.

Die Spanne vom zweiten Weltkongreß bis zur Gegenwart ist aber ungleich aktueller, da jener zweite Kongreß ungefähr gleichzeitig mit dem zweiten Kongreß der Kommintern tagte, der im Jahre 1920 stattfand.

II.

Entscheidend für die Ausgestaltung und Entwicklung der Kommunistischen Jugendbewegung war der dritte Kongreß der Kommintern, den man den Kongreß der Vorbereitung der Kommunistischen Propaganda bezeichnen kann. Dieser Kongreß stand unter der Devise: „Heran an die Massen" und seine Beschlüsse werden wesentlich bestimmend sein bis zum endgültigen Siege des Bolschewismus im Weltmaßstabe, er wird der hervorragendste Kongreß bleiben, weil auf ihm jene Richtlinien der Propaganda und Agitation festgelegt wurden, die als das Wesen der Methode des Bolschewismus zur Eroberung der Massen betrachtet werden müssen. In den Thesen, die auf diesem dritten Weltkongreß am 3. Juli 1921 festgelegt wurden, heißt es u. a.:

„Der imperialistische Krieg und die Stellung der sozialdemokratischen Parteien in den meisten Ländern dazu mußten die Gegensätze zwischen den sozialdemokratischen Parteien und den internationalen revolutionären Jugendorganisationen vertiefen und zum offenen Konflikt treiben."

Es wird dann weiter knapp dargelegt, wie es zur Entstehung der internationalen Jugendkonferenz 1915 in Bern und 1916 in Jena kam.

In Absatz 3 wird dargelegt wie durch die Entstehung der K. I. und der K. P. in den einzelnen Ländern sich die Rolle der revolutionären Jugendorganisation in der gesamten proletarischen Bewegung ändern mußte: „Die ökonomische Lage und die psychologische Eigenart der Arbeiterjugend macht sie für die kommunistischen Ideen leichter empfänglich und zeigt im revolutionären Kampf einen größeren revolutionären Enthusiasmus, als die erwachsene Arbeiterschaft." Aber die Rolle der Avantgarde im Sinne des selbständigen politischen Auftretens und der politischen Leitung übernehmen die kommunistischen Parteien.

Im 4. Punkt wird die Rolle der Kommunistischen Jugendorganisation dargelegt, die Massen der jugendlichen Arbeiter zu sammeln, sie kommunistisch zu erziehen und einzureihen in die kommunistische Kampffront. Neue Methoden der Agitation, die Einleitung und Führung von wirtschaftlichen Kämpfen durch die K. J. kommen in Betracht, die Bildungsarbeit muß erweitert und verstärkt werden. Eine wichtige Aufgabe ist die Zerstörung der zentristischen und sozialpatriotischen Ideologie in der Arbeiterjugend, ihre Loslösung von den sozialdemokratischen Jugendpflegern und Führern.

In Punkt 5 heißt es: Das Verhältnis der K. J. O. zu den K. P. ist grundverschieden von dem der revolutionären Jugendorganisationen zu den sozialdemokratischen Parteien. In dem gemeinsamen Kampfe für eine rasche Durchführung der proletarischen Revolution ist die größte Einheitlichkeit und strengste Zentralisation notwendig.

Die K. J. O., die ihre eigenen Reihen nach den Gesetzen der strengsten Zentralisation zu organisieren begonnen haben, werden gegenüber der K. I. als Trägerin und Führerin der proletarischen Revolution eiserne Disziplin üben.

Da zur erfolgreichen Führung des revolutionären Kampfes die stärkste Zentralisation und die größte Einheitlichkeit notwendig sind, soll in jenen Ländern, wo infolge der historischen Entwicklung eine große Abhängigkeit der Jugend von der Partei besteht, dieses Verhältnis in der Regel aufrechterhalten werden. Bei Differenzen zwischen beiden Organen entscheidet das Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale in Gemeinschaft mit dem Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale in Gemeinschaft mit dem Exekutivkomitee der Kommunistischen Jugendinternationale.

Und zum Schluß unter Punkt 7 heißt es: „In noch engerer Weise als das Verhältnis der K. I. zu den K. P., ordnet sich das Verhältnis zwischen der K. J. I. und der K. I. Die Aufgabe der K. J. I. besteht in der zentralisierten Leitung der kommunistischen Jugendbewegung, der Unterstützung und Förderung der Einzelverbände mit moralischen und materiellen Mitteln, der Schaffung neuer K. J. O., wo solche nicht bestehen, und der internationalen Propaganda für die kommunistische Jugendbewegung und ihr Programm. Die K. J. I. ist ein Teil der K. I. und unterordnet sich als solcher den Beschlüssen des Kongresses der K. I. und deren E. K. Im Rahmen dieser führt sie ihre Arbeit und wirkt als Vermittlerin des politischen Willens der K. I. in allen ihren Sektionen. Durch eine starke gegenseitige Delegation und ein enges dauerndes Zusammenarbeiten wird die ständige Kontrolle durch die K. J., und die fruchtbarste Arbeit der K. J. I. auf allen Gebieten ihrer Tätigkeit (Leitung, Agitation, Organisierung, Festigung und Stützung der K. J. O.) gesichert."

Die Zeit nach dem dritten Weltkongreß der Kommintern wurde in Deutschland gekennzeichnet durch eine zunächst langsam ansteigende Inflation, die bekanntlich im Jahre 1923 ihre stärkste und zuletzt unhaltbare Zuspitzung erfuhr. Das ist die Zeit, in der jener alles beherrschende Grundsatz: „Heran an die Massen", der auf dem dritten Weltkongreß aufgestellt worden war, praktisch verwirklicht wurde.

Es ist klar, daß in dieser Zeit auch der Kommunistische Jugendverband innerhalb der Jungarbeiterschaft ein mächtiger Faktor wurde. In dieser Zeit fanden die Ideen der Kommunistischen Jugendbewegung nicht nur in der Arbeiterjugend stärkeren Anklang, sondern auch in der bürgerlichen Jugendbewegung; vor allem in den freideutschen Gruppen gerieten große Teile unter den Einfluß kommunistischer Ideologie.

Der weitumfassenden Agitation in dieser Hinsicht diente neben den Zeitschriften vor allem ein Büchlein, das von der K. J. I. herausgegeben war und Aufsätze zum Programm der Kommunistischen Jugendinternationale enthielt: „Die Grundfragen der Kommunistischen Jugendbewegung".

Die Kommunistische Partei und Jugendbewegung hat auch in der Tat aus freideutschem Lager der Jugend eine Reihe von Kräften gewonnen, die allerdings schon früher kamen, wir nennen nur Alfred Kurella.

Genau wie die Kommunistische Partei machte auch die Kommunistische Jugend im Jahre 1923 den Versuch, im sog. nationalen Lager Stimmen für sich zu werben. Diesem Zweck diente Kurellas Schrift: „Noch einmal: Deutsche Volksgemeinschaft, ein Wort an die bürgerliche Jugendbewegung". Sie ist auch jetzt noch lesenswert oder besser gesagt wieder lesenswert, denn wir befinden uns in einer wirtschaftlichen und politischen Entwicklung, die von derjenigen des Jahres 1923 sich nicht wesentlich unterscheidet. Wir sind sogar der Meinung, daß die jetzige Krise ungleich schärfer sich zuspitzen dürfte als die Inflationskrise vom Jahre 1923.

Doch das Jahr 1923 brachte noch nicht jenen objektiv revolutionären Zustand hervor, der von den damaligen subjektiven revolutionären Faktoren hätte bemeistert werden können. Oder mit anderen Worten: der subjektive revolutionäre Faktor war nicht stark genug, um die Dinge damals schon in seinem Sinne lenken zu können.

Das führte zu starken Auseinandersetzungen der Kommintern und der K.P.D. Diese Auseinandersetzungen übertrugen sich auch auf die Jugendinternationale und die Kommunistische Jugendbewegung in Deutschland.

Die Folgen dieses Oktoberzusammenbruchs von 1923 kamen auf dem fünften Weltkongreß der Kommintern und dem vierten Kongreß der Kommunistischen Jugendinternationale zum Ausdruck.

Eine kleine Schrift: „Vom Verein zur Massenorganisation", die noch im Anfang des Jahres 1923 erschienen ist, war noch im wesentlichen propagandistisch gehalten und behandelte vor allem die Frage der Zellenarbeit der Kommunistischen Jugend

n den Betrieben und den verschiedenen Arbeiter-Organisationen. Der vierte Kongreß der Kommunistischen Jugendinternationale, der eine gewisse Ergänzung des fünften Kongresses der Kommintern darstellte, rückte das Grundsätzliche in den Vordergrund. Die Propaganda des „Leninismus" wurde zum eigentlichen Inhalt der gesamten Arbeit des Kommunistischen Jugendverbandes auch in Deutschland. Die wichtigste Frage der proletarischen Revolution, die „Staatstheorie des Leninismus" bildete gewissermaßen den Kern, um den sich alles andere gruppierte. Zwar nahm der fünfte Weltkongreß der Kommintern keine Revision der Beschlüsse des zweiten und dritten Weltkongresses der K.J.I. vor, und er stellte auch fest, daß sich diese Beschlüsse nicht im Widerspruch zu den Kongreßbeschlüssen der Kommintern ständen. Aber er stellte doch für die Arbeit der Kommunistischen Jugendbewegung bestimmte neue Richtlinien auf:

1. Enge Anteilnahme der Jugendbewegung am Leben der K.P. und an den Kämpfen der Arbeiterklasse (politische Aktivität),
2. Reorganisierung auf der Grundlage der Betriebszellen,
3. aktive Arbeit in der bürgerlichen Armee und Kampf gegen die drohenden Kriege,
4. Vorbereitung auf die Aufgaben des Bürgerkrieges,
5. wirtschaftlich-gewerkschaftliche Arbeit,
6. Arbeit unter der Landjugend,
7. Erziehungsarbeit.

In einem besondern Punkt der Thesen des fünften Kongresses der Kommintern wurde auch den kommunistischen Parteien die Unterstützung der Kommunistischen Jugendbewegung besonders dringend nahegelegt.

Diese Beschlüsse der Kommintern hatten für die Beschlußfassung des ihm folgenden vierten Kongresses der Kommunistischen Jugendinternationale weittragende Bedeutung. Dieser vierte Kongreß stellte die Propaganda des „Leninismus" in den Vordergrund, dessen Grundprobleme folgendermaßen gekennzeichnet wurden:

1. Imperialismus, nationale und koloniale Fragen,
2. die Arbeiterklasse und die Bauernschaft,
3. der Staat, die proletarische Diktatur und Sowjetmacht,
4. die Organisationsprinzipien des Bolschewismus,
5. die Fragen der Taktik.

Der vierte Kongreß der Kommunistischen Jugendinternationale nahm dann Beschlüsse an, die ganz in der Linie der vom dritten Kongreß der Kommintern aufgezeigten Notwendigkeiten lagen. Der Kommunistische Jugendverband wurde auf der Grundlage der Betriebszellen vollständig umgestellt, und zwar in Ausführung der Beschlüsse des vierten Kongresses. Eingehend beschäftigte sich der Kongreß mit der Arbeit in den Gewerkschaften, mit dem Kampf gegen den bürgerlichen Militarismus und der Gefahr neuer imperialistischer Kriege. In diesen Beschlüssen ist jene außerordentlich wirkungsvolle Arbeit festgelegt worden, die später in der Zersetzungsarbeit in der französischen Besatzungsarmee am Rhein ihren Ausdruck fand, oder besser gesagt: diese schon bestehende Tätigkeit erhielt durch die Beschlüsse des Kongresses ihre methodische Systematik.

Weitere Beschlüsse des Kongresses beschäftigten sich mit der Arbeit auf dem Lande, insbesondere mit der Gewinnung der Landarbeiter und Kleinbauernjugend.

Ein Programmentwurf wurde von dem Kongreß grundsätzlich bestätigt und zur Erörterung der Verbände gestellt. Der Entwurf selbst ist auch heute noch nicht zu einem Programm endgültig fertiggestellt worden. Der Kongreß beschäftigte sich noch weiter mit der Kolonialfrage und der Sportfrage. Die Thesen über die Sportfrage behandeln aber im wesentlichen die Propaganda in den Sportorganisationen. Es wird besonders hervorgehoben, daß in der „heutigen Kampfperiode der politische Grundunterricht und die Bekanntmachung mit der marxistisch-leninistischen Theorie viel wichtiger ist als die Befriedigung verschiedener Bedürfnisse, welche sich die einzelnen Selbstzweckverbände zum Ziel gesetzt haben".

Als Auswirkung der Oktoberniederlage 1923 und des fünften Weltkongresses fand auf dem Frankfurter Parteitage der K.P.D. ebenfalls eine grundsätzliche Neueinstellung statt. Der Frankfurter Parteitag beschäftigte sich aber mit der Jugendbewegung nicht, nur in einer allgemeinen Entschließung wurden auch der Kommunistischen Jugendbewegung einige wenig belangvolle Leitsätze gewidmet. Der vierte Internationale Jugendkongreß hatte diese Aufgabe schon vorweggenommen und selbständig die Schlußfolgerungen des Zusammenbruchs vom Jahre 1923 sowie auch der Beschlüsse des fünften Weltkongresses der Kommintern gezogen.

Jedoch blieb auch der Kommunistische Jugendverband in Deutschland von den Zwistigkeiten innerhalb der gesamt-kommunistischen Bewegung nicht verschont. Der neunte Verbandskongreß des K.J.V.D., der kürzlich in Halle tagte, war angefüllt mit jenen Problemen, die in der Partei Gegenstand heftiger Auseinandersetzungen bildeten und durch den Ekkibrief offen zur Erörterung gestellt waren.

Der Verbandstag beschäftigte sich daher auch in erster Linie mit parteitaktischen Fragen, aber er blieb dabei nicht stehen. Für die Tätigkeit des Kommunistischen Jugendverbandes sind die übrigen Beschlüsse dieses Verbandstages weit wichtiger, als diejenigen zu den parteitaktischen Differenzen. Die von der Jugendzentrale dem Verbandstag vorgelegten Thesen über die nächsten Aufgaben der Agitation und Propaganda, der Betriebszellenarbeit und der Reorganisation, zur wirtschaftlich-gewerkschaftlichen Arbeit und Sportarbeit usw. enthalten im wesentlichen gewissermaßen die Vorbereitung eines neuen Sprungbrettes, um besser an die Massen herankommen zu können. Dieser Verbandstag bestätigte auch die Thesen über die Bolschewisierung der K.P. und die Frage der Arbeit unter der proletarischen Jugend. Diese Thesen bilden den Kern eines Programms der Kommunistischen Jugendbewegung.

Im ersten Teil dieser Thesen wird die Bedeutung der Arbeit unter den verschiedenen Schichten der Jungarbeiter behandelt. Im zweiten Teil das Verhältnis zwischen der K.P. und dem Jugendverband. Im dritten Teil die gegenwärtige Lage und die nächsten Aufgaben des K. J. V:

a) Hebung der politischen Aktivität des Jugendverbandes: Im Mittelpunkt dieser Arbeit muß die Anwendung der Einheitsfronttaktik gegenüber den andern Arbeiterjugendorganisationen (S.A. J., Arbeitersportorganisationen usw.) seitens des Jugendverbandes stehen.

b) Beginn einer intensiven Gewerkschaftsarbeit: Der Jugendverband muß in allen Gewerkschaften kommunistische Jugendfraktionen gründen, die einen Kampf um alle Positionen in den Jugendsektionen der Gewerkschaften führen und sein Hauptaugenmerk auf die Schaffung und Eroberung der gewerkschaftlichen Jugendvertrauensleute — Funktionäre — in den Betrieben richten.

Diese Arbeit wird nur dann erfolgreich sein, wenn der Jugendverband eine ganze Reihe von Spezialisten in der Gewerkschaftsarbeit (mit entsprechenden Kenntnissen und Erfahrungen) ausbildet, die als Leiter dieser Arbeit wirken können.

c) Verstärkung der Betriebszellenarbeit: Diese Arbeit ist nur möglich, wenn der Jugendverband in den ausschlaggebenden Betrieben gute Zellen hat. Darum muß der Jugendverband erstens die bereits bestehenden Zellen ausbauen, indem er viel mehr als bisher die Arbeit der Betriebszellen mit der gewerkschaftlichen Arbeit im Betrieb (Eroberung der gewerkschaftlichen Vertrauensleute-Funktionen) verbindet. Zweitens muß der Jugendverband seine Verbindung mit den Großbetrieben verstärken, da er bis jetzt hauptsächlich Klein- und Mittelbetriebe erfaßt hat.

d) Arbeit des Jugendverbandes in den Arbeitersportorganisationen: Die Arbeitersportorganisationen, die hauptsächlich jugendliche Arbeiter haben, und die an Wichtigkeit gleich hinter den Gewerkschaften stehen, müssen hauptsächlich vom Jugendverband bearbeitet werden. Der Fraktionsarbeit in diesen Organisationen muß größte Aufmerksamkeit gewidmet werden.

e) Die Arbeit unter den gegnerischen Organisationen: Ein großer Teil der arbeitenden Jugend befindet sich in den Reihen gegnerischer Organisationen (S.A. J., Jungsozialisten, Christliche Jugendorganisationen usw.). Die genaueste Beobachtung dieser Organisationen seitens des K. J. V. und die Anwendung der Einheitsfronttaktik gegenüber solchen Organisationen, die größere Massen uns nahestehender Jugendlicher erfassen, ist die nächste Arbeit auf diesem Gebiete.

f) Die Erziehungsarbeit im Jugendverband: spielt selbstverständlich eine große Rolle. Dazu gehört: Die Erziehung eines festen Funktionärkörpers und die Hebung des politischen Niveaus unserer Organisation durch die Veranstaltung eines guten politischen Grundunterrichts.

g) Das Verhältnis des Jugendverbandes zum „Roten Jungsturm“: Der Jugendverband muß seine Mitglieder im „Roten Jungsturm“ zu Fraktionen zusammenfassen und eine ausgedehnte Werbearbeit innerhalb des R. J. leisten.

In diesen Thesen ist das Verhältnis des Kommunistischen Jugend-Verbandes zum „Roten Jungsturm“ näher umschrieben worden. Der K. J. V. nimmt gegenüber dem „Roten Jungsturm“ die gleiche Haltung ein, wie zu allen übrigen Organisationen der Arbeiterschaft. Es ist ihm zur Pflicht gemacht, auch hier Zellen zu bilden.

Der Rote Jungsturm gehört zwar in den Rahmen des K. J. V., aber er ist organisatorisch doch völlig selbständig und bildet eine viel breitere Organisation als der K. J. V. selbst. Der „Rote Jungsturm“ hat eine große Anzahl bisher vollkommen indifferenter Jungarbeiter erfaßt. Seine Mitglieder sind höchstens zu zwanzig Prozent politisch und zu vierzig Prozent gewerkschaftlich organisiert. Er ist eine ausgesprochene Kampforganisation gegen die konterrevolutionären Verbände. Sein Kampf ist gerichtet gegen die drohende imperialistische Kriegsgefahr und das drohende Arbeitsdienstpflichtgesetz.

Über seine Mitgliederzahl kann ebensowenig Bestimmtes mitgeteilt werden, wie über die Mitgliederzahl des K. J. V., doch ist sie um mindestens fünfzig Prozent höher als die des K. J. V. D. Der „Rote Jungsturm“ ist also gewissermaßen ein Organ des K. J. V., um an breite Jungarbeiterschichten heranzukommen.

Der K. J. V. stellt sich die Aufgabe, innerhalb des „Roten Jungsturms“ politische Arbeit zu leisten und seine Mitglieder möglichst restlos für die freien Gewerkschaften zu gewinnen. Es ist das Bestreben des K. J. V., mindestens alle Funktionäre des „Roten Jungsturms“ zu Mitgliedern des K. J. zu machen.

Der neunte Verbandskongreß des K. J. V. gab sich auch ein neues Verbandsstatut, aus dem der organisatorische Aufbau des ganzen Jugendverbandes und auch wohl die Methode und Organisation seiner Propaganda deutlich ersichtlich ist.

Der I. Teil enthält allgemeine Bestimmungen über den Verband selbst und sein Verhältnis zur Kommunistischen Jugendinternationale. Der II. Teil beschäftigt sich mit der Verbandsmitgliedschaft. Mitglied können alle Jugendlichen im Alter von 14 bis 23 Jahren werden, wenn sie das Programm und die Satzungen der Kommunistischen Jugendinternationale und des Kommunistischen Jugendverbandes Deutschlands anerkennen. Der III. Teil behandelt den Aufbau des Verbandes. Besonders wichtig ist der § 12. Er sieht folgende Organisationsformen für Fabriken, Werkstätten, Bureaus, Läden, Gutshöfe, landwirtschaftliche Betriebe vor: Zellen—Zellenversammlungen—Zellenleitungen. Für das Territorium einer kleineren Stadt oder eines Dorfes: Ortsgruppe—Ortsgruppenmitgliederversammlung—Ortsgruppenleitung. Das Territorium einer Großstadt wird in Stadtteile (Distrikte) eingeteilt: Distrikt—Distriktsversammlung—Distriktsleitung. Für das Territorium eines Unterbezirks: Unterbezirk—Unterbezirkskonferenz—Unterbezirksleitung. Für das Territorium eines Bezirks: Bezirk—Bezirkskonferenz—Bezirksleitung. Für das Territorium des Reiches: Verband—Verbandskongreß—Zentralkomitee.

Im IV. Teil wird dann die Frage der Zellen behandelt, im V. Teil die Ortsgruppe, im VI. die Unterbezirksorganisation, im VII. die Bezirksorganisation, im VIII. die Reichskonferenz, im IX. der Verbandskongreß, im X. das Zentralkomitee.

Im XI. Teil werden die Fraktionen behandelt (in Gewerkschaften, Arbeitersportvereinen und sonstigen Organisationen der Arbeiter und Bauernjugend), Teil XII beschäftigt sich mit der Verbandsdisziplin, Teil XIII mit den Finanzen und XIV enthält die Schlußbestimmungen.

Der K. J. V. gibt zwei Zeitschriften heraus, ein Kampforgan „Die Jugendinternationale“ und eine Zeitschrift für Theorie und Praxis der Kommunistischen Jugendbewegung „Der junge Bolschewik“. Erstere erscheint im 7., letztere im 6. Jahrgang.

Neben dem „Kommunistischen Jugendverband“ besteht noch eine Organisation der Kommunistischen Kindergruppen: „Der Jung-Spartakusbund“. Die Mitgliederzahl dieser Organisation wechselt, ist jedoch in Orten mit gut funktionierenden kommunistischen Parteigruppen verhältnismäßig sehr stark. Diese Kindergruppenbewegung wurde Weihnachten 1920 gegründet. Zielpunkt dieser Gründung war: „Eingliederung des Kindes in den Kampf und die Arbeit seiner Klasse“, womit gesagt war, daß die revolutionäre proletarische Erziehung nicht einseitig verstandesmäßig, sondern praktisch, nicht neutral, sondern politisch ist.

Die damaligen Richtlinien stellten etwa folgende Zielpunkte auf: Bruch mit der landläufigen bürgerlichen Pädagogik (Lern- und Autoritätsschule), Bruch auch mit der kleinbürgerlichen sozialistischen Reformpädagogik, die glaubt, man könnte mitten in der zerrissenen Klassengesellschaft, mitten in wirtschaftlichen und politischen Kämpfen schärfster Art das Arbeiterkind auf ein grünes Friedenseiland verpflanzen oder etwa Politik und Klassenkampf vor dem Schultor stehenlassen und eine parteilose Erziehungsarbeit leisten. Demgegenüber betonen die Richtlinien, daß das proletarische Kind schon sehr gut teilnehmen kann am Kampfe seiner Klasse, weil es an dem Leben seiner Klasse teilnimmt. Alle Erziehung ist nichts anderes als Einführung des Kindes in seine gesellschaftlichen Funktionen. Für die Kindergruppenarbeit gilt daher die Erziehung der proletarischen Kinder:

a) zur schöpferischen Initiative (Selbsthilfe und Aktivität des Kindes im Gegensatz zur entnervenden Wirkung der Armut und Lohnsklaverei, zum mechanischen Drill und dem passiven Intellektualismus der bürgerlichen Lernschule. Keine Kinderpflege, sondern Kinderbewegung);

b) zur kollektiven Arbeit (progressive Selbstverwaltung, Kinderorganisationen, Arbeitsgemeinschaft, im Gegensatz zu den die Kindergemeinde künstlich atomisierenden Methoden der bürgerlichen Schule, zur individualistischen Reformpädagogik und zum anarchischen Egoismus im bürgerlichen Erwerbs- und Familienleben);

c) zum proletarischen Klassenkampf (aktive Teilnahme an Organisation, Agitation und Aktion des revolutionären Proletariats im Rahmen der kindlichen Fähigkeiten: angewandte proletarische Klassenethik im Gegensatz zum bürgerlichen Moral- und Religionsunterricht, d. h. Eingliederung in die Klassenfront der Erwachsenen).

Über die Kommunistische Kindergruppenbewegung orientiert eine Schrift von Edwin Hoernle: „Die Arbeit in den Kommunistischen Kindergruppen", Verlag Arbeiterbuchhandlung in Wien, 1923. Für die Kommunistischen Kindergruppen erscheinen zwei Zeitschriften, eine für die Kinder: „Jung-Spartakus", eine für die Gruppenleiter: „Das proletarische Kind".

Das Programm der Kommunistischen Jugendinternationale, das in seinem Entwurf auf dem III. Weltkongreß der K. J. I. im Dezember 1922 grundsätzlich angenommen und zur Erörterung der Verbände gestellt wurde, ist im Rahmen der „Materialien zur Frage des Programms der Kommunistischen Internationale" 1924 herausgegeben worden. Es enthält folgende sozialpolitischen Forderungen:

„Unsere Teilforderungen für alle jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen bis zu 18 Jahren unter Vorausschickung der Forderungen nach völligem Verbot und schärfster Bekämpfung der Kinderarbeit und Gleichstellung der Arbeit aller Nationen und Farben sind: Mindestlöhne mit dem Existenzminimum als unterste Stufe.

Für alle jugendlichen und erwachsenen Arbeiter beiderlei Geschlechts gleichen Lohn für gleiche Arbeit. Fortschreitende Staffelung der Lehrlingslöhne im Laufe der Lehrzeit.

Bei Durchführung des Sechsstundentags Entlohnung für volle acht Stunden.

Tarifliche Bestimmung aller Jugendlöhne durch die Gewerkschaften.

Sechsstundentag bei Einrechnung der Berufsschulzeit in die Arbeitszeit und ihre Bezahlung.

44stündige Sonntagsruhe.

Völliges Verbot der Akkordarbeit für alle Jugendlichen bis zum vollendeten 20. Lebensjahre.

Verbot der Akkordarbeit und der Hetz- und Antreibersysteme.

Bezahlter Vierwochenurlaub im Jahre und Ermöglichung des kostenlosen Aufenthaltes der Jugendlichen in Ferienheimen, Sanatorien usw.

Verbot der Beschäftigung der Jugendlichen bis zum vollendeten 20. Jahre in Gewerben und Betrieben und zu Arbeiten, die für die Jugend gesundheitschädlich sind (Glasbläserei, Untertagsarbeit in Bergwerken, bestimmte Zweige der chemischen Industrie usw.).

Gleiche Arbeitslosenunterstützung für Jugendliche und Erwachsene. Existenzminimum als Mindeststufe für die Arbeitslosenunterstützung.

Obligatorische Einstellung von jugendlichen Arbeitslosen in Betriebe und Lehrlingswerkstätten bei Sicherung der Fortsetzung der Berufsbildung für Jugendliche, die die Lehre unterbrechen müssen.

In bezug auf Berufsbildung und Lehrlingswesen stellen wir folgende Forderungen:

Obligatorische, unentgeltliche vollständige Berufsausbildung für alle Jugendlichen bis zum 18. Lebensjahre.

Die Berufsausbildung muß auf dem praktischen Unterricht aufgebaut und nach den Grundsätzen der Arbeitsschule (Werkstätten usw.) geregelt werden. Die Grundlage dazu ist die Schaffung von besonderen Lehrlingsabteilungen in den industriellen Betrieben.

Schaffung von Sammellehrwerkstätten für eine Reihe von Handwerker und Kleinbetrieben, in denen ein Teil der Arbeitszeit verbracht wird.

Abschaffung der individuellen Lehrverträge und Einbeziehung der Lehrlinge in die Kollektivverträge.

Aufhebung der Lehrlingszüchtung durch scharfe Bestimmungen über das Recht, Lehrlinge zu halten (Höchstzahl der Lehrlinge auf eine bestimmte Zahl von Arbeitern, strenge Bestrafung der Mißhandlung, Übertretung der Arbeitszeit und der Jugendschutzgesetze.

Zweijährige Lehrzeit einschließlich Probezeit, die bei dem heutigen kapitalistischen Charakter der Arbeit völlig genügt.

Verbot der Beschäftigung der Lehrlinge zu nichtberufsmäßiger Arbeit.

Verbot des Kost- und Logiszwanges.

Strenge Kontrolle des gesamten Lehrlingswesens durch die Organe der Arbeiterschaft (Gewerkschaften, Betriebsräte).

Mitbestimmung der Lehrlinge (Schüler) durch von ihnen gewählte Räte.

Zur Schließung der Kampffront mit der erwachsenen Arbeiterschaft fordert die K. J. I.:

Aktives und passives Wahlrecht der Jugendlichen zu den Betriebsräten.

Bedingungslose und durch geringe Beiträge erleichterte Aufnahme der Jugendlichen in die Gewerkschaften und Gleichberechtigung in ihnen.

Diese sozialpolitischen Forderungen sind, wie gesagt, nur ein geringer Teil des gesamten Programmentwurfs.

Zusammenfassend wollen wir noch einmal hervorheben, daß die Kommunistische Jugendbewegung eine durchaus willensbetonte Massenbewegung darstellt. Sie ist eine der stärksten Stützpunkte der kommunistischen Weltpropaganda und wird einmal eines der stärksten Fundamente der kommunistischen Weltordnung sein.

Literatur über die Kommunistische Jugendbewegung:

1. Günther Hopffe, Der Weg des Verbandes der Arbeiterjugendvereine Deutschlands. Verlag Junge Garde, Berlin.
2. R. Schüller, Wirtschaftliche Lage und wirtschaftlicher Kampf der Arbeiterjugend. Verlag der Jugendinternationale, Berlin-Schöneberg 1923.
3. Die Grundfragen der Kommunistischen Jugendbewegung. Verlag der Jugendinternationale, Berlin-Schöneberg.
4. Richard Gyptner, Vom Verein zur Massenorganisation. Verlag der Jugendinternationale, 1923.
5. Die Lehren der Deutschen Ereignisse und die K. J. I. Verlag der Jugendinternationale.
6. Alfred Kurella, Noch einmal: Deutsche Volksgemeinschaft (Ein Wort an die bürgerliche Jugendbewegung). Verlag der Jugendinternationale, 1923.
7. Die Beschlüsse des ersten bis vierten Kongresses der Kommunistischen Jugend Deutschlands. Verlag der Jugendinternationale.
8. Sachverständigenabkommen — Arbeitsdienstpflichtjahr. Verlag Junge Garde, Berlin, 1924.
9. Lenin, An die Jugend. Verlag der Jugendinternationale, 1925.
10. W. Bulach, Der Russische Kommunistische Jugendverband und die Arbeiterjugend der Sowjetrepubliken. Verlag Jugendinternationale, 1925.
11. Jugendinternationale, Zeitschrift. Verlag Jugendinternationale.
12. Der Junge-Bolschewik, Zeitschrift. Verlag Junge Garde.
13. Edwin Hoernle, Die Arbeit der Kommunistischen Kindergruppen. Verlag Arbeiterbuchhandlung, Wien 1923.
14. Jung-Spartakus, Zeitschrift. Verlag Jugendinternationale.
15. Das proletarische Kind, Zeitschrift. Verlag Jugendinternationale.
16. Internationale Jugendkorrespondenz. Verlag Jugendinternationale.
17. Protokolle der Kommunistischen Jugendverbandstage 1 bis 10. Verlag Kommunistische Jugendinternationale.
18. Thesen und Resolutionen des dritten Weltkongresses der Kommintern. Verlag Karl Hoym, Hamburg 1921.
19. Thesen und Resolutionen des fünften Weltkongrees. Verlag ebenda, 1924.
20. Materialien zur Frage des Programms zur Kommunistischen Internationale. Verlag Karl Hoym, Hamburg 1924.

Wissenschaftliche Rundschau

Deutsche Ärzte und Krankenanstalten im Auslande

Von Dr. Wahrhold Drascher in Stuttgart

Da leider keine wissenschaftliche Gesamtdarstellung über die Tätigkeit deutscher Ärzte im Auslande und das Ergehen deutscher Krankenanstalten vorhanden ist und auch die jährlichen Berichte noch nicht laufend zu einem geschlossenen Ganzen verarbeitet werden, so kann der hier gebotene Stoff natürlich nicht vollständig sein[1]). Läßt sich dieser Mangel für die Gegenwart durch Verfolgung der Krankenhausberichte einigermaßen beheben, so bleibt für die Vergangenheit unendlich viel hingebende Arbeit deutscher Ärzte in der Fremde vergessen.

Wir können nur annehmen, daß deutsche Ärzte in den alten Niederlassungen der Hansa, den ersten deutschen Auslandsgemeinden, tätig waren; daß sie mit den deutschen Kaisern auf Romfahrten zogen und dort verblieben; daß sie mit den Kaufleuten und Kriegsleuten der Welser nach Venezuela kamen. Aber Sicheres darüber ist uns nicht überliefert. Erst als neben den Spaniern auch andere Nationen sich in größerem Maße an der Kolonialpolitik beteiligten, folgten auch deutsche Ärzte ihren Spuren. Gleich der erste Name, den wir hier nennen wollen, ist einer von den ganz Großen: Engelbert Kämpfer, geboren 1651 zu Lemgo in Westfalen. Sein Name ist untrennbar mit der ersten Kenntnis Japans in Europa verknüpft. Er studierte Medizin, Chirurgie und Botanik an verschiedenen deutschen Universitäten, ging später über Upsala als Gesandtschaftsarzt einer schwedischen Mission nach Moskau, von dort nach Persien; überall erwarb er sich durch seine ärztliche Tätigkeit Vertrauen, so daß er sogar als Leibarzt zum Fürsten von Georgien nach Tiflis berufen wurde. Dann bereiste er Vorderindien und langte 1689 in Batavia an, um ein Jahr später als Gesandtschaftsarzt von dort nach Japan zu gehen, das damals Fremden noch so gut wie verschlossen war. Seine Praxis brachte ihn mit den sonst mißtrauischen Japanern in Berührung und so entstand seine „Geschichte und Beschreibung Japans", die ihm allezeit einen Ehrenplatz sichern wird. 1716 starb er in seiner Heimat Lemgo, wohin er sich zurückgezogen hatte. Karl Oskar Thunberg, 1734 als Sohn deutscher Eltern in Jönköping geboren, trat 1741 als Oberchirurg in holländische Dienste, 1775 ging er nach Java und von dort aus ebenfalls als Gesandtschaftsarzt nach Japan, wo er die Leibärzte des Mikado mit der europäischen Medizin vertraut machte. Seine Reisen beschrieb er 1788/94; er galt als einer der besten Kenner japanischer Flora. Bezeichnenderweise war es auch ein dritter deutscher Arzt, Philipp Franz v. Siebold, der etwa 100 Jahre später, ebenfalls in holländischen Diensten, von Batavia aus den Europäern jenes fremde japanische Wesen erschloß. Die Holländer haben in ihren Besitzungen auf gute Ärzte stets besonderen Wert gelegt und so wurde Siebold 1826 zum Arzt der holländischen Kolonie in Deschima bei Nagasaki ernannt. Siebold übte, obwohl es die Japaner nicht gerne sahen, im Geheimen eine große ärztliche Praxis aus; zum Dank dafür erteilten ihm seine Patienten vertrauliche Auskünfte über das damals für Europäer noch streng verschlossene Land. 1828 wurde er deshalb von den Japanern gefangen gesetzt und mußte 1830 Japan ganz verlassen; erst 1861 hat er es als ärztlicher Berater des Shogun, des Generalstatthalters, wieder betreten. Als vierter dieser um Japan verdienten deutschen Ärzte ist Professor Dr. Erwin Baelz zu nennen, der um das Jahr 1876 nach Tokio kam und lange Jahre als Leibarzt des Mikado eine segensreiche Tätigkeit ausgeübt hat. Nun war es so weit, daß er nicht mehr im Gefolge der Holländer zu kommen brauchte, sondern daß der Deutsche als solcher freudige Anerkennung auch in fremden Ländern fand. Besonders Japan hat stets hohe Achtung vor der deutschen medizinischen Wissenschaft gehabt; seit der Öffnung des Landes für die europäische Zivilisation sind eine große Anzahl deutscher Ärzte, Wermich, Gierke, Schulz, Stieda, Dönitz und auch Robert Koch dort tätig gewesen. Bekanntlich hat die Universität Tokio diesem deutschen Gelehrten sogar einen Heiligenschrein erstellen lassen, um ihrer Dankbarkeit Ausdruck zu geben. Der Krankenhausbetrieb war und ist in Japan im wesentlichen nach deutschem Muster eingerichtet und was noch wichtiger ist, sogar der Unterricht in der medizinischen Fakultät wird zum großen Teile in deutscher Sprache erteilt, was natürlich von weittragender Bedeutung ist. Auch nach dem Kriege sind die freundlichen Beziehungen zwischen den deutschen und japanischen Ärzten bald wieder aufgenommen worden; bekannt ist die Hilfe japanischer Mediziner für unsere Wissenschaft in den Inflationsjahren.

[1]) Viel Material darüber enthalten die Bestände des Deutschen Ausland-Institutes in Stuttgart. Es ist zum Teil auf der Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen in Düsseldorf ausgestellt.

Außer in Niederländisch-Indien[1]) waren auch in Korea am Ende des 19. Jahrhunderts eutsche Mediziner am Hofe des Kaisers tätig. Die ersten deutschen Ärzte, die nach China amen, waren vielleicht die Gesandtschaftsärzte der großen preußischen Expedition 1859/62; och bald werden sich im Maßstabe der sich allmählich vergrößernden deutschen Gemeinden eue Kollegen dort niedergelassen haben; jedenfalls verfügte vor dem Kriege fast jede größere tadt über einen deutschen Arzt; in Shanghai arbeiteten und arbeiten sie in Form einer ge- einsamen Ärztefirma, so daß für jedes Fach ein Spezialist zur Verfügung steht. Im Jahre 907 wurde in Shanghai eine deutsche Medizinschule gegründet, die sich schnell entwickelte nd 1914 bereits 277 Schüler zählte. Nach dem Kriege, 1922, ist es gelungen, dieses aussichts- eiche deutsche Werk wieder aufleben zu lassen und zwar in enger Verbindung mit der deut- chen Technischen Hochschule in Shanghai; man hat dabei den Chinesen selbst einen größeren nteil an der Leitung der Schule eingeräumt als früher. Außerdem gab es natürlich vor dem Kriege noch eine ganze Reihe deutscher Krankenanstalten in Ostasien, die meistens von reli- iösen Gesellschaften gegründet und unterhalten wurden. Das Paulunhospital in Shanghai ar zwar Hospital der deutschen Kolonie und auch das Hospital in Peking diente vorwiegend len Zwecken der Gesandtschaft; dafür war vor allem das Faberkrankenhaus (benannt nach lem Missionsarzt Dr. Faber) in Tsingtau in erster Linie für Chinesen bestimmt; überdies gab s noch eine Reihe Missionskrankenhäuser im Innern des Landes. Erwähnt sei auch der große nteil der Marine an der Entwicklung der deutschen Medizin in Ostasien. In den 80er Jahren ntstand das deutsche Marinehospital in Yokohama, das zunächst nur für die Flotte bestimmt ar, später aber ein willkommener Sammelplatz aller Deutschen Ostasiens in Krankheits- ällen wurde. Nach Erwerbung von Tsingtau wurde das Lazarett dorthin verlegt und in groß- ügiger Weise mit den modernsten Erfindungen und Einrichtungen ausgestaltet. Im Laufe der Jahre wurde es zu einer Musteranstalt, an der viele verdienstvolle Marineärzte: Foerster, Professor Hoffmann u. a. wirkten; eine Anzahl deutscher Schwestern war ständig dort beschäftigt.

Gehen wir zu Afrika über, so tritt ganz von selbst der Arzt Dr. Schnitzler, später als Emin Pascha weltberühmt, vor unser geistiges Auge. Lange Jahre hat er in türkischen Diensten estanden; er war Hafenarzt in Antivari, dann in Trapezunt und Erserum und wurde 1875 als Chefarzt nach Ägypten berufen, von wo aus er ein Jahr später die Stätte seines eigentlichen Wirkens, den Sudan betrat. Hier war er in gleicher Stellung tätig, ehe er sich ganz den Re- ierungsgeschäften widmete. Neben ihm waren viele andere Afrikaforscher teils voll ausgebil- ete Ärzte, teils hatten sie aber soviel Medizin studiert, daß sie in leichteren Fällen eine ambu- ante Behandlung vornehmen konnten; eines der besten Mittel, um sich die Freundschaft der Eingeborenen zu sichern. In Ägypten blieben auch nach Emin Paschas Ausscheiden deutsche Ärzte tätig: so an dem 1885 gegründeten Victoriakrankenhaus in Kairo und am König-Wilhelm-Hospiz in der Nähe von Kairo. Auch an dem im gleichen Jahre ins Leben gerufenen Kranken- aus in Teheran (Persien) wirkten Deutsche, ebenso wie in Abessinien (Dr. Stallmann). Be- onders aber galt natürlich dem Heiligen Land unsere Aufmerksamkeit; bekannt war das Jo- anniterhospital in Jerusalem, ferner gab es dort ein Deutsches Diakonissenhospital und ein Krankenhaus der kath. Borromäerinnen in Haifa.

Seitdem Deutschland in die Reihe der afrikanischen Schutzmächte eingetreten war, bot sich n den Kolonien ein schönes Wirkungsfeld für unser Können. Über den vorzüglichen Sanitäts- ienst in unseren Kolonien gab es nur eine Stimme. 1914 wurden dort nicht weniger als 200 Ärzte gezählt, von denen etwa die Hälfte auf Ostafrika und Kamerun entfielen; die Mehrzahl tand im Regierungsdienst, doch waren auch ungefähr 50 freie Ärzte darunter. Etwa 200 männliche Pfleger und 100 Schwestern versahen den Dienst in den Krankenanstalten; im gleichen Jahre wurden allein in Deutsch-Ostafrika 50000 kranke Eingeborene behandelt. Die esonders für die Eingeborenen gebauten und eingerichteten Krankenhäuser waren außer- rdentlich beliebt; es gelang, nicht weniger als 3 Millionen Neger gegen die Pocken zu impfen, was wohl als hinreichender Beweis des entgegengebrachten Vertrauens gelten kann. Die Ver- dienste, die sich Koch auch dort erworben hat, sind bekannt. $5^1/_2$ Millionen M. hat das Reich allein 1913 für die Krankenhäuser und den Ärztedienst in seinen Kolonien ausgegeben; in Dar-es-Salam und Tanga, in Duala, Lome und Anecho, in Windhuk, Lüderitzbucht und Swa- kopmund, in Rabaul und Herbertshöhe wie in Apia und anderen kleineren Stationen waren tattliche Europäerkrankenhäuser errichtet, die meist durch ihre Größe und ihr schmuckes Aussehen dem Ankommenden sofort in die Augen fielen. Besonders wurden natürlich die Tro- enkrankheiten erforscht; gleichsam als Ergänzung dieser Tätigkeit sind die großen Institute in Deutschland anzusehen, so das nunmehr 25 Jahre bestehende Institut für Schiffs- und Tropen-

[1]) Vgl. Deutsches Jahrbuch für Niederl.-Indien 1925, wo sich S. 99ff. eine wertvolle Dar- tellung der Tätigkeit verdienter Deutscher vorfindet.

krankheiten in Hamburg, das unter Leitung von Professor Nocht steht und wohl die wichtigste Stelle zur Ausbildung von Tropenärzten ist. Hierhin gehört auch das Institut für ärztliche Mission in Tübingen, 1906 durch die Freigebigkeit des Stuttgarter Dr. Lechler geschaffen, das unter dem Namen Tropengenesungsheim unter allen bekannt ist, die sich von Tropenkrankheiten in Deutschland erholen wollen; ferner ist das Missionsärztliche Institut in Würzburg zu nennen, das unter Leitung von Dr. Förster steht.

Nach Nordamerika kamen viele deutsche Ärzte als Militärs; zusammen mit den Regimentern der deutschen Hilfstruppen, welche den Freiheitsversuch der Neuengländer niederschlagen sollten. Besonders die Namen v. Spitzer und Wiesental sind dort unvergessen; dem ersteren, der später bei Washington tätig war, wurde sogar ein Denkmal gesetzt. Aloys Lützenburg gründete ein Jahrzehnt später ein Hospital in New Orleans, das vorbildlich genannt wurde und weit und breit den besten Ruf genoß. Besonders mühten sich auch die eingewanderten deutschen Ärzte, Vereinigungen zur wissenschaftlichen Fortbildung ihres Standes ins Leben zu rufen. Die große Einwanderungswelle nach 1848 brachte viele deutsche Ärzte, insbesondere tüchtige Chirurgen, nach Nordamerika. Ihnen war es in erster Linie zu danken, daß bei Ausbruch des Sezessionskrieges das Militärsanitätswesen auf einen einigermaßen den Anforderungen entsprechenden Stand kam. Es würde zu weit führen, einzelne Namen zu nennen: bekannt ist bei jedem Tuberkuloseforscher der Name von Ruck, der als Tuberkulosespezialist Weltruf erlangte und auch sein ansehnliches Vermögen von 700000 Dollar in seinem letzten Willen dem von ihm ins Leben gerufenen Institut für Tuberkuloseforschung vermachte. Selbstverständlich gibt es eine große Anzahl deutscher Krankenhäuser in Nordamerika, die aber im Kriege vielfach infolge der Deutschenhetze ihren Namen Deutsches Hospital abändern mußten. Am bekanntesten ist wohl das Lenox Hill Hospital in New York[1]), an dem heute wieder deutsche Ärzte tätig sind; ferner finden wir in Chicago, Cincinnati, Cleveland, Milwaukee, Newark, St. Francisco, St. Louis und Fort Wayne Krankenhäuser, die ihren deutschen Charakter gewahrt haben. Was im übrigen auch heute noch deutsche Leistung auf medizinischem Gebiet drüben bedeutet, darüber gibt die „Minerva" mit ihren langen Listen deutscher Namen in den medizinischen Fakultäten der dortigen Universitäten genügend Aufschluß.

Eine besondere Stellung hat sich der deutsche Mediziner in Südamerika zu schaffen gewußt. Dies kam vielleicht daher, daß das Aufblühen der Wissenschaft in Deutschland selbst zusammenfiel mit dem Eindringen deutschen Geistes in die südamerikanischen Republiken. Fast jedes Land hat bedeutende Ärzte deutschen Stammes aufzuweisen. So weilte schon Anfang der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts der deutsche Reisende Ed. Poeppig monatelang als Plantagenarzt in Cuba; seine später erschienene Beschreibung der Westküste Südamerikas gibt uns heute noch wertvolle Aufschlüsse über die dortigen Krankheiten. Auch in späteren Jahrzehnten verdanken wir die besten landeskundlichen Darstellungen südamerikanischer Länder den Federn deutscher Ärzte, die durch ihren Beruf mit allen Kreisen in Berührung kamen und auch der Naturgeschichte stets ihre Geheimnisse abzulauschen verstanden. 1855 kam E. Middendorf nach Peru, wo er auf einer Reise nach Australien hängen blieb und dann 30 Jahre hindurch eine segensreiche Betätigung als Arzt in Lima fand. Von dort aus durchzog er in seiner freien Zeit das Land kreuz und quer und schenkte uns auf Grund seiner Erfahrungen ein großes dreibändiges Werk über Peru. 1869 kam Carl Martin nach Chile, wo er sich zunächst im deutschen Siedlungsgebiet am Llanquihuesee niederließ; er wirkte in Puerto Montt, neben seiner aufreibenden Kolonistenpraxis fand er noch Zeit, seine Landeskunde von Chile zu schreiben, die auch heute noch als eines der besten Bücher über Chile gilt. Aber es blieb nicht nur bei der Tätigkeit vereinzelter deutscher Ärzte. Sobald die deutschen Gemeinden in den größeren Städten wuchsen, machte sich der Wunsch nach der Errichtung deutscher Hospitäler geltend. Überall entstanden deutsche Krankenvereine, deren letzter Wunsch es war, die für den Bau eines Krankenhauses nötigen Mittel zu sammeln. 1867 wurde in Buenos Aires, 1875 in Valparaiso ein solcher Verein begründet und 1878 das deutsche Krankenhaus in Buenos Aires[2]). Schon ein Jahr früher, 1877, wurde das Deutsche Hospital in Valparaiso eingeweiht, das daher das älteste Koloniehospital Südamerikas ist und im vorigen Jahre das 50. Jubiläum seines Gründungsvereins feiern konnte[3]). Die Zahl der Patienten, die 1885 262, 1906 464 betrug, war 1924 auf 1369 gestiegen, unter denen etwa 370 Deutsche oder Deutsch-Chilenen waren, dagegen 586 Chilenen; die übrigen gehörten allen möglichen Nationen an. Sogar Franzosen waren darunter, wohl der beste Beweis, welches große Vertrauen alle Nationen dem leitenden deutschen Arzt Dr. Münich, der weit über Chiles Grenzen bekannt ist, entgegenbringen!

[1]) Früher Deutsches Krankenhaus.

[2]) Vgl. Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Deutschen Krankenhausvereins in Buenos Aires, erschienen ebendort 1917.

[3]) Vgl. Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Deutschen Hospitals in Valparaiso, 1925.

Ähnliches wäre auch von den übrigen deutschen Krankenhäusern zu berichten, von denen wir 4 weitere in Chile (Santiago, Concepcion, Temuco, Valdivia), das genannte in Buenos Aires, und 2 weitere in Hohenau und Rosario finden, ferner in Brasilien die großen deutschen Krankenhäuser in San Paulo und Porto Alegre (im Bau) neben verschiedenen anderen, in Blumenau, Joinville, Santa Cruz. In Mittel- und Südamerika finden wir Deutsche als Ärzte auf Plantagen und in Salpeterwerken tätig, und über ganz Südamerika verstreut wirken in allen größeren Städten und auch auf dem Lande deutsche Ärzte; wie stark sie auch die Kolonisation förderten, beweist Dr. Blumenau, dessen Wirken in Südbrasilien unvergessen ist. Das steigende Selbstbewußtsein der jungen, aufsteigenden Völker hat leider dazu geführt, daß deutschen Ärzten die Ausübung ihrer Praxis nur nach Ablegung des spanischen Examens gestattet zu werden pflegt, wobei gegen die Fremden mit ziemlicher Schärfe vorgegangen wird. Die meisten drüben geborenen deutschstämmigen Ärzte legen deshalb zunächst ihre vorschriftsmäßigen südamerikanischen Prüfungen ab, ehe sie zu Studienzwecken und zur weiteren Ausbildung nach Europa gehen. Auf dem Gebiet der ärztlichen Ausbildung ringen die deutsche und französische Schule in Südamerika um den Sieg; wir Deutschen können dabei mit besonderem Stolz auf unsere schönen, sauberen und mit den modernsten Einrichtungen versehenen Krankenhäuser hinweisen, die ihren Zulauf in erster Linie den an deutscher Wissenschaft geschulten Ärzten verdanken.

Kehren wir nach Europa zurück, so verfügen natürlich die Deutschen in den 1918 verlorenen Gebieten teilweise noch über ihnen gehörige Krankenanstalten. Doch hat der nationale Kampf selbst hier nicht Halt gemacht und es ist erst kurze Zeit her, daß sich die Polen, ohne den endgültigen Spruch des eingesetzten Schiedsgerichtes abzuwarten, die deutschen Krankenhäuser gewaltsam aneigneten und Ärzte und Pflegepersonal sofort auf die Straße setzten. Ähnliches wird auch aus Südtirol gemeldet, wo die Italiener es besonders auf die allgemein beliebten Landärzte abgesehen hatten, die eng mit Freud und Leid der Landbevölkerung verbunden waren. Vielen wurde die nachgesuchte italienische Staatsbürgerschaft verweigert und sie wurden zur Auswanderung gezwungen; andere wurden ausgewiesen: ihre Stellen wurden mit italienischen Ärzten besetzt. Zurzeit bemühen sie sich, das Stadthospital in Brixen in die Hand zu bekommen, mit der Absicht, es später an eine italienische Gesellschaft zu verpachten; deutsche Ärzte würden dann wohl nach den bisherigen Erfahrungen nicht mehr geduldet werden. In Alt-Italien bestand seit den 70er Jahren ein deutsches Krankenhaus in Neapel, das aber auch dem Krieg zum Opfer gefallen ist.

Von den europäischen Hauptstädten hatten London und St. Petersburg vor dem Krieg größere deutsche Krankenhäuser, die natürlich im Krieg sämtlich geschlossen bzw. ihres deutschen Charakters entkleidet wurden. Letzthin ist es gelungen, den Hospitalfonds für den Bau eines deutschen Krankenhauses in Paris von der französischen Regierung wieder zurückzuerhalten und man hofft, das Werk doch noch vollenden zu können. Das Deutsche Hospital in London wurde bereits 1845 in einem ehemaligen Säuglingsheim in Dalston eröffnet. Es erhielt sich aus wohltätigen Spenden und galt als so gut, daß ihm als einzigem deutschen Auslandskrankenhaus das Recht erteilt wurde, Medizinalpraktikanten zur Ableistung ihres praktischen Jahres bei sich einzustellen. Unter der Leitung des ausgezeichneten Chirurgen zum Busch, der von 1892/1914 dort wirkte, wurde es zu einer Musteranstalt, die 1913 nicht weniger als 2358 Patienten aufnahm, darunter keineswegs nur Deutsche. Auch hier machte der Krieg seinen verderblichen Einfluß geltend; die deutschen Ärzte wurden durch Engländer, Schweizer und Österreicher ersetzt, erst letzthin sollen wenigstens wieder deutsche Hausärzte tätig sein. Der Besuch hat stark abgenommen; doch hoffentlich gelingt es in absehbarer Zeit, auch diese Anstalt wieder der deutschen Wissenschaft dienlich zu machen. Andere bekannte deutsche Ärzte in England waren Dr. Hermann Weber (1823—1918), Leibarzt der Königin Victoria, Dr. Günter, in gleicher Eigenschaft beim Prinzgemahl tätig, und Sir Felix Semon, ein bekannter Kehlkopfspezialist[1]).

In deutschen Händen ist wieder das deutsche Alexanderhospital in St. Petersburg. Dieses wurde 1881 von Reichsdeutschen zur Erinnerung an den im gleichen Jahre ermordeten Alexander II. begründet. In den ersten 2 Jahren seines Bestehens wurden 19800 Kranke, davon 2340 Deutsche aufgenommen. Es war eine Lieblingsgründung der deutschen Kolonie in St. Petersburg und es hat ihm niemals an ideeller und materieller Unterstützung von dieser Seite gefehlt. 1917 wurde das Krankenhaus von der russischen Regierung geschlossen; 1918 wurde es den Deutschen zurückgegeben; aber schon im gleichen Jahre setzte die Beschlagnahme wieder ein. Um ihr zu entgehen, stellte das Kuratorium den Sowjets das Hospital zur Verfügung; diese gestatteten, daß von ihnen bestätigte deutsche Ärzte dort arbeiten durften. Endlich, 1921, gelang es den Bemühungen des deutschen Gelehrten Prof. Mühlens, die russische Regierung zur Hergabe der Gebäude an das Deutsche Rote Kreuz zu veranlassen, das später dort eine Infektionsabteilung und eine solche für innere Krankheiten errichtet hat.

[1]) Vgl. Dr. C. R. Hennings, Deutsche in England, Stuttgart 1923 (S. 103).

Die weitere Lebensfähigkeit wurde trotz mancher Schwierigkeiten bis heute gesichert. Auch das während des Krieges eingerichtete Deutsche Krankenhaus in Tiflis arbeitet heute noch weiter; dagegen hat in Konstantinopel die deutsche ärztliche Betätigung in größerem Umfang noch nicht wieder eingesetzt.

Es wäre unrecht, diese Betrachtungen zu schließen, ohne dabei des Wirkens der Deutschen in Davos gedacht zu haben. 1897 wurde die erste deutsche Lungenheilstätte dort gegründet, der 1914 das Deutsche Haus in Agra (Tessin) folgte. Zum großen Teile waren es freiwillige Gaben, welche es diesen Lungenheilstätten ermöglichten, auch viele minderbemittelte Kranke bei sich aufzunehmen. Der deutsche Konsul Dr. med. h. c. Burchard hat wohl den größten Anteil an dieser wohltätigen Schöpfung, für die er unermüdlich und ohne sich und seine Mittel zu schonen, tätig war; daneben besteht noch die Kriegerkrankenheilstätte in Davos.

Woher kamen nun die Mittel für all diese Arbeit? Das Reich selbst gab verhältnismäßig wenig; hin und wieder, so beim Neubau des deutschen Krankenhauses in Madrid, das noch gerade vor Kriegsausbruch 1913 fertig wurde, leistete es wohl einen Zuschuß, im allgemeinen waren die Krankenanstalten aber auf ihre Einnahmen oder die freiwilligen Spenden der deutschen Auslandsgemeinden angewiesen; sehr oft stellten die Ärzte ihre Hospitalarbeit nur gering in Rechnung, da sie durch ausgedehnte Privatpraxis genügend verdienten. Anders lagen die Dinge natürlich bei den Kolonialgebieten, wo die sanitären Einrichtungen vom Reiche unterhalten werden mußten. Die Stipendien wurden meist von den verschiedenen Landesregierungen vergeben, soweit solche überhaupt für Auslandszwecke zur Verfügung standen, nur in besonderen Fällen, wie bei Robert Koch, griff das Reich selbst ein. Seit dem Kriegsende ist die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft[1]) die Zentrale geworden, welche Auslandsstipendien zu vergeben hat. Es wäre sehr erfreulich, wenn die Lage es künftig gestattete, daß noch in viel höherem Maße als bisher deutsche Mediziner ins Ausland, dagegen Medizin Studierende anderer Erdteile, in denen sich eine moderne medizinische Wissenschaft erst bildet, nach Deutschland kommen könnten; allerdings unter der Voraussetzung, daß unseren Ärzten im Ausland ihre Arbeit nicht unnütz und künstlich erschwert wird.

Große Mittel werden auch von kirchlicher Seite zur Verfügung gestellt; allerdings ist die Zahl der deutschen ausgebildeten Missionsärzte gegenüber den Angelsachsen nur sehr gering. Die Zahl der katholischen im Auslandskommissionsdienst stehenden Schwestern wurde 1914 auf 18000, die der evangelischen auf 8000 geschätzt. Die Neuaufnahme der Missionstätigkeit eröffnet auch deutschen Ärzten ein neues und dankbares Arbeitsgebiet.

Es ist nicht mit Unrecht gesagt worden, daß sich der Arzt zum Kulturpionier besonders eigne. Er ist stets willkommen, sein Beruf, der schärfste Beobachtung der Menschen verlangt, bringt ihn mit allen Volksschichten in Verbindung. Tier- und Pflanzenkunde sind ihm vertraut, seine wissenschaftliche Bildung befähigt ihn zur Beurteilung auch des geistigen Lebens. Von allen diesen Möglichkeiten haben unsere Landsleute draußen den besten Gebrauch gemacht; war doch im Kriege in Galizien und Polen, in der Türkei und in Palästina das Vertrauen zum deutschen Arzt unbedingt! Aber all unsere fachliche Tüchtigkeit hat die Allierten nicht verhindert, ihren Bannfluch auch auf unseren ärztlichen Stand auszudehnen und jede wissenschaftliche Berührung zunächst strikt abzulehnen. Aber Leistungen beweisen mehr als Bannflüche. Davon werden sich auch unsere Gegner allmählich überzeugen müssen, besonders in den Orten, wo man lieber die deutschen Ärzte und Krankenhäuser aufsucht als die der eigenen Nationalität, weil man dort oft besser und billiger behandelt wird.

Aus Zeit und Geschichte

Benno von Siebert†

Am 10. Mai wurde unser großer Vorkämpfer in der Schuldfrage, Benno von Siebert, auf dem Münchener Waldfriedhof zur Erde bestattet. Etwa Folgendes sprach unser Freund Georg Karo am offenen Grabe:

An diesem Grabe empfinden wir über die Teilnahme mit dem Schmerz der Familie und der nächsten Freunde weit hinausgreifend den Verlust, den wir Alle und unser Vaterland erleiden; einen jener tragischen Verluste, die in den letzten Jahren mehr als einmal Deutsch-

[1]) Vgl. das aufschlußreiche Buch von Prof. Dr. S. Schreiber, Deutsches Reich und deutsche Medizin 1926.

ınd unersetzlicher Söhne beraubt haben. Man sagt wohl oft, daß niemand unersetzlich sei, ′eil jedermanns Stelle irgendwie gefüllt werden muß. Richtiger wäre es zu sagen, daß keiner ′irklich ersetzt werden kann, der höheren Wert besitzt, weil jeder solche Mensch einzig ist. ıni Sarge Benno von Sieberts empfinden dies am tiefsten die, welche wie ich mit ihm ver- int waren im Kampfe für die Wahrheit und gegen die Verleumdung Deutschlands. Man hat .en deutschen Kämpfern bisweilen Tapferkeit in diesem Streite nachgerühmt: wie wenig gilt ies im Vergleich mit dem Mannesmut des allzu früh Entrissenen! Für uns andere ist alles :lar, einfach und ohne Konflikte im Dienste des Vaterlandes. Wir ahnen kaum, welche inneren Kämpfe und Qualen ihm beschieden waren, der das vielgebrauchte Wort des Heilands, daß ıiemand zween Herrn dienen kann, in seiner vollen Strenge erfaßt und befolgt hat. Das zeigt ein ganzes Wesen und Wirken, das ihn als echten Sohn seiner Heimat erweist. Denn die ıaltischen Edelleute sind nicht Russen deutscher Abstammung, wie oft gesagt wird, sondern ıo gute und echte Deutsche, wie es deren nur irgendwo auf der Welt gibt.

Vor Jahrhunderten sind ihre Vorfahren ausgezogen, ihrem Ideal dienend; indem sie das Kreuz in den fernen Norden trugen, haben sie alle Gefahren und ungleichen Kämpfe auf sich genommen. Und dennoch verblassen ihre Taten vor den seelischen Kämpfen und der seelischen Tapferkeit, die viele ihrer Nachkommen bewiesen haben in dem stillem, von niemandem ge- ıehenen Ringen um ihre eigene Seele und ihr Vaterland, wie es ihnen jüngst der Weltkrieg ıuferlegt hat. Ein leuchtendes Beispiel ist hier Benno von Siebert gewesen. Umso höher ist ɔei ihm die Civilcourage, die Bismarck so teuer war, zu werten, weil er von Natur zurückhaltend ınd leicht verwundbar, mit ritterlichem Feingefühl und diplomatischer Haltung begabt, An- griffe und Verleumdungen doppelt stark empfinden mußte. Und dabei galt es für ihn erst einer Flut gehässiger, persönlicher Anwürfe Stand zu halten, ehe er in den Kampf gegen die Ver- ieumdung Deutschlands eintreten konnte.

Wer nicht zu seinen Nächsten zählte, der merkte von all diesen Kämpfen nichts. Er sah nur die schlanke, adelige Gestalt und das ruhige ernste Gesicht des Forschers und Diplomaten, den diese doppelte Eigenschaft und die genaueste persönliche Kenntnis der Menschen und Um- stände, aus denen der Weltkrieg erwachsen, zu einem Verstehen befähigten, wie keinen anderen von uns. So ist Benno von Siebert seinen Weg gegangen als ein rechter deutscher Edelmann, und das bezwingende Ethos, das von seinem Wesen ausging, war und bleibt bedeutsamer noch als die wichtigen Werke, die ihm abzuschließen vergönnt waren: der schwerwiegende Band Di- plomatischer Aktenstücke und ausgezeichnete Heft „Einkreisung", der Süddeutschen Monats- hefte, denen hoffentlich bald sein Hauptwerk folgen wird. Wir beugen uns an diesem Grabe vor seinem Geist und geloben in seinem Sinne das Werk weiterzuführen, von dem er so früh abberufen wurde.

Halle a. S. Georg Karo.

Bismarcks Friedenspolitik

Bismarck, der Mann von Blut und Eisen, der Staatsmann während dreier rasch aufeinander folgender Kriege und der inneren Fehden mit dem Sozialismus und dem ultramontanen Gedanken, galt und gilt unendlich vielen als der dämonische Kämpfer, der überall einer friedlichen Entwicklung, gerechtem Ausgleich im Weg stand, über den alle Deutschen und fremden „liberalen" Staatsmänner auf ihrem Weg stolperten. Er soll der große Stein des Anstoßes gewesen sein, an dem die besten Absichten der europäischen Kabinette zerschellten. Diesem, wie er mir einmal gebeichtet hat, auch von ihm lange geglaubten Bismarck, stellt nun Dr. Japikse in seinem vor kurzem erschienenem Buch „Europa en Bismarcks Vredes- politik" (A. S. Sigthoff Leiden) einen anderen Bismarck gegenüber, den leidenschaftlichen Friedensfreund und erfolgreichen Friedensbewahrer, der durch seine Bündnispolitik Deutsch- lands hart errungene Weltstellung vor Angriffen zu sichern sucht, der aber niemals um deut- scher Machterweiterung willen den europäischen oder Weltfrieden gefährdet, freilich auch ent- schlossen ist Deutschland nicht die Kosten seiner Erhaltung tragen zu lassen. Wie sorgfältig wählt er den Augenblick, wo Deutschland, dem Wunsch weitester Kreise entsprechend, zur Kolonialmacht wird und damit in die Weltpolitik eingreift! Wie behutsam, fast zögernd geht er vor, er, der Frankreich, Italien neidlos als den geopolitisch glücklicher gelegenen reiche Kolonialentfaltung zugesteht. Er weiß, daß Deutschland als Kolonialmacht Englands be- darf, darum immer erneute Anknüpfungen nach dort. Aber die politische Verfassung Englands, das Mißtrauen seiner meisten Staatsmänner gegen die geringe deutsche Macht, die traditionel- len und kulturellen Bindungen führender Engländer an die französische Kultur und Politik, die zu geringen englischen Gegenleistungen, namentlich auch in bezug auf die Sicherheit unserer

Westgrenze lassen es nie zu einem Bündnis kommen. Dies um so weniger als Bismarck sich mit Recht immer den Weg zu einem deutsch-russischen Bündnis offen halten will. Die längste Zeit seiner Kanzlerschaft hat dies Bündnis auch in der einen oder anderen Form bestanden. Aber die russischen Politiker, deren Beschränktheit Japikse mit Recht immer wieder geißelt, übersahen die Lage nicht, sie blickten im Grund von der Weite ihres russischen Reiches her mit einer gewissen Geringschätzung auf das junge, eng begrenzte Deutsche Reich; sie verfolgten ihre Ziele, den Besitz Konstantinopels und die unumschränkte Herrschaft im Schwarzen Meer und den Meerengen ohne Klugheit und Festigkeit. Sie konnten sich nicht entschließen Opfer dafür zu bringen und befolgten ebenso wenig Bismarcks Rat den Balkan vorbehaltlos in eine russische und eine österreichische Interessensphäre zu teilen. Freilich taten das die österreichisch-ungarischen Minister ebensowenig: nicht zuletzt ist an der Rivalität Österreichs und Ungarns jede vernünftige Ordnung des Balkans geradeso gescheitert wie an der Launenhaftigkeit Rußlands. Bismarck, der sonst für völkische Gesichtspunkte nicht allzuviel übrig hatte, hielt zunächst aus politischen Erwägungen an dem Bündnis mit der Monarchie fest und war trotz manchem Ärger lange gewillt auch das Haus Habsburg zu erhalten und so dem Chaos in Mitteleuropa vorzubeugen. Erst gegen Schluß seiner Amtsführung und seines Lebens scheinen ihm Bedenken gekommen zu sein, ob nicht eine Aufteilung Österreichs unter Anschluß der deutschen Gebiete an das Reich unseren Interessen besser entspräche und ein verläßlicheres Verhältnis zu Rußland herbeiführen könne.

Freilich wäre dazu nötig gewesen, daß die deutschfeindliche Richtung Katkows beseitigt würde und die im Grunde eher zu Deutschland neigenden Zaren fester in ihren Grundsätzen würden und den französischen Einflüsterungen sich weniger zugänglich zeigten. So verständig für den Augenblick auch manche französische Staatsmänner gewesen sein mögen, zu einer vorbehaltslosen Anerkennung des Frankfurter Friedens hat sich wohl keiner aufgeschwungen und angesichts der Volksstimmung aufschwingen dürfen. Bismarck hat bald eingesehen, daß auf Frankreich für uns nicht zu rechnen sei und dieser Überzeugung mit zunehmender Schärfe Ausdruck gegeben. Schreckte doch die französische Diplomatie bzw. ihre Hintermänner nicht einmal vor groben Fälschungen, wie den Briefen, die Fürst Ferdinand von Bulgarien an die Gräfin von Vlandern geschrieben haben sollte, zurück. Merkwürdig ist dabei, daß doch eigentlich eine kurze Erklärung des Absenders wie der Adressatin Alexander III. über den Sachverhalt leicht hätte aufklären können.

Es ist nicht meine Absicht Japikses im Auftrag des Niederländischen Komitees für die Erforschung der Ursachen des Weltkrieges herausgegebenes Werk einer Kritik im einzelnen zu unterziehen, auch nicht die leider zahlreichen Druckfehler und Verschreibungen namentlich in Zitaten aus fremden Sprachen anzumerken, die den Sinn gelegentlich beeinträchtigen. Jeder, der sich für die neueste Geschichte interessiert, sollte dies vortreffliche Werk eines hochangesehenen neutralen Geschichtsforschers aufmerksam lesen und sich der Rechtfertigung der deutschen Politik im Zeitalter der größten Machtentfaltung des Deutsches Reiches freuen. Nur eine Bemerkung sei zum Schluß noch gestattet. Alle großen Mächte, die in dem Menschenalter von 1870 bis 1890 in die europäische Politik eingriffen, und auch die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan, die erst nach Bismarcks Entlassung aktiv hervortraten, hatten positive Ziele: Rußland die Beherrschung Asiens und Konstantinopels mit den Meerengen, England die Sicherung seines weiten überseeischen Reichs durch Ausbau alter und Gewinnung neuer Stützpunkte, mit anderen Worten die Herrschaft zur See; daneben die Beherrschung des Nilgebiets und Südafrikas. Italien spielte mit der Wiedergewinnung der Irredenta, den Ansprüchen auf die Adria mit ihren Küsten, auf eine ausschlaggebende Stellung im Mittelmeer, womit Kolonialbesitz in Nordafrika unbedingt verbunden sein mußte. Die alten Erinnerungen an die Weltherrschaft Roms werden mehr und mehr lebendig. Frankreich vergißt über einer gewaltigen kolonialen Ausbreitung, die seine Weltgeltung als England gleichberechtigt erweisen soll, niemals die Rückforderung Elsaß-Lothringens. All diese Ziele waren geeignet weite Volkskreise zu begeistern. Hingegen die österreichisch-ungarische Monarchie, unser einziger ständiger Verbündeter, verzichtete auf jede überseeische Machtausdehnung und griff, auch wo sich die Gelegenheit in der Nähe bot, nur zögernd zu, wie die Geschichte der bosnischen Okkupation zeigt. Die ganze Sorge galt dem Niederhalten mächtiger fremder Einflüsse in der Nachbarschaft und der Verhinderung eines machtvolleren Staatengebildes auf dem Balkan. Mit solch negativer Politik, zumal wenn sie bisweilen sich täppisch als weitausgreifend gibt (der „freie Weg nach Saloniki", mit dem es doch nie wirklich ernst war), macht man sich wohl Feinde, aber keine begeisterten Anhänger auch im eigenen Volk. Und auf die Erhaltung des Bestehenden, für uns wie für andere, war unsere eigene Politik durchaus eingestellt. Wie die Dinge lagen, war es anders auch kaum möglich. Aber werbende Kraft hat das nicht, unser

Volk verlor mehr und mehr jedes Interesse an der äußeren Politik, wandte sich um so eher der nneren zu. Hier zerrissen die heftigen Kämpfe, unter ihnen der unselig geführte Kulturkampf, ier auch außenpolitisch manchen Rückschlag brachte, die nationale Einheit. An dem zunächst wenig bedeutenden überseeischen Besitz, der dann planlos und ohne politische Berechnung vermehrt wurde, nahm unser Volk bis wenige Jahre vor dem Kriege keinen Anteil.

Den Haag. Friedrich Wilhelm Frh. von Bissing.

Jagows Antwort an Grey

Jagows Entgegnung an Grey (G. v. Jagow, England und der Kriegsausbruch, Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1925), dessen Memoiren uns seit dem vergangenen Jahre vorliegen[1]), ist eine der wichtigsten Kundgebungen eines früheren leitenden deutschen Staatsmannes aus den letzten Jahren, die weit mehr Beachtung verdiente, als sie bis jetzt gefunden hat. Im allgemeinen beschränkt sich Jagow darauf, handgreifliche Unrichtigkeiten Greys zu widerlegen, aber es finden sich auch einige bisher unbekannte Einzelheiten, die von allgemeinem Interesse sind. Wir erwähnen das auf S. 46 erzählte Gespräch mit dem französischen Botschafter (Juli 1914), bei dem dieser äußerte: „Hier schreien sie, Frankreich habe ihn heraufbeschworen, während man in Paris sagen wird, Deutschland sei Schuld daran". Grey zu widerlegen war nicht allzu schwer, denn dessen Darstellung der Julikrise ist nichts anderes als der mehr oder minder geschickte Versuch, die Aufmerksamkeit des Lesers von seiner damaligen Politik abzulenken. So schiebt der Memoirenschreiber die Ablehnung des Konferenzvorschlages durch Deutschland stark in den Vordergrund, während, wie Jagow feststellt, der Staatsmann Grey den deutschen Vorschlag eines direkten Meinungsaustausches zwischen Wien und Petersburg „für die beste Methode gehalten hat, die allen anderen vorzuziehen sei" (Blaubuch Nr. 67), ganz abgesehen davon, daß Grey selbst durchblicken läßt, er habe mit Schwierigkeiten wegen des Konferenzvorschlages in Deutschland gerechnet. Grey behauptet, um die Militärpartei zu belasten, Jagow habe später geäußert, die deutsche Regierung sei in den entscheidenden Tagen gegenüber den Militärs machtlos gewesen. Jagow weist es entschieden zurück, jemals eine derartige Äußerung gemacht zu haben (Seite 25). Greys Vorwurf, Deutschland habe nicht genügend auf seinen Verbündeten gedrückt, fällt auf ihn zurück. „Deutschland hat eine Sprache geführt, wie sie von ihm seinen Freunden gegenüber nicht geführt worden ist (S. 15). Man darf heute sagen: im Gegenteil, denn die Nr. 28 des englischen Blaubuches, die uns aus durchsichtigen Gründen bisher vorenthalten war (das Dokument ist jetzt bei Grey abgedruckt), zeigt einen starken Dolus Greys, er läßt den Russen indirekt sagen: Verhandlungen brauchten militärische Vorbereitungen nicht aufzuhalten, sie würden nötigenfalls einen Vorsprung schaffen.

Im Anhang sind die deutschen Dokumente zusammengestellt, die sich mit dem sogenannten Mißverständnis Lichnowskys vom 1. August 1914 befassen. Lichnowsky wollte ein Neutralitätsangebot Englands verstanden haben, wenn Frankreich dem Kriege fern blieb. Über der ganzen Sache liegt noch ein gewisses Dunkel, denn wenn man auch bei der blinden Liebe Lichnowskys für Grey schwere Hörfehler für möglich halten kann, die Rollen Tyrells, des Privatsekretärs von Grey und des Königs von England sind unklar. Man kann sich nicht ganz des Eindrucks einer absichtlichen Verwirrung entziehen. Zum ersten Male kommt in Jagows Schrift auch ein Brief des Obersten House an den Kaiser vom 8. Juli 1914 an die Öffentlichkeit (jetzt auch bei House, Intimate papers, S. 278 abgedruckt). Grey legt in seinen Memoiren großes Gewicht darauf, die Eindrücke, die Wilsons intimer Berater bei seinem Aufenthalt in Deutschland unmittelbar vor dem Kriege erhielt, als möglichst ungünstig hinzustellen. Der Brief Houses ist ein unzweifelhafter Beweis dafür, daß House über die Aufnahme beim Kaiser sehr erfreut war. Auch wenn man manche Redewendungen auf Gepflogenheiten internationaler Höflichkeit schieben mag, es ist sicher, House hat einen starken Eindruck von der Friedensliebe des Kaisers empfangen, auch später noch an dieser Ansicht festgehalten. Dagegen ist es richtig, daß er die ganze Atmosphäre als sehr nervös und gespannt empfunden hat und den Einfluß der militärischen Umgebung des Kaisers fürchtete.

Halle a. S. Dr. Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode.

[1]) Grey, Viscount of Falloden, Twenty Five Years, 1892—1916, London 1925.

Aus Zeitungen und Zeitschriften

In der **Historischen Zeitschrift,** Bd. 133, Heft 2, schreibt Eduard v. Wertheimer einen Aufsatz „Neues zur Geschichte der letzten Jahre Bismarcks". Wertheimer, der das politische Archiv des Auswärtigen Amtes, sowie die Akten des Zivilkabinettes im Geheimen Preußischen Staatsarchiv in Dahlem bei Berlin benützt hat, war in der Lage, in einigen Punkten unsere bisherige Kenntnis ganz wesentlich zu vertiefen. Unter anderem ist Seite 229 eine Unterredung Bismarcks mit dem württembergischen Staatsmann Freiherrn v. Mittnacht mitgeteilt, aus der hervorgeht, daß Bismarck sich ganz kurz nach der Entlassung mit bemerkenswerter Ruhe ausgesprochen hat (Mai 1890). Er sagte wörtlich zu Mittnacht: „Ich werde nicht dissentieren, sondern polemisieren. Herrn v. Caprivi, dessen Charakter ich hoch schätze, werde ich keine Ungelegenheiten bereiten". Der Kampf wurde erst durch den Affront so erbittert, der Bismarck dadurch geboten wurde, daß man anläßlich seines Besuches in Wien eine Audienz bei Kaiser Franz Joseph vereitelte. Alle Versuche, die später zur Aussöhnung gemacht wurden, sind aus dem Ringen um die öffentliche Meinung zu verstehen. Ergreifend ist Wertheimers Schilderung des letzten Lebensjahres, es ist die Tragödie des großen Menschen, der das ersehnte Ende überlebt. „Dienstliche Pflichten liegen mir nicht ob, was ich als Zuschauer sehe, daran habe ich keine Freude, wenn ich noch länger lebe, wird es immer weniger der Fall sein," klagte Bismarck 1897 einem Zuschauer.

Nach einer Mitteilung des **„Listin Diario"** vom 14./15. November 1925 hat der Botschafter Paul Lefaivre die Frage des Geheimvertrages neu aufgerollt, der 1897 zwischen Frankreich, England, Amerika und nachträglich Rußland abgeschlossen sein soll. Dieser Vertrag ist zuerst von dem Professor an der Universität Washington, Roland Usher in seinem 1913 erschienenen Werk „Pangermanismo" erwähnt, 1918 dann von dem früheren Gesandtschaftsrat bei der amerikanischen Gesandtschaft in Tokio, Mr. Osborne, in dem Werk „Das Problem Japans" ausführlich wiedergegeben und im Anschluß daran in den „Ereignissen und Gestalten" Wilhelms II., dem der Verfasser noch unbekannt war, eingehend behandelt worden. Er sieht für den Fall eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich-England weitgehende Unterstützung mit amerikanischen Rohstoffen und verarbeiteten Produkten, finanzielle Hilfeleistung und ausgedehnten Schutz der Interessen zur See vor, wogegen Amerika gewichtige Zugeständnisse in Mittelamerika erhalten soll. Bis heute sind bezeichnender Weise weder Usher noch Osborne irgendwie gemaßregelt worden. Dagegen hat man ihre Werke sorgfältig aus dem Verkehr gezogen.

Im Märzheft der **„Kriegsschuldfrage"** veröffentlicht Georges Demartial einen bedeutsamen Aufsatz über „Die Behandlung der Kriegsschuldfrage in Frankreich", der gleichzeitig in der amerikanischen „Current History" und in der französischen Zeitschrift „Evolution" erscheint. Er zieht einen Vergleich zwischen dem Kampf Frankreichs im Dreyfußprozeß und dem Deutschlands in der Kriegsschuldfrage und kommt zu der Auffassung, daß die Akten von Locarno die stillschweigende Lossagung von dem Artikel 231 des Friedensvertrages sind, wie die Begnadigung von Dreyfuß seinerzeit die stillschweigende Anerkennung seiner Unschuld war. Dieselben Bedingungen aber, die damals nicht zugelassen hätten, daß man sich mit einer blossen Begnadigung von Dreyfuß zufrieden gab, erlaubten es heute nicht, daß man sich in der Kriegsschuldfrage bei dem Werk von Locarno beruhige. An den Völkerbund will Demartial erst glauben, wenn er an die Wände seines Versammlungssaales ein Gemälde malen läßt, das die Richter von Versailles darstellt, wie sie den Dolch in der Faust, auf Deutschland knien und schreien: Gestehe, daß du der einzige Kriegsschuldige bist, oder man gibt dir den Gnadenstoß.

Die **Gelben Hefte** erscheinen ab April 1926 im Kommissionsverlag von R. Oldenbourg, München. Unter den Beiträgen des letzten Halbjahres sind besonders erwähnenswert Franz Müllers klärende Untersuchung über „Katholizismus und Sozialismus", die Abhandlungen des Sonderheftes 3—4 „Religion — Kirche — Papsttum" und Max Buchners Studie „Der Marxismus im Weltkrieg", die weit mehr ist als eine bloße Rezension des Volkmann'schen Buches.

Die **Zeitwende,** die jetzt im 2. Jahrgang erscheint, hat in der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Bestehens eine anerkannte Stellung im deutschen Geistesleben errungen. Die Leser dieses Heftes seien besonders auf den Aufsatz von Adolf Köberle über die Religiosität der katholischen Jugendbewegung (Jan. 1926) aufmerksam gemacht, der zugleich für die hohe geistige Warte dieser Monatsschrift zeugt.

Wenigstens kurz hingewiesen sei noch auf die Veröffentlichungen des Weißen Ritter Verlags Berlin, der aus der freien bündischen Jugendbewegung nach dem Kriege hervorgegangen ist. Die wichtigsten dieser Bünde Altwandervogel, Großdeutscher Pfadfinderbund und Wandervogel haben sich kürzlich, wie das Aprilheft der Führerzeitung **„Der weiße Ritter"** mitteilen kann, zu einem Bund der Wandervögel und Pfadfinder, der Deutschen Jungenschaft zusammengeschlossen.

Tagebuch

Was wird aus den Lügen von Versailles?

Von Freiherrn Kurt v. Lersner

Viele Jahre geht jetzt schon der Kampf Deutschlands gegen die Lügen von Versailles: gegen die Lüge von der deutschen Schuld am Kriege und gegen die Kolonialüge. Seit Locarno hört man aber verhältnismäßig sehr wenig von dem Kampfe gegen die Schuldlüge. Auch bei der Regierung scheint dies Thema wieder völlig in den Hintergrund geraten zu sein. Gewiß sind die Ansätze, die vom Ausland im Kampf gegen die Schuldlüge gemacht werden, erfreulich. Aber sie sind doch vorläufig nur so sporadisch und selten aufgetreten, daß man von einem wirklichen Bekämpfen der Schuldlüge im Ausland noch in keiner Weise reden kann. Nie und nimmer, wenn das Ausland auch noch ganz anders in den Kampf gegen die Schuldlüge eintritt, wird aber die Führung in diesem Kampfe dem Ausland überlassen bleiben können. Auch die Tätigkeit der „Süddeutschen Monatshefte", der übrigen Presse und der großen und kleinen deutschen Schuldfragen-Organisationen ist, wie immer wieder betont werden muß, zum Scheitern verurteilt, wenn nicht die Reichsregierung sich mit aller Tatkraft dieser lebenswichtigen Frage annimmt. Immer noch ist durch die Reichsregierung das Schuldanerkenntnis von Versailles nicht in der gebührenden und für die Massen des In- und Auslandes verständlichen Form widerrufen und notifiziert. Es erscheint völlig unverständlich, weshalb man diesen lebenswichtigen Kampf gegen die giftige Versailler Schuldlüge nicht auch auf seiten der Regierung mit allen Mitteln, mit aller Energie betreibt. Jeder vernünftige Mensch im Auslande weiß, daß die Schuld Deutschlands am Kriege eine bewußte Kriegslüge der Entente-Gewaltigen und Ententepropaganda gewesen ist. Dadurch, daß die deutsche Reichsregierung immer noch nicht den moralischen Mut aufgebracht hat, in aller Deutlichkeit, in aller Klarheit, in aller Entschiedenheit die Schuldlüge zu bekämpfen, das Schuldanerkenntnis amtlich und offiziell zu widerrufen und zu notifizieren, wird die Schuldlüge künstlich am Leben gehalten. Wie oft hört man aus Amerika oder liest in Schreiben aus dem Auslande: „In der Schuldfrage kann das deutsche Gewissen nicht so rein sein, wie die Deutschen es vorgeben. Denn sonst hätte schon längst die deutsche Regierung die entscheidenden Schritte tun müssen."

Auch der Kampf gegen die Koloniallüge wird durch die Reichsregierung nicht mit der notwendigen Energie betrieben. Jetzt eben hat sich eine vortreffliche Gelegenheit geboten, um diesen Kampf aufzunehmen: Wir hören von Verhandlungen zwischen England und Italien über die Abtretung unserer ostafrikanischen Kolonie an Italien. Im Reichstage haben sich die Vertreter der großen Parteien zwar einmütig gegen diese neue Schiebung der Entente erklärt, aber die Reichsregierung hat sich in Schweigen gehüllt, statt diese Gelegenheit zu einem kräftigen Vorstoß gegen die Koloniallüge und zum Anlaß für die Forderung zu benutzen, daß Deutsch-Ostafrika uns endlich wieder zurückgegeben wird. Noch schlimmer ist allerdings, daß man jetzt plötzlich von politischer oder parlamentarischer Seite hört, daß Deutschland keinesfalls die Forderung auf Rückgabe unserer Kolonien erheben darf. Man verstimme damit England, Frankreich und Italien. — Also wieder der alte deutsche Fehler! Kaum sind Deutsche mehrerer Parteien in einer Frage geschlossen und treten, wenn auch zaghaft, so doch einmütig gegen das Ausland auf, so tönt sofort aus den Kreisen unserer Defaitisten und furchtsamen Politiker der Ruf: „Um Gotteswillen, nur nicht fordern, nur nicht in London oder Paris die Machthaber verschnupfen!" Wer heute noch glaubt, dadurch für Deutschland etwas zu erreichen, daß man auf freundliche Laune und gutes Wetter in den Ententeländern hofft, dem ist wahrhaftig nicht zu helfen.

In jahrelanger, mühevoller Arbeit ist es gelungen, die gesamten bürgerlichen Parteien und auch einen Teil der Sozialdemokratie im Kampf gegen die Lügen von Versailles zu einigen. Trotzdem benutzt die Reichsregierung dies machtvolle Instrument nicht, sondern läßt jede Gelegenheit zur Vernichtung der Schuldlüge vorübergehen. Ganz anders würden wir von London, Paris, Brüssel, Prag, Warschau, Rom behandelt werden, wenn die Entente wüßte, daß Deutschland sich nicht alles bieten läßt, und daß nicht nur die Rechtspresse, sondern das ganze amtliche Deutschland seine Stimme laut und deutlich ertönen läßt, wenn wir — wie jetzt bei den englisch-italienischen Verhandlungen über Deutsch-Ostafrika — übervorteilt oder betrogen werden sollen.

Zu Kreuze kriechen bringt unser Vaterland nicht wieder vorwärts, sondern nur das rücksichtslose Zerschlagen der Klippen, die unsern Wiederaufstieg versperren.

Christus in der bildenden Kunst

Walther Rothes Werk über „Christus, des Heilands Leben, Leiden, Sterben und Verherrlichung in der bildenden Kunst aller Jahrhunderte“ (I. P. Bachem, Köln) erschien kürzlich in 7.—10. Auflage. Der Verfasser gliedert den fast unübersehbaren Stoff nach der im Titel angegebenen Vierteilung, wobei die Darstellung in jedem Abschnitt immer wieder von den ältesten christlichen Kunstdenkmälern bis zu den Werken der neuesten Zeit geführt wird. Dieses Vorgehen bedingt jedenfalls ermüdende Wiederholungen, ganz abgesehen davon, daß der kunstgeschichtliche Zusammenhang zerstört wird. Man hat den Eindruck, daß ein protestantischer Verfasser vielleicht eine systematischere Lösung seiner Aufgabe versucht hätte. Über den Inhalt des Buches wird sich aber auch der protestantische Leser freuen, wenn er auch Einzelheiten beanstanden wird. Gebhardt, Thoma, Steinhausen, Haueisen finden nicht die verdiente Anerkennung. Andererseits wird man dem Verfasser Dank wissen, daß er z. B. dem Wunsch eines Rezensenten nach mehr Bildern vom allerheiligsten Herzen Jesu nicht nachgekommen ist. Angehörige beider Konfessionen werden mit Interesse und Dankbarkeit sehen, wie die Kunst in immer neuer Weise zu allen Zeiten und bei den verschiedensten Völkern (auch kennzeichnende Proben aus der slavischen Kunst sind aufgenommen) das Wesen des Größten, der über die Erde ging, zu erfassen sucht, und wie deutsche Künstler ihn und besonders sein Leiden und Sterben am tiefsten erfaßt haben. Etliche wollten allerdings nur Effekt ziehen auch aus diesem Leben und Sterben. Manche Predigt könnte viel gewinnen, wenn der Pfarrer dieses Buch zu seiner Meditation benützte, und vielen Laien könnte es zu einer nachhaltigen Predigt werden. Bei der Auswahl der Bilder hat natürlich jeder seine besonderen Wünsche, mancher findet vielleicht ganze Stilperioden und Kunstgattungen zu wenig berücksichtigt. Mir scheint im Hinblick auf die vom Verfasser verfolgte Absicht (er legt den Hauptnachdruck auf die Renaissance und die neue Zeit) die Auswahl im ganzen gut getroffen zu sein. Die Beschreibung der Bilder ist im allgemeinen gelungen, wobei man zu bedenken hat, daß trotz allerlei gedruckten Anweisungen das auch heute noch keine leichte Kunst ist. Die Ausstattung, die der Verlag dem Werk gegeben hat, ist gut.

Bielefeld. Lic. Dr. Karl Hahn.

Evangelische Jugendkunde

Die evangelische Jugendbewegung steht heute im Zeichen einer ernsthaften Annäherung der neuen Jugendbewegung und der alten Jugendverbände. Man beginnt innerhalb der Bewegung die alte Jugendarbeit ernster zu würdigen als bisher und innerhalb der alten Bestrebungen das letzte Wollen der verschiedenen jungen Richtungen und Gruppen hinter ihren oft verwirrenden Formen und Ausdrucksweisen aufzuspüren. Dieser Begegnung der evangelischen Jugend alter und neuer Richtung will die „Evangelische Jugendkunde“ von dem Mitarbeiter an diesem Heft, Lic. Dr. Leopold Cordier, dienen, deren erster Band als „Quellenbuch zur Geschichte evangelischer Jugendkunde“ vor kurzem im Verlag Friedrich Bahn, Schwerin i. M. erschienen ist. Er enthält ausgewählte Quellenstücke, die von den Anfängen evangelischer Jugendarbeit in der Reformationszeit bis auf die Gegenwart führen und so die Möglichkeit zu eigenem Eindringen in das umfangreiche Material bieten, gleichzeitig aber dem zweiten Teil der Sammlung, der beschreibenden Darstellung der evangelischen Jugend und ihrer Verbände, in wesentlichen Stücken vorarbeiten. Es ist nur zu hoffen, daß das gründliche Werk, das in die Vielfalt des religiösen Wollens unserer Tage ganz neue Einblicke gewährt, bald Nachfolger für die anderen großen Zweige der Jugendbewegung finde, vor allem für den katholischen. A.H.

Gedanken

Inhalt der Geistesgeschichte: wie sich Qualität in Quantität umsetzt.

*

Ich glaube nicht, daß die Kritik an anderen uns in jener Welt angerechnet wird.

*

Die größte Feindin der Klugheit ist die Eitelkeit.

*

Bildung = Fremdwörter.

*

Gedanken sind immer neu. Ja, es ist eben das, was in unserem Vorstellungsverlauf neu ist, was wir Gedanken nennen.

*

Anführungszeichen „...“ bei einzelnen Wörtern sind ein Versuch, das, was man durch die Mittel des Schriftstellers nicht ausdrücken kann, durch die Mittel des Schriftsetzers auszudrücken.

*

Zu großen Männern kommen große Dinge.

* * *

Der deutsche Erzähler

Susanna

Erzählung von Joachim Frhr. v. d. Goltz

Auf der Steintreppe vor der Tür ihres Häuschens, das bei der Parkmauer stand, und das einen hellrosa Anstrich und grüne Fensterläden hatte, saß die alte Susanna. Sie hielt auf ihrem Schoß einen Pappdeckel und war damit beschäftigt, kelchförmige Mohnkapseln, deren noch blühende Gefährten in dem Vorgärtchen auf hohen Stengeln ihre rotflammende schwarzsündige Schönheit in der Abendsonne wiegten, zu öffnen und die Samenkörner herauszunehmen. Ihr Schoß bestand aus einem Rock, der die Regierungszeit Wilhelms II. überdauert hatte, und dem eine Maserung von unbestimmbaren Schmutzflecken, zahllosen Fitzeln, Flicken und Wiederflicken und brüchigen Volants, deren Bestimmung es war, noch brüchigere Untergründe zu verdecken, einen im großen und ganzen lilafarbenen Anspruch auf Poesie gaben. Wenn sie aufstand, wölbte sich dieser Rock als eine Krinoline um einen Bauch, wie ihn alte kinderlose Jungfrauen oftmals haben, und den sie gleich einer ewigen Schwangerschaft cavitätisch vor sich her trug. Ihr Scheitel endigte in ein Haarknötchen, das wie ein Schneckenhaus auf dem Hinterkopfe saß; die rosafarbne Kopfhaut unter dem mehlig grauen Haar und die Schläfen hatten die Tönung des porphyrartigen Gesteins, das man aus den Bergen der Gegend brach.

Während sie ging, hielt sie ihre Arme von den Hüften weg und schlürfte so aufrecht und behutsam einher, als wolle sie es den paar Herzschlägen, die ihr noch gegönnt waren, und die eine immer beinah letzte Welle von Charme in ihre Wangen sendeten, leicht machen. Man konnte sagen, daß sie ihr Herz trug. Dagegen trug sie nicht ihr Kleid, sondern das schien ihr angewachsen, und die Vorstellung, daß sie es je bei Tage oder bei Nacht verlassen würde, war so unziemlich wie bei einer mythischen Göttin.

Ob solches geschah, wußte niemand zu sagen. Denn die alte Susanna, deren Familienname gleich dem großer Männer aus der Geschichte verblaßt war, hauste mutterseelenallein in dem Gärtnerhaus. Ihr Leben war bis zu ihrem siebenzigsten Jahre das einer fleißigen und sparsamen Dienstmagd gewesen. Der Rücken, der jetzt gerade wie bei einer Porzellanfigur stand, hatte sich unzähligemal auf den Wink verschiedener Hausfrauen gebückt. Als der große Kanzler starb, betrugen die Ersparnisse Susannas 5000 Mark; und um die Zeit, als das erste Luftschiff des Grafen Zeppelin das Rheintal abwärts flog, hatte ihr Sparkassenbuch die Summe von 11000 Mark erreicht, was mit dem tapferen Erfinder gleichen die Frucht einer ebenso zähen und leidenschaftlichen Ausdauer im kleinen darstellte. Eingedenk der elftausend Jungfrauen blieb Susanna bei dieser glückhaften Ziffer stehen und war eben daran, in Gemeinschaft mit ihrer Schwester, die eine ähnliche Laufbahn, jedoch nicht ohne Galligkeit, hinter sich gebracht hatte, einen friedlichen Hausstand für den Rest ihrer Tage zu begründen, als der Krieg ausbrach. Nun, solange der Geschützdonner von Verdun und vom Hartmannsweilerkopf allabendlich zu den Dörfern am Fuß des nördlichen Schwarzwaldes herübergrollte, glaubte Susanna den Bestand aller Dinge so wenig gesichert, daß sie ihren Plan aufschob und ihre letzte Stellung in der gräflichen Familie als Geschirrverwalterin nochmals aufnahm. Als Belohnung für ihre langjährigen Dienste ließ der Graf, als er das Besitztum an die Gemeinde verkaufte, eine Klausel in den Ver-

trag setzen, die der alten Susanna das Wohnrecht in dem Gärtnerhause lebenslänglich sichert. Dort zog sie ein und dort blieb sie und führte, nachdem ihre Schwester gestorben war, ei sonderbares Einsiedlerleben, und sie ward dessen nicht inne, daß ihr kleines Kapital auf d Sparkasse drunten allmählich zerrann.

Leib und Seele, durch das wissenschaftliche Denken der Europäer gespalten, führten i der Person dieser Siebzigerin ein einträchtiges Dasein. Abhold allem Patriotischen, das na ihrer Meinung nur den Jünglingen und wehrhaften Männern ziemte, hatte sie sich gegen de unaufhörlichen Geschützdonner dadurch verschanzt, daß sie schwerhörig wurde. Und als di Krankheit des sieglosen Volkes ihre Raffarme nach dem kleinen Schatz ausstreckte, der die Ernt ihres Lebens war, wußte die alternde Seele sich zu helfen, indem sie ihren hellen Verstan wohltätig umnebelte, so daß fortan weltliche Nachrichten und rechnerische Vorstellunge nicht mehr in den Bereich Susannas gelangten. Dagegen wurde der Zaun ihres Gärtchens der gegen eine Kunde gefeit war, die sie unfehlbar getötet haben würde, von Schmetterlinge und Vögeln und den Grüßen Vorbeigehender überflogen, und eine Menge Tiere und Mensche bat alltäglich um Einlaß.

Es geschah nämlich, daß die ehrwürdige Kämpferin, die so viele Lustren lang ihren Rücke für andere gebückt hatte, am Abend ihres Lebens sich der immer unterdrückten Gelüste de Herrschens bewußt wurde, die sie nun auf eine stille und wahrhaft großartige Weise befriedigte Susanna verstand einige dunkle Künste, deren Besitz sie, wäre sie um etliche Jahrhundert früher geboren worden, auf den Scheiterhaufen gebracht hätten. In einem schmalen Bee an der Hausmauer, gerade unter ihren Fenstern, zog sie Kräuter mit duftigen und heilsame Eigenschaften, Thymian, Kamille, Salbei, Wermut, Pfefferminz und andere namenlose Aus diesen Kräutern und aus Samenkörnern und Baumrindsäften mischte sie und braute si nach uralten Rezepten Tränke, die sie oft einen Winter lang gären ließ. Kranke Kälber Pferde und die Menschen selbst waren ihre Patienten. Der Ruf von ihrer Kunst war bal allgemein, und kein Tag verging, wo nicht einer sie um ein Mittel heimsuchte. Manche Großmütterchen aus dem Dorfe legte hohen Wert auf den unverständlich gemurmelten Spruch der dem Balsam mitgegeben wurde, und der Zustrom mehrte sich noch, als der Meßner in Kirchdorf erklärte, daß er seine Errettung aus schwerer Krankheit nächst dem Himmel unt seiner Fürbitterin dort, der hl. Theresa, dem Gesundbeten der alten Susanna danke. Als si schließlich ein Bündel Spielkarten, das sie von ihrer Straßburger Dienstzeit her besaß, erneu in Bewegung setzte, fanden sich auch die jungen unverheirateten Mädchen nächtlicherweil bei ihr ein, um etwas aus der Zukunft zu erfahren. Die Schädigung, die dem Arzte in Ordach hausen durch diese stille unzünftige Wirksamkeit widerfuhr, war beträchtlich.

Um die Zeit, als die Minister der ehemals kriegführenden Staaten sich auf Kongresse zu versammeln begannen, fing die alte Susanna an nachzulassen. Sie war fast taub geworden, sie verwechselte die Menschen untereinander und mit unbekannten Gestalten aus den ver schiedenen Stationen ihrer Dienstzeit, und wenn sie in ihren vielverschlungenen Erzählungen eines Kaisers erwähnte, wußte der Zuhörer niemals recht, ob er sich dabei den entthronten Herrscher Deutschlands oder den dritten Napoleon oder Bonaparte oder etwa den eigenen Großvater der Erzählerin in verklärter Glorie vorzustellen habe. Es blieb nicht aus, daß man auf den Verdacht kam, sie möchte in derselben Weise wie die Menschen auch ihre Tränke durcheinander mengen, und es zeugt von der Unvernunft der Leute, daß hierauf die Kund schaft der alten Susanna sich verlor; bald waren die Schulkinder, die neugierig am Zaun des Gärtchens stehen blieben, ihre einzigen Besucher.

Da aber die süße Gewohnheit des Herrschens, die sie als eine durch ihre Künste in hunderterlei Geheimnisse Eingeweihte ausgiebig gekostet hatte, in ihrer erlöschenden Seele lebendig blieb, und indem sie kein anderes Mittel mehr besaß, um die abtrünnig Gewordenen aus dem Dorfe hervor auf die Höhe und vor ihre Haustüre zu locken, an deren allernächsten Umkreis sie durch ihre Schwäche gebunden war, erfand sie die Kunst des Sterbens. Die war einfach.

Sie brauchte sich nur einen Tag im Bette zu halten und kein Lebenszeichen von sich zu geben, nd alsbald durcheilte das Gerücht, die alte Susanna liege im Sterben, das Tal. Es besteht berall, auf dem Dorfe sowohl wie in den Kreisen der Gebildeten, ein gewisser Bund der lternden Personen, die sich kennen, und dessen Ziel es ist einander sterben zu helfen. So kam s, daß bald etliche gleichalterige Weiblein in Susannas Stube herumwirkten, aus Gebetüchern vorlasen und die vorschreitenden Symptome ihres Sterbens zum Gegenstand einer rquicklichen Unterhaltung machten, die zur noch innigeren Erquickung der Sterbenden elbst diente. Ja, durch kleine Bewußtlosigkeiten oder durch ein gelindes Fieberphantasieren rreichte sie es, daß der hochwürdige Herr Pfarrer selbst, auf dessen Erscheinung es ihr vor llem ankam, in vollem Ornate und von dem Ministrantenbüblein begleitet den Schloßberg estieg und sie mit dem trostspendenden Sakramente versah.

Zweimal schon hatte das wundersame Öl den Funken ihres Lebens wieder angefacht, und ie hatte es verstanden, das schwache Flämmlein ein drittes Mal so kunstreich zu beugen und ngstlich flackern zu lassen, ohne das Bewußtsein der Dinge, die um sie herum geschahen, inzubüßen, daß sie das Gemurmel der Klageweiber, die Kopf an Kopf von ihrem Bette is an die Haustür standen, mit innigem Entzücken und stolzer Genugtuung über einen solchen Zulauf genoß.

Durch dies seltene Erlebnis getröstet, und auch wohl der Befürchtung nachgebend, daß es hr bei mehreren Wiederholungen ähnlich wie dem Knaben mit dem Wolf im Märchen ergehen könne, hatte sie in der letzten Zeit auf das Schauspiel ihres eigenen Todes tapfer verichtet und war so leidlich gediehen, daß die Gestalt des geistlichen Herrn, der eben jetzt leibaftig auf der Straße jenseits der Parkmauer vorbeischritt, sich unter dem Glanz der rötlich rschauernden Sonnenscheibe in ihren kurzsichtigen Augen als eine himmlische Erscheinung bzeichnete. In der sehnsüchtigen Erwartung, daß ihr heut das Heil widerfahre, den Besuch es geliebten Priesters ein einziges Mal ohne den gewaltigen Aufwand des Sterbens zu empangen, streckte Susanna ihre beiden zittrigen Arme aus; umsonst. Der schwarze Rock verchwand wie eine Fata Morgana in den Reben.

* * *

Während der Nacht kam ein Gewitter auf, das zornig gegen die zähe Schwüle des Hochsommers stritt, die sich vor den reinigenden Blitzen in die Mulden der Weinberge und nter die gewaltigen Laubkronen der alten Bäume in dem Park verkroch, bis es Tag ward, nd allenthalben aus ihren großen und kleinen und winzigen Behausungen die Lebewesen ieder zum Vorschein kamen. —

Auf der Steintreppe saß die alte Susanna in den Gluten der Mittagssonne. Ihre Hände aren in dem Schoße gefaltet, ihr Kopf war ein wenig auf die Seite geneigt. Ihre Augen nter den wimperlosen faltigen Lidern waren vorgequollen, sie schienen angesogen von dem leinen Schauspiel, das sich neben ihr begab.

Aus einer Ritze, die im Laufe der Zeit zwischen der oberen Stufe und dem Schwellenstein ntstanden war, kroch ein Heer von Ameisen. Wie ein schwarzer Strom kam es aus dem Spalt und ergoß ein aufgeregtes Wimmeln über die sonnbeglühte Steinplatte. In Strahlen nd in Ringen bewegte sich die Flut der aufgeregten Tiere; aus dem ruhelosen Rennen und Drängen aber strebten einzelne, die größer als die anderen waren und etwas Weißliches an ich hatten, allmählich an den Rand des Steines vor. Dort spreizten sie ein silbriges Flügelaar und erhoben sich, zwei und fünf und mehrere zugleich in die Luft, die von dem warmen Licht bebte. Und während sie in den blühenden Sträuchern des Vorgärtchens untergingen, am unerschöpflich fieberhaft ein dunkler Nachschub aus der Ritze des Mörtels. War es nicht in Krieg, der lautlose Krieg eines Volkes, der sich hier auf der kleinen Ebene, der Schwelle zum Licht abspielte? Wahrhaftig, es wurden scharenweis die Hervorkommenden zurückgeschlagen und wieder hineingedrängt in den Schacht zu ihrer Unterwelt, und ein zorniges

Nachfluten der ungeflügelten Elenden drang jedesmal bis an den Rand des Steines vor, so oft eine Reihe glückseliger Flügelschwinger sich in die Lüfte erhob.

Eros, oder wie sonst wir Menschen die Macht nennen, die aus einem dunklen dumpfen Mauerloch das herrliche streitende flügelschwingende Leben befreit, segnest du so den letzten erlöschenden Blick eines armen einsamen Weibleins? Ist es ein Weib, ist es die Jungfrau Susanna, die da stirbt? Sie gleicht eher einem uralten Häuptling, der auf seiner Matte sitzt und auf den Tod harrt, und zu dessen Ehren das junge Volk Kampfspiele aufführt. Es ist weder Weib noch Mann; was da stirbt ist ein Mensch.

„Susanna!" ruft da eine kräftige Stimme den Parkweg herauf, „Susanna!", und der Pfarrer, den ein Geschäft in Vormundschaftssachen des Weges führt, nähert sich der unbeweglich dasitzenden Alten. Susanna! Als sie stumm verharrt, nimmt er ihren Kopf zwischen seine großen braunen Hände, richtet ihn zart auf und betrachtet ihn. Auf den weißen Lippen klebt ein dunkler Saft, und neben der alten Frau, auf dem Schwellstein steht eine Schale von dem schönen dunkelblauen Porzellan, wie man es vor hundert Jahren in den Tälern des hohen Schwarzwaldes anfertigte; in der Schale ist eine braunrote Flüssigkeit, und eine dicke Hummel, die eben heranschwirrt, scheint von dem bloßen Duft ergriffen und in das tödliche Naß hineingezogen zu werden. Der Pfarrer ergreift die Schale, riecht daran, lutscht den rasch hineingetunkten Finger ab und wirft sogleich einen verstehenden Blick nach den Mohnblumen hinüber, die in dem Vorgärtchen ihre rotflammende Schönheit den heißen Sonnenstrahlen hinheben; dann schleudert er das Gefäß mit dem Gift weit hinaus ins Buschwerk. Nachdem er eine Weile in ärgerlichem Nachdenken dagestanden, tritt er an den Körper heran, der indessen gegen die Kante des Schwellsteins gesunken ist, schiebt mit seinem Daumen die Lider über die Augäpfel der Entschlafenen und schlägt ein zorniges Kreuz oberhalb der kleinen Haarschnecke.

Mamynha

Wiener Zeitroman von Eduard Paul Dansky

(4. Fortsetzung)

Fehrbach und Ruf umschritten die Hütte, plauderten mit der Frau des Jägers und erhielten zwei Decken in die Wiese getragen, auf welchen sie recht bequem lagen, die Augen und Blicke im Blau des Himmels. Aus dem spielenden Ton, mit welchem sie eben noch ihre Umgebung humorvoll beredet hatten, gerieten sie unversehens auf ernste Dinge. Fehrbach konnte sich die seltsame Veränderung in der Villa Elisa nicht deuten. Es herrsche im Haus eine Gewitterschwüle, welche förmlich an den Nerven risse. Alle wären merkwürdig niedergedrückt, wie einem unentwirrbaren Verhängnis preisgegeben. Wie Sternschnuppen wären ihm alle zugeflogen — und ebenso wären nun alle erloschen.

Nach kurzer Pause fuhr er fort: „Meine Arbeit ist Zuflucht, Vorwand, ich weiß mir fürs erste nicht Rat noch Hilfe; dabei gerate ich durch meine Empfindlichkeit in ein — für Mamynha vielleicht verächtliches, halsstarriges Gehaben."

Er erzählte die Gasthausszene und wie er am Sonntag als erster im Haus aufgestanden und auf den Semmering geflohen wäre, wo er vier, fünf Tage gebraucht habe, um seine Fassung wiederzuerlangen.

Ruf hatte aufmerksam zugehört. Er sprach sehr ernst: „Ja, Ihre Ungebärdigkeit mag sanfte Naturen bisweilen in Verzweiflung stürzen. Auch ich habe Sie teilweise überschätzt. Ich habe Ihnen Fähigkeiten zugetraut, welche Sie anscheinend nicht haben. Sonst hätte ich von dem Abenteuer glatt abgeraten. Dazu sind Sie mir beide zu nah ans Herz gewachsen. Vermögen Sie denn nicht einfach da zu sein? Ohne bestimmte Wünsche? Wenigstens ohne

ieſe unbeirrbare Verſeſſenheit, mit welcher Sie auf der Erfüllung Ihrer Wünſche beharren? Sie haben etwas Schönes angeſtiftet, aber ich hätte es vorausſehen ſollen."

Fehrbach erſchrak. Ruf ſcherze wohl nur, denn die wahren Gründe von Mamynhas krankhafter Erregung wüßte er kaum.

Ruf trocknete ſich die Augen. Er tat beluſtigt. „Nein, Sie wunderbarer Pſychologe, die wahren Gründe kenne ich nicht, ſie intereſſieren mich gar nicht. Mir genügt zu wiſſen, daß Sie die Arme durchaus erobern mußten, was ich als Ihr wahrhafter Freund nicht edel finde. Vielleicht wäre dies auch anderen Leuten gelungen, wenn ſie es darauf angelegt hätten. Aber — bringen Sie es übers Herz, einem angeketteten Tier koſtbare Leckerbiſſen vorzuhalten? Haben Sie niemals beobachtet, wie ſich die Kette ſofort ſtraffer ſpannt und der begehrlichen Kreatur tiefer ins Fleiſch ſchneidet? Und was, glauben Sie, iſt Mamynha geſchehen? Sie beklagen die geſchmackloſe Brutalität, mit welcher der Generaldirektor auf ſeinem Trauſchein beſtanden? Ja, lieber Freund, er hat noch mehr getan. Was bleibt einem Ehemann übrig, wenn er ſeinen Beſitz gefährdet ſieht? Die Kette feſter anzuziehen. Verſtehen Sie das nicht? Während er früher die Frau wenigſtens zeitweiſe mit ſeiner gewalttätigen Zärtlichkeit verſchont hat, haben Sie ihn zu einer energiſchen Aktion veranlaßt. Dem Hahn iſt der Kamm geſchwollen. O, der Mann iſt geſcheit genug, um auf jeden Wettkampf mit Ihnen zu verzichten. Er weiß, was allein ſchon die Jugend gilt. Er läßt Sie hier ruhig walten und ſchalten, denn er weiß, wie ſeine Frau funktioniert, dieſes beklagenswerte Meteor, das ihm vom Himmel gefallen iſt. Er weiß, wenn er von ihr die eheliche Verpflichtung, ihre Schuld an den Erhalter eingetrieben hat, daß ſie dann bettelarm iſt, entweiht für den Gefährten ihrer Sehnſucht, ihrer Seele, ihres wahren Weſens."

Fehrbach griff in die leere Luft, ein furchtbares Geſpenſt zu verſcheuchen. Er war weiß im Geſicht, einer Ohnmacht nahe. Nur die Schläfen hallten, dröhnten. Unfähig zu zuſammenhängender Rede ſagte er: „Es iſt nicht wahr, iſt nicht möglich."

Ruf war ohne Mitleid. „Sie ſetzen bei dem Ehemann Edelmut voraus, ohne ſelbſt zu etwas Ähnlichem fähig zu ſein. Denn die unzerreißbare Kette hatten Sie, mußten Sie am erſten Tage geſehen haben. Je mehr Sie von dieſer Frau bezaubert waren, deſto unnachgiebiger mußten Sie den Mann, den Beſitzer vorausſetzen. Oder wollten Sie ihn etwa beiſeite ſchaffen? Was wollten Sie denn? Sollte ihn vielleicht darüber der Schlag treffen, daß Sie die Kammſche Beauté begehrenswert fanden?"

Fehrbach kam ein ſeltſamer Gedanke. Er ſprach ihn ſpielend aus, ſeine Erregtheit verbergend. „Dann muß Ihnen wohl am vernünftigſten ſcheinen, daß ich Payerbach verlaſſe?"

Ruf war ſichtlich erſchrocken: „Es wäre augenblicklich geradezu ein Verbrechen."

Dann waren die anderen bei ihnen. Sie hatten beide, ſoweit es jeder vermochte, eine heitere Miene aufgeſetzt. Sie waren auch nicht entzweit, das Leben hatte nur eine Kuliſſe zwiſchen ſie geſchoben. Sie harrten nur des Stichwortes, das ſie wieder zuſammenrief.

Man trat in derſelben Ordnung den Rückweg an, wie man hergekommen. Allerdings noch im Angeſicht des Blockhauſes vom Regen überraſcht, welcher den Philharmoniker zu jammernden Ausfällen verführte, indes der Bankbeamte den Unfall, der ſeinen gebügelten Anzug vollſtändig verwüſtete, mit gezwungenem Gleichmut hinnehmen mußte, um den gefälligen Jagdherrn nicht zu verdrießen.

An einem der folgenden Regentage war Giſa Naus bei der Frau Generaldirektor zu Beſuch. Sie war gleich nach dem Mittageſſen erſchienen mit ihren drei Mädchen, puppenartigen Kindern, welche in den zugänglichen Räumen mit Miſter Woe und Eliſa ſpielten. Miſter Woe war übrigens mit einem Brückenbau ſehr beſchäftigt. Frau Giſa hatte alles aufgeboten, um die Hausfrau in Stimmung zu bringen. Sie kolportierte mit poſſierlicher Wichtigkeit Geſellſchaftsklatſch mit Ergänzungen ihrer ſprunghaften Einbildungskraft, welche ſich alles möglichſt handgreiflich und verſtändlich machte. Der Reihe nach mußte ganz Payerbach herhalten. Danach bat ſie, Frau Lotte möge ihr die Zimmer zeigen. Sie dürfte doch „Frau

Lotte" sagen? Mamynha nickte lächelnd. Sie nahm sie in den ersten Stock mit. Frau Gisa bewunderte alles. Nur den Toilettentisch fand sie zu ärmlich ausgestattet. Sie hatte eine Rüstkammer von kosmetischen Zaubermitteln, Tinkturen und Cremen vermutet. Chininwasser, Kölnischwasser und Ebermannsches Mundwasser war alles. Auch die Nüchternheit der Beleuchtungskörper verwunderte sie. „Wie vermag sich denn da Ihr Männchen wohl zu fühlen?" fragte sie bezaubernd naiv. „Ich habe im Schlafzimmer Schirme von rosenroter Seide und ein exquisites Parfum. Das gibt eine unvergleichliche Stimmung. Ach, mein Mann würde sich sonst noch seltener machen."

Mamynha lächelte mit dem ganzen Aufwand ihrer Geduld.

Beim Tee erschien endlich Fehrbach. Sie hatte ihn geradezu herbeigesehnt. Er war mit seiner Arbeit so weit gediehen, daß er sie am Abend zuvor hatte einweihen können. Erminia und Carola waren von der Erotik und starken Lebenskraft des Stückes seltsam aufgerüttelt gewesen. Auch ihr hatte die Hauptgestalt, ein Mädchen aus letzten, untersten Schichten, das bis zur schmiegsamen, vergötterten Freundin eines Wiener Hochtory sich aufgeschwungen, zur begehrten Weltdame, deretwegen Gesandte und Fürstlichkeiten in Todfeindschaft gerieten, — Fehrbachs Wesen von neuer, fremder Seite gezeigt. Er verherrlichte die fanatische Triebkraft, die elementare Leidenschaftlichkeit. Er vergötterte, was in ihr selbst erloschen, ertötet war, denn die Gestalt der Gräfin —, welche von ihr Seele und Blut hatte, war Verzicht, Einpuppung. Aber die Wahrhaftigkeit der Charaktere und Begebenheiten hatte sie mit allem ausgesöhnt, was zu wild, zu rücksichtslos schien. Mochte es immerhin ein Verstoß gegen feinere Ansprüche sein, die Bewältigung des Stoffes war durchaus glücklich gelungen. Auch die Katastrophe: das Wiederversinken im Elend, aus welchem sie stammte, dieses Nochtieferuntertauchen war wunderbar verständlich gemacht.

Sie übersann alles blitzartig, da er ihr gegenübersaß und Frau Gisa mit übertriebener Artigkeit von allem darreichte. Auch die Kinder hatten ihn wieder ganz in Besitz. Er mußte aus Elisas Tasse trinken. Sie sagte: „Du mußt von mir trinken, Mann!" Frau Gisa fand die Kleine reizend kokett. Mister Woe verlangte eine Geschichte. Er versicherte Frau Gisa, die sich einmischte, sie hätte noch keine einzige wunderschöne Geschichte von einem lebenden Dichter gehört. Sie wurde begehrlich. Sie vereinigte ihre Bitten mit den Bemühungen der Kinder. Ihre drei Mädchen sahen ihn mit ihren dunkelblauen Augen scheu an. Sie wagten nicht zu sprechen. Man sah, daß sie für den Besuch strenge Weisungen hatten. Fehrbachs plötzlich trauriger Blick suchte eine Verständigung mit Mamynha. Sie wich ihm aus. Er fühlte, wie sie zu ihm nur herübersah, wenn er zur Seite gewendet war. Die drei Mädchen mit den dunkelblauen, scheuen Augen gaben ihm seltsam zu denken. Bei ihnen war auch das Weiße im Auge bläulich — ein Indigoton-Rätsel der Natur. Welche wunderbare, gebundene Anmut, trotz dieser scheinbar seelenlosen Mutter, diesem großen, schon entzauberten Kind. Was würde aus ihnen werden? Gefährtinnen irgendeines kleinen Kaufmanns, der wie ihr Vater lebte, ihren Mädchenreichtum in einem, in zwei bis drei Jahren plünderte und sie dann irgendwie abfand mit ein paar Kindern und dem, was übrigblieb von Dirnen-, Bar- und Stammtischgepflogenheiten.

Er begann plötzlich mit einer zwiespältigen Paraphrase zu Mamynhas Lebensschicksal, aber er verschnörkelte alles Beiwerk so kunstvoll, daß er ein ganz allgemeines Königinnengeschick darstellen konnte, denn es spielte natürlich an einem Hof. Dennoch hatte er die Kinder erschreckt, sie atmeten kaum, sie starrten ihn nur verständnislos an. Aber plötzlich lachte Frau Gisa laut und befreiend. Es klang, als ob es keines Anlasses bedurft hätte. Es war ein hysterischer Aufschrei, eine krankhafte Kaskade, ein Krampf. Fehrbach war beinahe verletzt. Unverstand konnte ihn persönlich verletzen. Er fragte: „Sie finden die Geschichte amüsant, Gnädige?" „Ja," lachte sie, „riesig!" Aber ihre Blicke überfielen ihn ungeniert. „Was Sie den Kindern für Geschichten auftischen!" rief sie, die Beine zu hoch überschlagend. In ihrem Wesen war eine Ruhelosigkeit, welche zu ihrem Gelächter aber auch zu ihrem gesunden Gesicht

icht paßte. Sie rückte so nahe an ihn heran, daß er sie spürte. Sie sagte leise: „Sie sehen jung aus!" „Warum nicht?" scherzte er. „Sie kennen das Leben", antwortete sie versonnen, ädchenhaft. Nun sah er ihre drei Mädchen in ihrem Gesicht.

Mamynha erhob sich plötzlich. Sie sah durch das Fenster der Veranda, wie nach dem Better. Sie riß einige Flügel auf. Wie wenn sie ungesunde Luft auslüften müßte. Der Regen atte aufgehört. Sie wendete sich an die kleine Frau, die noch immer irgendwie an Fehrbach ing. „Wollen wir ein wenig an die Luft?" In ihrem schönen Gesicht war ein leidender Zug, er sie noch schöner machte. Unerreichbarer. Elisa hängte sich bittend an. „Elisa will auch n die Luft!" Fehrbach nahm sie an die Hand. Mister Woe zog es vor, der armen Königin inen Palast zu bauen. Elisa wurde angezogen. Sie war auf ihre winzigen Galloschen sehr olz. Zur Sicherheit nahm man Regenmantel und Schirm. Fehrbach mußte Frau Gisa on seinem Stück erzählen. Mamynha hatte eine absichtliche Andeutung gemacht. Sie hritt, den Blick zu Boden gerichtet, wie unbeteiligt — nur Elisas Händchen warm und fest mschließend. Gleichwohl war ihre Erregung grenzenlos. Was wollte Fehrbach? Was half ine Ratlosigkeit? Wozu erfand er Märchen, welche sie ganz niederdrückten, ihm und ihr offnungslose Qual brachten? Er dachte nur an sie, unaufhörlich, unerbittlich. Es war so ut, daß die anderen diese Geschichte mitgehört hatten, daß sie nicht allein war. Ob er es ewagt hätte, sie ihr allein zu erzählen? Es war nicht auszudenken, wie sie versagt hätte. un mußte sie diesem kleinen, aufgeschlagenen Weibchenherzen noch dankbar sein, daß sie olie war ihres Schmerzes, ihrer Unsicherheit.

Die drei Mädchen, welche vorausgeschritten waren, hatten von selbst den Weg nach Hause enommen. Man stand auf einmal vor der Villa, in welcher die Naus wohnten. Fehrbach atte sich sozusagen bereits verabschiedet. Er sprach nur noch in dem gleichen, spielenden Ton ie die kleine Frau, tändelnd, aushorchend, gewisse Möglichkeiten auskostend. Als Mamynha achgekommen war, machten die drei Mädchen der Reihe nach ihre Knixe. Frau Gisa stellte est, daß es ein sehr interessanter Nachmittag gewesen wäre. Frau Lotte müßte ihr Herrn on Fehrbach hie und da zur Verfügung stellen, sie würde ihn im Tennisspiel ‚trainieren'. Wenn nur das grauenhafte Wetter vorbei wäre!

Mamynha und Fehrbach hatten Elisa je an einer ihrer kleinen Hände gefaßt. Wenn kleine Pfützen kamen, hoben sie die Kleine lachend drüber hinweg. Sie wollte fortwährend ihre Galloschen ausprobieren, ob wirklich kein Wasser durchdringen könne.

Sie schlugen einen herrlichen Weg durch einen Jungwald ein, der wie ein Laubengang war. Fehrbach war ganz ruhig, beinahe glücklich, daß sie allein so dahinwandern konnten. Dennoch brach er das wohltätige Schweigen; obwohl er der Mahnung Rufs gedachte. Er mußte nur Klarheit haben. Er sagte: „Wie lang hab ich auf diese Stunde gewartet, Mamynha!"

Sie nickte fassungslos. Sie wußte nicht, wie sie seinen Worten begegnen sollte. Sie hatte Sehnsucht, ihn anzuhören, hatte Angst, sich zu verraten, ihm alles zu sagen. Aber er ließ ihr nicht Zeit sich zu fassen. Er fuhr schon mit einer zu warmen, heftigen Eindringlichkeit fort: ‚Ich habe Ihnen einmal versprochen, beinahe geschworen: Ihre Nähe würde meine Phantasie, nein der Schönheit bestimmtes Leben segnen ohne tieferen Anspruch an Sie selbst, Mamynha! Mit keinem Wort, keinem Blick, hab ich mich damals zu schwören vermessen, würde ich Ihnen e lästig werden, Sie bestürmen, beängstigen. O, mein Vorhaben war damals ebenso edelmütig als wahrhaft. Heute weiß ich, daß die seltsamen Verwirrungen, unter welchen ich Sie nd mich leiden sehe, mich wankend gemacht, umgewandelt haben. Damals waren Sie in so klarer Brunnen, daß Unzählige daraus erlabt werden konnten, heute hat sich der rührend lare Spiegel getrübt, so daß er Bild um Bild verzerrt zurückwirft. Daran muß ich immer enken; immer an Sie. Wundern Sie sich nicht, daß es nicht mehr die reinen, gebeteten Gedanken sind, welche man an eine gute Schwester richtet. Ihrem Glück wäre ich ehrfürchtig usgewichen, Ihrem Leid muß ich zur Seite sein. Könnte ich Sie weiter als das ruhige, erne, über dem Leben schwebende Ideal betrachten, ich wäre wunschlos, könnte Sie begleiten

wie ein Trabant seinen vorherrschenden Stern. Aber ich sehe Sie eingesponnen in eine allzu reale Wirklichkeit, welche meine Zurückhaltung nicht mehr verdient, welche sie unverständlich machen würde — auch in Ihren liebenden Augen."

Mamynha unterbrach ihn. Ihr Herz war ganz zusammengefaltet. Leid zuckte um ihre schönen, geöffneten Lippen. Ihr Blick war trostlos. „Ich weiß alles, lieber Freund!" sagte sie, ihren herrlichen Nacken wie dem Henker entgegenbeugend, „darum müssen Sie nicht weitersprechen. Die Verwirrungen werden nur unerträglicher, unlösbarer. Ja, Sie haben recht, alles ist so furchtbar anders geworden, daß ich Ihnen nun nicht helfen kann, wie ich es einmal geträumt habe. Aber vielleicht vermögen Sie mein Los zu mildern, indem Sie edel sind und die furchtbare Kluft nicht wahrnehmen."

Er wurde erregter und in Erinnerung an Rufs Gefühlsanatomie unnachgiebiger: „Die Kluft nicht wahrnehmen wollen, Mamynha, heißt es nicht, unsere Begegnung auslöschen, den hellsten Teil unseres Lebens nichtig machen, einen peinlichen Irrtum feststellen? Auf welcher Seite, Mamynha?" Sie wehrte mit einer hüllenlosen Verzweiflung ab. Wenn er doch verstehen wollte, ohne daß sie es aussprechen müßte. Aber er sah sie in dem kleinen Ringcafé ihr besonderes Licht ausströmen, das nur er wahrgenommen. Sah sie ihm zulächeln von Anfang her — wie von immer, von ewig. Er sagte mit einem heimlichen, innigen Ton in der Stimme, als ob er sie an etwas erinnern müßte: „Mamynha, Sie dürfen mich nicht abwehren, ich bin nur der Vorwand, dessen Ihr wunderbares Wesen bedarf, um wieder blühen zu können; noch einmal, Mamynha! Wie der zu zarte Baum an seiner Stütze. Ach, unsere Liebe ist wie eine Eintagsblume."

Nun ließ Sie ihn ruhig reden. Die Eindringlichkeit seiner Worte wirkte auf sie wie ein wohltätiges Gift, entfernte, betäubte. Dennoch schüttelte sie auf seine fassungslosen Fragen nur ratlos den Kopf, ließ sich nicht überraschen. Da er sie im drängenden Verlauf seiner unglücklich-stürmischen Werbungen mit „Du" anrief, sagte sie ganz sanft: „Ich lasse Sie all das liebe, dumme Zeug zusammenreden. Sie müssen es wohl sagen, es erleichtert Sie?" Aber er hielt plötzlich an. Schon früher war ein eigenartiger Kampf mit sich selbst an ihm verraten. Nun ließ sein verzückter Blick bestimmte Befürchtungen zu. Auch sie war so schwach, hilflos, im Grunde willenlos. Etwas Unwirkliches drohte ihr jetzt. Ihr Blut brannte, verriet sich. Nein, nicht diese wahnsinnige Umarmung mit der Lüge zwischen ihnen. Wie eine Kranke, welche von ihrem hoffnungslosen Zustand endgültig unterrichtet worden, faßte sie Elisa, nahm sie an ihr Herz, damit Kind und Herz sich gegenseitig schützten. Dann begann sie in dem gleichen Nichtanderskönnen, welches sie mit drohenderem Ausdruck in seinem flammenden Blick sah: sie habe sich ihrem Mann hingegeben. Nicht aus Schwäche und Wollust, nicht mit dem Mitleid eines Restes von Gemeinschaft, von gefühlter Angewiesenheit aufeinander. Nur weil er sie dazu gezwungen. Weil sie sonst den Freund hätte verlieren müssen. Ob er es denn nicht begriffe? Daß sie eine Gegenleistung hätte erbringen müssen. Daß ihr Mann ja der Erhalter, der Vater der Kinder wäre. Daß sie für die kleinen, entlebendigten Freuden, welche er ihr gegönnt, dabei sah sie Fehrbach unsagbar wehmütig an, irgendwie bezahlen müßte, mit der einzigen Münze, die bei ihrem Mann noch Kurswert hätte. Ihr in ein wenig Schönheit und liebevolle Erwartung zusammengedrängtes Leben könne doch nicht ein Almosen ihres Mannes sein. Auch hätte er von der Erfüllung dieser furchtbaren Pflicht ihr weiteres Zusammenleben abhängig gemacht. Die Entscheidung aber wäre einigen Minuten der Nacht, während man mit überspannten, erschöpften Nerven, leidenden Sinnen gegen den Schlaf auf der einen, gegen den Ekel auf der anderen Seite kämpfte — anheimgestellt gewesen. Und nun wäre alles vorbei, nun hätte sie auch ihn verloren.

Sie sprach ohne Hast, ohne Beflissenheit: darüber hinwegzukommen. Sie sprach mit einer leisen, beharrlichen, furchtbar gemeisterten Deutlichkeit. Wie man in entscheidenden Augenblicken spricht, welche von schlaflosen Nächten vorbereitet sind. Fehrbach war traurig. Rufs Andeutungen hatten diese Stunde vorausgenommen, obgleich seine Lebensgläubigkeit sich

dagegen mit allen Kräften noch wehrte. Von einem tiefen Gefühl verführt, versuchte er auch sie mit dem edlen Pathos dieses Gefühls irrezumachen:

„Es bindet mich nur stärker an dich, gütige Frau! Wenn nur ein Teil deines Schmerzes, deiner Erniedrigung um meinetwillen geschah, Mamynha! Er war der Knecht deines Körpers, aber deine Seele grüßte mich als ihren Herrn. Deine Seele darf immer zu mir flüchten, bei Tag und Nacht mir angehören. Ich weiß wohl, daß ich das Opfer nicht fordern darf, du mögest ihn verlassen und ganz mir anhängen. Nicht aus Furcht, der Prunk des Reichtums wäre unersetzlich oder schon die Geborgenheit zu wertvoll. Nein wegen des anderen, was wir Mamynha nennen."

Ihre Stimme zitterte, eine Träne leuchtete in dem reinen Blau ihres Auges. „Ich danke dir, Einziger, Edoardo, daß du mich verstehst. Ja, ich kann ohne die Kinder nicht sein, nicht einmal in Gedanken, obgleich sie nur Vorwand sind. — Und dann, nicht wahr, ich war so abgestoßen von den anderen, die sich's leicht machten, die wie Spatzen von überall nahmen, wo offener Tisch war. Wäre nicht schrecklich, wenn es mit mir so endete, daß ich meinem Mann davonlief? Ich habe Angst vor der Kategorie. Ich fühle, wir hätten uns selbst aufgegeben, wenn wir uns in die Kategorie geflüchtet."

Fehrbach hatte sie nie schöner gefunden als in dieser Stunde, in welcher ihr Geist mit so edler Emsigkeit alle Selbstverständlichkeiten zusammentrug, deren er habhaft werden konnte, um ihrem grausamen Schicksal wenigstens einen eingebildeten Sinn zu geben. O, seine Gedanken, begann Fehrbach, folgten ihr ja willig, aber seine Wünsche vermöchte er noch nicht zu begraben. Er litte wohl mit ihr, könne indes nicht alle Hoffnung aus seinem Wesen mit solchem unbarmherzigen Messer ausschneiden. Auch müsse er noch immer denken: was sie als Sünde, als eine ihre Gemeinschaft schändende Unreinheit betrachte, daß all dies ausgetilgt werden könnte durch eine reine, von der Natur und dem heiligsten Gefühl gewollte, erlösende Hingabe.

Ihre immer milder werdenden Züge waren plötzlich von flammendem Rot überflossen. Ihre Stimme bebte eigentümlich: „Ich bringe nicht Glück. Vielleicht wäre dann alles vorbei. Die Kinder der Welt wollen wissen und wahrhaben, Teurer, daß die Sehnsucht der Männer um so rascher erschlaffe, je stärker ihr Gefühl nach einem verwehrten Ziel gespannt gewesen. Hast du nicht selbst von den beiden nebeneinander wandernden Wolken gesprochen? Mamain hat es in erfahrener Güte so treffend gefunden, daß sie nur nach dem zündenden Blitz verlangten, und daß die Entladung ihrer gigantischen Spannung nur mehr wunschlose Wasserberge zurückließe."

So sprachen sie weiter, abwechselnd Elisa auf ihren Arm nehmend, welche die ausdauernde Wanderung anders nicht bequem gefunden. Als Mamynha zum letztenmal das Kind aus seinen Händen nahm, bedeckte er ihr ihren Arm mit Küssen, brachte sie noch einmal zum Glühen. Sie sagte: „O mais povre de tudo! Ärmster!" Aber ihr ratloser Blick hatte einen Schimmer von Freude. Als sie zu Hause anlangten, mitten unter den Frauen, welche wie eine weiße Wolke neben dem Gartengrün sich abhoben, brachten sie über das ganze Haus Frieden, denn ihre seltsame, heilige Eintracht war sogleich in allen vervielfältigt. Mamynha setzte beim Souper wieder einmal die Wachslichter auf mit den heliotropenen Seidenschirmen. In der Mitte des Tisches stand eine Altwiener Blumenschüssel, in welche man nur Rosen aus Schobers Garten gefüllt hatte. Fehrbach mußte den Spender persönlich herüberbringen. Es wurde ein heiterer, glücklicher Abend, in dessen Verlauf Fehrbach zum erstenmal auch vor Schober die neue Arbeit in endgültiger Fassung vorlas. Erst gegen Mitternacht, als Fehrbach den alten Herrn nach Hause begleitete, geriet sein mühsam bewahrter Friede ins Wanken. Schober hatte von beendeten Vorbereitungen zur Abreise gesprochen, daß er nach wie vor Fehrbach einlüde, mitzukommen, daß er seine Einladung diesmal von besserem Glück gekrönt zu sehen erwarte. Fehrbach hatte eine unheimliche Verlockung gespürt, aber auch ein mystisches Verantwortungsgefühl, blitzartige Bedenken, blitzartige Versuchungen ja zu sagen. Er fühlte

die Schicksalsgabelung. Die beiden Äste, wie dünne Röhrchen, welche ein Platinfaden durchlief. Welches würde aufleuchten? Er sagte: „Jetzt ist es um eine Spur unmöglicher geworden als damals, lieber Baron, aber auch das Bedauern über den Verzicht ist größer geworden."

Schober schüttelte ungläubig den Kopf. „Schon wie Sie ‚jetzt' sagen, Ferry Fehrbach, ist eine Offenbarung. Sie sind der unheilbarste Optimist, den ich in sechzig Jahren erleben mußte. Unbelehrbar! Der Trotz der Kinder hat manchmal heroische Anmut. Ist Absage an das Leben und seine Anfechtbarkeiten. Ist Neugier für die Entwicklung der Dinge nach der anderen Seite. Aber bei Erwachsenen, welchen man Sie doch irgendwie zuzählen muß, darf diese Spannung nicht stärker sein als die Kraft zu den möglichen Konklusionen."

Fehrbach lächelte. „Sie haben mich auf meine mathematische Formel gebracht. Aber vermissen Sie nicht das Fatum? Bis zum Abschied war er seiner ganz sicher und voll wohltuender Heiterkeit. Erst als er die schlanke Freundeshand zögernd entgegengestreckt sah, war ihm eigenartig zumute. Er schwankte vor notwendig gefühlten Unbesonnenheiten, denn Schober war ihm in jenem Augenblick unheimlich nahe; mehr als ein Vater; unverständlich nahe. Er fragte verlegen: „Seh' ich Sie noch?" Er wußte keine Anrede, es paßte in diesem Augenblick kein freundlich-konventionelles Wort. Da gab ihn der andere frei. Fehrbach fühlte es, die Macht über ihn, die spannende Durchströmtheit, verlor sich, verflüchtete. Schober lachte: „Es ist im Grunde niemand ganz zu bekehren. Die Javamenschen leben hier, wenigstens einer, den man dazu machen könnte, indes die Europäer, welche hierher paßten, genau an Ihre Stelle, Ferry, da unten aus einem Fieber ins andere fallen, sich selbst und das Paradies zerstören. Aber es ist kein Austausch möglich. Na, gute Nacht, Kleiner!" Er sagte den Gruß mit einer unfruchtbaren Geduld, welche Fehrbach mit Trauer erfüllte; aber er küßte ihm nicht die Hand, wie er noch kurz vorher sich hatte abringen wollen. Er schritt grüßend, winkend n die herrliche Nacht zurück...

Die letzten Tage des Juni sahen Payerbach in seltsamem Aufruhr. In dem kleinen Gebirgsparadies war plötzlich an jede Wand ein Menetekel geschrieben. Der Mord von Sarajevo! Am 28. war alles von Entsetzen gelähmt. Die Vermögenden fühlten sofort die Bedrohung, die bedenkliche Erschütterung ihrer Sicherheit, welche sie bevorrechtet glaubten. Sahen auf einmal eine zielbewußte, fanatische Zersetzungsfreude am Werk, die auch vor den höchsten Trägern der Ordnung und Macht nicht innehielt. Man erkannte die Ruhe des Bürgers als schwankende Funktion der Beziehungen des Erbhauses zu Freund und Feind, fand diese Beziehungen durch chronische Fehler der Politik überprüft, maß diesen Beziehungen krankhaft erhöhte Aufmerksamkeit bei. Die Frauen fühlten das Grauenvoll-Sinnlose darin, daß die Gefährtin, die Mutter mitgemordet. Die Männer spürten mehr, vor allem die Offizierskreise. Hier standen auch Frauen und Kinder dem Ereignis anders gegenüber. Ein seit Generationen angefühlter Zusammenhalt mit der Dynastie brachte eine phantastische Beteiligtheit an dem Ganzen. Vernarbte Impfpusteln brachen plötzlich unter Fiebererscheinungen auf. Die Militärs empfanden in der sinnlosen Attacke den besonderen Schimpf, den Schlag gegen die Monarchie, die Verhöhnung ihrer Machtmittel, vor allem der Armee. Sie fanden sich selbst herausgefordert, persönlich nicht ernst genommen. Für sie überdauerte die schicksalhafte Wendung die Gedrücktheit der ersten Tage. Während die Bourgeoisie durch ihre größere Beweglichkeit auch über panikartige Weltvorgänge zu entspannender Ruhe und Gemächlichkeit wieder zurückfand, die Erholung und Rast der Sommerfrische geradezu eifriger in Anspruch nahm, blieben die Offiziere noch zusammengeschlossen, eröffneten die Clique, wurden abweisend, weil ihre persönliche, anhaltende Erregtheit abschloß.

Aber das Leben wurde dennoch programmäßig abgespielt, wenn auch auf der einen Seite mit weniger Behagen. Sport und Spiel wechselte mit Gesellschaftsausflügen solange, bis das Programm den Lebensinhalt verdrängte und kulissenartig gegen die Außenwelt abgrenzte. Überall marschierten die weißen Hosen des Militärs, die aufgeschlagenen Hemden der Tennisspieler, Seide, Wolle und Dohertymäntel.

Eine sanftere Welle der Tennismanie war auch an die Villa Elisa gebrandet. Man spielte nun jeden Tag einige Stunden, meist abwechselnd. Nur Carola fand in ihrer Begabung besonderen Anreiz, spielte mit Fremden. Mamynha und Erminia hatten die Geschicklichkeit anger Gewöhnung. Fehrbach fand sich mit Anstand in jede Partie, störte die Freude nicht, verdarb nichts. In Wirklichkeit las er den Menschen ihre krankhafte Lebensgier ab, war verwundert und auch gegen ihr konventionelles Gehaben nachsichtig. Seine Äußerungen, obwohl herausgefordert, fanden keine Echo. Zum erstenmal kam die Bestätigung, daß ihn der männliche Typ irgendwie ablehnte. Zwar mit Bedauern der täuschenden Haltung wegen, auch ohne Verständnis, wie sein aufrührerischer Realismus in der Nähe der Frau Generaldirektor gedeihen konnte, aber doch mit der Entschiedenheit der in ihrer Lebensauffassung Bedrohten.

In den furchtbarsten Zwiespalt war Frau Gisa geraten. Sie hatte mit ihm „brillieren" wollen, aber ihre Garde du corps fand ihn ungenießbar. Sie spielte am liebsten mit Offizieren, deren Sorgen und geistige Einstellung sie rasch übernommen. Sie übersprang die Tradition, begnügte sich mit der Kommißpoesie aus zweiter Hand, bastardisierte ihre brave Bürgerlichkeit zur Marketenderin. Wenn sie mit Fehrbach zusammentraf, errötete sie über ihre Schwäche für ihn. Er brachte sie geschickt in Verwirrung, wollte sie ehrlicher machen, gewissermaßen der anderen Seite überantworten. Aber sie blieb unentschlossen, wollte beide Brücken. Kam an Sonntagen ihr Mann, blieb sie ängstlich zu Hause, da er ein wenig hinkte...

Die Bluttat von Sarajevo war in der Villa Elisa einseitig menschlich bewältigt worden. Fehrbach hatte das stille Grauen mit betont nüchterner Entwirrung des Ereignisses in ein paar Stunden zerstreut. Er hatte gegen das überschwengliche Bereden der Fürstenschicksale einen gesunden Widerwillen: „Man muß sich an seinen kleinen Lebenskreis halten und ihn ganz zu bemeistern suchen. Die übertriebene Beziehung zu den Großen und Herrschenden bringt eine unwahre, von offiziellen Meinungen gebilligte Lebensauffassung, welche das wertvolle Einzelgeschick teilweise aufhebt und es auch dort in Abhängigkeit hält, wo die Stunde dieses größten Opfers gar nicht bedarf. Fürstenhäuser sind ganz selten und nur in elementaren Entwicklungsperioden die Verkörperungen von Staatsideen, von Nationen. Man muß sich gegen solche Unterschiebungen wehren. Das tragische Ende der Herzogin gibt entschieden zu denken, da sie den ungewöhnlichen Aufstieg so rasch mit dem Leben bezahlt hat. Aber die Geborgenheit ihres früheren Standes gegen die Nähe des Thrones zu tauschen und unter dem sentimentalen Schimmer der morganatischen Ehe kalte Pflichten auf sich zu nehmen, sind persönliche Lebenswagnisse, welche nicht das gesamte bürgerliche Mitleid so einheitlich mobil machen dürfen, daß alle ihre nächsten Sorgen zurückstellen und wie beim Verlust der eigenen Mutter oder Gattin Untröstlichkeit entwickeln müßten. Man begreift wohl, wenn die Frau aus dem planvoll benachteiligten Volk über ein solches Ereignis in Tränen ausbricht. Es sind gleichsam latente Tränen, welche vielleicht eines wahrhafteren Anlasses wegen schon lange fällig gewesen, wobei noch die unterbewußte Voraussicht mitspielt, daß jedes Leid, welches die Großen trifft, gewöhnlich auf den Schultern des Volkes allein anlangt und lasten bleibt. Ganz unverständlich ist, daß Damen der Bourgeoisie über den Tod der erhöhten Frau weinen konnten. Einer Fürstin, welche lebensfern ohne warme Teilnahme an menschlichen Schicksalen mit ganzem Ohr dem verführerischen Lied der Macht gelauscht und mit mittelalterlichem Geist und Zelotismus für die Kirche gewirkt. In solchen Tränen sehe ich nicht die tiefere Ergriffenheit des Weibes, sondern eine allzubewegliche Phantasie, welche das echte Gefühl gleichsam in eine Zwangslage bringt."

Mamynha gab ihm darin teilweise recht: „Auch ich sehe das Tragische einzig darin, daß vielleicht eine gute Mutter ihren Kindern entrissen wurde; aber wie unbemerkt werden solche Katastrophen täglich im Leben vollzogen, ohne daß Tausenden eine ähnliche verkittete Trauer für die Tote heimlich aufgehalst wird. Diese Trauer muß im Wesen irgendwie begründet sein und darüber weiß man sicher zu wenig. Ob sie gezwungen oder freiwillig auf der Fahrt mit dem Gatten bestanden hat? Dieses dem Tode Trotzen ist nicht ohne Größe. Man sagt,

sie seien nicht nur gewarnt, die Möglichkeit eines Überfalles sei ihnen geradezu als Gewißheit hingestellt worden."

Fehrbach lächelte: „In Trotz kann Größe sein, Mamynha, Heroismus! Wie bei Elisabeth. Dachten Sie nicht an die schöne, allem entfremdete Frau? Die Kaiserin unbeteiligt an Thron und Macht? Das herrliche, eigenwillige Veto gegen Forderungen der Kaste, gegen Ansprüche der Zeit, welche nicht die ihre war? Vielleicht war ihr Tod allgemeiner Verlust, nicht für die Untertanen, sondern für die Menschen."

Fehrbach wußte gleichwohl, daß ihm die Frauen nicht unbedingt Gefolgschaft zu leisten vermochten, daß sie nur an ihrer Trauer eine beruhigende Seite finden, diese Trauer zu dem Menschlichen herausgeführt sehen wollten.

Im übrigen wurde das Leben zu anschlägigem Gedeihen. Man war mit dem Zustand förmlich abgefunden. Auch die folgende Zeit wurde in der gleichen Gefühlsschwebe erschöpft, gemeinsam, aber ohne dringende Forderung aneinander. Man hatte Mut zu längeren Ausflügen nach Küb, Maria Schutz und dem Semmering. Schobers plötzliche Abreise brachte den Verlust eines geliebten Freundes, den man der unverhofften Zeitereignisse wegen besonders vermißte. Wie Fehrbach in geistiger war er in weltlicher Richtung Konglomerat. In der österreichischen Rasse konservierter instinktmäßiger Qu'i vive? nach allen Seiten; daher verständnisvoll für die Eigenheiten und Ansprüche der anderen. Daß die Abreise ohne Abschied erfolgt war, stand mit seinem Charakter in Einklang. Man nahm dazu nicht besonders Stellung. Alle nährten die geheime Hoffnung, sein vorgeschrittenes Alter würde ihn bald zurückkehren lassen; wenngleich niemand sich schmeicheln durfte, einen persönlichen Anlaß für diese Rückkehr ausfindig machen zu können.

Der Generaldirektor, der nun jeden Sonnabend erschien, zeigte sich anspruchsvoll-heiter, nach allen Seiten versöhnlich. Die tieferen Sorgen, welche die Zeitereignisse in dem internationalen Geschäftsmann, dessen Interessen hauptsächlich auf dem Balkan lagen, aufwühlen mußten, waren sorgfältig eingekapselt, aber immer greifbar. Er brachte einen sehenswerten Vorrat an guten Dingen, welche die Frauen auf dem Land nicht zu besorgen vermochten, steckte das ganze Haus mit einer Betriebsamkeit an, welche die organische Verdauung der Gegensätze unterbrach oder beschleunigte, je nach Erfordernis. Die Bewegtheit der Oberfläche ließ nirgends auf den Grund sehen. Es war seltsam, wie eine Gemeinschaft von Menschen schon gewandelt sein konnte, wenn jeder in der wirklichen oder vermeintlichen Richtung seines Glückes lebte. Da der Hausherr Mamynha in seiner Weise besaß, hatte ihre Schwärmerei das Bedrohliche eingebüßt. Die irgendwie verklärte Vertraulichkeit übersah er, da die Form peinlich gewahrt war. Seelische Lösungen störten ihn nicht. Fehrbach war scheinbar kein Draufgänger und die Ereignisse blieben in dem Gang, den man einigermaßen vorausgesehen hatte.

Einmal waren sie zu dritt auf dem Baumgartnerhaus, im Schneeberggebiet. Mamynha in hellblauem Sportkostüm aus rohem Leinen, der Generaldirektor und Fehrbach in üblichen Lederhosen. Es war eine seltsame Erprobung der Nerven, obwohl man nicht an Abgründen vorbeikam, welche Gefahr oder Verlockungen bieten konnten. Der Generaldirektor schritt immer hinter ihnen, trieb sie gewissermaßen vor sich her. Sie waren zu häufig von Einzelschönheiten des Gebirges verführt, verloren sich in subtiler Betrachtung, waren dem Augenblick hingegeben. Er drängte zum Ziel, wollte die Rast nach überwundenem Aufstieg, den Überblick von oben, das Totale. Die Ausblicke auf Talfluchten, auf steile Verschiebungen, auf sonneüberglastes Gestein waren für ihn Verzögerungen, im übrigen auch zu nüchterne, geologische Begebenheiten, mit welchen er besonderen Überschwang nicht in gleichem Maße vereinbar fand. Irgendwie bestand der Verdacht in ihm, daß die beiden ihm etwas vormachten, daß ihre versonnene Empfänglichkeit verkappte Sehnsucht nach einander wäre. Aber er bewältigte solche blitzartige Gedankenverbindungen nicht feindselig. Er wußte, daß die Jugend nicht anders konnte, wenigstens die beiden mit ihrer krankhaften Gefühlsbelastung. Sein Verständnis erstieg alle Gipfel männlicher Nachsicht. In seinen klugen Augen waren

Künstler und Frau schon verwandt. In ihrem Ausweichen vor bestimmten Forderungen des Lebens, in ihrer Sucht, das Wirkliche nicht wirklich sehen zu wollen, mystische Zaubereien mit allem vorzunehmen, Verstiegenheiten. Aber ihre Fälschungen waren bereits unentbehrlich. Er gestand sich, daß er ohne die Frau nicht leben könnte. Ohne ihre bezaubernde Anmut, ohne den romantischen Hofstaat, mit welchem sie sich und ihn umgeben. Sie hatte das Haus zusammengefunden; jedes Zimmer war ihre Schöpfung gewesen; der gemeinsame Reichtum von ihrem Geschmack erlesen, ergänzt, vervollkommnet worden. Sein früheres Leben war an dem jetzt nüchtern gemessen: Gasthauswirtschaft. Er war fremd, geduldet, eingekauft gewesen, während er nun in dem Zauber des eigenen Hauses eine hundertfältig versponnene, täglich neugestaltete Welt geoffenbart erhielt. Wohl mußte man stets auf tausend Eigenheiten eingehn, immer gefaßt, selbstbewacht und bewußt sein; mußte zu den Unerbittlichkeiten der Kinder, die Frau mit inbegriffen, eine edle, hochherzige Miene machen; aber diese Miene machte wirklich edler, generöser, erhöhte das Lebensbewußtsein. Nur durfte man die Zügel nicht aus der Hand lassen. Er sah die zwei Menschen vor sich, seine Frau und Fehrbach. Ihre rührende Freundschaft, ihr heimliches Einstehn für einander. Was hieß hier Freundschaft? Es war eine recht unbestimmte Begriffsfassung. Ein hundertdeutiges Wort. Ein musikalisches Wort. Jeder bezog etwas anderes in dieses Wort, in dem irgendwie Begierde und halbes Besitzen geistig vollzogen war und noch mehr die Freude an der Bejahung. Freunde waren die Menschen, vor denen man immer recht hatte; auch wenn sie gerade von Freundschaft veranlaßt waren, uns unrecht zu geben. Es geschah dann mit einem erhebenden Appell an unser eigentliches, gerechteres Wesen, an unsere wahrhafte Gesinnung. Er lächelte vor sich hin. In solchem Sinn waren sie alle drei Freunde. Und dennoch das irgendwie Gehetzte in ihrem Blick, in ihren harmlosen Worten, in ihrer spielenden, verdünnten Heiterkeit. Wenn sie zurücksahen, war nicht Befremden in ihren Zügen, daß er da war und sie nicht aus den Augen ließ? Vielleicht auch die Hoffnung, ihn am Weg zu verlieren? Waren ihre wahren, versteckten Gedanken nicht ergebene Anliegen an Gott, an das Schicksal? Ja, solch ein Übereinkommen mit Gott wäre ein wunderbarer Ausweg! Nur hatte er scheinbar nicht Lust, mitzuwirken, der Gott seiner Väter, das mußte man ihnen irgendwie schonend beibringen. Aber „Freunde" waren doch auch Menschen, vor denen man nicht auf der Hut sein mußte, Schmeerbottiche für die sauberen Ablagerungen gestauten Gefühles. Nein, er tat ihnen sicher unrecht, den zwei Kindern. Es war nur in gewissem Grad unerträglich, daß man sich ein langes Leben hindurch plagen mußte, er näherte sich doch dem Fünfzigsten trotz seiner Fünfundvierzig, um dann mit solchen Kindern Nachsicht üben zu müssen. Daß die Frau nicht rascheren Schritt hielt. Hatte sich denn an dem Verhältnisse irgend etwas geändert? Wie zum Scherz, ob der andere mehr wußte, rief er nach vorne: „Sagen Sie, Herr von Fehrbach, wie kommt dieser verdammte Hiatus zustande? Zwei Alter bewegen sich von einem Lebenspunkt gemeinsam durch ein Jahrzehnt, durch zwei Jahrzehnte hindurch. Man heiratet zum Beispiel eine zwanzigjährige Frau und ist selbst schon vierzig. Man lebt zehn oder zwanzig Jahre ganz annehmbar, aber auf einmal stimmt die Sache nicht mehr. Man ist in den Augen der Frau auf einmal um zwanzig Jahre älter, zu alt geworden! Das Verhältnis ist doch dasselbe geblieben?"

Fehrbach war aus unklaren Träumereien gescheucht. Er hatte mit Mamynha über die Liebe zwischen leiblichen Geschwistern gesprochen. Nun mußte er zu solcher verfänglichen Frage Stellung nehmen. Er bekam keine Zeit für den heiteren Ausweg aus dieser Zwangslage. Er rief mit einem um raschen Kontakt bemühten Lächeln: „Die zwanzig Jahre, um welche man zuerst schon älter gewesen, verehrter Herr Generaldirektor, die werden eben erst später dazugeschlagen. Während der schönen Jahre der Übereinstimmung, des Sichgenügens ist vielleicht kein Anlaß geboten; aber einmal muß diese Richtigstellung vollzogen werden."

Mamynha war stehen geblieben. „Eine wahrhafte Frau wird diese Richtigstellung nie ohne Grund vollziehen", sagte sie mit freundlicher Bestimmtheit, aber von einer eindring-

lichen Röte übergossen; von der man nicht wußte, ob sie aus dem Blut gestiegen oder ob die feurige Sonne sie an ihre Haut gezaubert. Der Generaldirektor kniff ihr die rosigen Backen: „Was man nur hören wollte, Lottchen", sagte er weich.

Mamynha drang dennoch in Fehrbach, das frühere Gespräch fortzusetzen. Sie fragte: „Aber, wie erklären Sie das bisweilen furchtbare Gefühl der Vereinsamung und Entfremdung? Die Möglichkeit: daß neue, blutferne Menschen einem um so viel näher gelangen können? Als Schwestern und Brüder, welche doch irgendwie von eben dort herkommen mögen, wie wir? Mit ähnlicher Anlage, ähnlicher Voraussetzung in Wesen und Blut?"

Der Generaldirektor war sehr gespannt. Er schob sich, wo es anging, zwischen die beiden.

Fehrbach war vorsichtig. Sein Wissen, sein bloßes Ahnungsvermögen hatte nicht die Eindringlichkeit des grüblerischen Bedenkens, seine Entdeckungen waren ganz der Stimmung anheimgegeben, der Beziehungsmöglichkeit, welche er vorfand; ob sein Tasten auf Fläche oder Spitze geriet. Danach wandelte sich die Fähigkeit, den richtigen Ausdruck zu finden, bestimmte sich wie von selbst die Form. Er sagte: „Man könnte die Wissenschaft zu Rat ziehen und unzählige Verbindungsmöglichkeiten anführen zwischen den männlichen und weiblichen Wesenheitsträgern; aber vielleicht gibt nur ein Gleichnis erleuchtenden Aufschluß. Man muß an Jesus denken, dessen Leben alles ausdrückt, was den ringenden Menschen beschäftigt Von seiner Einsamkeit ist in allen Seelen ein Teil, welche durch eine Idee, durch eine Begabung oder Berufung im Kampf, im Zwiespalt mit ihrer Umwelt stehen. Auch das Leben kann eine Idee sein, unser bloßes Dasein. Denken Sie den Menschensohn, wie er sich allen zum Trost genannt, in der beklemmenden Enge des Proletenhäuschens von Nazareth. Er ist müde zurückgekehrt von seinem heiligen Tagwerk. In der Werkstätte leimend, hobelnd der Zimmermann, Miriam, die Mutter, mit häuslichen Dingen beschäftigt. Die Brüder: Jesias und Joses empfangen den Schwärmer mit mißtrauender Scheu, welche den Andersgearteten scheelsüchtig belauert. Auf seine Grüße schweigen sie beharrlich. Sie spüren das Gnadenvolle seiner Worte, den Segen des Wohllautes seiner Seele wie einen Schimpf, denn auch Güte hebt Gleichheit auf, trennt ohne Absicht und Willen. Da auch er schweigt, erleuchtet von tausend Bildern, wird Joses erbittert. ‚Und welcher ist also dein Vater, Jesus? Fühlst du nicht, daß du dein Blut schmähst und Josef, den Vater, welchen sie den Zimmermann nennen?' Jesus ist wehrlos. Er fragt staunend: ‚Wo ist der Vater, Joses?' Joses eifert: ‚Wärst du reich, du wüßtest, wo der Vater ist!' Darauf Jesus: ‚In mir ist der Vater, liebe Brüder!' ‚Daß du uns Brüder nennst,' entgegnet Joses, ‚ist noch gnädig; aber schändest du nicht auch Miriam, die Mutter, indem du von fremdem Vater sprichst, von seiner Macht schwärmst?' Und Jesus: ‚Ich sage Euch, mein Reich ist nicht von dieser Welt. Und ob Ihr meine Brüder seid oder Euch nur so nennet, weiß ich nicht. Denn ist nicht der Vater in Euch, wie könntet Ihr als meine Brüder gelten? Es kann die Stunde kommen, Joses, in welcher Ihr mir so fern seid, du und Jesias, so fern, als ob ich Euch niemals gekannt und gesehn! Sagte ich nicht, mein Reich sei anderer Art?' Joses ist ihm schon fern. Seine feuchten Hände zerhacken die Luft, als müßten sie die gemeinsame Atmosphäre irgendwie spalten; seine Gebärde ist tief verächtlich. ‚Dein Kopf ist wirr. Es ist die Ausgeburt alberner Träume, in welche deine Seele verstrickt ist, du Narr, du!' Nun spricht auch Jesias, welcher den seltsamen Glanz in Jesu Augen gewahr wird: ‚Sei nicht so hart mit ihm, Joses! Denn er ist krank und liebedürftig.' Aber Joses ist unversöhnlich. ‚Was, hilft er nicht dem Vater, wie wir? Scheint ihm indes unser Handwerk zu gering und zimmerdumpf, was geht er nicht an den See, Netze zu binden, vielleicht auch Fische zu fangen und ihr Gedärm auszuweiden? Selbst im Tempel mag er unter den Rabbis sitzen, ihre Gelehrsamkeit teilen oder sie unterweisen, wenn er so klug ist.' Aus Jesus spricht der fiebernde Geist: ‚Ich aber sage Euch, das neue Reich hebt an!' Die Brüder lachen schrill...."

(Fortsetzung folgt.)

Neuerscheinungen

Der Verlag Otto Quitzow in Lübeck legt drei Reisebücher vor, die äußerlich durch Gediegenheit von Druck und Ausstattung, innerlich durch die nicht alltäglichen Reiseziele etwas Gemeinsames haben. Das erste stammt von Wilhelm Prinz von Schweden und ist betitelt „Zwischen zwei Kontinenten". Die 1920 unternommene Reise hatte als Hauptziel das in Yucatan gelegene Ruinennest Tuloom, sodann südlich Quirigna und Guatemala. Einen beinahe witzigen Gegensatz zu der Schilderung der uralten Mayakultur bildet diejenige der guatemalischen Revolution, deren Zeugen die Teilnehmer an der Expedition waren. Nachdem Mittelamerika neben Südamerika in den Vordergrund unseres Interesses gerückt ist, wird das Buch viele Leser finden. Es ist sachlich und anregend, man erfährt daraus Neues. Unmittelbar daran schließt sich der Band von Fritz Klute: „Argentinien und Chile von heute. Land, Volk und Kultur". Die Reise führte von Pernambuco—Rio Santos über Buenos Aires nach Nordpatagonien, durch den argentinischen Nationalpark des Südens, über die Kordilleren nach Santiago und Valparaiso, zu Schiff nach Antofagasta, in die modernen Kupferbergwerke und die alten Siedelungen in der Atacama-Wüste und in das Salpeterland Taltal. Das dritte Reisebuch „Unter dem Gluthimmel der Tropen" präsentiert sich eigenartig in Südseebast gebunden; sein Verfasser ist der erfolgreiche schwedische Romandichter Sigfrid Siwertz. Die Reise ging von London nach New-York, San Franzisko, Honolulu, Australien, Java, Sumatra. Das Unternehmen war insofern das interessanteste, als auf den Fidschi-Inseln, in Neu-Süd-Wales und auf Sumatra Hauptzweck das Filmen war. Man lernt ein verhältnismäßig wenig europäisiertes Leben kennen mit allerlei malerischen Bräuchen. Siwertz schreibt von den dreien am literarischesten, wenn man auch nicht gerade auf den Gedanken käme, daß es der Verfasser der „Seelambs" ist, von dem diese tropischen Feuilletons stammen. Von Südamerika geht auch Paul Rohrbach aus, dessen „Amerika und wir", wie die genannten Werke reich illustriert, bei Buchenau & Reichert in Berlin erschien. Er hat darin auch Teile seines vergriffenen „Weltpolitischen Wanderbuchs" aufgenommen, und gibt eine Zusammenfassung seiner vier Amerikareisen unmittelbar vor und nach dem Kriege. Er behandelt zunächst Brasilien, die La Plata-Länder, Paraguay, Chile, Peru und Bolivia; sodann Mexiko, zum Schlusse Kanada, Yosemite, den großen Canyon, die Mormonen, das gesellschaftliche, wissenschaftliche, familiäre Leben, den Trockenlegungshumbug, an welchem Gesetze die Sprit-Schleichhändler am meisten interessiert sind, die Automobil„kultur", die Einwandererfrage usw. Er spricht besonders auch von den deutschen Problemen in Amerika, in dieser Beziehung stehen wir erst am Anfange. Wir müssen jede Möglichkeit ausnutzen. Dazu gehört jedoch freilich, daß wir nicht, wie so manchesmal, denkbar unfähige Vertreter des Reichs hinüberschicken.

Die Deutsche Buch-Gemeinschaft hat „Spanische Wanderungen" herausgebracht, von Hans Roselieb, dem bekannten Erzähler, mit einer Einleitung von Professor Helmolt: seit dem kleinen, aber gewichtigen Bande von Josef Bernhart (Kunstwart-Bücherei Bd. 18) wohl das Beste über Spanien. In 25 Kapiteln führt Roselieb durch das ganze Land mit all seinen außerordentlichen klimatischen, landschaftlichen und provinziellen Verschiedenheiten. Ein Band, dessen Anschaffung auch den Büchereien unserer höheren Schulen ans Herz gelegt sei. Die Zunahme der Literatur über Spanien ist ein Zeichen für die allmähliche Abwendung des kapitalkräftigen Reisepublikums von Italien; ein Vorgang, der sich langsam, aber mit Naturnotwendigkeit vollzieht. Wer eine spanische Reise plant, wird an Roselieb einen ebenso anregenden wie kundigen Führer finden.

Heinrich Wölfflins „Renaissance und Barock", seit Jahren im Buchhandel schmerzlich vermißt, ist endlich, durch einen umfangreichen Kommentar vermehrt, bei Bruckmann wieder erschienen (geb. 15 M.). Über dieses grundlegende Werk ist nichts mehr zu sagen. Wer es kennt,

liebt es von allen Büchern Wölfflins am meisten. In keinem spürt man ihn so persönlich, fühl sich ihm so nah.

Zu den „Wegen zu Jean Paul", über die ich neulich schrieb, gehört auch Walther Harichs vorzügliche Biographie, von den Erscheinungen über den Dichter im Zentenarjahr seines Todes wohl diejenige die am geeignetsten ist, in seine äußere Biographie und innere Welt einzuführen (Leipzig, Hässel, brosch. M. 15, Halbleinen M. 18,50). Das Werk ist nicht in dem krampfigen Stil geschrieben, der das Lesen zahlreicher Bücher unserer Zeit zu einer Qua macht. Harich zeigt, daß man recht wohl in die Tiefe gehen kann, ohne unverständlich zu werden. Wenn nicht alle Zeichen trügen, steht Jean Paul uns heute näher denn die Jahrzehnte vorher. Wir versuchen, durch das zeitlich Bedingte und absichtsvoll Schrullenhafte zu Jean Paul, dem ewigen Deutschen, vorzudringen. Dabei leistet uns das schöne, klare und bei aller Begeisterung kritische Werk Harichs wertvolle Führerdienste.

Anton Bettelheims lang erwartetes Buch über Balzac ist bei Beck erschienen (480 S. 8 Abb., geh. 14 M., Ganzleinen 18 M.). Inhalt: Einleitung. Werdezeit. Erstlinge. Freundinnen. Die Anfänge der Menschlichen Komödie. In Wien und in Italien. Die Iliade der Korruption. Phantasien und Phantastereien. Der Aufbau der Menschlichen Komödie. Eva. Heirat und Ende. Die Nachfolge Balzacs. Namenverzeichnis. Quellen und Anmerkungen. — Es wird wohl auf lange Zeit hindurch das Buch über Balzac bleiben. Keine der bisherigen Veröffentlichungen bringt soviel Tatsächliches, keine beherrscht den fast unübersehbaren Stoff so meisterhaft. Welche Arbeit, und zugleich welche Kunst steckt nur in den zahlreichen Inhaltsangaben! Es ist nämlich viel schwerer, Inhaltsangaben zu machen, aus denen der Leser etwas Positives erfährt, als ihn mit feierlichen Sprüchen zu chloroformieren, was sich zurzeit in Deutschland eine „Schau" heißt, wobei unsereiner unwillkürlich an den alten Barnum und seine greatest show denkt. Diese substanzhafte Biographie Balzacs ist ein Stück Arbeit ersten Ranges. Je genauer man das — übrigens auch vorzüglich klar geschriebene — Werk kennen lernt, desto mehr bewundert man die Energie, mit der Bettelheim sein widerborstiges Unternehmen durchführt, in ihrer Art ebenfalls eine Balzacsche Leistung. Und je mehr Balzac gelesen wird, desto mehr Leser werden das Bedürfnis fühlen, sich über den Schöpfer der Menschlichen Komödie zu unterrichten, sein Leben, seine Arbeitsweise, seine Werke, über die Zusammenhänge; das alles finden sie bei Bettelheim mit einer Genauigkeit, Übersichtlichkeit und, dank den sorgfältigen Registern, einer Leichtigkeit, die nicht zu übertreffen sind. Für die nächste Auflage würde ich vorschlagen, im Register Leben und Werke zu trennen, und die Titel französisch und deutsch zu geben, außerdem z. B. die S. 117ff. behandelten Werke einzeln anzuführen. Von bemerkenswerten Urteilen könnte das von H. St. Chamberlain (in „Lebenswege meines Denkens") nachgetragen werden.

Leon Kellner, Restoring Shakespeare. Das ursprünglich in England erschienene Werk des ehemaligen Czernowitzer Universitätsprofessors ist eine kritische Analyse der zahllosen falschen Lesarten aller landläufigen Shakespeare-Ausgaben. Nachzuweisen, daß der Shakespearesche Text von Verderbnissen strotzt, war niemand berufener als der Schöpfer des gleichfalls bei Tauchnitz erschienenen Shakespeare-Wörterbuchs. Immer noch sind Hunderte von Stellen unerklärt oder falsch erklärt. Kellner geht von einem Gedanken aus, der nicht anders denn als Ei des Kolumbus bezeichnet werden muß, nämlich daß dunkle Wörter, wenn anzunehmen ist, daß der Text verdorben sei, in die Elisabethanische Schreibschrift zurückzuübertragen und von da aus erst neue Vermutungen möglich sind. Er kommt auf diese Weise zu überraschenden Ergebnissen. Ein Register unterrichtet darüber. Kein Shakespeare-Erklärer kann an diesem Buche vorüber. (Tauchnitz, Leipzig, geh. M. 6.)

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 23. Mai 1926
Verantwortlicher Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

Zur Entwicklung des Bolschewismus

Von Alexander Elfenbein in München

Zu den folgenschwersten Umwälzungen der Kriegs- und Nachkriegszeit gehört die Verschiebung in den internationalen Absatzmärkten. Deutschland hat darunter besonders zu leiden, weil die rein wirtschaftlichen Veränderungen durch politische Sperrmaßnahmen noch verschärft worden sind. Die neue wirtschaftliche Lage ist dadurch gekennzeichnet, daß wir zwar mehr arbeiten müssen als früher, daß aber die Erzeugnisse unserer Arbeit nur noch auf einem bedeutend verkleinerten Markt, und auch dort nur mit Schwierigkeiten, Aufnahme finden. Hervorgerufen ist diese Lage in der Hauptsache dadurch, daß eine Reihe überseeischer Länder, vor allem die Vereinigten Staaten von Amerika, dann aber auch europäische Länder in den Kriegsjahren eigene Industrien ins Leben gerufen hatten, die unter dem Schutz einer protektionistischen Politik die früher von uns bezogenen Waren selbst herstellten.

Diese Tatsache, neben der allerdings noch andere Faktoren mitwirken, bildet den Ausgangspunkt der deutschen Wirtschaftskrise. Sie ist von unseren Industriellen längst erkannt, und alle Maßnahmen, die wir unter der Gesamtbezeichnung „Rationalisierung" zusammenfassen, sind nur der Versuch, unsere Ausfuhr aus dem erdrükkenden Ring wirtschaftlicher und politischer Sperrmaßnahmen herauszureißen. Zur Erreichung dieses Zieles hat unsere Industrie eine Umstellung größten Stiles vorgenommen, die noch bei weitem nicht beendet ist, und die darauf hinausläuft, durch Verbilligung der Produktion die fremden Märkte wiederzugewinnen und neue zu erschließen. Es ist eine Art wirtschaftlicher Unterseebootskrieg, den wir führen müssen, um unter den Zollschranken und anderen Einfuhrerschwerungen hindurch in das feindliche Wirtschaftsgebiet vorzudringen. Daß dabei eine wirksamere Handelspolitik, als wir sie bisher verzeichnen, mithelfen muß, sei nur nebenher bemerkt.

Aber außer den Maßnahmen auf technischem und wirtschaftspolitischem Gebiet kommt noch ein Faktor in Betracht, der nicht aufmerksam genug im Auge behalten zu werden verdient. Wir stehen in unseren natürlichen und geschichtlichen Absatzgebieten nicht nur neuen Industrien, sondern auch neuen Menschen und Ideen gegenüber. In großen Teilen der Welt, die früher ein wirtschaftliches, politisches und kulturelles Abhängigkeitsverhältnis von Europa als gegebene Tatsache ansahen, können wir eine immer wachsende Abwehrstellung gegen europäische Einflüsse und europäisches Übergewicht wahrnehmen. „Asien den Asiaten" lautet eines jener Schlagworte, die uns das Erwachen von Völkern ankündigen, die bisher westeuropäischem Einflusse unterstanden, sich heute aber zu einer Front gegen Westeuropa zusammenzuschließen versuchen. Zahlreich und verschieden sind die Unterabteilungen, in der diese Abwehr gegen Europa auftritt. In Indien sehen wir die Bestrebungen nach größerer politischer Selbständigkeit Hand in Hand gehen mit einer zielbewußten Industrialisierung dieses ursprünglich agrarisch eingestellten Landes. In China ist der Ausgang des erbitterten Kampfes der militärischen Führer untereinander noch nicht zu übersehen. Aber deutlich hebt sich auf dem Hintergrund des Bürgerkrieges der Wille zur Abschüttelung des europäischen Einflusses und zur Erlangung wirtschaftlicher und finanzieller Unabhängigkeit ab (Zollautonomie). Auch in Zentralasien können wir nationale Selbständigkeitsbestrebungen wahrnehmen, wenn auch in viel schwächerer Ausstrahlung. So in Afghanistan, wo nach Berichten von Reisenden und Forschern die ersten Anzeichen eines erwachenden Volksbewußtseins in der Abwehr englischer und russischer Einflüsse sich bemerkbar machen. Ist es auch verfrüht, heute schon von einer panasiatischen Interessengemeinschaft zu reden, so dürfen doch auch die dahin führenden ersten Schritte nicht unterschätzt werden, zumal auch in Afrika gleichartige Bewegungen hervortreten. Der Rifkampf zeigt uns die Kraft dieser antieuropäischen Front auch gegen Militärstaaten wie Frankreich

und Spanien. In Arabien hat der Ruf „Hedschas den Hedschaern" in Ibn Saud einen kraftvollen Führer gefunden, der durch eine Personalunion mit dem Lande der Wahabiten den panarabischen Gedanken der Verwirklichung näherzubringen sucht. Eine Zusammenfassung der islamitischen Welt Afrikas stößt zwar auf das große Hemmnis innerer Spaltungen, die in religiösen Gegensätzen ihre Ursache haben, muß aber immerhin unter die Zukunftsmöglichkeiten eingestellt werden. Erinnern wir uns weiter, daß nach amerikanischen Zeitungsmeldungen wieder ein Weltkongreß der Negervölker geplant ist, auf dem die schwarze Welt für ihre bürgerliche Gleichberechtigung den Kampf führen will[1]), so sehen wir, daß rund um Europa ganz neue politische Ideen wach geworden sind.

Unter diesen Ideen, die sich heute gegen die westeuropäische Kultur richten, steht der Bolschewismus unstreitig obenan, denn er kann außer auf eine neunjährige Geschichte auch auf ein Herrschaftsgebiet verweisen, das nicht nur den gesamten Osten Europas umfaßt, sondern darüber hinaus durch eine zielbewußte Propaganda auf alle Völkerschaften Asiens Einfluß zu gewinnen sucht. Das ist eine Tatsache, an der wir nicht vorbeikommen, obwohl alle, die als Kenner russischer Verhältnisse gelten oder sich dafür ausgeben, dem Bolschewismus nur kurze Lebensdauer zusprachen, wozu sie nach westeuropäischen Begriffen auch gewiß berechtigt waren. Es ist deshalb wichtig, sich über die Ursachen klar zu werden, die dem Bolschewismus eine so lange Lebensdauer und eine so gewaltige Ausdehnung sicherten, obwohl noch nichts von den verheißenen glücklichen Zuständen eingetreten ist.

Man hat die Tatsache, daß ein Hundertmillionenvolk sich einem blutigen Terror anscheinend widerstandslos fügt, daraus erklären wollen, daß ja dasselbe Volk zwei Jahrhunderte auch das Tatarenjoch in stiller Duldung getragen hat, und daß der geistige Terror, den die Selbstherrschaft der Romanows drei Jahrhunderte über Rußland verhängte, den an sich weichen slavischen Charakter des russischen Volkes zu völliger Widerstandsunfähigkeit herabdrückte. Das sind Faktoren, die dem mit brutalster Gewalt eingeführten Bolschewismus psychologisch die Wege geebnet haben; aber zur Erklärung seiner zähen Lebenskraft reichen sie nicht aus. Man darf auch den Druck, den die gegenwärtigen Moskauer Gewalthaber ausüben, nicht mit jenem des Tatarenjochs vergleichen. Denn der Mongolen-Chan beschränkte sich darauf, einen demütigenden Jahrestribut zu erheben, ohne sich in die inneren Angelegenheiten des Landes viel einzumischen. Und schließlich bedurfte es auch nur eines kräftigen Führers, wie es Johann III. war (1462—1505), um die politische Selbständigkeit des Landes wieder herzustellen.

Man muß schon tiefer auf russische Verhältnisse eingehen, um Verständnis für den Boden zu gewinnen, auf dem sich der Bolschewismus aufgebaut hat und von dem aus seine Führer heute noch hoffen, die große Weltrevolution zustande zu bringen. In der Entwicklung Rußlands fehlt ein Glied, das in der Geschichte westeuropäischer Länder, und besonders Deutschlands, einen festen Wall gegen bolschewistische und kommunistische Experimente bildete — das Bürgertum. Das deutsche, aus dem mittelalterlichen Zunftwesen hervorgegangene und in der Schule einer jahrhundertelangen Selbstverwaltung groß gewordene Bürgertum verkörpert eine stahlharte Überlieferung, die den Bolschewismus nicht nur grundsätzlich ablehnt, sondern auch stark genug ist, sich seiner Herrschaft zu widersetzen. Diese Überlieferung lebt nicht nur in den Schichten, die wir als „Mittelstand" bezeichnen, sondern weit nach rechts und links darüber hinaus. Ja, selbst eine politische Partei, die, wie die Sozialdemokratie, den bürgerlichen Staat grundsätzlich bekämpft, besitzt doch einen so starken bürgerlichen Einschlag, daß sie die Moskauer III. Internationale und das ganze revolutionäre Völkerbeglückungssystem Leninscher Richtung schroff ablehnt.

Ein solches Bürgertum gibt es in Rußland nicht und das ist der stärkste Grund für die einzig dastehende Tatsache, daß hundert Millionen Menschen jetzt bald ein

[1]) Über die Anfänge dieser Bewegung vgl. den Aufsatz von Arthur Hübscher, Der Kampf um Marokko, Novemberheft 1925 der S. M. „Die Verständigung mit England".

Jahrzehnt sich vor dem blutigen Terror einer kleinen Gruppe beugen. Es fehlt in Rußland jene soziale Schicht, die in jahrhundertelanger Arbeit einen materiellen und politischen Besitzstand erworben hätte, den sie unter keinen Umständen preiszugeben bereit wäre. In diese große Lücke der gesellschaftlichen Entwicklung ist der Bolschewismus eingedrungen ohne Gegendruck zu empfinden. Das erklärt seine lange Dauer.

Die absolute Monarchie ist in Rußland nicht die älteste Staatsform. Ihr ist eine lange Periode vorangegangen, die den Anschein erwecken konnte, als ob im großen sarmatischen Tiefland sich eine ähnliche Entwicklung vollziehen würde, wie etwa im deutschen Süden, wo fürstlicher, städtischer und bäuerlicher Besitz die Grundlage für eine reichgegliederte Form staatlichen Lebens wurden. Neben den zahlreichen Teilfürstentümern, die den früheren deutschen Kleinstaaten entsprechen, finden wir auch in Rußland bis in das 15. Jahrhundert hinein die Ansätze zur Bildung eines freien städtischen Bürgertums. Wie im Deutschen Reich die Lehnsherren dem Kaisertum gegenüber ihre Selbständigkeit zu wahren wußten, so schränkten in Rußland die Bojarengeschlechter auch die zarische Macht ein. Erst im 15. Jahrhundert erfuhr diese politische Schichtung einen Wandel. Johann III. hatte die Abhängigkeit vom Tatarenjoch beseitigt. Dieser große staatspolitische Erfolg wurde der Ausgangspunkt für eine innerpolitische Umgestaltung, die Johann III. und seine Nachfolger, vor allem Johann IV., der Schreckliche, mit größter Tatkraft durchführten. Es handelte sich darum, das bisher wesentlich auf föderalistischer Grundlage aufgebaute Rußland in eine zentralistische Bureaukratie umzuwandeln, und zwar mit einer dominierenden Machtstellung (Moskaus). Erstmals erscheint im 15. Jahrhundert der Titel „Selbstherrscher" für die Moskauer Zaren. Die Machtvollkommenheit, die dieser byzantinischen Vorbildern entlehnte Titel ausdrückt, wird innerpolitisch allerdings erst allmählich verwirklicht. Aber von Anfang an bedeutet die Selbstherrschaft eine Kampfansage an alle Gewalten, die der absoluten Monarchie noch entgegenstanden. Die Beschränkung der Bojarenmacht, die Beseitigung ständischer Rechte und die Niederwerfung des freien Bürgertums in den Städten bildeten die Etappen einer mit Blut geschriebenen Politik, die in anderthalb Jahrhunderten alle mit dem Zarentum wetteifernden Gewalten niederrang. Die „Selbstherrschaft" erstickte die bürgerliche Gesellschaft in Rußland zu derselben Zeit im Keime, wo sie in Westeuropa bereits zu hoher Macht gelangt war.

Seine Vollendung hat das autokratische System allerdings erst unter Peter d. Gr. gefunden. Das Werk dieses Herrschers gipfelte in der völligen Vernichtung des altrussischen Lebens in seiner geheiligten Überlieferung, seiner natürlichen Entwicklung und seinen staatspolitischen Formen. Auf den in seinen Tiefen erschütterten Rumpf wurde dann in größter Eilfertigkeit ein Überbau gesetzt, der dem russischen Leben völlig wesensfremd war, nämlich der ganze äußere Apparat absolutistischer Staatsmaschinerie, wie man ihn im westlichen Europa zu Anfang des 18. Jahrhunderts vorfand. Die Geschichte preist Peter d. Gr. ob dieser Tat als den großen Reformator seines Landes. Aber das russische Volk hat diese Reform niemals völlig verdaut, und die Slavophilen sind schwer zu widerlegen, wenn sie behaupten, daß jene überstürzte Europäisierung, die die geschichtliche Entwicklung gewaltsam unterbrach, ein schweres Unglück für Rußland gewesen sei. Was in Westeuropa in Jahrhunderten herangereift war, sollte in Rußland in Jahrzehnten nachgeholt werden, aber ohne die gleichen Voraussetzungen. Ein großes Zwischenglied wurde übersprungen. Während in Westeuropa der Absolutismus allmählich in den bürgerlichen Staat überging, fehlte in Rußland die bürgerliche Gesellschaft, die den gleichen Prozeß hätte herbeiführen können. Hätte die zarische Selbstherrschaft ständig den Gegendruck eines kraftvollen, aus der Selbstverwaltung hervorgegangenen Mittelstandes empfunden, so wäre aus der Reibung beider aller Voraussicht nach eine beschränkte Monarchie mit demokratischem Einschlag hervorgegangen, ganz sicher aber nicht der Bolschewismus. Die Selbstherrschaft hat diesen Gegendruck zerstört und dadurch den Boden für den Bolschewismus vorbereitet.

Diese Besonderheit des russischen Gesellschaftsbildes erklärt aber nicht nur die Erfolge des Bolschewismus im früheren Zarenreich, sondern sie ist auch deshalb wichtig, weil sie die Richtung bestimmt, in der der Bolschewismus seine Propaganda auf andere Völker auszudehnen sucht. Das große politische Ziel Lenins, den westlichen Industriestätten den Bolschewismus einzuimpfen und dadurch die Weltrevolution in Gang zu bringen, ist bekanntlich nicht erreicht worden. Der Westen hatte eine zu starke bürgerliche Staatsgesinnung, als daß die bolschewistische Propaganda hätte Erfolg haben können. Ganz anders liegen die Dinge im Osten. Bei den Völkern Zentralasiens, in China und in Indien ist eine der russischen ähnliche Gesellschaftsentwicklung vorhanden. Auch hier fehlt das große Zwischenglied Bürgertum. Unvermittelt stehen sich eine kleine herrschende Klasse und die in materieller und geistiger Abhängigkeit gehaltene Masse des Volkes gegenüber. Die Übertragbarkeit bolschewistischer Staatsweisheit schien also hier ungleich günstigere Aussichten zu haben als bei dem Vorstoß nach Westeuropa. Insbesondere gilt das für China, wo die Emissäre Moskaus eine außerordentlich rührige Tätigkeit entfalten. Auf der letzten Tagung des Vollzugsausschusses der Moskauer III. Internationale ist nach einem Bericht in den „Dernières Nouvelles" beschlossen worden, das Schwergewicht der revolutionären Tätigkeit nach China, Indien und Zentralasien zu verlegen und unter Ausnutzung des Mossulkonfliktes den Gegensatz zwischen England und der Türkei kräftig zu fördern. Der günstige Boden, den besonders China mit seiner kulturell tief stehenden und schlecht bezahlten Arbeiterschaft für die Ausbreitung der Leninschen Lehre zu bieten schien, ist von der Sowjetregierung längst richtig erfaßt. In Moskau ist Ende vorigen Jahres auf den Namen des Dr. Sun Yat-sens, des verstorbenen ersten Präsidenten der chinesischen Republik, eine chinesische Universität mit Radek als Rektor eröffnet worden. Die etwa 250 Zuhörer dieser Universität gehören dem linken Flügel der Kuomintang-Partei an, die in Kanton ihren Hauptsitz hatte und die radikale Intelligenz Chinas repräsentiert. Die Aktivität ihrer Propaganda ist zwar durch die wechselnden militärischen Ereignisse zeitweilig geschwächt worden, sie wird aber von den Sowjetvertretern immer wieder mit jener Zähigkeit fortgesetzt, die den russischen Diplomaten im Verkehr mit asiatischen Völkern in einer Schule von Jahrhunderten zu eigen geworden ist. Gelingt es Moskau, Zentralasien, die Mandschurei und China in den Rahmen bolschewistischer Ideen zu spannen, so wäre das ein Vorgang von größter Tragweite, der nicht nur auf die Geschicke Asiens, sondern auch auf die Europas, und nicht zuletzt Deutschlands, zurückwirken müßte. Denn ein von der Sowjetregierung beherrschtes Asien würde dem gesamten Westen gegenüber eine Kampfstellung einnehmen und eine neue Grundlage für den Versuch einer Weltrevolution bilden.

Welche Aussichten bestehen nun, daß der Bolschewismus seinen Siegeszug auf den asiatischen Erdteil ausdehnt und jene Völker, die wir als Kolonialvölker, im weitesten Sinne des Wortes, bezeichnen, für die Lehren Lenins gewinnt? Es ist heute kaum möglich, auf diese Frage eine Antwort zu geben, die von den tatsächlichen Ereignissen nicht widerlegt werden könnte. Selbst der bald zehnjährige Bestand der Bolschewistenherrschaft im europäischen Rußland gibt noch keinen Anhaltspunkt für die Beurteilung ihrer Lebensfähigkeit, denn in der ungeheuren sarmatischen Ebene mit ihrer schwachen und ungleich verteilten Bevölkerung und den ganz unzulänglichen Verkehrsverhältnissen vollziehen sich politische und soziale Wandlungen in einem viel langsameren Tempo, als in dem dicht bevölkerten europäischen Westen mit seiner auf einen engen Raum zusammengedrängten Bewohnerschaft. Der Zusammenhalt aller staatlichen Atome, aller Einzelpersönlichkeiten und gesellschaftlichen Organisationen ist hier viel enger und daher auch aktiver als in Rußland. Unter den Romanows galt das Wort: Gott ist hoch und der Zar ist weit. Das heutige offizielle Rußland kennt zwar keinen Gott und der Zar ist auch nicht mehr da, aber die vis inertiae des Volkscharakters ist die gleiche geblieben, ebenso wie der geographische Charakter des Landes, beides in gegenseitiger Bedingtheit.

Wollen wir nun wissen, ob wir den Bolschewismus als eine Epoche oder eine Episode zu werten haben, so wird man zuerst seine Struktur, seine innere Festigkeit und Geschlossenheit zu prüfen haben. Der 13. Kongreß der kommunistischen Partei der U. d. S.S. R. hatte bereits die bemerkenswerte Tatsache offenbart, daß diese Geschlossenheit, wie sie bei der Begründung der Partei durch Lenin vorlag, ins Wanken geraten war, und der Ende Dezember 1925 in Moskau abgehaltene 14. Kongreß hat zu einer offenen Spaltung innerhalb der Partei geführt. Das Auseinanderfallen in zwei Gruppen kommunistischer Politik läßt sich am besten mit dem Erscheinen der revisionistischen Richtung innerhalb der deutschen Sozialdemokratie vergleichen. In der U.d.S.S.R. repräsentiert Sinowjew (Petersburg) den Leninismus in seiner starren orthodoxen Formulierung, während Stalin (Moskau) die sog. Neue Wirtschaftspolitik („Nep") vertritt, die zu Konzessionen an das kapitalistische Wirtschaftssystem geneigt ist. Auf dem 14. Kongreß ist bei der Abstimmung über die künftig einzuschlagende Politik Stalin mit 559 Stimmen gegen 65 Stimmen der orthodox-marxistischen Opposition, die von Sinowjew geführt wird, als Sieger hervorgegangen. Worin besteht nun der grundlegende Unterschied zwischen beiden Richtungen? Lenin hatte geglaubt, den Kommunismus auf das städtische Arbeiterproletariat stützen und mit dessen Hilfe durchführen zu können. In Westeuropa ist diese proletarische Revolution ohne Echo geblieben und in Rußland selbst ist die Bedeutung des Industrieproletariats durch den zunehmenden Einfluß der bäuerlichen Bevölkerung immer mehr in den Hintergrund gedrängt worden. Rußland ist ein Agrarstaat, und rund 90% seiner Bevölkerung sind Bauern, die ihren neuen Besitzstand der Revolution verdanken und ihn durch Einflußnahme auf die Regierung zu sichern suchen. Diesen Einfluß haben die Bauern zunächst in den örtlichen Sowjets gewonnen, wo sich bald eine bäuerliche Oberschicht bildete, deren wirtschaftliches Übergewicht auch den mittleren bäuerlichen Besitz in ihren Interessenkreis zog. Auf dem 14. Kongreß hat der der Sinowjewgruppe angehörige Volkskommissar für Finanzen, Sokolnikow, die wachsende Bedeutung der Bauerngruppe als bedrohliche Gefahr für den echten Bolschewismus scharf beleuchtet. Vom Standpunkt des orthodoxen Leninismus mit Recht. Denn das Eindringen bäuerlicher Wirtschaftsinteressen in den auf das besitzlose Industrieproletariat aufgebauten Bolschewismus bedeutet eine Aushöhlung seines ursprünglichen Programms. Das ist ein Vorgang, dessen weitere Auswirkung man mit größter Aufmerksamkeit verfolgen muß. Denn die neue (revisionistische) Wirtschaftspolitik Stalins ist nicht in der Lage, sich einseitig auf die Industriearbeiterschaft zu stützen, sie muß vielmehr alle verfügbaren Kräfte für den wirtschaftlichen Wiederaufbau heranziehen und natürlich auch die stark überwiegende bäuerliche Gruppe nach Maßgabe ihrer wirtschaftlichen Bedeutung berücksichtigen.

Aber auch noch in anderer Hinsicht bedeutet der Sieg der Revisionisten über die orthodoxe Richtung ein Abrücken vom starren Leninismus. Das geht deutlich aus der Behandlung der Industriefrage hervor. Denn die „Nep" hat sich die Aufgabe gestellt, eine staatlich geleitete Großindustrie zu schaffen, die allmählich in die Lage kommen soll, in möglichst großem Umfang jene Waren im Lande zu erzeugen, die Rußland bisher aus dem Ausland bezog[1]). Die Industrialisierung hat in erster Linie die Heranziehung einer Schwerindustrie im Auge, die Rußlands reiche Metallschätze erschließen und verwerten soll. Auch das Transportwesen erfordert nach Stalins Ansicht eine gründliche Reform. Die Nachfrage nach rollendem Material kann nicht annähernd befriedigt werden; sie ist so groß, daß im laufenden Wirtschaftsjahr die vorhandenen Lokomotiven und Waggons nicht bloß zu 100%, sondern zu 120 bis 130% ausgenutzt werden müssen. Hier wird der heimischen Industrie eine große Aufgabe gestellt. Nicht minder auch auf dem Gebiet der Versorgung mit Heizmaterial, wobei gleichzeitig die Technik gewaltig vervollkommnet werden soll, um einer Heizmaterialkrise vorzubeugen. Im April d. J. hat der Oberste Wirtschaftsrat in

[1]) Vgl. den Aufsatz von Richard Ullrich in diesem Heft.

Moskau Maßnahmen eingeleitet, die mit einer staatskapitalistisch organisierten Industrie schwer zu vereinen sind, aber gerade deshalb besondere Beachtung verdienen. Der oberste Wirtschaftschaftsrat will nämlich die Beteiligung auch des Privatkapitals an der Industrie fördern. Das Privatkapital soll durch die Erlaubnis zum Bau kleiner Fabrikbetriebe und durch die Verlängerung der Pachtfristen für solche Pächter, welche die Produktion gut zu organisieren wissen, angeregt werden. Ferner werden den privaten Industriellen günstigere Kreditbedingungen in Aussicht gestellt. Um den privaten Unternehmungen vorteilhaft Rohstoffe zu liefern, soll eine eigene Aktiengesellschaft begründet werden, an der auch der Staat mit Kapital beteiligt ist. Wenn man diese Wege zur Industrialisierung Rußlands ins Auge faßt, so erkennt man leicht, wie stark die „Nep" den wirtschaftlichen Notwendigkeiten Rechnung tragen muß, ohne danach zu fragen, ob das ursprüngliche kommunistische Programm dabei aufrechterhalten werden kann. Mit großer Offenheit hat der bereits erwähnte Volkskommissär Sokolnikow auf dem 14. Kongreß festgestellt, daß die bisherigen Mißerfolge der russischen Wirtschaft sich aus der Überschätzung der sozialistischen Elemente und der staatlichen Leitung der gesamten Volkswirtschaft ergeben.

Die großkapitalistische Bauernwirtschaft und die Notwendigkeit zur Industrialisierung des Landes müssen dazu führen, dem Privatkapital und dem privaten Unternehmergeist immer größere Bewegungsfreiheit zuzugestehen. Diese beiden Faktoren werden für die Entwicklung Rußlands in den nächsten Jahren ausschlaggebend sein. Man wird auch die Wechselwirkung verfolgen müssen, die die neue Wirtschaftspolitik auf die politische Form des Bolschewismus ausüben wird. Schon jetzt lassen sich Anzeichen wahrnehmen, daß in den bolschewistischen Wein mancher Tropfen Wasser geflossen ist. Vielleicht die markanteste Erscheinung dieser Art ist die langsam beginnende Abkehr vom Internationalismus. Auf dem Moskauer Kongreß der kommunistischen Partei kam das recht deutlich zum Ausdruck. Stalin bekannte sich hier zu einem „nationalen Kommunismus" und zu einem Gegner der III. Internationale, deren Präsident Sinowjew, der Vertreter des orthodoxen „echten" Leninismus ist. Die III. Internationale ist dadurch begreiflicherweise in ihrer Aktionskraft geschwächt und in einen Gegensatz zu der offiziellen Parteipolitik geraten. Nirgends tritt das auch so augenfällig hervor, als in der Abneigung Stalins, die internationale kommunistische Propaganda finanziell zu unterstützen. Nach einem auf dem Kongreß gestellten Antrag sollen nämlich die bisher den ausländischen kommunistischen Gruppen gewährten Unterstützungen allmählich eingeschränkt und bis 1930 gänzlich eingestellt werden. Die kommunistische Welt-Einheitsfront als ideelle Voraussetzung für die Propaganda der III. Internationale ist damit dem Abbau verfallen. Der italienische Kommunist Bordiga, der auf dem Kongreß in offenbarer Übereinstimmung mit Stalin — wenn nicht gar in dessen Auftrag — einen scharfen Vorstoß gegen den Internationalismus unternahm, vertrat dabei Gedanken, die vom Standpunkt des orthodoxen Leninismus aus geradezu als ketzerisch hätten gelten müssen. Mit seiner These, daß eine mechanische Übertragung der Taktik des Moskauer Kommunismus der III. Internationale auf die kommunistischen Parteien des Auslandes abzulehnen sei, leitete Bordiga eine „Los von Moskau"-Bewegung ein, deren Folgen sich als Lockerung des Zentralismus und der Parteidisziplin zeigen müssen.

In politischer Hinsicht kann diese Absage an den Internationalismus als wichtigstes Ergebnis des Parteikongresses vom Dezember 1925 angesehen werden. Die orthodoxe und die revisionistische Richtung haben sich in offener Redeschlacht gemessen, die mit einem erdrückenden Siege der nationalen (revisionistischen) Gruppe endete. Der Bolschewismus ist nicht mehr der Bronzefels, als den ihn Lenin 1917 der westeuropäischen Welt vorstellte, sondern ein durch innere Parteiungen zersetztes Gebilde. Offiziell wird ja allerdings die Fiktion aufrechterhalten, als sei die „Nep" erst die eigentliche Erfüllung des alten und echten Leninismus und Marxismus, aber in Wirklichkeit bedeutet die Spaltung auf dem Parteikongreß, um ein Wort Bordigas zu gebrauchen, eine interne Revolution oder doch wenigstens eine Palastrevolution. Man wird diese Risse im Gebäude des Bolschewismus registrieren, ohne jedoch vor-

eilige Schlüsse auf ihre Auswirkung zu ziehen. Wenn Stalin versichert, daß er das Eindringen des Kapitalismus in die Wirtschaft der U.d.S.S.R. nur als taktische Maßnahme betrachte, um Rußland mit Hilfe des Kapitalismus so zu kräftigen, daß es später den Ideen des Kommunismus mit um so größerem Erfolg in der ganzen Welt zum Siege verhelfen kann, so wird man das als billige politische Phrase buchen können, mit der der Führer der „Nep" die Zugeständnisse an den Kapitalismus dem Proletariat genießbar machen und sich die politische Macht unter allen Umständen zu erhalten sucht. Denn was wir jetzt in Moskau sehen, ist ein rücksichtsloser Kampf um die Frage, welche der beiden Parteien sich die Zukunft zu sichern vermag. Das große Problem, von dessen Lösung die Entscheidung abhängt, besteht darin, den politischen und wirtschaftlichen Kommunismus zu einer Einheit zu bringen. Der politische Kommunismus, den wir schlechthin als Bolschewismus bezeichnen können, ist ein willkürliches Gebilde, die Verwirklichung einer Staatsidee, die den Idealen des Marxismus entlehnt ist, ohne Zusammenhang mit dem historisch Gewordenen, zugeschnitten auf die Auslieferung des Staates an das industrielle Proletariat. Es ist möglich, ein solches Staatsideal durch eine Revolution zu verwirklichen und durch blutigen Terror aufrechtzuerhalten. Es ist das in Rußland um so eher möglich, als dort, wie oben gezeigt, ein Gegendruck durch die bürgerliche Gesellschaft nicht stattfinden konnte. Dagegen fehlt es an jeglicher Erfahrung aus der Geschichte, daß ein Wirtschaftssystem des Kommunismus auch mit den stärksten Gewaltmitteln erzwungen werden kann. Denn die Wirtschaft geht ihre eigenen Wege nach Gesetzen, die sich nicht willkürlich in eine politische Theorie hineinschieben lassen. Es ist vor allen Dingen unmöglich, ein Land von der räumlichen Ausdehnung Rußlands und inmitten einer kapitalistisch organisierten Welt nach kommunistischen Grundsätzen zu leiten. Die Propaganda für die Weltrevolution ist wirtschaftlich ja auch nur aus dem Gesichtspunkt verständlich, daß es gelingt, mit dem Kapitalismus überall aufzuräumen und so das stärkste Hemmnis für die kommunistische Wirtschaftsidee zu beseitigen. Dieser Erfolg ist dem Kommunismus bekanntlich nicht beschieden worden und die U.d.S.S.R. ist bereits heute genötigt, eine Brücke zum Kapitalismus zu schlagen durch Zugeständnisse an die Privatwirtschaft und das private und staatliche Kapital des Auslandes. Die Parteiführer in Moskau wissen genau, daß sie sich die politische Macht nur erhalten können, wenn sie sich entschließen, wesentliche Bestandteile des orthodoxen Kommunismus preiszugeben. Und sie sind bereit, diesen Preis zu zahlen. Das ist der Sinn der „Nep", der neuen Wirtschaftspolitik Stalins. Die Zeit wird kommen, wo man auch zu einer Revision der politischen Dogmen wird schreiten müssen, um Wirtschaft und Politik in Einklang zu bringen.

Man könnte nun fragen, ob es der Moskauer Regierung, die ja offiziell an dem „hundertprozentigen" Kommunismus festhält, nicht doch gelingen wird, im asiatischen Osten durch intensive Propaganda für den Bolschewismus jene Erfolge zu erzielen, die ihr in Westeuropa versagt blieben. Eine Bolschewisierung Ost- und Südostasiens würde der deutschen Ausfuhr in diese zukunftsreichen großen Ländergebiete wahrscheinlich einen Riegel vorschieben und ebenso allgemein europäische Interessen berühren, schließlich aber auch in politischer Hinsicht für die Geschicke Europas nicht gleichgültig sein. Über die Größe dieser Gefahr läßt sich im Augenblick kein sicheres Urteil abgeben. Moskau hat richtig und schnell erkannt, daß durch die Völker Asiens eine Bewegung geht, die manche Berührungspunkte mit der russischen Revolution hat und die Übertragung bolschewistischer Ideen erleichtert. Insbesondere gilt das für China, das mit aller Macht dahin strebt, aus der Reihe der Kolonialvölker herauszutreten und den europäischen Einfluß abzuschütteln. Bei diesem Ringen um die politische Selbständigkeit kann es sehr wohl sein, daß der Bolschewismus zeitweilig als willkommenes Kampfmittel angesehen wird, um im Innern die aus vergangenen Jahrhunderten stammende staatliche und gesellschaftliche Ordnung zu sprengen und nach außen hin durch Anlehnung an Rußland sich eine Rückendeckung zu sichern. Ob China aber gewillt ist, den Bolschewismus, wenn er als Kampfmittel seine Dienste getan hat, auch als politisches System von

Moskau zu übernehmen und eine kommunistische Wirtschaftspolitik zu betreiben, dafür bestehen zur Zeit keinerlei sichere Anzeichen. Wohl aber läßt der unverkennbar hervortretende nationale Einschlag in der ganzen chinesischen Bewegung darauf schließen, daß der Kommunismus der III. Internationale in China auf denselben Widerstand stoßen wird, wie er bereits jetzt in Rußland selbst in der „Los von Moskau"-Bewegung erkennbar geworden ist.

Anmerkungen zu einer russischen Reise

Man kann heute kaum mehr behaupten, daß über die Zustände in der Sowjetunion zu wenige Berichte von Augenzeugen vorlägen. Eine ganze Reihe von Publizisten aller möglichen Länder und der verschiedensten politischen Anschauungen ist in den letzten Jahren in Rußland gewesen. Wenn wir uns trotzdem in der Beurteilung Sowjetrußlands und der Möglichkeiten, mit diesem Lande Verkehr irgendwelcher Art zu treiben, noch so unsicher fühlen, wenn uns das Wort Sowjet-Rußland immer noch kein so klares Bild vor das Auge ruft wie der Name jedes anderen Landes, so liegt das an den Widersprüchen, die die einzelnen Rußlandschilderer voneinander trennen. Leute, die lange im neuen Rußland leben, bestätigen, daß die journalistischen Rußlandreisenden regelmäßig einer Fülle von Irrtümern unterlegen sind. Besonders deshalb, weil sie nicht lange genug in Rußland waren, oder weil sie das Land nur unter bolschewistischer Führung gesehen haben.

Der Ausländer, der geladen mit einer Fülle von antibolschewistischen Übertreibungen, z. B. die Stadt Moskau betritt und sich an den Anblick der äußeren Schäden gewöhnt hat, fällt dann von einem Staunen ins andere, wenn er den riesigen Verkehr der Stadt, der nur mit dem der Londoner City vergleichbar ist, wenn er die Massen von Straßenbahnen, die zahlreichen sauberen Autobusse und die zahllosen Droschken dahinfluten sieht. Besucht er dann noch die großen Amtspaläste, die ausgezeichneten Theater und Konzerte, die eine oder die andere Musterfabrik, fährt er im eleganten und billigen internationalen Schlafwagen tagelang durch das Land, durchwandert er eine der zahlreichen Ausstellungen oder eines der prächtigen Museen, dann schmelzen seine Vorurteile wie Eis an der Sonne. Von allen möglichen Leuten, die alles weniger denn bolschewistenfreundlich waren, haben wir völlig verzerrte, und zwar meist viel zu günstige Urteile über den Bolschewismus und seinen Staat gelesen und gehört. Man sage nicht, den Verführungen einer zu kurzen Rußlandreise könne nur ein Ungebildeter zum Opfer fallen; es sind nicht nur die Mitglieder der internationalen Arbeiterdelegation gewesen, die sich narren ließen: die europäischen und amerikanischen Gelehrten, die am zweihundertjährigen Jubiläum der Petersburger Akademie im vorigen Sommer teilgenommen haben, haben sich um kein Haar besser bewährt! Es ist einem großen Teil von ihnen völlig entgangen, daß ein Staatswesen sehr wohl 300 ausländische Professoren 8 Tage lang fürstlich bewirten kann und daß es dabei trotzdem nicht in Glück und Wohlstand zu schwelgen braucht. Um es kurz zu machen: Es gibt nichts Schädlicheres für unsere Kenntnis über den neuen Osten, als wenn wir uns von jemand etwas erzählen lassen, der vier Wochen in Moskau oder in Leningrad gewesen ist. Da ist es viel nützlicher, sich eine bolschewistische Zeitung, z. B. die Iwestija, zu abonnieren, denn in diesen Zeitungen, die die Selbstkritik des Systems eifrig pflegen, ist für den, der zwischen ihren Zeilen zu lesen gelernt hat, sehr viel Wahrheit zu finden.

Wer jedoch selbst etwas wenigstens für den Tag Gültiges, über Sowjetrußland sagen will, muß mindestens ein Jahr in diesem Lande reisen, muß nicht nur die Hauptstädte sondern auch das flache Land und die entlegene Provinz aufsuchen; er muß vor allem den Westen vergessen und sich in den so wesensverschiedenen Osten einfühlen. Wenn er dann mit gewissenhafter Kühle und strenger Selbstkritik zu Urteilen kommt, wird er sich vor Verallgemeinerungen hüten und sich bewußt sein, daß er für die Zukunft unbedingt Gültiges auch unter diesen Voraussetzungen nicht gesagt hat.

Die folgenden Ausführungen sind diesem kritischen Geiste entsprungen. Wenn sie deshalb nicht so sensationell aussehen wie die üblichen Rußlandschilderungen, so dürften sie vor diesen die Eigenschaft der Zuverlässigkeit voraushaben.

Führer und Geführte

Der Verwaltungsapparat des Roten Reiches unterscheidet sich in seinem Aussehen wenig von dem anderer Länder. Er ist stark bureaukratisch, und nur in wenigen Abteilungen und in wenigen Köpfen ist etwas von dem geistigen Schwung zu spüren, von dem man sich Revolutionäre und Propheten beseelt denkt. Die große Masse der Staatsfunktionäre, die in den höheren Ämtern auch meist kommunistische Parteimitglieder sind, scheint in langjähriger Amtstätigkeit etwas eingeschlafen zu sein und das Amt um des Amtes wegen, weniger im Hinblick auf die idealen Ziele zu lieben. Allerdings kann man auch heute noch eine ganze Reihe von Leuten kennen lernen, die ihre Revolutionsbegeisterung und den Glauben an das Hohe ihrer Sache unverändert bewahrt haben. Das sind die Leute, die jene ungeheuren Kraft- und Energieleistungen vollbringen, ohne welche es dem Bolschewismus niemals gelungen wäre, binnen 7 Jahren einen Staat zu zerstören und wieder aufzubauen, so wie er heute dasteht: Verwaltungstechnisch stabil und durchorganisiert.

Die Kraftleistung des Leninismus wird um so erstaunlicher, wenn man die Köpfe, die sie vollbracht haben, ansieht. Es sind wenige in unserem bürgerlichen, europäischen Sinne normale und sympathische Erscheinungen unter ihnen. Mit vereinzelten Ausnahmen scheinen die führenden Bolschewiki Leute zu sein, die früher einmal irgendwie im Leben Schiffbruch erlitten haben. Leute, die zum großen Teil der alten führenden Klasse angehörten und mit ihr aus Gründen, die nicht immer in revolutionärer Gesinnung wurzelten, in Konflikt geraten sind: entlassene Beamte und Offiziere, verarmte Kaufmannssöhne, von der Universität weggeschickte Studenten, schlecht behandelte Juden; viele mit körperlichen Gebrechen und geistigen Eigenarten.

Man sollte beim Studium der russischen Revolution mehr auf die Tatsache achten, daß von ihren ursprünglichen Trägern nur wenige aus dem Proletariat, d. h. aus dem Arbeiterstand und dem Landarmentum, hervorgegangen sind. Der Bolschewismus unterscheidet sich dadurch wesentlich von den Arbeiterbewegungen des Westens, die, von den englischen Trade Unions an, zum größten Teil aus der Arbeiterschaft herausgewachsen und von Arbeitern geführt worden sind, auch wenn sie ihren Ideengehalt aus bürgerlich-ideologischem Lager, aus dem Marxismus, bezogen haben. In die russische Arbeiterschaft ist der revolutionäre Geist von jenem oben geschilderten Klüngel von außen hineingetragen worden, der seine Ideale und seine Rezepte in russischen und ausländischen intellektuellen Verschwörerzirkeln ausbrütete.

Der erste, der die russische Revolution theoretisch erfaßte, Fritz Gerlich[1]), hat auch praktisch recht behalten, wenn er den Bolschewismus als „Konsequenz des Marxismus" darstellte. So haben auch die Bolschewiki recht, wenn sie Lenin als den einzigen wahren Nachfolger von Karl Marx bezeichnen und den Sozialisten der II. Internationale Abtrünnigkeit vorwerfen.

Wir haben in den ersten Jahren der russischen Revolution geirrt, wenn wir Lenin und Trotzky und womöglich noch andere in einem Atemzug nannten. Man muß allerdings den Leninkult in Rußland gesehen haben und die Vorgeschichte der russischen Revolution kennen, um zu ermessen, wie ausschließlich dieses weltgeschichtliche Ereignis Produkt des Kopfes und des Willens Lenin ist. Lenin wäre nicht das Genie gewesen, das er tatsächlich war, wenn sein Staat, wie manche erwartet haben, nach seinem Tode zusammengebrochen wäre. Es scheint zwar richtig zu sein, daß keiner der heutigen bolschewistischen Führer auch nur annähernd das Ausmaß Lenins erreicht, aber Lenin dürfte sich dessen selbst bewußt gewesen sein: wohl aus diesem Grunde hat er im bolschewistischen Staatssystem eine Form geschaffen, die, stählern

[1]) Vgl. Januarheft 1919 der S. M. „Bolschewismus".

und elastisch, seinen kleineren Nachfolgern auf lange hinaus eine Stütze bieten konnte. (Auch Bismarcks europäische Konstruktion ist nicht unmittelbar nach seinem Tode zusammengebrochen.)

Man kann vielleicht sagen, daß, schematisch betrachtet, an Lenins Stelle das Neun-Männer-Komitee, das Politbureau, getreten ist und daß dieses seine Aufgabe lediglich darin sieht, den Leninismus zu interpretieren. Der zeitweilige Hader im Politbureau, der vor einem Jahre zur Ausschaltung Trotzkis und jetzt zu der Sinowjews geführt hat, ist bisher weniger ein Kampf um die Macht als ein ängstlicher Streit darüber gewesen, was Lenin in der oder jener Lage des Regimes getan hätte.

Sowjetrußland ist ein Klassenstaat. Die Führerklasse haben wir zu skizzieren versucht. Sie ist nicht identisch mit der kommunistischen Partei, der tatsächlichen Trägerin der Staatsgewalt. So klein die Zahl der eingeschriebenen Parteimitglieder auch ist (etwa 500000), so ist es doch nicht so, daß alle russischen Kommunisten auch nur *den* Einfluß auf Gesetzgebung und Regierung ausübten wie jeder simple Wähler eines demokratischen Landes. Wohl wird die Führerschaft auch hier von unten herauf gewählt, d. h. die einzelnen Parteizellen in den Betrieben und in den Gemeinden wählen ihren Ausschuß, diese Ausschüsse die Gouvernementausschüsse usw. bis zum Zentral-Exekutiv-Komitee in Moskau hinauf, aber in Wirklichkeit werden die Kandidatenlisten doch meist von den oberen Parteiinstanzen den nächst unteren vorgeschlagen, so daß es kaum möglich ist, Leute an die Spitze hinauf zu wählen, die dem Politbureau nicht passen. Wir haben gerade in den letzten Monaten, bei der Abhalfterung Sinowjews, gesehen, daß die Zentralgewalten der Partei ungebärdige Provinzorganisationen mit derben Worten oder durch Maßregelung ihrer Führer zur Raison zwingen oder sie auflösen, wie es mit verschiedenen Jugendorganisationen der Partei Anfang Februar 1926 geschehen ist. Es gibt also nicht einmal innerhalb der bolschewistischen Partei etwas wie eine Demokratie.

Abhängiger aber noch als die Masse der russischen Kommunisten sind die Arbeiter und Bauern, die formellen Träger der Staatsgewalt. Weder in der russischen Verfassung noch in irgendeinem Gesetz gibt es eine bolschewistische Partei. Die von Arbeitern und Bauern gewählten Räte sind die angeblichen Herrscher des Landes. Hier ist sogar schon das Wahlsystem komisch. Nicht nur, daß es ebenso wie die Wahlordnung der Partei Instanz für Instanz wählt, so daß die Urwähler, d. h. das arbeitende Volk, auf die Auswahl der Staatsführer überhaupt keinen Einfluß mehr haben; es ist sogar so, daß die Stimmen der Urwähler verschieden bewertet werden: die städtischen Stimmen zählen fünfmal so viel wie die ländlichen; die Arbeiter werden also fünfmal so hoch bewertet wie die Bauern. Hier zeigt sich schon rein äußerlich, wie hohl die Phrase von der „Arbeiter-Bauern-Republik" ist. Wenn die Arbeiter schließlich noch das Gefühl haben können, daß der Sowjetstaat ihr Staat ist, da er sich bemüht, ihnen in erster Linie seine Erfolge zugute kommen zu lassen, so ist das keineswegs bei den Bauern der Fall. Der bolschewistische Staat hat in den abgelaufenen acht Jahren seines Bestandes nicht nur nicht *für* die Bauern gelebt, sondern er hat *von* ihnen gelebt, auf ihre Kosten, von ihrem Schweiße. Der russische Bauer war bisher die Melkkuh des Bolschewismus, und es scheint, daß er sich dessen bewußt ist. Die Bauernfragen sind es denn auch, die dem heutigen Sowjetrußland die größten Sorgen bereiten, und die Führer scheinen vor einem Jahre zu der Einsicht gekommen zu sein, daß ein Weiterarbeiten auf der bisherigen bauernausbeuterischen Grundlage unmöglich geworden ist. In Erkenntnis dieser Lage hat Moskau im Frühjahr 1925 den größten Sprung seit Beginn der Revolution gemacht: es hat „das Dorf entfesselt", d. h. den Steuerdruck gemildert, die Zwangseintreibung der Ackerfrüchte eingestellt, den bäuerlichen Privathandel erlaubt und das Wahlrecht etwas gemildert, um nur einige dieser folgenschweren Maßnahmen zu nennen. Daß diese liberalere Bauernpolitik es nicht vermocht hat, im Erntejahr 1925 die Bauern zu willigeren Mitarbeitern am Roten Staate zu gewinnen, daß die Bauern ihr Getreide gar nicht oder nur zu Preisen hergaben, die eine Ausfuhr unmöglich machten, das ist ein furchtbarer Schlag für Moskau gewesen. Trotz dieser Enttäuschungen soll auf dem neuen

Wege weitergegangen werden. Die Bolschewiki haben, entgegen ihrer sonstigen Gepflogenheit der Schönfärberei, offen bekannt, daß sie selbst den Mißerfolg der neuen Dorfpolitik verschuldet haben: weil es ihnen nicht gelang, die Staatsindustrie genügend leistungsfähig zu machen, um den bäuerlichen Warenhunger zu befriedigen.

Die Reste der alten städtischen Bourgeoisie, die im Gegensatz zu ausländischen Ansichten in Rußland noch beträchtlich sind, bilden keine Gefahr mehr für den Bestand des Regimes. Der russische Bürger der alten Zeit ist in achtjähriger Verfolgung mürbe geworden. Man kann nicht jahrzehntelang nur trauern und Trübsal blasen. Der russische Bourgeois von ehemals ist heute im Durchschnitt froh, wenn ihn der Staat an einer seiner zahllosen Futterkrippen mitessen läßt. Freilich gibt es noch Leute, die leise auf einen raschen Sturz des Regiments hoffen, aber selbst diese wenigen denken dabei nur an ein Eingreifen von auswärtigen Mächten. Die große Masse der alten Intelligenz ist der Ansicht, daß eine langsame Entwicklung des Rätestaates zu liberaleren wirtschaftlichen und politischen Methoden und Einrichtungen das Wahrscheinlichste sein wird.

Das Institut der Tscheka (Tschreswitschainaja kommissia = Außerordentliche Kommission) ist eine Einrichtung aus der Zarenzeit, der Ochrana (= Schutz) nachgebildet und wie diese eine politische Geheimpolizei. Während aber die Ochrana keine eigene Gerichtsbarkeit besaß, ist die Tscheka befugt, selbst Urteile zu fällen und zu vollstrecken, allerdings nur zwei Arten von Urteilen: Todesstrafe und Deportation. Diese Beschränkung ist jedoch belanglos, da die Tscheka, wenn sie ihr Opfer nicht gerade verschicken oder erschießen will, es beliebig lange in „Untersuchungshaft" behält. Die Tscheka macht keinen Versuch, aus ihrer Hauptaufgabe, der Einschüchterung des Volkes, ein Hehl zu machen, im Gegenteil: ihre Methoden sind sorgfältig und bewußt auf Terrorisierung abgestellt. So verhaftet sie z. B. nur selten öffentlich, d. h. in der Familie oder im Beisein von anderen Leuten, sondern verfolgt ihr Opfer im geheimen, bis sie es in irgendeinem Straßenwinkel einmal allein antrifft. Den Angehörigen der Verhafteten wird in der Regel keine Mitteilung von der Verhaftung gemacht und auf Anfrage, ob eine Verhaftung erfolgt sei, auch keine Auskunft erteilt. Gründe für die Verhaftung werden häufig nicht einmal dem Verhafteten selbst angegeben. Wenn man die Tscheka mit der mittelalterlichen Inquisition verglichen hat, so tut man der letzteren unrecht: denn die Inquisitoren waren gehalten, ihre Häftlinge vor ein, wenn auch geheimes Tribunal zu stellen. Die Tscheka hat das nicht nötig. Sie hat weder ein Gerichtsverfahren noch teilt sie den Verurteilten Urteil und Begründung mit. Im Tschekagefängnis an der Lubianka in Moskau ist es z. B. so, daß der heimlich bereits Verurteilte aus der Zelle herausgeholt wird mit der Begründung, er solle wieder verhört werden. Er muß vorausgehen und bekommt Weisung, in den oder jenen Raum einzutreten. In dem Augenblick, in dem er die Schwelle des Raumes überschreitet, wird er von hinten mit dem Revolver erschossen. Da diese Darstellung von verschiedenen Leuten in gleicher Form gegeben wird, kann man an ihrer Richtigkeit nicht gut zweifeln.

Der terroristische Zweck der Tscheka wird, wie jeder Rußlandreisende bestätigen kann, erreicht. Es gibt kein Wort der russischen Sprache, das eine gleich faszinierende Wirkung auf den russischen Staatsbürger hat wie das Wort Tscheka. Sie ist die Macht, die Tag und Nacht ihren unsichtbaren, fürchterlichen Arm über ihn hält und jede Regung der Opposition im hintersten Winkel seiner Seele zurückhält. Nichts hat so zur Demoralisierung des russischen Volkes beigetragen wie die Tscheka, weil diese nicht nur jeden Einzelnen bedroht, sondern ihn zwingt, seine Freunde und Verwandten durch Aussagen zu gefährden. Dieses System hat die von Natur schon mißtrauischen Russen zur Unaufrichtigkeit und Gewissenlosigkeit erzogen.

Die sich langsam mehrenden Gerüchte über Konflikte zwischen der Tscheka und dem Rat der Volkskommissare und die allgemeine Entwicklungstendenz zur Mäßigung lassen hoffen, daß auch die Methoden der Tscheka mit der Zeit abgemildert werden. Ihren Namen, der im Auslande einen allzu schlechten Klang bekommen hat, hat sie bereits seit längerer Zeit in „G.P.U." verwandelt (Gosudarstwennoe Polititscheskoe

Uprawlenje); d. h. „Staatliche politische Verwaltung" und klingt etwas harmloser. Die G.P.U. als „Staat im Staate" zu bezeichnen, trifft nicht den Kern, denn sie macht keine eigene Politik. Sie besitzt jedoch eine eigene Armee von ungefähr 250000 Mann, die mit allen Waffen ausgerüstet ist: Artillerie, Flieger, Pioniere usw. Es ist uns nicht ganz klar, was diese G.P.U.-Armee (die im Kriegsfalle dem Kriegsminister untersteht) für einen Sinn im Rahmen der G.P.U. hat; denn ihre Mannschaften sind nicht ausschließlich Parteiangehörige, sondern werden, wie die der Roten Armee, aus allen Schichten der Bevölkerung rekrutiert. Wahrscheinlich stellt sie eine Art von Gardetruppe dar.

Die Rote Armee macht, soweit man es von außen beurteilen kann, einen guten Eindruck. Das prächtige Menschenmaterial des russischen Bauernvolkes läßt die Truppe frisch und gesund erscheinen. Die Bewaffnung ist modern, die Großkampfausrüstung jedoch (Tanks, schwere Artillerie, Flieger) spärlich. In der Roten Armee dienen zahlreiche frühere zaristische Offiziere, die aber meist niedrigere Kommandostellen bekleiden als im alten Heer. Gewöhnlich, besonders soweit sie verantwortliche Posten haben, ist ihnen ein sogenannter politischer Offizier beigegeben, der sie überwacht und für die Erziehung der Soldaten zu guten Kommunisten sorgen soll. Wiederholt haben führende Bolschewiki gesagt, daß es ihnen bei der Roten Armee nicht so sehr auf eine Truppe ankomme, die mit modern bewaffneten Großmächten kämpfen kann, als auf ein Instrument zur revolutionären Erziehung der bäuerlichen Jugend. Das dürfte der Wahrheit entsprechen. In den Kasernen und großen Sommerlagern der Armee sieht man mehr politische Propaganda- als militärische Einrichtungen. Jede Kompagnie hat ihr eigenes Unterrichtszelt, ihre „Leninecke" (eine Art von Hausaltar), ihre „Wandzeitungen" usw. Ob dieser in der Idee zweifellos vortreffliche Propaganda-Apparat bei den auf ihr Dorf heimkehrenden Reservisten nachhaltige Wirkung ausübt, ist heute noch kaum zu beurteilen[1]).

Die Nationale Tatenpolitik

Ein Wort über die Stellung des Judentums in Sowjet-Rußland. Es ist richtig, daß die Zahl der Juden im politischen und wirtschaftlichen Apparat des Staates außerordentlich hoch ist. Jedoch hat das Regime, das sorgfältig die Volksstimmung beobachtet, einen gewissen Abbau des jüdischen Elements in der sichtbaren Führerschaft vorgenommen; darüber hinaus aber muß man sagen, daß das Regime selbst kein ausgesprochen jüdisches Gesicht trägt. Auch ist es nicht so, daß die Juden anders oder besser behandelt würden als andere Nationalitäten der Sowjetunion. Jüdische Bürger, Kapitalisten und Schieber werden genau so schlecht behandelt wie russische oder grusinische oder tatarische. Trotz des überlieferten russischen Antisemitismus besteht keine Judenfrage im europäischen Sinn; denn keinem Russen und keinem russischen Juden würde es einfallen, den letzteren als Nationalrussen zu bezeichnen; er ist eben Jude wie der andere Großrusse, der Dritte Ukrainer, Armenier usw. Die Vorherrschaft der Großrussen im alten Reich hat keine solche Verschmelzung der Nationalitäten gezeitigt wie im europäischen Westen.

Damit sind wir bei der Nationalitätenpolitik und scheuen uns nicht, zu sagen, daß die des Bolschewismus geradezu genial ist. Es kann keine Rede davon sein, daß die bolschewistische Pflege des Nationalstolzes dazu dienen solle, die einzelnen Völker gegeneinander auszuspielen und dadurch ungefährlicher zu machen. Natürlich widerspricht diese Pflege des Nationalstolzes dem kommunistischen Ideal und ist den Bolschewiki nur Mittel zu dem Zweck, die Einzelvölker, die besonders im asiatischen Süden vom Zarismus brutal unterdrückt wurden, dem System freundlich zu stimmen. Aber der Erfolg bleibt der gleiche: noch niemals sind die im russischen Reich vereinigten Völker so stolz auf ihr Volkstum gewesen wie heute. Die Ukrainer,

[1]) Über die Allgemeine Wehrpflicht und die militärische Jugenderziehung vgl. die Aufsätze von Ernst Drahn und Theodor Seibert im Aprilheft 1926 der S. M. „Militärische Schulung der Jugend im Ausland, S. 30 ff.

die Georgier, die Turktataren Aserbeidschans, die Turkmenen, die Sarten, die Kirgisen, die Armenier — sie alle fühlen sich, trotz der auch ihnen meist unsympathischen bolschewistischen Revolution, Moskau für die Nationalitätenpolitik verbunden. Es ist nicht damit getan, die Bolschewiki für ihre aufrührerische Propaganda in Asien zu schelten; die beste Propaganda haben sie mit ihrer Nationalitätenpolitik gemacht, die in einem krassen, für die Bolschewiki durchaus günstigen Gegensatz zur Unterdrückungspolitik der großen Mächte steht. Die Bolschewiki haben sich hier als bessere Psychologen erwiesen als die Staatsmänner in London, Paris und Rom.

Die Tendenzen der bolschewistischen Wirtschaft

Die Bolschewiki unter Führung Lenins waren der Ansicht, daß sich der sozialistische Staat nur aufbauen lasse, nachdem der alte kapitalistische völlig zerstört und atomisiert sei. Sie haben das in den Jahren von 1917 bis 1921 getan. Außer den Fabrikmauern und einem Teil der Maschinen ist kaum etwas stehen geblieben. Die Fabrikherren, die Kaufleute, die Ingenieure wurden getötet, vertrieben, abgesetzt. Als die Bürgerkriegszeit vorüber war und die Macht des Regimes gefestigt, war die nationale industrielle Produktion auf etwa 10% des Vorkriegsstandes gesunken. Wenn die Bolschewiki daher bei der Arbeiterschaft des Auslandes mit ihren riesigen Prozentzahlen über die wirtschaftlichen Fortschritte des kommunistischen Staates hausieren gehen, so verschweigen sie, daß diese Zahlen auf dem Tiefstand des Jahres 1920 aufbauen, den sie selbst herbeigeführt hatten. Man kann vielleicht sagen, daß die industrielle russische Produktion im ganzen heute 50% des Vorkriegsstandes erreicht hat. Wenn sie ehrlich wären, müßten die kommunistischen Propagandisten überdies gestehen, daß die industrielle Entwicklung Rußlands schon vor dem Kriege bescheiden war, den ungeheuren Naturschätzen und Volkskräften des Landes in keiner Weise entsprach. Erst in den letzten zwanzig Jahren vor dem Kriege hat die industrielle Entwicklung Rußlands eingesetzt, genährt von den französischen Rüstungsmilliarden.

Das, was heute in Rußland wieder erreicht worden ist, ist nahezu von selbst, ohne besondere Leistungen, wieder emporgewachsen, nachdem man die Kriege beendet hatte und die russische Erde wieder atmen ließ. Denn was im Einzelnen an bolschewistischen Wirtschaftsleistungen zu sehen ist, ist, abgesehen von der mit Energie durchgeführten Elektrifikation, zum größten Teil so dilettantisch und unpraktisch wie nur irgend möglich. Der ungünstige Eindruck, den die heutige Art der Bolschewiki, wirtschaftliche Unternehmungen aufzuziehen, macht, wird jedoch schon binnen weniger Jahre einem besseren weichen, denn mehr und mehr geben sie dem Druck der Warennot nach und bemühen sich, unter tapferem Verzicht auf kommunistisch-theoretische Prinzipien, die Produktion vorwärts zu treiben. Wenn auch noch keine Beweise für die Wiederzulassung privater industrieller Unternehmer vorhanden sind (die gesetzmäßig wieder möglich ist), so vermehren sich doch die kapitalistischen Arbeitsmethoden in den Staatsbetrieben. Der angeborenen Faulheit des russischen Arbeiters und seiner geringen Arbeitsintensität wird jetzt mit Mitteln begegnet, die nicht marxistisch, sondern amerikanisch sind: Akkordlohn und Gewinnbeteiligung für die Arbeiter, hohe Gehälter und Prämien aller Art für die Vorarbeiter, Techniker und Ingenieure. Alle intelligenten Kräfte des Landes werden heute wieder gesammelt und angestellt, nachdem die Bolschewiki erfahren haben, daß proletarische Gesinnung der Produktion nicht förderlich, häufig aber hinderlich ist. Gewiß stehen noch heute an der Spitze der Betriebe „rote Direktoren", d. h. ehemalige Arbeiter und Parteimitglieder, aber ihnen zur Seite stehen bereits überall die „weißen Direktoren", meist gelernte alte Ingenieure. Der „Spez", das ist der Spezialist, ist eine der bedeutendsten Persönlichkeiten im Sowjetreich geworden, wobei das Spezialistentum meistens schon beim gelernten Arbeiter beginnt. Die „Speze" beziehen Gehälter und Löhne, die selbst nach unseren Begriffen ansehnlich sind, im Gegensatz zu den Löhnen der gewöhnlichen Arbeiter, die immer noch stark hinter unseren Arbeitslöhnen zurückstehen — absolut und in bezug auf die Kaufkraft! In die Staats-

betriebe auch wieder kaufmännisches Denken hineinzubringen, ist gleichfalls eine Aufgabe, für die der Bolschewismus gegenwärtig Mühe aufwendet.

Die Unrentabilität der russischen Wirtschaft rührt zum Teil auch daher, daß viele Mittel und viel Energie zu ihrem propagandistischen Aufputz verschwendet werden: es ist z. B. nicht einzusehen, warum jedes kleine russische Nest amerikanische Feuerlöschzüge haben soll, wenn es den Fabriken noch am notwendigsten Installationsmaterial fehlt. Bürgerliche Gehirne werden auch kaum begreifen, warum man in Moskau mit ungeheuren Kosten eine riesige Automobilfabrik baut, in der alles, vom Roherz aus, hergestellt wird, während die Erzlager und die Kohle im Donbassin, 1500 km von Moskau entfernt, liegen, und das Rohmaterial auf der Achse herangebracht werden muß. Die Hauptsache ist eben auch hier, daß die Fabrik großartig aussieht und für Ausländer bequem zu besichtigen ist.

Die über den Umfang der russischen Rüstungsindustrie im Ausland umlaufenden Gerüchte sind übertrieben. Sie sind es zum mindesten in bezug auf den Flugzeugbau; hier kann man überhaupt vorläufig wohl kaum von einer russischen Eigenindustrie sprechen. Die große Masse der russischen Flugzeuge ist deutscher Herkunft. So hat z. B. die von der Firma Junkers in Moskau errichtete mustergültige Flugzeugfabrik etwas über hundert Apparate an die Rote Armee geliefert. Was an russischen selbstgebauten Flugzeugen vorhanden ist, sind dürftige Nachbildungen älterer, meist englischer Typen. Der Flugmotorenbau steckt in den Kinderschuhen. Gerade auf dem Gebiet technischer Leistungen muß empfohlen werden, russischen Gerüchten gegenüber skeptisch zu sein. Der phantasievolle Russe ist zwar zu Erfindungen wohl befähigt, aber zu wenig energisch, um technische und wirtschaftliche Ideen rasch und ausgiebig zu verwirklichen. Er beweist in diesen Dingen eine groteske Unfähigkeit.

Hier mag ein Wort über den Spieltrieb eingeschaltet werden, der der russischen Psyche eigen ist und bei den temperamentvollen Bolschewiki in besonderer Blüte steht. Was in diesem Lande in den letzten acht Jahren zusammenexperimentiert worden ist, wie unzählige Male auf den verschiedensten Gebieten die Richtung geändert und dieselbe Sache immer wieder anders aufgezäumt worden ist, das zu schildern muß einem Satyriker vom Ausmaß Bernhard Shaws vorbehalten bleiben. Aber in dieser Energie verschleudernden Schwäche des Systems liegt auch eine Stärke: als schlecht oder unpraktisch Erkanntes wird viel unbekümmerter über Bord geworfen als in den bedächtigeren und schwerfälligeren alten Staaten.

Man kann nicht generell den deutschen Wirtschaftsführern sagen: „Nehmt Konzessionen in Rußland“ oder „nehmt keine“. Man kann ihnen nur sagen, daß der Abschluß eines Konzessionsvertrages eine ungeheure Geduld, größte Vorsicht und Sicherungen nach möglichst vielen Seiten voraussetzt. Es gibt heute Konzessionäre, landwirtschaftliche und industrielle, die erklären, man könne, wenn man nicht 100% verdienen wolle, ganz gut mit den Bolschewiki arbeiten. Am günstigsten sind wohl gemischt-wirtschaftliche Konzessionen, d. h. solche, an deren Erfolg die russische Wirtschaft unmittelbar interessiert ist. Jedenfalls ist es notwendig, daß die deutsche Wirtschaft — bei aller Vorsicht — ihre Beziehungen zur russischen Wirtschaft soweit wie möglich ausbaut, und sei es unter vorläufigem Verzicht auf Gewinne.

Ein kluger Kenner des alten und des neuen Rußland sagte einmal, das neue sei ungefähr der gleiche Gewaltstaat, wie es das alte gewesen war, und viel mehr als die Vorzeichen hätte sich nicht geändert; aber das geschichtliche Verdienst der Bolschewiki sei es, daß sie die fast noch im Urschlaf liegenden großen Volksenergien des Ostens geweckt hätten und die riesigen Naturschätze des nördlichen Asiens zu mobilisieren begännen. Wenn dieser Mann recht hat, dann braucht die Notwendigkeit der deutschen wirtschaftlichen Einfühlung in den neuen Osten nicht bewiesen zu werden. Schon jetzt sehen wir, daß trotz Stümperei und Spielerei, trotz größter Kapitalnot und mangelndem technischen Können, die wirtschaftliche Entwicklung vorwärts schreitet. Wir beobachten von Monat zu Monat deutlicher, daß die kapitalistischen Staaten einschl. Amerikas dem östlichen Wirtschaftskomplex nicht mehr

so gleichgültig und ablehnend gegenüberstehen wie noch vor einem Jahre. Es genügt auf die langfristigen Lieferungskredite der britischen Industrie hinzuweisen, die gewiß alles weniger denn bolschewistenfreundlich gesinnt ist, und auf die umfangreichen amerikanischen Engagements unter eigener und unter deutscher Flagge. Radek, der geistreiche Schwätzer, hat einmal ein prophetisches Wort gesagt: „Der russische Bauer braucht nur zwei Zentimeter tiefer zu pflügen, um die Getreideversorgung der Welt völlig umzustoßen." Man braucht nicht so weit zu gehen wie der naive General von Schoenaich, der — ein typischer Vertreter jener eingangs gekennzeichneten Vierwochen-Reisenden — aus diesem Bonmot herausgerechnet hat, daß dann jeder Mensch auf der Erde täglich soundso viel Gramm Brot mehr essen könne; aber wohl kann man sagen, daß das russische Volk, wenn es die impulsiven Rippenstöße des Bolschewismus in eine anders geartete Wachheit umsetzt, binnen einigen Jahrzehnten von 120 auf 220 Millionen Menschen gewachsen sein wird. Kurz: der Osten ist angekurbelt und wird in Gang kommen.

Ob der kommende Osten ein bolschewistisches Gesicht tragen wird oder nicht, wird wesentlich davon abhängen, ob die nächsten Jahre folgender These recht geben werden: „Der Aufbau Sowjet-Rußlands vollzieht sich im gleichen Tempo wie der Abbau des bolschewistischen wirtschaftlichen Sozialismus." Wenn man bedenkt, daß das System vor acht Jahren rein kommunistisch begonnen hat, ohne Geldgebrauch, Privatwirtschaft, und daß heute Überstunden, Akkordlöhne, Prämiensystem, Gewinnbeteiligung, Banken, Trusts, ausländische Konzessionen bestehen, dann kann man höchstens noch von Staatskapitalismus reden. Von einer völligen Wiederherstellung bürgerlich-kapitalistischer Verhältnisse wird allerdings in Rußland keine Rede sein können, umsoweniger, als auch in den alten kapitalistischen Staaten unter bürgerlichen Regierungen wirtschaftliche Umwälzungen vor sich gegangen sind, die sehr stark nach Sozialismus oder doch nach wirtschaftlicher Hypertrophie des Staates riechen. Es wird vielleicht so sein, daß beide Wirtschaftssysteme, das kapitalistische und das sozialistische, einander etwas entgegenkommen werden. Den größeren Weg allerdings wird das bolschewistische System zu machen haben. So wie wir die Mehrzahl der Bolschewiki einschätzen, würden sie an einer solchen Entwicklung nicht Kummers sterben, wenn sie nur an der Macht bleiben.

Wird der Bolschewismus leben?

Die antibolschewistische Propaganda in Europa hat sich zu lange und zu ausschließlich auf äußerliche Dinge, wie den Terror, eingestellt, sie hat den Untergang des Bolschewismus zu oft prophezeit, als daß die europäischen Arbeiter ihr noch besonders zugänglich sein könnten. Die früheren Übertreibungen haben der III. Internationale das Spiel erleichtert. Die blinde Lobhudelei, der auch ein Teil der bürgerlichen Presse heute frönt, wirkt im gleichen Sinne. Überdies besitzt die III. Internationale in den von ihr begründeten, bezahlten und kommandierten kommunistischen Parteien der europäischen Länder ein Instrument, wie es kaum je die Propaganda eines fremden Staates besessen hat: sind doch die kommunistischen Parteien als legale parlamentarische Fraktionen an der Gesetzgebung der Staaten unmittelbar beteiligt. Aufklärung der europäischen Massen über das wahre Gesicht des Bolschewismus und vor allem über die unsozialistische Entwicklung, die er genommen hat, wird noch dadurch besonders behindert, daß diejenige europäische Presse, die am meisten Gehör bei den breiten Massen findet, das ist die sozialdemokratische, über keine unmittelbaren Nachrichtenquellen in Sowjet-Rußland verfügt, weil ihre Vertreter dort nicht zugelassen werden. Da sie aus bürgerlichen Zeitungen nicht gern etwas abdruckt, ist sie fast ausschließlich auf die menschewistische Emigrantenliteratur angewiesen, die ihrerseits meist wieder aus Quellen zweiten Ranges schöpft. Sie sollte bei Bekämpfung der kommunistischen Propaganda lieber nicht mehr so viel von der Tscheka als davon reden, was am bolschewistischen System nicht proletarisch, nicht arbeiterfreundlich bzw. nicht arbeiter-

günstig ist. Man sollte davon reden, daß es in Sowjet-Rußland wieder elegante Hotels für Wohlhabende bzw. Vielverdienende und Kaschemmen für das Volk gibt, man sollte sagen, daß Staats- und Parteifunktionäre und kapitalistische Ausländer im Roten Reich auf Schiff und Eisenbahn wieder I. Klasse fahren, während der gewöhnliche Arbeiter und Bauer III. Klasse bzw. Zwischendeck reist. Man sollte die unmenschlichen Wohnungsverhältnisse in den Großstädten schildern und das grenzenlose Elend der Hunderttausende von verwilderten obdachlosen Kindern, man sollte sagen, daß der russische Arbeiter nicht mehr nach Zeit, sondern nach Leistung bezahlt wird, daß in den russischen industriellen Betrieben Überstunden gemacht werden (über den Achtstundentag hinaus), man sollte sagen, daß etwa nur ein Viertel der Arbeitslosen unterstützt wird und zwar nur etwa halb so hoch wie in Deutschland, und dergl. mehr. Vor allem sollte man peinlich bei der Wahrheit bleiben und ausschließlich bolschewistische Zeitungen zitieren, in denen man, wie früher schon gesagt, über alle diese Dinge genügend Material und Kritik findet.

Mit der Kritik am Bolschewismus allein aber wird es nicht getan sein. Indem man der Arbeiterschaft den Glauben an den Sozialismus an Hand seiner russischen Verwirklichung zerstört, untergräbt man auch ihren Glauben an den Sozialismus überhaupt bzw. an die Führerschaft der II. Internationale, an die Sozialdemokratie. Es ist zweifelhaft, ob die Sozialdemokratie als Arbeiterführerin überhaupt noch zu retten ist, denn ihre Hauptschwäche im Kampf mit dem Kommunismus ist die, daß sie selbst nicht mehr an den Sozialismus glaubt. Die praktische Politik der europäischen Sozialdemokratie geht nicht mehr marxistischen Zielen nach, sondern kleinbürgerlichen. Damit wäre sie ein funktionell wertvolles Instrument echter Sozialpolitik geworden, deren Ziel die Verbürgerlichung des vierten Standes ist. Solange es aber die Sozialdemokratie nicht wagt, ihren Anhängern offen zu sagen: ihr sollt Kleinbürger werden mit allen Aufstiegsmöglichkeiten für die tüchtigsten eurer Kinder, solange wird sie in der Gefahr leben, von der bolschewistischen Agitation aufgerieben zu werden.

Aber nicht die II. Internationale allein wird die Frage, ob der Bolschewismus fortleben werde, zu beantworten haben. Es wird darauf ankommen, ob das europäische Bürgertum die Zeichen der Zeit zu erkennen imstande ist. Die europäische Arbeiterbewegung ist im Grunde nichts anderes als die bürgerlich-revolutionäre Welle um die Wende des 18. Jahrhunderts, die auch erst mit Erreichung der Gleichberechtigung des aufsteigenden Standes verebbte. Was aber den Arbeiterangriff auf die Gesellschaftsordnung verwickelt macht, ist der Umstand, daß der vierte Stand nicht so sehr um die ideelle Gleichberechtigung als um die Erreichung der Lebenshaltung der anderen Stände zu kämpfen hat; politische Vorrechte sind verschwunden, aber die soziale Gleichheit ist nicht hergestellt, weil der Arbeitermasse die materiellen Mittel fehlen (ihrem größeren Teil wenigstens) um bürgerlich zu leben. Der arbeiterfremde Marxismus hat diesen Umstand benutzt, um die Arbeiterbewegung aus ihrer natürlichen Richtung abzulenken; das wahre Ziel des Arbeiters, das Bürgerwerden, ist aus seinem Oberbewußtsein verschwunden und hat dem Klassenkampf mit dem Ziel politischer Herrschaft Platz gemacht.

Auf der anderen Seite ist leider das Denken des Bürgertums so von kaufmännischen Kalkulationsmethoden beherrscht, daß es die Forderung der sozialen Entwicklung, den Arbeitern einen größeren Anteil am Reinertrag der Produktion zu geben, ablehnen zu können glaubt. Die Ausrede, daß die gegenwärtige Wirtschaftslage eine Besserstellung der Handarbeiter nicht erlaube, wird von diesen nicht anerkannt, da sie auf Zeiten der Hochkonjunktur hinweisen können, in denen ihr Anteil am Gewinn auch nicht größer gewesen ist. Es wird auf die Dauer schwer halten, selbst berechtigte Sparsamkeit am Arbeitslohn gegen die natürliche Stoßkraft der aufstrebenden Arbeitermassen zu verteidigen. Neue Wege müssen gefunden werden, wenn die soziale Bewegung nicht Revolution werden soll.

Die Zukunft nationaler Bewegungen vorauszusagen ist ein schwieriges Ding; denn bei ihnen spielen oft geistige und seelische Störungen sowie Persönlichkeitswerte eine ausschlaggebende Rolle. Soziale und wirtschaftliche Entwicklungen sind leichter abzuschätzen, denn sie folgen primitiven Gesetzen. Im bolschewistischen System kreuzen sich diese beiden Hauptimpulse geschichtlichen Werdens. Auch der kommunistische Staat hat den Druck der primitiven wirtschaftlichen Kräfte empfunden. Daß er diesem Drucke nachgab, daß er nicht starr an seiner utopischen Wirtschaftsform festhält, ist eine für die Beurteilung der Zukunft Sowjet-Rußlands wichtige Tatsache. Sie allein schon könnte als Antwort für die Frage genügen, warum das so oft totgesagte bolschewistische Rußland immer noch lebe.

Der Bolschewismus als Wirtschaftssystem lebt heute in erster Linie deshalb noch, weil er nicht mehr der ursprüngliche Bolschewismus ist, wie wir ihn aus den ersten Jahren der russischen Revolution kennen. Daß der Bolschewismus auch als politisches System Lebensfähigkeit bewiesen hat, liegt zum Teil daran, daß seine Methoden, über die wir an anderer Stelle gesprochen haben, für die Völker Rußlands nicht alle neu gewesen sind. Der ordenhafte Aufbau der herrschenden kommunistischen Partei und das Tscheka-Institut ermöglichen in diesem dünn besiedelten Lande eine Überwachung aller Regungen der Volksseele, ja fast jedes einzelnen Staatsbürgers. Die geringe Bildung und die noch geringere Energie des Durchschnittsrussen machen Verschwörungen in diesem Lande schwierig.

Nichts ist bezeichnender für die Festigkeit des jetzt Bestehenden als die Mittel, von denen die Feinde des Bolschewismus seinen Sturz erhoffen: die in Rußland hoffen auf eine Intervention auswärtiger Mächte, und die im Ausland erwarten eine Gegenrevolution in Rußland. Wenn man sich erinnert, daß beide Mittel zusammen, ausländische Interventionen und mächtige innere Gegenrevolutionen, nicht einmal in den Jahren von 1918 bis 1921 den Bolschewismus zu stürzen vermochten, als er noch in den Kinderschuhen steckte und verwaltungsmäßig völlig unorganisiert war, woraus schöpft man dann noch die Hoffnung, ihn heute, als straff organisierte Macht, mit solchen Mitteln zu besiegen?

So wie die Dinge liegen ist ein plötzlicher Sturz der roten Herrschaft nur dann zu erwarten, wenn die oberste Führerschaft selbst sich ernstlich in die Haare geriete. Das Reich Lenins ist zwar nicht so sehr auf einen Einzelnen zugeschnitten, wie das alexandrinische oder das napoleonische Weltreich es war. Aber Diadochenkämpfe würden auch ihm gefährlich werden, denn sie würden alle inneren und äußeren Feinde des Sowjetreiches zu neuen Umsturzversuchen anspornen. Wenn wir also die bolschewistische Herrschaft für die Gegenwart und die nähere Zukunft als gesichert ansehen müssen, so ändert sich das Bild, wenn wir weiter vorausblicken. Wie werden die künftigen Führer aussehen? Was wird aus der Jugend, die jetzt unter der bolschewistischen Erziehung heranwächst und diese künftigen Führer stellen soll?

Die Bolschewiki wissen, welche Bedeutung die Jugend für ihre Zukunft hat, und wenden ihrer Erziehung deshalb mehr Aufmerksamkeit zu als irgend etwas anderem. Sicher haben sie die Zahl der Schulen gewaltig vermehrt und in der Verminderung der Analphabetenzahl große Erfolge erzielt. Die neue Generation wird auch weder so stumpfsinnig noch so schmutzig sein, wie es die alte besonders auf dem Lande ist. Aber diese Jugend wird, buchstäblich vom Säuglingsalter an, so vollgestopft mit kommunistischer Propaganda, daß man sich nicht vorstellen kann, wo diese Kinder und Halbwüchsigen noch Zeit für ernstliches Studium herbringen sollen. Wenn man das anmaßende und selbstbewußte Gebahren der kleinen Knirpse sieht und den Schatz an Propagandaphrasen hört, von dem sie überquellen, dann kann man sich wohl denken, daß aus ihnen zwar einmal ausgezeichnete Bolschewiki hervorgehen werden, daß ihnen aber das Maß von Kenntnissen geistiger Schulung und Selbstbeherrschung fehlen wird, das die alten Bolschewiki aus bürgerlicher Herkunft und bürgerlicher Erziehung besitzen. Diese Kinder lernen vor allem eines nicht — gehorchen! Jedoch: es gibt kaum anpassungsfähigere Menschen als die heutigen

Führer Rußlands; wer weiß daher, ob nicht auch binnen kurzem die Erziehungsmethoden radikal geändert werden?

Und schließlich soll man nicht vergessen, daß der Bolschewismus nur ein Glied jener Kette von großen Bewegungen ist, die seit der hunnischen Frühzeit stoßweise über die Fläche des asiatischen Kontinents gebraust sind. Er trägt die Merkmale seines Ursprungslandes im Gesicht. Das große Neue an ihm ist, daß er sich nicht auf ein Einzelvolk stützt. Das macht ihn, in der Erscheinungsform der kommunistischen Internationale, zu einer noch ernsteren Bedrohung für die europäische Halbinsel als die früheren asiatischen Vorstöße. Wenn es jedoch Europa gelingt, gesunde soziale Verhältnisse zu schaffen, dann werden wir das heutige Rußland nicht mehr als Drohung empfinden.

Eindrücke von der räterussischen Wirtschaftspolitik

Von Dr. jur. Richard Ullrich in Berlin

Wirtschaftliche Forderungen und Probleme sind der Kern des russischen Kommunismus. Der Ruf: Alles Land den Bauern! löste die kaiserliche Armee auf und spielte den Machthabern, die jetzt im Kreml sitzen, die Staatsgewalt in die Hand. Ein tragischer Kreislauf der Geschichte will es, daß die Lösung der Agrarfrage, die Gewinnung der Zufriedenheit der Bauernschaft schlechthin das Problem ist, das vom ersten Tage ihres Bestehens wie eine Nemesis über der Räteregierung schwebt, das seit 1917 die Dekretierungen, die Gesetzgebung und alle Partei- und Staatskongresse ausschlaggebend beherrscht. Das Studium der wirtschaftlichen Maßnahmen, Irrtümer, Fehlschläge und Experimente führt am besten mitten hinein in das Wesen des Sowjetstaates, die Beurteilung seines politischen Schwergewichts und Erwägungen darüber, welche Rolle dieser Staat in der nächsten Zukunft spielen kann und ob seine Festigung nur scheinbar, vorübergehend oder von Dauer ist.

Rußland hat der ganzen Welt den ungeheuren Dienst erwiesen, daß es sich hergegeben hat als Versuchsfeld dafür, ob der Marxismus in seiner reinsten Durchführung möglich oder ob die ganze Lehre von Marx eine Utopie ist. Es ist deshalb grundfalsch, mit vorgefaßten Meinungen, mit gefühlsmäßigen Urteilen an die Frage heranzutreten. Wenn man das Experiment der Bolschewisten zwar für ein Experiment, aber für ein Experiment von weltgeschichtlicher Bedeutung hält, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die meisten alten Führer des Bolschewismus Männer sind, die ernst genommen werden müssen, weil sie fast ausnahmslos ihr ganzes Leben der Idee der materialistischen Weltanschauung gewidmet haben, denen der Begriff des Klassenkampfes, der sozialen und schließlich der Weltrevolution in Fleisch und Blut übergegangen ist, so wird man sich nicht damit zufrieden geben, die bolschewistische Revolution als das Werk von Verbrechern, Abenteurern oder Wahnwitzigen mit Schimpfwörtern oder moralischem Achselzucken abzutun. Daß sich solche Elemente massenhaft der Bewegung angeschlossen haben, soll nicht bestritten werden und ist nicht zu verwundern. Die Führer jedoch sind Idealisten des Marxismus. Dies festzustellen ist notwendig für die Beurteilung der wichtigsten Frage, ob sich die russische Revolution unmerklich und gegen den Willen der Führer unter der Einwirkung der wirtschaftlichen Tatsachen aus ihrem Himmel der Utopien herab auf den Boden des Alltags entwickeln können wird, ob eine Evolution in dem Sinne möglich ist, daß diese eingefleischten Revolutionäre schließlich gute Bourgeois werden können.

Die Beantwortung dieser Frage, die alle anderen umschließt, ist schwer. Es liegen allerdings Anhaltspunkte vor, aus denen man schließen könnte, daß sich auch die Bolschewisten den Gesetzen der Wirtschaft nicht entziehen können, daß sie durch Zugeständnisse über die allmähliche Milderung von Härten an die Lebensformen der bürgerlichen Welt herangeführt werden. Fast regelmäßig schlägt aber nach solchen Korrekturen auch plötzlich wieder eine revolutionäre Welle durch,

und alles, was man als Evolution hätte ansprechen können, fällt zusammen. Die Menschen sind und bleiben die Träger der Ereignisse. Die Menschen, die die russische Revolution führen, sind und bleiben Revolutionäre. Der Bolschewismus ist seinen wirtschaftlichen Bekennern nicht eine einfache politische Lehre. Sie sind von ihrer Idee wie von einer Religion mit einem fanatischen Glauben erfüllt. Die alte Garde des Bolschewismus ist ein Orden, so gut wie ein frommer Mönchsorden, mit Tradition, Geschichte, Märtyrern und geheimen Femgerichten über jeden, der auch nur die geringsten Symptome des Abfalls, genannt der Gegenrevolution, zeigt. Lenin konnte mit Recht diesen innersten Kern der Partei als einen Monolith bezeichnen, als einen Granit, den nichts als der einst in Sibirien oder im Exil genährte Glaube an den Bolschewismus, zusammengeschmolzen hat. Es ist unmöglich zu sagen, ob dieser granitene Block sich freiwillig erweichen wird, oder ob jede Bewegung, die man in Westeuropa als Evolution anzusprechen geneigt ist, ihre Grenze findet an den letzten Zielen, die ein wahrer Bolschewik nie preisgeben wird. Die Zeit spielt eine ganz andere Rolle. Man rechnet mit einem halben, vielleicht einem ganzen Jahrhundert. Wird das Versuchsobjekt, der russische Bauer, so lange stillhalten?

Die 8 Jahre bolschewistischer Wirtschaftspolitik teilt man in zwei Perioden ein, die des reinen kriegerischen Kommunismus von 1917 bis 1921, die der neuen Wirtschaftspolitik seit 1921. Eine dritte Periode soll sich nach den Absichten der bolschewistischen Wirtschaftsführer in diesem, spätestens im nächsten Jahre anschließen, nämlich die des Aufbaus des sozialistischen Staates, zu dem die mit Zugeständnissen an die bürgerliche Wirtschaftsordnung durchsetzte, jetzt laufende Periode nur ein Übergang, ein vorübergehender Rückzug sein soll.

Die erste Periode, die des reinen Kommunismus, wird gekennzeichnet durch das Streben nach restloser Abschaffung jedes Eigentumsbegriffs, Verstaatlichung des gesamten Wirtschaftslebens, Beseitigung jedes Handels, Abschaffung des Geldes, Durchführung aller hierfür erforderlichen Maßnahmen mit Gewalt und Vernichtung des Bürgertums, der Grundbesitzer, der Träger der alten Staatsgewalt dadurch, daß man sie mit Stumpf und Stiel ausrottet. Tatsächlich hat die Verwirklichung des reinen Kommunismus zunächst in den ersten Monaten eine ganz andere Wendung genommen als beabsichtigt. Sie führte nicht zur Schaffung einer starken kommunistischen Zentralgewalt, sondern zum Chaos, zur Willkürherrschaft kleiner und kleinster Satrapien. Zwei Monate nach der bolschewistischen Revolution sah sich der oberste Volkswirtschaftsrat bereits gezwungen, der „wilden" Konfiskation von Fabrikunternehmen durch ein Dekret entgegenzutreten, demzufolge diese Konfiskationen nur nach staatswirtschaftlichen Gesichtspunkten erfolgen sollten und keine andere Behörde als der Oberste Volkswirtschaftsrat oder der Rat der Volkskommissare zur ihrer Verhängung befugt sein sollten. Die Sammlung der Dekrete über Konfiskationen, Nationalisierungen, Sequestrierungen, Requisitionen und Monopolisierungen wurde vom Obersten Volkswirtschaftsrat zu einer Kodifikation zusammengefaßt. In der Einleitung zu dieser Kodifikation macht diese Behörde im Herbst 1918 freilich selbst die Einschränkung, daß sie nicht den Anspruch erhebe, ihre Dekrete mit Gesetzeskraft auszustatten. Hierzu fehle ihr die Legitimation und die Macht. Die Masse der Dekrete, die der erste, das erste Jahr des Bolschewismus vom 25. Oktober 1917 bis zum 25. Oktober 1918 umfassende Band enthält, ist ungeheuer und unübersehbar. Soweit möglich, sind die Enteignungen durch die unteren Organe registriert und in einem hundert Seiten umfassenden Verzeichnis beigefügt worden. Die Enteigner sind zum größten Teil nicht Behörden, sondern örtliche Komitees von Matrosen, Soldaten, Arbeitern. Die drei grundlegenden Dekrete aus der Zeit des reinen Kommunismus, von Lenin gezeichnet, sind das über die Nationalisierung des Grund und Bodens, über die Nationalisierung der Großindustrie und über die Nationalisierung des Handels. Wie gesagt, suchten die beiden letzten Dekrete der mit elementarer Wut vor sich gehenden Ausplünderung der Betriebsmittel durch den Pöbel zuvorzukommen, die Enteignung zugunsten eines aufzubauenden sozialistischen Staates in ein staatlich geregeltes, kontrolliertes System zu

bringen. Den großen Unterschied zwischen Theorie und Wirklichkeit, Absicht der Zentralregierung und Ausführung in der Provinz habe ich an einem praktischen Beispiel in Petersburg studieren können, an der Nationalisierung der größten Stapelhäuser der Hauptstadt, der Kokorowschen Speicher, die rund 250 Lagerhäuser umfaßten. Nachdem ein Dekret über den Begriff „Herrenloses Gut" die Handhabe gegeben hatte, befahl am 8. August 1920 der Soldat Chimenko dem Matrosen Kreschtschelunjetz, die Lagerhäuser im Wege der Nationalisierung zu räumen. Was sich auf Grund dieses Befehls abgespielt haben mag, ergab das Bild, das die Lagerhäuser nachher boten. Die bolschewistischen Enteigner waren über ihr Opfer wie über eine willkommene Beute hergefallen und hatten zunächst in echt russischer Lust am Zerstören alles, was sie vorfanden, kurz und klein geschlagen. Was ich auf ehemaligen Möbelspeichern an Polstermöbeln sah, war aufgeschnitten, zerhackt, systematisch vernichtet. Reihenweise lagen ganze Häuser voll eingeschlagener Schränke, Tische, ganze Scherbenhaufen von Spiegeln, Marmorplatten. Klaviere als Hobelbank oder mit besonderer Vorliebe als Klosett benutzt. Silber, Wäsche und besonders Teppiche, mit denen ein schwunghafter Handel auf Schmuggelschiffen nach Schweden betrieben wurde, wurden weggeschleppt. Vergebens suchte die Regierung mit unerbittlicher Strenge gegen diese Umwandlung des Bolschewismus in russisches Asiatentum vorzugehen. Ein Dekret vom Juli 21 nimmt gegen die Ausplünderung von Staatsspeichern folgendermaßen Stellung:

Dekret über die Maßnahmen zur Bekämpfung von Veruntreuungen aus Staatsspeichern (Protokoll der Sitzung des Präsidiums des Wzik vom 1. 7. 21, Nr. 54 N. 1):

Um die zunehmenden Veruntreuungen aus den Staatsmagazinen zu bekämpfen und gegen Sowjetbeamte vorzugehen, die sich kraft ihrer Dienststellung an solchen beteiligen, ordnet das Vollzugskomitee an:

1. Alle Provinzrevolutionstribunale, Militärtribunale, Eisenbahntribunale haben alle Personen, die folgender Vergehen beschuldigt werden, in leichteren Fällen mit mindestens drei Jahren Zuchthaus bei strenger Einzelhaft, bei erschwerenden Umständen, wie massenhafte Diebstähle, mehrfache Wiederholungen usw. mit dem Tode durch Erschießen zu bestrafen. (Es werden die einzelnen Fälle von Unterschleifen angeführt.)

2. Das Kassationstribunal des Wzik als oberste Appellationsbehörde hat alle Revolutionstribunale anzuweisen, alle Prozesse genannter Kategorie außer der Reihe nach dem vereinfachten Verfahren, das heißt ohne Zulassung einer Verteidigung oder von Zeugen, durchzuführen.

3. Allen Gouvernementsvollzugskomitees ist vorzuschreiben, auf Grund der ihnen seit 22. Mai 1921 zustehenden Rechte keine Kassationsklagen oder Gnadengesuche durchzulassen und das Urteil innerhalb 24 Stunden zu vollstrecken.

4. Als einzige Erwägung, die eine Abweichung von dieser Vorschrift gestattet, ist die soziale Herkunft und Klassenzugehörigkeit der Angeklagten und Verurteilten in dem Sinne zu untersuchen, daß gegen Personen proletarischer oder halbproletarischer Herkunft die Strenge der Repressalien gemildert werden darf, aber gegen Beamte und Vertreter der Welt der Spekulanten mit aller Unerbittlichkeit und Strenge angewandt wird.

Dieses blutige Dekret ist von Lenin selbst gezeichnet. Man soll also doch nicht versuchen, diesen Praktiker der Revolution als Gegner des Terrors hinzustellen.

Auf dem Lande hatte der reine Kommunismus durch das Dekret über die Freigabe alles Herrenlandes zur Vernichtung der meisten Gutshöfe geführt. Die praktische Durchführung der Landverteilung ist bis heute nicht erfolgt. Immerhin kann man sagen, daß die Zeit der Güterenteignung wohl der einzige Augenblick in der ganzen russischen Revolution gewesen ist, in dem der Kommunismus das Dorf auf seiner Seite hatte. Sehr bald setzte der Widerstand der Bauern ein. Die von Anfang an auf die Umwerbung des städtischen Fabrikproletariats und auf die Industrie, als die Leibgarde des Bolschewismus, eingestellte Wirtschaftspolitik vernachlässigte die

Interessen der Bauern. Bereits durch die Nationalisierung des Handels, die Abschaffung der Märkte, wurde das vom Markthandel lebende Dorf schwer getroffen. Als zur Sicherstellung der staatlichen Lebensmittelbewirtschaftung nach dem Muster der Kriegswirtschaft in Deutschland, die von Lenin als ganz besonders vorbildlich für den Kommunismus hingestellt worden ist, die Ablieferung des größten Teiles der Ernte angeordnet wurde, verweigerte die Bauernschaft den Gehorsam. Es kam zu den berüchtigten Zwangsrequisitionen durch die Tscheka, die rote Armee und besondere, hierfür eingerichtete Detachements. Trotzdem mit beispielloser Härte vorgegangen wurde und das Blut in Strömen floß, versteifte sich der Widerstand des Dorfes immer mehr, es kam zu Bauernaufständen in ganzen Gouvernements, besonders im Gebiet der Schwarzerde, vor allem in der Ukraine, deren Bauern an und für sich selbständiger als die Großrussen sind. Eine Mißernte kam hinzu, deren letzte wirtschaftliche Ursachen auch wieder im System des reinen Kommunismus und weniger in klimatischen Verhältnissen lagen, es brach eine Hungersnot aus, wie sie Rußland noch nie erlebt hatte.

Lenin selbst machte in der Rede, in der er die Abkehr vom reinen Kommunismus vorbereitete, das Geständnis, daß es bisher nicht gelungen sei, die Losung: Die Front zum Dorfe!, das heißt die Einführung des Kommunismus in die bäuerliche Gedankenwelt, zu verwirklichen. Der Widerstand des Dorfes brachte die erste Etappe der bolschewistischen Wirtschaftspolitik zu Fall und bewies damit zugleich, wo der Grundfehler des ganzen Systems liegt. Nämlich darin, daß sich dieses System in einem Lande, in dem mindestens 80% der Bevölkerung Bauern sind, nicht auf diesen Teil, der den Grundstock des Volksvermögens, die Agrarprodukte, liefert, stützt, sondern auf den Teil, der zwar seit langen Jahrzehnten für die revolutionären Gedankengänge gewonnen ist, nämlich das städtische Proletariat, der aber in einer künstlich geschaffenen, der kulturellen Rückständigkeit des Landes durchaus zuwider konstruierten Industrie beschäftigt ist.

Die drei mächtigen Feinde, mit denen der Bolschewismus seit seiner Entstehung im stillen, aber zermürbenden Kampfe liegt. sind das internationale Kapital, der innere Markt und der nüchterne Bauernverstand, der sich um die utopistischen Reden den Teufel kümmert, sondern weiter nichts verlangt, als auf seiner eigenen Scholle sitzend für sein Getreide Preise zu erhalten, die den Bedürfnissen entsprechen. Der Gewinnung des Bauern sollte nach Lenin die Nep, die neue Wirtschaftspolitik dienen. Es ist gut sich jetzt zu vergegenwärtigen, daß Lenin Bestehen oder Zusammenbruch des Bolschewismus 1921 rund heraus davon abhängig gemacht hat, ob dies Ziel erreicht würde. Deshalb hat er auch die Neue Wirtschaftspolitik nicht als einen ersten Schritt zur Evolution gelten lassen, sondern nur als eine Atempause, nach der mit neuer revolutionärer Kraft im Bunde mit der kommunistisch gewordenen Bauernschaft der Kampf um die Weltrevolution beginnen sollte.

Durch die neue Wirtschaftspolitik wurde, freilich unter sehr gewagten Bedingungen, der private Handel in gewissen, scharf überwachten Grenzen freigegeben. Der Markt wurde wieder geschaffen als die Arena, in der sich nach Trotzkis Worten der Kampf zwischen dem roten und dem weißen Kaufmann abspielen sollte. Es wurden allerlei Versuche gemacht, der russischen Volkswirtschaft ausländisches Kapital zuzuführen durch Konzessionen, gemischte Gesellschaften, Verpachtungen. In engen Grenzen wurde der Eigentumsbegriff wieder anerkannt. Gesetzbücher über zivile Materien wurden geschaffen, freilich auch sie in ihrer Wirksamkeit beschränkt durch das Fortbestehen der Dekrete aus der Zeit des kriegerischen Kommunismus. Alle diese Maßnahmen waren von dem einen Gedanken getragen, Kapital in die Hand zu bekommen.

Der Bolschewismus hatte, als er ans Ruder kam, eine zwar durch den Krieg geschwächte, in ihrer Organisation aber gegenüber dem Friedensstand eher verbesserte Volkswirtschaft vorgefunden. Die russische Statistik weist die höchsten Produktionsziffern in den Jahren 1915/1916 auf, also ein Jahr vor dem Bolschewismus. Die Epoche des kriegerischen Bolschewismus hatte die Landwirtschaft wie die Industrie aufs schwerste geschädigt. Man hatte von den alten Vorräten gezehrt und auf

die Unterstützung durch die Einbeziehung anderer Industrieländer, besonders Deutschlands, in die Weltrevolution und die Verstärkung der russischen Industrie durch die deutsche gerechnet. Nachdem diese Hoffnungen getrogen hatten, wurde die Durchführung einer auf verschiedenen Gebieten für verschieden lange Abschnitte berechneten Planwirtschaft in Aussicht genommen. Die Planwirtschaft sollte das kommunistische Gegengewicht gegen den wieder zugelassenen freien Markt bilden. Trotzki, als Leiter der gesamten verstaatlichten Industrie führte aus, daß durch die schrittweise Durchführung des staatlichen Wirtschaftsplanes dem Markte, der Arena des Privatkapitalisten, allmählich der Boden entzogen werden sollte. Der Feind ist und bleibt das Bürgertum, seit der Vernichtung der reichen Bourgeoisie besonders das Kleinbürgertum in Handel, Handwerk und Hausindustrie. Der staatliche Wirtschaftsplan soll die private Initiative, das private Interesse, die freie Konkurrenz allmählich ersetzen. Mit der endgültigen Befestigung des staatlichen Wirtschaftsplanes werde dann die neue Wirtschaftspolitik absterben und die neueste Wirtschaftspolitik, der sozialistisch organisierte Staat, an ihre Stelle treten. Um zu zeigen, wie dieser allrussische Wirtschaftsplan gedacht war, führe ich nur einige Zahlen an: Er sollte durchgeführt werden für die Armee in fünf Jahren, für den Wiederaufbau Petersburgs, Moskaus und anderer Städte in zehn bis zwölf Jahren, für die Versorgung des Landes mit landwirtschaftlichen Maschinen in 10 Jahren, mit Motorpflügen sogar in 6 Jahren. Die Elektrifizierung Rußlands sollte in 10 bis 15 Jahren durchgeführt sein. Alles gerechnet von 1922 an. Das für den Bestand des Kommunismus unentbehrliche Außenhandelsmonopol sollte für die Zeit der Übergangswirtschaft Nep die Grundlage des Wirtschaftsplanes bilden. Geregelt wird die Planwirtschaft durch eine ganze Reihe von Wirtschaftsbehörden, in erster Linie den Obersten Volkswirtschaftsrat, den Rat für Arbeit und Verteidigung und den Rat der Volkskommissare. Oberster Grundsatz ist, die Industrie möglichst unabhängig vom Auslande zu machen, also die abgenutzten Fabriken durch Einfuhr von Maschinen wiederherzustellen und für alle diese Operationen eine neue stabile Valuta zu schaffen. Um diese Aufgaben durchführen zu können, mußte man sich Barmittel oder Kredite im Auslande verschaffen. „Unser Feind, verkündete Lenin, das internationale Kapital, soll uns dazu helfen, unseren Staat aufzubauen. Es soll uns dienen, unsere Waffen gegen es zu schärfen." Daher setzt mit dem Beginn der Nep die Periode der Beteiligung Rußlands an den politischen Konferenzen im Auslande ein, um durch völkerrechtliche Anerkennung, Handelsverträge und andere diplomatische Mittel Kapital zu bekommen. Tschitscherin begann seine Geschäftsreisen. Besonders galt es, die angelsächsischen Mächte, vor allem das klassische Land des Großkapitals, Amerika, umzustimmen. Alle Bemühungen sind bis jetzt vergeblich gewesen. Wenn, besonders in Amerika, immer wieder die Ablehnung von Anleihen mit den Gefahren der bolschewistischen Propaganda begründet worden ist, so ist dies sicherlich nur die Form gewesen. Die wahren Gründe sind das mangelnde Vertrauen in die Haltbarkeit und Kreditwürdigkeit des kommunistischen Systems auch in der abgewandelten Form der Nep. Das völlige Mißlingen des Versuchs der Bolschewisten, in den letzten englischen Generalstreik politische Elemente hineinzutragen, hat bewiesen, daß wenigstens augenblicklich die bolschewistische Gefahr sehr gering ist.

Nachdem die Anleihepolitik gescheitert war, mußte man versuchen auf andere Weise für die Beschaffung von Kapital zu sorgen. Mit jedem Jahre der Nep wurde der Bedarf an Kapital größer. Zur Deckung des Kapitalbedarfs blieb die Getreideausfuhr und die Währungsreform für den Sowjetrubel, der jede Kreditwürdigkeit im Lande selbst verloren hatte. 1923 wurde der erste Versuch mit der Getreideausfuhr gemacht, 1924 mußte sie wegen einer völligen Mißernte unterbleiben, 1925 hatte man zwar eine gute Durchschnittsernte, aus Gründen, die weiter unten untersucht werden sollen, konnte man sie aber nicht realisieren. Das Mißlingen des Ausfuhr- und Wirtschaftsplanes 1925 hat die schwierige Lage am Kapitalmarkt noch vermehrt. Wieweit sich auf dem inneren Markt eine Kapitalsbildung vollzieht, ist schwer zu übersehen und sicher auch der bolschewistischen Regierung nicht genau bekannt. Das Mißtrauen gegen die

Kapitalfeindlichkeit der Regierung legt es der Bevölkerung nahe, über Ersparnisse nichts verlauten zu lassen. Zweifellos aber ist diese etwaige Neubildung von Kapital im Verhältnis zum Staatsbedarf sehr gering. Dies erhellt u. a. aus der Durchführung der letzten inneren Anleihen. Um sie überhaupt unterzubringen, mußte das Finanzministerium auf die Zeichnungen bis zu 90% Lombardkredit gewähren.

Die Gründe dafür, daß die Getreidekampagne des letzten Jahres scheiterte, liegen wieder im bolschewistischen System. Das Ziel der Nep ist, Rußland in einen geschlossenen Handelsstaat zu verwandeln. Dazu muß es mit den asiatischen Gebieten zu einer Einheit zusammengefaßt werden. Nur so kann Rußland aus einem Agrarland in ein Industrieland verwandelt, die russische Wirtschaft dann von der veralteten Wirtschaft der gleichgültigen Bauern unabhängig werden. Der Bau von Industriepflanzen, vor allem Baumwolle, dann Flachs, Hanf, Santonin und anderen Apothekerpflanzen soll in den Vordergrund treten. Bis dies erreicht ist, muß die heimische Industrie durch das Außenhandelsmonopol gegen den Wettbewerb der ausländischen Industrie geschützt, die Einfuhr auf ein Mindestmaß beschränkt werden. Bisher hat die Industrie aber gegenüber den auf sie gesetzten Erwartungen völlig versagt. Sie ist noch genau wie bei Beginn der Nep eine Zuschußwirtschaft geblieben. Immer noch bleibt ihre Erzeugung um 30% hinter dem Friedensstand zurück und ihre Entwickelung hat sich von Jahr zu Jahr verlangsamt. Die Zuschußwirtschaft und das mühsame Aufsteigen verteuern die Erzeugung derart, daß das Dorf Industrieprodukte nur im Notfalle aufnehmen will und kann. Dieses Übel besteht nun schon seit 1923. Damals tauchte zum ersten Mal die Frage auf, wie man die ungesunde Preisspannung zwischen landwirtschaftlichen und Industrieerzeugnissen beseitigen könne. Die Schere, wie Trotzki den Unterschied zwischen den teuren Industrie- und den landwirtschaftlichen Erzeugnissen nannte, ist seitdem nicht mehr verschwunden. Um nur einigermaßen marktfähige Preise stellen zu können, mußte die Industrie dauernd Staatszuschüsse erhalten, und es war sehr zutreffend, als mir der leitende Ingenieur eines der größten Metallwerke Moskaus sagte, im Gegensatz zu seiner technischen Arbeit im Frieden sei jetzt seine Hauptarbeit, im Wettlauf um die staatlichen Zuschüsse nicht zu spät zu kommen.

Dabei herrscht im Lande ein wahrer Warenhunger. Es fehlt einfach an allem, und eine gesund arbeitende Industrie müßte glänzende Beschäftigung haben. Das zweite Hindernis ist der Verteilungsapparat, der unter Ausschaltung des privaten Kaufmanns möglichst in den Händen des Staates liegen soll. Wenn auch zugegeben werden muß, daß die Moral der meisten Kaufleute der Nep die jedes Inflationsschiebers in Schatten stellt, und daß die drakonischen Maßregeln der Räteregierung gegen diese Wucherer begreiflich sind, so hat sich doch herausgestellt, daß die Erfahrungen, die sie mit ihren roten Kaufleuten machte, nicht besser waren. In den staatlichen Kleinhandelsorganisationen und den Genossenschaften entwickelten sich Zustände, über die man ganze Anekdotenbücher im Stile Gogolscher Satiren schreiben könnte. Schmiergelder sind nun einmal das russische Erbübel und anscheinend unausrottbar. In einem Aufsatz der Iswestija wurde anfangs April ausgeführt, daß man endlich die Beamten erziehen müsse, die Staatsgelder nicht als vogelfrei zu betrachten. Das einzige Mittel dafür ist der Terror. Mit dem Terror will Dscherschinski auch die Industrie gesunden, die Preise drücken, die Produktion wirtschaftlicher gestalten.

Vermag man wirtschaftliche Desorganisation durch Todesstrafen zu beseitigen? Das Übel liegt doch vor allem an der Minderwertigkeit des ganzen Apparates. Beispiele hierfür liefern die amtlichen Berichte zu Tausenden. Nur einige, die sich auf die wichtigsten Führerposten beziehen, seien kurz angeführt. In einem Bericht der Ekonomitscheskaja Shisnj vom 12. Mai wird über die Wurzeln der wirtschaftlichen Schwierigkeiten berichtet, daß der Oberste Volkswirtschaftsrat von den nachgeordneten Organen systematisch ausgenutzt und irregeführt wird. Die Planarbeit des Obersten Volkswirtschaftsrates umfaßt 70% der gesamten Planwirtschaft der Räteunion. Die Anmeldungen der Rohmateriallieferungen, die durch den O V R gehen, beweisen, daß diese allgemein ins Blaue hinein oder absichtlich mit einem gro-

ßen Aufschlag gemacht werden, um in Erwartung der doch zu erwartenden Abstriche doch noch auf die Kosten zu kommen. Die Anmeldungen erfolgen sowohl nach Gewicht als nach Preis. Zwischen beiden klaffen Unterschiede, die beweisen, daß von einem kaufmännischen Kalkül in der Geschäftsführung keine Rede ist. So ist es möglich, daß die von zwei Stellen für den Baumwolltrust eingereichten Forderungen um 200% differierten. Andere ließen ohne Widerspruch eine Kürzung auf ¼ der ursprünglichen Forderung zu. Die zentrale Industrieverwaltung des Nordwestgebietes forderte 46 Millionen Rubel zur Ergänzung des Maschinenbestandes, ohne sich über die Notwendigkeit der Beschaffungen im klaren zu sein, nur um vom Staate erst einmal Geld herauszubekommen.

Das Versagen der roten Fabrikdirektoren wurde in einer Konferenz dieser Herren in Moskau am 16. Mai d. J. besprochen. Das wenige, was über diese Besprechung in die Öffentlichkeit gedrungen ist, genügt zur Kennzeichnung dieser verantwortlichen Leiter. Die metallurgischen Fabriken erklären, daß sie zum 1. April um mindestens 10% hinter dem Wirtschaftsplan zurückbleiben. Die Textilindustrie hat zwar einen kleinen Überschuß erzielt, die Direktoren geben aber zu, daß sie es übersehen haben, rechtzeitig für Beschaffung von Rohmaterialien zu sorgen, so daß die Fabriken einige Zeit stillgelegt werden müssen. Die Arbeitsleistung und damit die Produktivität der Arbeit ist im Winterhalbjahr weiter zurückgegangen. Die Industrieprodukte müssen also nicht billiger, sondern teuerer werden. Die Direktoren verlangen Siebung der Arbeiterschaft, Verbot der Fabrikmeetings und Einführung einer scharfen Arbeitsdisziplin. Massenhaft wurden Beispiele für unrationelles Wirtschaften der Direktoren angeführt. Eine der größten Unternehmungen bestellt mit beschleunigter Lieferungsfrist 50 Werkzeugmaschinen, bei genauer Kontrolle stellt sich heraus, daß 100 gleiche Maschinen noch unausgepackt irgendwo herumstehen. Die Einwendungen der Direktoren werfen manches Schlaglicht auf die Hemmungen, die in dem System der Diktatur des Proletariats liegen. Der Vorschlag, die Arbeitsdisziplin zu heben, fand allgemeinen Beifall, aber auch große Bedenken, wie sich die professionellen Verbände der Arbeiter dazu stellen würden. Die Verschwendung der Syndikatsverwaltungen bei sachlicher Unfähigkeit kam in den gleichen Tagen zur Sprache. Einige Dutzend, deren Methoden als Beispiele herausgegriffen wurden, haben unglaubliche Summen für nutzlose, wahrscheinlich höchstpersönliche Zwecke liquidiert. So figuriert bei allen als gleichmäßig durchlaufender Posten der Betrag von etwa ¼ Million Goldrubel für Kommandierungen zu Studienzwecken im Laufe eines halben Jahres. Es wird festgestellt, daß die Sparerlasse, vor allem der so rigoros klingende von Dscherschinski, nur auf dem Papier stehen und noch „nicht einmal die Peripherie erreicht" haben. In einem Syndikat hat man alle Arbeit auf Spezialisten abgewälzt, bürgerliche Ingenieure, die dafür das zehnfache Gehalt beziehen, den roten Direktoren aber ein sorgenfreies arbeitsloses Leben verschaffen. In Nowosibirsk stellten die Revidenten der sibirischen Trusts fest, daß diese nicht eine praktische Maßregel zur Durchführung der Sparerlasse getroffen haben. Auf die Frage des Vorsitzenden, was eigentlich zur Behebung der Wirtschaftsnot geschehen sei, erfolgte die einstimmige Antwort von den Plätzen: „Nichts."

Das Ergebnis dieser planlosen Planwirtschaft ist ein dauernder Verschleiß der Substanz, eine übermäßige Inanspruchnahme, der an sich schon viel zu kurzen Kapitaldecke. Um diese zu verlängern, hat der Staat zu immer neuen Notenemissionen und zum Schnapsmonopol gegriffen, beides Mittel sehr zweifelhafter Art, um darauf die oben geschilderten hochfliegenden Pläne aufzubauen. Bei der Inaugurierung der Nep, des „Staatskapitalismus" als Überleitungsform, wurde die Schaffung einer stabilen Valuta als deren Fundament bezeichnet. Mit besonderem Geräusch wurde 1924 verkündet, daß in dem Tscherwonjetz eine stabile, unerschütterliche Valuta geschaffen sei. Der Tscherwonjetz wurde die Garantie für den Fortbestand des kommunistischen Staates genannt. Seit einem Jahre verschärft sich durch den passiven Widerstand der Bauern die Wirtschaftskrise, seit einem Jahre nimmt die Kaufkraft des Tscherwonjetz langsam aber ständig ab. Sieht man von den finanztechnischen

Gründen für diese Erscheinung ab und faßt sie nur als Symptom der Stimmung des Landes ins Auge, so ist sie der Beweis, daß die Nep abgewirtschaftet hat. Die Regierung sieht die Lage klar und stellt ihre gesamte Politik, vor allem auch die äußere darauf ein. Der von der Staatsbank festgesetzte Zwangskurs, der am freien Markte schon längst keine Geltung mehr hat, wird sich nicht immer halten lassen. Vorsichtige Beurteiler schätzen den Wert des Tscherwonjetz auf 75% der amtlichen Notierung. Bleibt die Lage so, dann wird man im Herbst für diese entwerteten Geldscheine erst rec ht kein Getreide von den Bauern herausbekommen. Die Lage wird dann so ernst sein, daß die Räteregierung wieder vor dem Dilemma stehen wird, zwischen politischer Utopie und wirtschaftlicher Praxis zu wählen.

Rußlands Industriewirtschaft

Von Professor Dr. Hellmuth Wolff in Halle a. S.

Die russische Volkswirtschaft ist erst durch das im Frühjahr 1921 beschlossene neue ökonomische Programm in Bahnen gelenkt worden, die eine wirtschaftliche Entwicklung erlaubten. Rußland steht gegenwärtig im fünften Jahre der neuen ökonomischen Politik (Nep); und es steht zugleich zum ersten Male wieder seit Kriegsende auf einer Höchstgrenze seines Wiederaufbaues; denn das war das Ziel der neuen Wirtschaftspolitik, die aus der Revolutionszeit hinübergeretteten Einrichtungen wieder betriebsfähig zu machen, womit etwa ein Fünftel der Vorkriegsindustrie erreicht wäre.

Rußlands Industrie hat in diesen Jahren zwei schwere Wirtschaftskrisen aushalten müssen; die Mißernte in 1922, die die bäuerliche Kaufkraft verringerte, und die unmäßige Preissteigerung der Industrieprodukte (der Industrieindex stand im Herbst 1923 um 150 % über dem Agrarindex) ein Jahr darauf. Die im März 1924 durchgeführte Währungsreform erlaubte eine starke Herabsetzung der Großhandelspreise, die für die wichtigsten Industriewaren etwa bei 30—32 % lag, bei den Textilien sogar bei 40 %. Hierdurch wurde in 1924 die Kaufkraft des inneren Marktes so erheblich gesteigert, daß die russsiche Industrie seither vor neuen Erschütterungen bewahrt geblieben ist. Der Industrieindex steht gegenwärtig nur etwa 10 % über dem Agrarindex, was als normal anzusehen ist.

Einer zielbewußten Ausfuhrpolitik verdankt Rußland die Aufbringung bedeutender Ausfuhrmengen, für die als Gegenwert wichtige Industriefabrikate eingeführt wurden, hauptsächlich landwirtschaftliche Maschinen, aber auch Werkzeugmaschinen, industrielle Aufbaumaschinen, Arzneimittel u. a.

Der für 1925 vorgesehene Wirtschaftsplan ist nach den bisher vorliegenden Nachrichten jedoch nicht voll zur Ausführung gelangt. Als Gründe hiefür werden genannt: 1. die Verkleinerung des Ernteertrages infolge ungünstiger Wetterverhältnisse, 2. die steigende Selbstverbraucherkraft der bäuerlichen Bevölkerung, 3. die Zunahme der Viehpreise, die einen Teil der agraren Ausfuhr aufzehrt, 4. die Zurückhaltung von agraren Ausfuhrmengen durch die Bauern zum Zweck des Ankaufs landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte, an denen es gerade wegen des Aufschwungs der kleineren Landwirtschaft fehlt.

Der zu Ende 1925 gewährte deutsche 300 Millionen-Kredit sollte die Ausfuhrlücken Rußlands füllen, aber der Betrag war schon im Januar 1926 voll aufgebraucht. Für Deutschland brachte er eine vorübergehende Steigerung der industriellen Beschäftigung, für Rußland eine neue Belastung, da die ihm von deutscher Seite für den genannten Betrag gegebenen Waren eine viel längere Umschlagsperiode haben als die deutsche Fabrikationsperiode. Deutschland schuf sozusagen Anlagewerte für Rußland, während der geldliche Ausgleich dafür sich in der kurzen Produktionsperiode der damit beschäftigten deutschen Industrie vollziehen sollte.

Es war für jeden denkenden Wirtschaftspolitiker klar, daß diese Dissonanz der Umschlagsperioden keinen dauernden Gewinn für beide Teile haben konnte, denn jedes gesunde Kreditverhältnis setzt eine gewisse Gleichartigkeit der Umschlagszeiten voraus. Nur der ungeheuren Kraft der verantwortlichen russischen Außenhandelsstellen ist es zu verdanken, daß die mit Hilfe der deutschen Reichsbankkredite an die deutsche Industrie geleisteten Zahlungen sich im Rahmen der einmal getroffenen Vereinbarungen hielten. Es wäre aber zu begrüßen, wenn die Lieferungen an Rußland immer mehr in den Bereich börsenmäßiger Abschlüsse gelangten, und der auch früher immer gern gepflegte Warenwechsel in seine alten Rechte eintreten würde.

Die russische Industrie ist vollkommen staatssozialistisch; nur das Handwerk und im besonderen das der täglichen Nahrungsmittelbeschaffung dienende wie Bäcker, Metzger, ist nicht einer staatlichen Produktionskontrolle unterworfen, sondern sitzt als „Pächter" in seinen bisher zu eigen besessenen Betrieben. Diese Kleingewerbetreibenden dürfen bis zu 16 Lohnarbeitern beschäftigen, so daß also auch die bekannten Moskauer Qualitätsbäckereien u. a. wie bisher arbeiten können. Statt der Gewerbesteuer zahlen sie jetzt eine einfache Gewerbebetriebspacht. Trotzdem hat es erhebliche Schwierigkeiten bereitet, die Handwerker zu veranlassen, auf ihren alten Stätten zu bleiben. Die übermäßige Zerstörung aller bürgerlichen Erwerbstätigkeit bis in den Anfang des Jahres 1921 hat sie mutlos gemacht. Erst die kostenlose Zuführung aller Betriebsmaterialien einschl. der nötigen Heizstoffe auf Grund der Bestimmungen des Rates der Volkskommissare vom 5. Juli 1921 hat einen Wandel bewirkt.

Mehr als die Hälfte der früheren Handwerker sind seither wieder in ihre alten Werkstätten eingezogen, aber fast alle haben durch die Regierung Erleichterungen hierbei erhalten. Die in diesen Kleinbetrieben beschäftigten Personen stellen etwa 8 % der gesamten gewerblichen Arbeiterschaft Rußlands dar; ein Anteil, der nach der sonstigen Produktionsorganisation unter Berücksichtigung der starken bäuerlichen Selbstversorgung volkswirtschaftlich als voll ausreichend bezeichnet werden kann.

Der staatlichen Kontrolle unterliegen in Rußland heute nur die sogenannten Zensurbetriebe, d. h. Betriebe mit mehr als 16 Arbeitern bei motorischen Einrichtungen und mit mehr als 30 Arbeitern ohne motorische Einrichtungen.

In diesen Betrieben waren beschäftigt Ende Dezember 1925 1,91 Millionen Arbeiter, die im Monat Dezember 1925 eine Bruttoerzeugung im Werte von 296 Millionen Rubel (nach den Angaben der statistischen Abteilung des obersten Volkswirtschaftsrates), oder von 155 Rubel auf Monat und Mann oder 6,1 Rubel auf Tag und Mann herstellten. Gegenüber den Produktionswerten der vorhergehenden vergleichbaren 1½ Jahre bedeutet diese Leistung eine Steigerung, da die Tagesleistung in 1924 noch unter fünf Rubel Wert blieb.

Es ist also eine langsame Zunahme der industriellen Arbeitsleistung zu verzeichnen, die erst ins rechte Licht gelangt, wenn wir feststellen, daß die Zahl der in der staatlichen Großindustrie beschäftigten Arbeiter von 1,43 Millionen Ende 1924 auf 1,91 Ende 1925 gestiegen ist. Immerhin darf nicht übersehen werden, daß diese Zahlen für ein Land mit mehr als 110 Millionen Bewohnern nur einen Bruchteil der Leistungsfähigkeit des ganzen Volkes umfassen. Solange Rußland nicht mindestens etwa $^1/_{10}$ seiner Bevölkerung in der Industrie beschäftigt, wird es keine industrielle Selbständigkeit besitzen. Und erst bei noch höherem Anteil kann es zu einem Fabrikatenausfuhrland aufsteigen.

Aber diesen falschen Ehrgeiz hat heute wohl niemand in Rußland; vielmehr will es Agrarprodukten- und Bergbauprodukten-Ausfuhrland sein und bleiben, worin seine weltwirtschaftliche Einstellung und Stärke beruht.

Die russische Industrie wird in vier verschiedenen Unternehmungsformen betrieben, einmal rein staatlich, zweitens genossenschaftlich, drittens privat und

viertens im Wege der Konzession (gemischt-wirtschaftlich). In den wichtigsten Industriezweigen verteilen sich diese Unternehmungsformen folgendermaßen auf Betriebe:

Industriezweige	im Ganzen	staatlich	genossenschaftlich	privat	konz.
1. Mineralgewinnung und -verarbeitung	690	589	56	44	1
2. Montanindustrie	698	648	12	38	—
3. Hüttenindustrie	91	89	—	2	—
4. Metallverarbeitung	612	348	137	126	1
5. Maschinenbau	518	402	57	58	1
6. Holzverarbeitung	826	670	95	53	8
7. Chemische Industrie	286	222	29	34	1
8. Nahrungs- und Genußmittel	3396	1531	920	945	—
9. Lederindustrie	520	229	87	204	—
10. Baumwollindustrie	292	233	19	40	—
11. Wolleverarbeitung	146	112	12	22	—
12. Bekleidungsindustrie	440	228	157	55	—
13. Papierindustrie	188	124	15	49	—
14. Graphische Industrien	673	547	87	39	—
15. Krafterzeugung und Wasserversorgung	592	564	15	13	—
16. Andere Industrien	329	246	50	32	1
Zusammen	10 297	6 782	1 748	1 754	13

Von diesen industriellen Betrieben, die zu Anfang 1926 in der Gesamtunion gezählt worden sind, liegen 7056 im eigentlichen Rußland, 245 in Weißrußland, 2279 in der Ukraine, 431 in Transkaukasien, 93 in Turkmenistan, 193 in Usbekistan.

Der durchschnittliche Monatslohn der gewerblichen Arbeiter hat eine beträchtliche Erhöhung erfahren; er ist von rund 40 Tscherwonezrubel zu Anfang 1925 auf 51 Tscherwonezrubel im ersten Vierteljahr 1926 gestiegen. Die Löhne nehmen damit gegenwärtig etwa 17 % des Wertes der Produktion ein.

Einen vortrefflichen Einblick in die laufenden Aufgaben der russischen Wirtschaftspolitik gewährt der im März 1926 abgehaltene Kongreß der Staatsplankommission der U. d. S. S. R. Der Gedanke der Planwirtschaft wird auf einem sozialistischen Kongreß natürlich gar nicht erörtert, sondern nur die Ausführung der Aufgaben einer Planwirtschaft. Hierdurch erscheinen sie sozusagen in voller Reinheit.

Die Industrialisierung Rußlands soll danach bis zum Jahre 1929/30 durchgeführt sein, in welchem Jahre gleichzeitig die landwirtschaftliche Anbaufläche auf die des Jahres 1913 mit etwa 112 Millionen Deßjatinen gebracht sein soll. Der Industrie sollen in diesen fünf Jahren noch rund fünf Milliarden Rubel Staatsunterstützung zuteil werden, damit Industrie und Landwirtschaft in ein möglichst festes Wirtschaftsverhältnis gebracht werden, das gegenwärtig noch fehlt. Die Hauptaufgabe soll die Elektrifizierung sein, dann die Gewinnung vollwertiger Arbeitskräfte, schließlich die Erforschung der natürlichen Reichtümer des Landes, deren Ausfuhr solange nötig ist, als die eigene Konsumkraft sie nicht verzehren kann, und unter denen die Naphthaprodukte, Holz und Häute noch lange eine besonders große Rolle spielen werden.

Zur Lage der Wissenschaft in Rußland

Von Carlo von Kügelgen in Berlin

In der Theorie stellt der Bolschewismus die Wissenschaft hoch. Im Kampfe gegen die Religion wird sie ständig angerufen und ins Feld geführt und gibt die Grundlage für die scheinbar rationalistische Weltanschauung des Bolschewismus ab. In Wirklichkeit aber haben es die Wissenschaft und ihre Jünger im Sowjetbunde außerordentlich schwer. Während der Revolution feierte der Bolschewismus Triumphe über die Bourgeoisie, indem er ihre hervorragendsten Mitglieder aus der Geburtsaristokratie wie auch aus der Geistesaristokratie zu erniedrigenden Arbeiten zwang. Im ersten Rausche der proletarischen Herrschaft genossen die Sieger es sichtlich, wenn Professoren und andere Vertreter der „Intelligenz" unter der Aufsicht müßiger Matrosen oder Schwerarbeiter sich mit Schneeschaufeln, Lastenschleppen und ähnlichen Arbeiten abmühten. Der Kontrast zwischen den Gestalten der zu körperlicher Arbeit ungeeigneten Männer und Frauen und dem Werk, an dem sie sich um eines Stückes Schwarzbrot willen abplagten, offenbarte augenfällig den großen sozialen Umschwung im Lande. Auch die Wissenschaftler, die im Amt gelassen wurden, erhielten derartige Hungerlöhne, daß sie zum großen Teil daran zugrunde gegangen sind; anderen gelang es über die Grenze zu fliehen. In Deutschland, den slavischen Staaten, in Paris und im Baltikum sitzen unverhältnismäßig viele Männer der Wissenschaft. In Prag besteht eine russische Hochschule, auch in Berlin und Paris haben die Emigranten Hochschulkurse eröffnet.

Was von den in Rußland gebliebenen Wissenschaftlern die ersten schweren Jahre zum Teil im berüchtigten Haus der Wissenschaft durch Gorkis Vermittlung überdauert hat, führt auch jetzt noch ein wenig beneidenswertes Dasein, denn das Monatsgehalt eines nichtkommunistischen Professors beträgt noch immer bloß etwa 60—70 Rubel, während ein verantwortlicher Parteiarbeiter laut Gesetz nicht mehr als 190 Rubel erhalten darf und das Monatsgehalt von Fabrikarbeitern bis 120 Rubel steigt. Ich hörte kürzlich von einem glücklichen Professor, der durch Vorlesungen an verschiedenen wissenschaftlichen Instituten sein Monatsgehalt auf 100 Rubel hinaufgebracht hatte und sehr stolz auf diesen Erfolg war.

Dabei ist nicht zu leugnen, daß die Sowjetregierung die große Bedeutung der Wissenschaftler für den Wiederaufbau Sowjetrußlands erkannt hat, wenn diese Anerkennung meist auch auf die wissenschaftlichen „Spezialisten", besonders die Techniker beschränkt bleibt. Man erinnere sich, wie beim 200jährigen Jubiläum der Petersburger Akademie der Wissenschaften im August vorigen Jahres Vertreter der westeuropäischen Wissenschaft durch tönende Phrasen, luxuriöse Diners und andere Darbietungen über die Lage der Wissenschaft im Sowjetbunde völlig getäuscht wurden. Zur selben Zeit erschien ein Befehl des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei, in dem bessere Behandlung der Spezialisten (Professoren, Ingenieure, Ärzte usw.) anbefohlen wurde. Sie sollten auch in Bezug auf Besteuerung und Versorgung mit Wohnung Privilegien vor der übrigen Bourgeoisie genießen.

Schon Lenin hatte versucht, den entfesselten Haß der Arbeitermasse gegen die bourgeoisen technischen Leiter und Spezialisten einzudämmen. Doch alle dahingehenden Proklamationen, Warnungen und Strafen haben es nicht verhindert, daß sie noch heute in den einzelnen Werken vielfach von den Arbeitern verfolgt und von den Behörden schikaniert und als Sündenböcke benutzt werden. Mehrfach hat der Selbstmord hervorragend tüchtiger und treuer Spezialisten zu Sensationsprozessen geführt. Ein derartiger Prozeß — es handelt sich um einen Arzt, den Kommunisten in den Selbstmord trieben — spielte sich im Mai d. J. in Moskau ab und bewies, wie unleidlich noch vielfach die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Spezialisten unter den kulturfeindlich aufgehetzten Arbeitern und den örtlichen kommunistischen Machthabern sind.

Ein besonders schwieriges Kapitel ist der Schulbesuch und die wissenschaftliche Ausbildung der Kinder bürgerlicher Eltern. Grundsatz ist, sie davon auszuschließen. Schule und Hochschule sollen dem Proletariat dienen und eine neue Arbeiter- und Bauernintelligenz schaffen. Obgleich den Kindern der Spezialisten und Wissenschaftler aus Anlaß des Akademiejubiläums Bevorzugung versprochen worden war, berichtete mir ein Professor einer russischen Universität ein paar Monate später, daß bei den Aufnahmen in den Schulen nach wie vor in erster Linie die Kinder von Mitgliedern der Kommunistischen Partei, bzw. Mitglieder der Jugendverbände berücksichtigt würden; es folgen die Kindern von Fabrikarbeitern; an dritter Stelle stehen Bauernsöhne, wobei Mitglieder der kommunistischen Jugendverbände den besten Schülern vorgezogen werden. An fünfter Stelle folgen die Kinder von Lehrern, an sechster Kinder verantwortlicher Spezialisten, an letzter sonstige Abkömmlinge der Bourgeoisie. Wie man hieraus ersieht, sind die Aussichten der Söhne gebildeter Eltern zum Studium zu gelangen, auch heute äußerst gering. Freilich wird das Gesetz wie im alten Rußland auch im neuen von einer erfindungsreichen Praxis durchlöchert. In Wirklichkeit soll der Prozentsatz von Kindern bürgerlicher Herkunft innerhalb der Studentenschaft größer sein, als es „gestattet" ist. Ja, man sieht die nach Sibirien oder ins Innere abgeschobenen bourgeoisen Studenten oft nach kurzer Zeit wieder in Moskau oder im hochschulreichen Petersburg. Es wird auch höheren Orts immer klarer eingesehen, daß sich die „Pflege der Wissenschaft" nach den bisherigen Methoden nicht gut fortführen läßt. Neuerdings ist die Gleichstellung von Spezialisten- und Proletarierkindern angeordnet worden.

Einen klaren Einblick in die wirkliche Lage der Wissenschaft in Rußland gibt, im Gegensatz zu den Festreden beim Jubiläum der Akademie der Wissenschaften, ein kürzlich erschienener Aufsatz des ständigen Sekretärs der Akademie der Wissenschaften Ssergei Oldenburg in den Moskauer „Iswestija". Er gibt offen zu, daß nur wenige wissenschaftliche Arbeiter nachgeblieben seien, da viele junge und alte während des Krieges und der Revolution zugrunde gegangen seien und viele sich im Auslande befänden. Das größte wissenschaftliche Zentrum im Sowjetbund, Leningrad, zähle nicht mehr als 5000 wissenschaftliche Arbeiter, alle wissenschaftlichen Techniker mitgerechnet. Unter diesen Umständen hänge alles von dem wissenschaftlichen Nachwuchs ab, und damit stehe es unzweifelhaft schlimm. Die Hochschulen bauen unausgesetzt ihre Programme und Organisationen um, ohne für die notwendigen wissenschaftlichen Arbeiter zu sorgen. Aus Mangel an Hochschullehrern werde die Arbeit bald stehenbleiben, da die alten Professoren aussterben.

Man habe ja freilich Versuche gemacht, berichtet Oldenburg, „wissenschaftliche Aspiranten" zu schaffen, aber wo man Tausende brauche, würden mit Mühe und planlos bloß Hunderte vorbereitet. Die „wissenschaftliche Hauptverwaltung" erhalte keineswegs genügend Mittel für die Hochschulen, Laboratorien usw., um die Arbeit nur einigermaßen befriedigend gestalten zu können. Zwölf Jahre, d. h. die Vorbereitungszeit von zwei wissenschaftlichen Generationen, seien so gut wie verloren, und die Bemühungen der Hochschule, sich den genügenden Professorennachwuchs heranzuziehen, seien undurchführbar. Die Studentenschaft, die jetzt aus den Arbeiterfakultäten (Rabfaki) komme, sei nur in Ausnahmefällen genügend ausgebildet und vorbereitet, um den Weg der Wissenschaft zu beschreiten. Immer wieder betont Oldenburg, daß die Heranziehung von echten Wissenschaftlern, besonders auch auf dem Gebiet der physiko-mathematischen- und Naturwissenschaften langwierig und kostspielig sei: man müsse daher den jungen Leuten, die diesen dornigen Weg beschreiten, auch etwas bieten. Daher solle man schnell an dieses Werk gehen, für das man bisher noch gar nichts getan habe. In unzähligen Enquêten sei Zeit, Papier und Tinte vergeudet worden, aber noch habe man nicht festgestellt, wieviel wissenschaftliche Arbeiter es in Leningrad und Moskau gebe. Wenn es nicht gelinge, wirkliche Gelehrte zu schaffen — schlechte Surrogate seien schlimmer als nichts — werde man wiederum, wie bei der Entstehung Rußlands „Waräger

aus dem Auslande" rufen müssen, während wertvolles russisches Menschenmaterial zugrunde gehe.

Oldenburg schließt in ernster Sorge um die Fortexistenz wissenschaftlicher Forschung in beschwörenden Tönen: Die Heranbildung wissenschaftlicher Arbeiter sei ebenso wichtig wie die Rote Armee, ihre Vernachlässigung bedrohe den Fortbestand des Staates, indem sie den lebensnotwendigen Wiederaufbau unmöglich mache. Die „Iswestija" erklärt dagegen bezeichnenderweise in einem Nachwort zu dem Hilferuf des führenden kommunistischen Wissenschaftlers: es komme wohl nicht so sehr auf den rein wissenschaftlichen Nachwuchs, wie auf die Beschaffung von Technikern, Ingenieuren und sonstigen praktischen Arbeitern an. Beide Probleme hingen freilich miteinander zusammen und sollten Gegenstand einer regen Erörterung werden. Wenn sich genügendes Material gesammelt habe, werde man die Schlußfolgerungen zu ziehen haben.

Die Berufung technischer Kräfte aus dem Auslande ist neuerdings in beschränktem Maße in die Wege geleitet worden. Bei dem Niedergang der Wissenschaft in Rußland wird sie immer größeren Umfang annehmen müssen, wenn es dem Sowjetbunde gelingt, den wirtschaftlichen Aufbau fortzusetzen. Jedenfalls geht die Steigerung des Ansehens der Wissenschaft und ihrer Jünger von rein praktischen Fragen aus. Die Bedürfnisse der Industrie und Landwirtschaft, die Ärztenot usw. geben den Anstoß zum Ruf nach Vermehrung „wissenschaftlicher Spezialisten". Man suchte dem schreienden Mangel bisher dadurch abzuhelfen, daß man die Theorie zurückstellte und sich auf die Beibringung der notwendigsten Kenntnisse beschränkte. Naturgemäß mußte dadurch das Niveau des Studiums außerordentlich sinken.

Augenscheinlich wird noch viel Zeit vergehen, bevor man im proletarischen Staat die Lebenswichtigkeit der reinen Wissenschaft erkennt. Sollte diese Erkenntnis durchdringen, wird die nächste Folge sein, daß man den vorhandenen wertvollen wissenschaftlichen Kräften trotz ihrer bürgerlichen Herkunft bessere Arbeits- und Lebensverhältnisse bietet.

Die Weltlage im Spiegel der III. Internationale

Nach den Originalberichten der Kommintern zusammengestellt

Von Ernst Drahn in Berlin

Besondere geschichtliche Bedingungen haben das russische Proletariat zum „Vorkämpfer des revolutionären Proletariats der ganzen Welt gemacht. Es lebe die beginnende Revolution in Europa!" Mit diesen Worten verabschiedete sich Lenin am 8. April 1917 von Westeuropa und gab zugleich die kurzen Grundsätze an, die seine Partei in der Außenpolitik zu befolgen gedachte. Die gleichen Sätze dem Sinne nach bilden die Grundlage zum Manifest der III. Internationale, die auf ihrem II. Kongreß aussprach: „Die Angelegenheit Sowjetrußlands wurde von der Kommunistischen Internationale zu ihrer eigenen gemacht. Das internationale Proletariat wird das Schwert nicht niederlegen, solange Rußland nicht ein Mitglied in der Föderation der Räterepubliken der ganzen Welt geworden ist. Der Bürgerkrieg steht in der ganzen Welt auf der Tagesordnung. Seine Fahne ist die Sowjetmacht".

Die III. Internationale identifiziert also ihre Politik mit derjenigen Sowjetrußlands, und Sowjetrußland bestimmt durch die Art der Zusammensetzung der Leitung der III. Internationale ihre Politik. Es ist genügend bekannt, welche strenge Disziplin die Kommintern von den angeschlossenen Parteien verlangt. So sind die kommunistischen Parteien außerhalb Allrußlands als sichere Außenposten des noch heute über 130 Millionen umschließenden Ostslavenreiches zu betrachten.

In den Händen der Herrscher in Moskau vereinigen sich die Fäden des großen kommunistischen Netzes, das sich über den Erdball spannt, und auf den entsprechenden Zug am Leitseil reagieren die dienstbaren Geister in aller Welt. Mos-

kau beruft sie von Zeit zu Zeit zusammen, um Berichte zu hören und Direktiven zu geben. Diese Kongresse der III. Internationale, die Sitzungen des erweiterten Exekutivkomitees, sind also die besten Informationsgelegenheiten über die gesamte politische Weltlage; gesehen aus dem Gesichtswinkel der III. Internationale. Selbstverständlich kommt nicht alles aus den Sitzungen an die Öffentlichkeit und, wie in der Diplomatie auch sonst üblich, stellen die Protokolle und Sitzungsberichte für die Öffentlichkeit Worte hin, die die wahren Gedanken häufig verschleiern sollen; dennoch sind die offiziellen Äußerungen interessant genug. Man tut aber stets gut, sich bei der Durchsicht an die Eingangssätze unseres Aufsatzes zu erinnern. Auf dem IV. Kongreß 1923 wurde „Die Niedergangsperiode des Kapitalismus" durch Thesen festgestellt[1]).

Im Gegensatz zu Mittel- und Westeuropa habe sich die internationale politische Lage Sowjetrußlands in ungeheurem Maße gestärkt. In dem Chaos des verfallenden kapitalistischen Staatensystems stehe Sowjetrußland da als ein wachsender Machtfaktor in Europa, dem nahen und fernen Osten. Trotz des Verspruchs der kapitalistischen Welt, Sowjetrußland durch eine finanzielle Blockade zu erdrosseln, wird es imstande sein, an seinen wirtschaftlichen Aufbau heranzugehen. Je mehr Sowjetrußland wirtschaftlich wieder aufsteht und erstarkt, um so mächtiger wird dieser hervorragendste revolutionäre Faktor der internationalen Politik an Einfluß wachsen. Im engsten Zusammenhang mit der Offensive des Kapitals steht die politische Offensive der Bourgeoisie gegen die Arbeiterschaft, wie sie sich am krassesten im internationalen Faszismus äußert. Sie geht dazu über, sich überall besondere weiße Garden zu schaffen, die sich speziell gegen alle revolutionären Bestrebungen des Proletariats richten. Das kennzeichnende Merkmal des italienischen Faszismus, des „klassischen" Faszismus, besteht darin, daß die Faszisten nicht nur engere gegenrevolutionäre, bis an die Zähne bewaffnete Kampforganisationen bilden, sondern auch versuchen, durch soziale Demagogie sich einen Boden in der Masse zu schaffen. Die Gefahr des Faszismus besteht jetzt in vielen Ländern, in der Tschechoslowakei, in Ungarn, fast in allen Balkanländern, in Polen, in Deutschland (Bayern), in Österreich, in Amerika usw."

Ein Jahr später, 1924, urteilte der V. Weltkongreß[2]): „Die besondere Krise Westeuropas dauert an. Die Lage ist also objektiv revolutionär, wenn auch neben dem vorherrschenden Zerfallprozeß des Kapitalismus sich gewisse Sanierungstendenzen zeigen. Das Neue in der gegenwärtigen Weltlage ist der Beginn einer demokratisch-pazifistischen Phase, charakterisiert durch die Arbeiterregierung in England, den Linksblock in Frankreich, durch die Einmischung Amerikas in die europäischen Angelegenheiten, durch die Einmischung der ‚demokratischen' Bourgeoisie in die Regierung in Japan, durch die Arbeiterregierung Staunings in Dänemark, durch Widerspiegelung dieser Verhältnisse in Österreich, in der Tschechoslowakei, in Polen, auf dem Balkan. Die demokratisch-pazifistische Aera hat zwar keine Einschränkung der Rüstungen, keine Milderung der Klassenkämpfe gebracht: sie bringt lediglich eine weitere Verschärfung der bürgerlichen Weltreaktion... Nach dem Scheitern der faszistischen Methoden der Außenpolitik (Ruhrbesetzung), versucht jetzt die Weltbourgeoisie das Reparationsproblem unter Führung des amerikanischen Finanzkapitals durch Sachverständigengutachten zu lösen. Daß das Dawesgutachten eine Schlinge um den Hals aller Werktätigen in Deutschland und einer ganzen Reihe anderer Länder ist, daß es keine Lösung des Problems bringt, daß die Gegensätze innerhalb der kapitalistischen Welt infolge der Durchführung dieses Gutachtens noch schärfer aufeinanderprellen werden, das hat der V. Weltkongreß festgestellt. Er sagt, zur Zeit der Blüte der Demokratie und des Pazifismus, das Anbrechen einer neuen faszistischen Aera voraus. Die K. J. läßt sich vom Pazifismus dieser Aera

[1]) Vgl. „Thesen und Resolutionen des IV. Weltkongresses der kommunistischen Internationale". Hamburg 1923, Carl Hoym Nachf. S. 6 ff.

[2]) Vgl. Die Ergebnisse des V. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale. Hamburg 1924, Carl Hoym Nachf. S. 7 ff.

nicht beirren, bekämpft ihn und fährt in der Organisierung der Weltrevolution fort... Der V. Weltkongreß konkretisierte die Aufgaben der K. P. in der Nationalitäten- und Kolonialfrage... In den kolonialen und halbkolonialen Ländern sind die unterdrückten und ausgebeuteten Völker in den Kampf gegen den räuberischen Weltimperialismus getreten. Weltkrieg, Entwicklung der Produktivkräfte im eigenen Lande haben nationalrevolutionäre Bewegungen ausgelöst... Die Aufgabe der Kommunisten ist, diese nationalrevolutionären Bewegungen des erwachenden Ostens mit den revolutionären Kämpfen des Weltproletariats zu verknüpfen."

Zu diesen Äußerungen nimmt neuerdings der Volkskommissar Rykow das Wort, wenn er im März über die „internationale Lage der Sowjetunion" schreibt[1]): „Das gesamte Europa — darunter auch London — befindet sich, abgesehen von Sowjetrußland, in mittelbarer oder unmittelbarer Abhängigkeit von dem immer mehr wachsenden amerikanischen Kapital. Es werden also die internationale Lage und die Richtung der weiteren Entwicklung der Weltpolitik durch folgende Hauptfaktoren bestimmt:

Erstens durch den Aufschwung und die Festigkeit der wirtschaftlichen und politischen Stärke der Sowjetunion.

Zweitens durch die wiederholten Krisen des europäischen Kapitalismus und seine wachsende Abhängigkeit von dem immer stärker werdenden amerikanischen Kapitalismus.

Drittens durch die Ausbreitung der antiimperialistischen nationalen Befreiungsbewegung in den kolonialen und halbkolonialen Ländern.

Im Zusammenhang damit ist bereits eine Reihe politischer Umgruppierungen der kapitalistischen Staaten vor sich gegangen oder vorauszusehen. Im Verlauf des gesamten verflossenen Jahres war die internationale Politik der europäischen Bourgeoisie darauf gerichtet, Europa irgendwie zu einem Ganzen zusammenzuschweißen. Aber alle diese Versuche stoßen unvermeidlich auf grundsätzliche Gegensätze. Die Tätigkeit des Völkerbundes ist die beste Beleuchtung der Befriedigungspolitik, der Politik zur Schaffung des Einheitsblöckes. Unter diesen Verhältnissen wird das eingetretene Wachstum und insbesondere das Wachstumstempo der Sowjetunion ohne irgendwelche Hilfe von auswärts zu einem mächtigen Faktor in der Entwicklung der Weltpolitik. Dank diesem Umstande werden die Erfolgaussichten interventionistischer Pläne verschiedener Art und die Schaffung eines der Sowjetunion feindlichen Blockes der kapitalistischen Märkte zweifelhaft. Anderseits hat die Festigung der Sowjetunion zu einer wachsenden Klassensolidarität der breiten Massen des westeuropäischen Proletariats und der Sowjetunion geführt. Neben unserer de jure Anerkennung durch die kapitalistischen Staaten haben wir eine Anerkennung erhalten: Die der II. Internationale.

Es wäre aber leichtsinnig, damit zu rechnen, daß eine solche Lage die Möglichkeit feindseliger Handlungen gegen die Sowjetunion ausschließt. Bei dem vor kurzem beseitigten Konflikt auf der China-Ost-Eisenbahn ist nicht der Konflikt an sich kennzeichnend, sondern das, was die uns feindlich gesinnten Staaten von ihm erwartet hatten. Die gesamte uns feindliche Presse begann von rotem Imperialismus und bolschewistischer Angriffslust zu sprechen. Die öffentliche Meinung und die Regierung der Sowjetunion werden Versuche solcher Art in gebührender Weise einzuschätzen und ihnen entschiedene Abwehr zu leisten wissen.

In der letzten Zeit hat das Friedensgesäusel zu verstummen begonnen, und es traten im Gegenteil immer häufigere Tatsachen zu tage, die die zahlreichen Gegensätze im kapitalistischen Lager Europas kennzeichnen. Die Interessengegensätze haben sehr große Risse in dem in Locarno errichteten Gebäude des verbürgten Friedens hervorgerufen. Locarno war vor allem ein neuer Versuch zur Isolierung der Sowjetunion.

[1]) Vgl. Internationale Presse-Korrespondenz. Wien 1926, S. 590.

Zu ungefähr derselben Zeit als Rykow diesen Aufsatz schrieb, fand in Moskau vom 17. Februar bis 15. März eine Tagung des Exekutivkomitees der kommunistischen Internationale statt, die die Weltlage ganz ähnlich beurteilte, sich aber noch eingehender mit der Lage in den einzelnen Staaten beschäftigte. Die „Thesen über die aktuellen Probleme“ [1]) sagen dazu, daß die „Stabilisierung des Kapitalismus“ fortlaufend, wie früher schon erkannt war, „relativ“ ist. Über die Vereinigten Staaten sagen die Thesen: „Die Hegemonie Amerikas in der Wirtschaft tritt immer schärfer zutage. Obwohl nur 5 % der Erdoberfläche und nur 6,2 % der Gesamtbevölkerung der Erde umfassend, ist es über 50 % der Weltproduktion der wichtigsten Erzeugnisse wie Kohle, Kupfer, Baumwolle, Eisen, Stahl, Naphtha und Automobile beteiligt. Es ist das größte Kapitalexportland der Welt. Durch ihre Kapitalausfuhr brechen sich die Vereinigten Staaten Bahn in alle Weltteile, darunter auch Europa, das immer mehr in Abhängigkeit vom amerikanischen Kapital gerät. Die Vormachtstellung des amerikanischen Kapitals in der Welt ist zur unbestreitbaren Tatsache geworden. Alle wichtigsten internationalen Abkommen der letzten Jahre, so das Washington-Abkommen, der Dawes-Plan, zum Teil auch das Locarno-Abkommen, tragen den unleugbaren Stempel der Hegemonie des amerikanischen Imperialismus. Das ‚Verwachsen‘ des Staatsapparates mit den Trusts wird schon nicht mehr verheimlicht. Während aber das amerikanische Kapital Europa aussaugt, fördert es die Revolution in Europa.

England. Die Industriekrise und die chronische Arbeitslosigkeit verleihen dem gesamten wirtschaftlichen Leben Englands nach wie vor ein charakteristisches Gepräge. Die Passivität der Handelsbilanz wächst. Sie betrug 1922: 180 Millionen, 1924: 344, 1925: 395,5 Pfund Sterling. Die Passivität der Handelsbilanz wird durch unsichtbaren Export — Schiffahrts- und Bankgewinne, Gewinne des Auslandskapitals — gerade noch ausgeglichen. England ist genötigt, 1. seinen Kampf gegen Amerika und Japan auf dem Stillen Ozean zu führen, 2. in Europa gegen Frankreich zu kämpfen, das während des Krieges einen mächtigen Schritt vorwärts in der Richtung der Entwicklung der Großindustrie getan hat, sowie gegen Deutschland — die deutsche Industrie versucht erneut — und ist dazu gezwungen — mit der englischen Industrie zu konkurrieren — endlich auch gegen Sowjetrußland — das Problem des Ostens. Die englischen Dominions befreien sich in dem Maße ihrer Industrialisierung immer mehr und mehr von dem Einflusse Londons. Das für die Kapitalausfuhr verfügbare Kapital Englands genügt den Bedürfnissen der Dominions nicht, so daß diese Kapital aus Amerika einführen müssen. Um der Tendenz der Lockerung des Zusammenhalts entgegenzutreten, versucht man zwischen England und den Dominions ein System gegenseitiger Bevorzugung herzustellen. Die Ereignisse in China haben dem englischen Einfluß im Osten einen äußerst empfindlichen Schlag versetzt. Ungeachtet der teilweisen und episodischen Erholung der Wirtschaft auf einzelnen Gebieten ist festzustellen, daß sich die Kurve der wirtschaftlichen Entwicklung Englands in der Hauptsache dauernd abwärts bewegt, der politische Einfluß des englischen Imperialismus abnimmt. Die Arbeiterpartei macht eine anhaltende Krise durch, die zur Stärkung des linken Flügels führt. Der Fortschritt in der Entwicklung der englischen Arbeiterbewegung ist von weltgeschichtlicher Bedeutung.

Frankreich. Neu ist die Tatsache, daß im verflossenen Jahre nun auch Frankreich in den Kreis der Länder getreten ist, die eine chronische Krise durchmachen. Die schwere Finanzkrise Frankreichs ist ein Beweis dafür, daß die Lage des Kapitalismus in diesem Lande, obwohl es als Siegerland aus dem imperialistischen Kriege hervorgegangen ist, immer kritischer wird. Die Vorgänge in Marokko und Syrien zeigen, daß die Herrschaft des französischen Imperialismus auch in seinen kolonialen Besitztümern untergraben wird. Somit tritt unmittelbar nach England nun

[1]) Vgl. „Internationale Presse-Korrespondenz“. Berlin 1926, Nr. 68. — „Die Tagung d. E.K.K.I.“, daselbst „Ausführlicher Bericht“. Nr. 31, 36, 37, 40, 42, 44, 49, 52, 54, 63.

auch Frankreich in die Phase einer langwierigen Krise, in eine Phase des Niederganges ein, die nur durch die sozialistische Revolution endgültig beseitigt werden kann.

Deutschland. Die Wirtschaftslage Deutschlands wird durch den tiefgehenden Widerspruch zwischen der hohen Entwicklung seiner Produktivkräfte und seiner Lage als besiegtem und entwaffnetem Lande bestimmt. Die starke Entwicklung der Industrie, deren Produktionsfähigkeit den Bedarf des Inlandsmarktes weit überschreitet, wie ihre monopolistische Zusammenballung zu Kartellen und Trusts treiben einer imperialistischen Politik zu. Die durch den Friedensvertrag erzwungene Abrüstung, die Kontrolle der Steuern, der Reichsbank und der Reichsbahn durch Ausländer, die Reparationstribute, das fortschreitende Eindringen des Auslandskapitals und die Unmöglichkeit der Kapitalausfuhr, all das versetzt Deutschland in eine Abhängigkeit von den imperialistischen Mächten. Dieser Widerspruch muß zu Krisen führen. Noch vor einem Jahre konnte die Überwindung der Inflationsperiode und die politische Stärkung der Bourgeoisie als das hervorragende Merkmal einer relativen Stabilisierung Deutschlands betrachtet werden. Die K. J. sah jedoch voraus, daß diese Stabilisierung in Wirklichkeit eine labile und zeitlich sehr beschränkte sein müsse. Die Entwicklung der Dinge bewies die Richtigkeit der kommunistischen Analyse. Ungeachtet der ohne Zweifel beträchtlichen Vorteile, die der Dawes-Plan im letzten Jahre seines Wirkens durch ein teilweises Moratorium für die außenpolitische Lage geschaffen hatte, hat sich in dieser Zeit die relative Stabilisierung zu einer außerordentlichen Krise verschärft. Sie äußert sich in einer gewaltige Massen ergreifenden Arbeitslosigkeit und in Massencharakter annehmenden Bankrotten. Die erst einsetzenden Auswirkungen des Dawes-Planes werden die wirtschaftliche Lage noch weiter verschlechtern und damit zu weiterer Verschärfung der Krise führen. Der Dawes-Plan bedeutet nicht nur wachsende Verelendung für die breiten Massen des deutschen Volkes, sondern versetzt auch die deutsche Bougeoisie in große Schwierigkeiten. Die erste Voraussetzung zur Durchführung des Dawes-Planes wäre die Schaffung eines ständigen deutschen Ausfuhrüberschusses. Das ist nun aber angesichts der gegenwärtigen Absatzkrise auf dem ganzen Weltmarkt nur durch eine Drosselung der Einfuhr an Fertigwaren und eine Herabsetzung des Konsums zu erreichen. Die heutige künstliche, auf Kosten der Arbeiterklasse entwickelte Konkurrenzfähigkeit Deutschlands muß notwendigerweise die Absatzgebiete Frankreichs, Englands und anderer europäischer Länder einengen und damit die Krise in diesen Staaten verschärfen. Die deutsche Ausfuhr beginnt sich der überseeischen Länder zu bemächtigen und wieder Boden zu gewinnen. Die Tatsache, daß die Krise in der englischen Kohlenindustrie durch den Dawes-Plan verschärft wurde, ist allgemein bekannt. Der Dawes-Plan verschärft die Weltkrise und reproduziert im Verlaufe seiner Realisierung in Deutschland jede Krise auf erhöhter Stufenleiter. Eine teilweise Abschwächung der deutschen Wirtschaftskrise ist indessen selbst im Jahre 1926 nicht ausgeschlossen, dagegen eine wirkliche Stabilisierung. Eine solche ist nur auf dem Wege der proletarischen Revolution möglich. Die unaufhörlichen Regierungs- und Parlamentskrisen, das Anwachsen der monarchistischen Gefahr, die Krisen innerhalb der bürgerlichen Parteien und der Sozialdemokratie, der Bankerott des Parlamentarismus, die Linksschwenkung der Arbeitermassen, das Hinneigen der Kleinbürger in der Richtung einer Annäherung an die Arbeiterklasse, all das eröffnet den Kommunisten günstige Aussichten für eine Eroberung der Massen.

Italien. Der Faszismus wurde im Laufe der Entwicklung dazu gezwungen, offen die Politik der Bourgeoisie und der Großagrarier zu vertreten. Ein Teil der Mittelschichten wurde enteignet, die Arbeiter verstärkter Ausbeutung unterworfen. Die Verschiebung seiner sozialen Grundlage zwingt den Faszismus eine Reihe diktatorischer Maßnahmen gegen Arbeiter- und Mittelschichten durchzuführen. Der Faszismus sucht sich einen Ausweg durch eine imperialistische Politik, durch Gewinnung neuer Kolonien und durch Drohen mit dem Kriege zu bahnen. Hierdurch aber wird Italien zum Spielball der Weltmächte.

Polen. Die Thesen stellen die „katastrophale wirtschaftliche Lage" fest und fahren fort: „Den bürokratischen Apparat erschüttert eine noch nie dagewesene Zersetzung. Dazu ein System weißen Terrors. Die nationale Unterdrückung der Ukrainer, Weißrussen, Juden, Litauer, Deutschen usw. erzeugt bei diesen wachsende Empörung. Die Ausbeutung der Masse wird verstärkt, gleichzeitig verstärkt sich der Steuerdruck und die Teuerung".

Für Donau- und Balkanstaaten wird gleichfalls eine chronische Wirtschaftskrise und die schlechte Lage der Bauernschaft festgestellt. In Griechenland und Bulgarien bereitet die große Zahl von eingewanderten Flüchtlingen (aus Rußland?) politische und wirtschaftliche Schwierigkeiten. Die nationalen Fragen sind durch die Friedenverträge nicht gelöst.

Der Osten. Die national-revolutionäre Freiheitsbewegung im Osten hat gewaltige Fortschritte gemacht. Auf dem Boden der einsetzenden Industrialisierung des Ostens gewinnen die dortigen Vorgänge erhöhte Bedeutung. Es lassen sich in diesem Freiheitskampfe der Völker des Ostens folgende Veränderungen verzeichnen: 1. Eine verschärfte Form des Kampfes gegen die imperialistische Unterdrückung, die in Marokko und Syrien in offenen, bewaffneten Aufstand umschlug. 2. Umfassender Massencharakter der national-revolutionären Bewegung in China. 3. Abrücken gewisser Schichten der Bourgeoisie Indiens, zum Teil Aegyptens und Chinas von der nationalen Freiheitsbewegung nach der Seite der revolutionären, unteren Schichten. 4. Selbständige Klassenaktion des revolutionären Proletariats in China. Die Bewegung in China beweist, wie unermeßlich die Reserven der proletarischen Weltrevolution im Osten sind. Der äußerst starke Einfluß der russischen Revolution und der Ideen der Kommunisten auf die Entwicklung der Ereignisse in China steht außer Zweifel.

Auch das lateinische Amerika kann und muß ein Stützpunkt der Freiheitsbewegung gegen den Imperialismus der Vereinigten Staaten werden.

Die Sowjetunion. In der S. S. S. R. gewahren wir einen stürmischen Aufschwung der Wirtschaft und eine Festigung der wirtschaftlichen und politischen Macht des Proletariats. Trotz Festhaltens an einer Politik der Isolierung und Einkreisung der Union seitens der bürgerlichen Staaten und der Zerrüttung, die der Bürgerkrieg mit sich gebracht hatte, ist es der Sowjetunion gelungen, ihre Wirtschaft bis auf fast das Niveau der Vorkriegszeit zu bringen. Ungeachtet der in der inneren Entwicklung der Union noch vorhandenen Schwierigkeiten, hat der wirtschaftliche, politische und kulturelle Aufbau, dem sich das Proletariat der Sowjetunion widmet, bereits ein erhöhtes Interesse und die aufrichtige Sympathie breiter, immer umfassenderer Schichten der Arbeiter in der ganzen Welt wachgerufen. Die Erfolge auf dem Gebiete des sozialistischen Aufbaues in der Sowjetunion verwandeln sich zur Zeit immer mehr in einen Maßstab der Erfolge des internationalen Sozialismus überhaupt. Die Sowjetunion wird zum Kraftzentrum, das die Proletarier aller Länder um sich schart, zur Achse der internationalen proletarischen Revolution.

Die gesamte internationale Lage wird heute beherrscht von dem grundlegenden Gegensatz zweier Systeme, zweier Welten, die sich einstweilen in einem noch mehr oder weniger stabilen Gleichgewicht befinden: Der Welt des Kapitals, das Amerika vertritt und der Welt der proletarischen Revolution, an deren Spitze die Sowjetunion marschiert.[1])

Der amerikanische Kapitalismus fährt fort, der Beherrscher der kapitalistischen Welt zu bleiben. Auf dem Gebiete der internationalen Politik zieht Amerika, sobald ihm das notwendig erscheint, England als Verbündeten heran. Das bedeutet indessen durchaus nicht, daß nun innerhalb dieses Blockes etwa keine Gegensätze vorhanden seien. Auch besagt das nicht, daß in der übrigen kapitalistischen Welt,

[1]) Über die Lage und Politik Sowjetrußlands gibt allmonatlich in der Zeitschrift „Ost-Europa" Prof. Otto Hoetzsch einen eingehenden, sehr interessanten Bericht.

die bis zu einem gewissen Grade Objekt des anglo-amerikanischen Blockes ist, nicht ebenfalls innere Gegensätze vorhanden seien.

Die wirtschaftlichen Reibungen zwischen Amerika und England haben sich im Jahre 1925 sogar verstärkt. Sie bestehen im Stillen Ozean, in China, in Japan, in der Türkei, in Südamerika usw. Alles Gegensätze, die die Gefahr eines neuen Weltkrieges in sich bergen. England ist selbst Schuldner der Vereinigten Staaten, während die Vereinigten Staaten mit ihren die erste Stelle einnehmenden Produktionskräften und ihrer kolossalen Kapitalanhäufung zum Gläubiger fast der gesamten übrigen kapitalistischen Welt geworden sind. Die Vereinigten Staaten suchen nicht nur Absatz für ihre Waren, sondern weit mehr noch Märkte für die Kapitalausfuhr, während England einer chronischen Industriekrise und starker Arbeitslosigkeit ausgesetzt ist. Gestützt auf die Beihilfe der Vereinigten Staaten versucht das imperialistische England die Sowjetunion zu vereinsamen, deren Welthandel zu behindern und bei der Erlangung von Auslandskrediten Hindernisse in den Weg zu legen. Es betreibt eine Politik der Einkreisung der Sowjetunion und rüstet sich zu einem Überfall auf die Republik der Sowjets.

Dieses wirkliche Bild der Lage in der kapitalistischen Welt, dieser ungeheuere Komplex von Gegensätzen, die der Weltkrieg geschaffen, sollte im letzten Jahre durch eine Maske verhüllt werden, deren Sinn die Irreführung der werktätigen Massen ist. Diese Maske ist der Vertrag von Locarno. Der objektive Sinn des Vertrages ist: 1. Der amerikanische Kapitalismus befestigt durch dieses Abkommen die Anerkennung seiner im Gegensatz zum gesamten kapitalistischen Europa stehenden Interessen. Gleichzeitig mußte aber Amerika mit einer sauren Miene feststellen, daß Locarno einen ersten Versuch der „Schuldner" darstellte, sich im gewissen Sinne gegen dasselbe Amerika zu vereinigen. 2. Der englische Imperialismus verteidigt mittels dieses Paktes seine Sonderinteressen gegen Frankreich. 3. Die französische Bourgeoisie schützt ihre Sonderinteressen gegenüber Deutschland. Gleichzeitig offenbart Locarno das Scheitern des Versuches Frankreichs, seine Hegemonie auf dem europäischen Kontinent zur Geltung zu bringen. 4. Der englische Imperialismus endlich baut mit Unterstützung des französischen Imperialismus mittels Locarno seine Front gegen die zu isolierende Sowjetunion auf und versucht auch Deutschland für diese Politik zu gewinnen.

Dieses Weltbild, das die III. Internationale nach den Berichten ihrer Anhänger aus den verschiedenen Staaten gewinnt, wird am Schluß der „Thesen" durch den Ausblick ergänzt: „Immer mehr reift unter den breitesten Schichten der Werktätigen der ganzen Welt das Bewußtsein heran, daß man neue imperialistische Kriege allein durch eine proletarische Revolution vermeiden kann, daß die sicherste Bürgschaft gegen neue Kriege die Stärkung der Sowjetunion und der einzige Führer die kommunistische Internationale ist".

Die deutsch-russische Freundschaft der Zukunft

Von Wladimir Alexandrowitsch Suchomlinow, k. russ. Kriegsminister a. D. †

General Suchomlinow, der bereits in unserem Märzheft 1925 „Aus belgischen Dokumenten" mit einem Beitrag über den Bolschewismus vertreten war, äußert sich im Nachfolgenden über die Entwicklungsmöglichkeiten Rußlands und Deutschlands, die früher oder später zu einer Annäherung zwischen beiden Staaten führen müssen. Der Aufsatz ist im Sommer 1925 geschrieben und wegen der Erkrankung des Verfassers nicht mehr zum Abdruck gelangt. D. Schr.

Zieht die unmögliche wirtschaftspolitische Lage Europas nach dem Weltkriege selbst die übrigen Erdteile in Mitleidenschaft, so ergibt sich daraus, wie zur Zeit nach den napoleonischen Kriegen, die Notwendigkeit, die Revision des Versailler Vertrages vorzunehmen, unter dessen Auswirkungen die friedliche Bevölkerung leidet, die an dem Ausbruch der Weltkata-

strophe keinen Anteil hat. Gewiß, in der Natur gibt es keine Wirkung ohne Ursache; offensichtlich widersinnig ist es jedoch, eine Streichholzfabrik für einen irgendwo ausgebrochenen Brand verantwortlich zu machen. Angesichts der Notwendigkeit, einen Ausweg aus der gefährlichen politischen Lage zu finden, in der sich zurzeit fast sämtliche Länder seit dem Versailler Vertrage befinden, wird man hoffentlich zur Einsicht kommen, daß die Ansammlung von Zündstoff nicht den militärischen Rüstungen allein zugeschrieben werden darf. Der reiche Zündstoff wird schon durch die sozialen, wirtschaftspolitischen und kulturellen Voraussetzungen der einzelnen Völker und deren Verkehr miteinander bedingt.

Wenn ich die Sackgasse kennzeichnen sollte, in welche die Länder Europas geraten sind, so würde ich sie mit dem Worte „Revanche" bezeichnen. Wie im Jahre 1871 die Abtrennung Elsaß-Lothringens diese Stimmung in Frankreich hervorrief und die Riesenrüstungen Frankreichs und dessen Bündnis mit Rußland zur Folge hatte, so wird auch heute diese Revanchestimmung auf der anderen Seite geschürt, trotz und vielleicht gerade wegen der Repressalien, die die Gegner Deutschlands aussinnen mögen. . . .

Aus den Erfahrungen der nahen Vergangenheit ist der unzweideutige Schluß zu ziehen, daß die wirtschaftspolitischen Interessen den rein politischen nicht geopfert werden dürfen. Welchen Wert auf eng-politischer Grundlage aufgebaute Bündnisse haben, beweist das Verhältnis Frankreichs und Englands zu ihrem ehemaligen Verbündeten Rußland, als dieser von einer nie dagewesenen Katastrophe heimgesucht wurde. In den Jahren der schweren Prüfung, die Rußland durchzumachen hatte, verhielten sich die früheren Verbündeten ihm gegenüber unverhohlen feindlich. Und dennoch hatten Millionen russischer Soldaten ihr Leben den Interessen der Entente geopfert. Die von den Westmächten geschaffenen Randstaaten, die den Interessen Rußlands unbedingt zuwiderlaufen und den Ausgang zum Meer versperren, können ebenfalls als Beweis dafür dienen, mit welchem Undank die Entente Rußland für dessen Einsatz im Weltkriege lohnte.

Unser Bündnis mit Frankreich zwang uns, alle Maßnahmen zu treffen, um unseren Verpflichtungen in dieser Hinsicht nachzukommen. Etwa zwei Jahre vor Kriegsausbruch erklärte mir der französische Militärattaché, daß Frankreich der Konzentrierung bedeutender Truppenteile an der deutschen Grenze große Bedeutung beimesse. Diese Forderung läßt sich nur durch die ständige Revanche-Idee erklären.

Seinerzeit hat Frankreich ungefähr das durchgemacht, was jetzt in Rußland vorgeht: die Monarchie wurde gestürzt, Ströme von Blut vergossen, es siegte die Losung „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit". Darauf erschien der „Konsul", der nachmalige Kaiser. 1871 bricht wieder eine unruhige Zeit für Frankreich an, die Pariser Kommune. . . . Heute stellt Frankreich eine Art monarchistischer Republik dar. . . . Dennoch erscheint Frankreich seine gegenwärtige isolierte Stellung nicht ungefährlich und sicher würde es gerne Rußland mit seiner 130-Millionen-Bevölkerung als Verbündeten auf seiner Seite sehen. Dieses durchaus egoistische Interesse Frankreichs kann jedoch für Rußland keinen wesentlichen Nutzen bringen. Die Erfahrungen des letzten Krieges haben deutlich gezeigt, daß wir von unseren früheren Verbündeten kein einziges Geschoß erhalten haben, während wir aus Rußland ganze Truppenteile nach Frankreich zur Hilfe entsandten.

Der Weltkrieg hatte den Zusammenbruch zweier einst mächtiger Nachbarstaaten, wie Rußland und Deutschland, zur Folge. Die Ansicht, daß diese beiden Länder, die durch die Katastrophe am meisten gelitten haben, eine Annäherung erstreben müssen, wird sich mit der Zeit als logische Notwendigkeit durchsetzen. Diese beiden Länder ergänzen sich gegenseitig, was in dem einen reichlich vorhanden ist, fehlt dem anderen, von den Charaktereigenschaften bis zu den wirtschaftlichen Verhältnissen. Der gesunde Menschenverstand verlangt deshalb, diesen wirtschaftlichen Interessen den Vorrang zu geben und erst in zweiter Linie die Politik zu berücksichtigen. Bei einer derartigen Einstellung ist ein enges Zusammenarbeiten Deutschlands und Rußlands auf wirtschaftlichem Gebiete eine Lebensnotwendigkeit.

Alles Naturwidrige ist weder lebensfähig noch von Bestand. Infolgedessen werden auch die jetzigen unnormalen Lebensbedingungen in Rußland eine Änderung erfahren müssen. Vor allem muß das pseudo-kommunistische Regierungssystem als unzulänglich anerkannt werden. Das russische proletarische Bacchanal verbreitet bereits einen Leichengeruch, aber gesunde Keime des normalen Lebens drängen schon aus dem blutdurchtränkten Boden hervor.

Trotz der Unzulänglichkeiten des zaristischen Regimes ist der Zustand, der zurzeit in Rußland herrscht, als Rückschritt zu werten. Doch sind heute schon Anzeichen dafür vorhanden, daß wieder Versuche gemacht werden, den Weg der wahren Zivilisation zu beschreiten. Um den verfahrenen Wagen aus dem kommunistischen Morast zu ziehen, bedarf es nicht geringer Zeit und großer Energie zielbewußter, politisch geschulter Männer.

Eine günstige Lösung der Frage der Zusammenarbeit Deutschlands und Rußlands wird für beide Länder von größter Bedeutung sein. Die Erfahrungen einer gemeinsamen Arbeit der Russen und Deutschen in den deutschen Kolonien an der Wolga und in anderen Gebieten Rußlands können diese Annahme nur bestätigen. Rußland ist ein ackerbautreibendes Land, reich an Rohstoffen und arm an technischen Mitteln zu ihrer Verarbeitung. Die Entwicklung der Industrie in Deutschland ist gewaltig, ebenso nimmt die Bevölkerung Deutschlands ständig zu, ohne daß genügend freies Land vorhanden wäre. Dies macht sich besonders seit dem Weltkriege und dem Verlust der Kolonien bemerkbar.

Gerechtermaßen muß darauf hingewiesen werden, daß Deutschland, trotzdem es während unseres Krieges mit Japan nicht unser Verbündeter war, auf keine Weise uns gegenüber eine angriffslustige Haltung verriet, und die Beziehungen der beiden Monarchen blieben nach wie vor die freundschaftlichsten. Man war sich in Rußland dessen wohl bewußt und es gab bei uns nicht wenig Russen, die mit Deutschland sympathisierten, von chauvinistischen Neigungen verschont blieben und ein ruhiges, friedliches Leben sowie freundschaftliche Beziehungen zum unmittelbaren Nachbarn wünschten, mit dem uns schon damals enge Handelsbeziehungen und Interessen wirtschaftlicher und kultureller Art verbanden. Deshalb bin ich persönlich der Überzeugung, daß die deutsche Politik nicht aggressiv war und daß die für Rüstungen verwendeten Summen unter dem Druck des sich vorbereitenden französischen Revancheaktes verausgabt wurden. Das Verhältnis Deutschlands zu Rußland während des japanischen Krieges erregte Frankreichs Unzufriedenheit in hohem Maße, wovon sich Graf Witte gelegentlich eines Aufenthaltes in Paris 1905 überzeugen konnte. Unsere Verbündeten — und früheren Gegner im Krimkriege — behandelten die Interessen Rußlands mehr denn leichtsinnig. Wie Graf Witte berichtete, äußerten der Präsident der Republik Loubet und auch der Ministerpräsident Rouvier ihre Unzufriedenheit darüber, daß der russisch-japanische Krieg sich in die Länge zog; infolgedessen sei Rußland, solange seine Streitkräfte im fernen Osten beschäftigt waren, für Frankreich ein schwacher Verbündeter.

Im selben Sinne war auch die öffentliche Stimmung gehalten. Das Verhalten des französischen Publikums nahm sogar unkorrekte Formen an: wenn Graf Witte sich sehen ließ, wurde ihm zugerufen: „Faites la paix". Gerade im Unglück erkennt man bekanntlich seine wahren Freunde. Diese Episode dient einerseits als Beweis dafür, wie ein derartiges Bündnis einzuschätzen ist, und anderseits dafür, daß Deutschlands Politik nicht aggressiv war, da es andernfalls die Isolierung Frankreichs benutzt hätte, um diesem erneut eine Niederlage beizubringen. Dies befürchteten stets die Franzosen und waren sich auch dessen bewußt, daß die Ereignisse von den britischen Inseln mit gespanntem Interesse verfolgt wurden.

Wenn Frankreich, und insbesondere England, einen Krieg hätten vermeiden wollen, so hätte dieser 1914 auf diplomatischem Wege beigelegt werden können, wie dies ja bereits bei verschiedenen Konflikten der Fall gewesen war, die auf friedliche Weise erledigt wurden.

Der Gedanke eines Dreibundes Rußland-Deutschland-Frankreich, mit dem sich auch Graf Witte seinerzeit trug, und über den er sich u. a. mir gegenüber äußerte, drängt sich unwillkürlich auch jetzt auf, denn er würde das Gespenst der Revanche verscheuchen.

Die Annahme, daß die Kriegsgefahr endgültig überwunden sei, ist nicht ungefährlich: ein einziger Funke genügt, um den Brand wieder zu entfachen. Zurzeit gibt es genügend Zündstoff, der noch leichter in Flammen aufgehen und alles verzehren kann als 1914.

Das politische Leben Europas hat noch lange nicht sein Gleichgewicht erreicht. Die wirtschaftliche Lage ist zerrüttet und droht mit der Möglichkeit eines Bürgerkrieges und seinen furchtbaren Folgen, wie wir es an dem Beispiel Rußlands beobachten konnten. Die Lage, in der sich Deutschland nach dem Kriege befindet, ist dermaßen unhaltbar, daß auch hier eine Katastrophe nicht ausgeschlossen ist, wenn nicht Maßnahmen ergriffen werden, die nicht von Deutschland allein abhängig sind. Diese Gefahr wird nicht eher beseitigt werden können, als in Rußland eine wenn auch nur primitive Rechtsordnung sich durchsetzt und als Deutschland aus der Stellung eines über einem Abhang Schwebenden befreit wird.

Wissenschaftliche Rundschau

Rußland im deutschen Schrifttum der Gegenwart (I)

Von Ernst Drahn in Berlin

Bis zur russischen Revolution spielte Rußland im deutschen Schrifttum eine verhältnismäßig geringe Rolle. Wohl warben Schriftsteller wie Tolstoi und Dostojewski schon früh um die Gunst des deutschen Publikums und fanden sie. Wohl fanden politische Autoren aus dem Reiche des weißen Zaren seit Herzen und Bakunin auch in Deutschland Verleger; es gab sogar nach der Revolution von 1905 in dieser Hinsicht eine kleine Hausse auf dem deutschen Büchermarkt. Der erfolgreichste sozialdemokratische Verleger, J. H. W. Dietz in Stuttgart, zählte revolutionäre Russen aller Richtungen zu seinen Autoren und russische Schriftleiter an deutschen sozialdemokratischen Zeitungen gewannen starken Einfluß auf diese Bewegung. Verleger machten sich darüber hinaus seßhaft, die neben Übersetzungen auch russische Originalwerke verlegten (u. a. Ladyschnikow, Steinitz, Devrient). Kautsky, dem Schriftleiter der sozialdemokratischen Zeitschrift „Die neue Zeit", der zeitweise russische Mitarbeiter stark bevorzugte, wurde sogar der allerdings satirisch gemeinte Vorschlag gemacht, das Blatt nicht in deutscher, sondern in russischer Sprache herauszubringen.

Größeres Interesse in deutschen Veröffentlichungen fand Rußland aber erst seit dem Umsturz von 1917. Es war kein Wunder. In einem Zeitraum von kaum mehr als einem halben Jahr wurde der gewaltige Abgrund, der zwischen absolutistisch-monarchistischer und proletarisch-diktatorischer Staats-, zwischen feudaler und sozialistischer Wirtschaftsform klafft, übersprungen. Die Art der deutschen Veröffentlichungen während der Kriegszeit ist teilweise festgehalten in H. Praesent, „Bibliographie der wissenschaftlichen Arbeit im kriegsbesetzten Rußland", verzeichnet in der Leipziger Zeitschrift „Das deutsche Buch" 1923, Sonderheft „Rußland", S. 54—57; was sonst zwischen 1917 und 1919 erschien, waren meistens Schriften, die sich mit dem Kriege selbst oder in darstellender Weise mit der russischen Revolution beschäftigten. Manche Titel aus dieser Zeit habe ich in meiner „Bibliographie des wissenschaftlichen Sozialismus 1914—1922", die ich auf Wunsch des Russischen Volkskommissariats für Bildungswesen zusammenstellte (Berlin 1923), verzeichnet. Es ist darin auch Verschiedenes genannt, was die Russen in der Zeit, vom Herbst 1917 an, als Propagandaliteratur, sei es aus dem Promachos-Verlage in Bern, sei es aus dem Moskauer Verlage der deutschen Gruppe der R. K. P. im Kuriergepäck oder aus deutschen Geheimdruckereien hervorgehen ließen. Besonders auf diese Propagandaliteratur geht auch mein Aufsatz „Bibliographie der Frontpropagandaschriften deutscher Sprache" (Entente) in den „Mitteilungen des Verbandes deutscher Kriegssammlungen", Berlin 1919, S. 36 u. 128 ein, während W. Mautner im bibliographischen Anhang seines Werkes „Der Bolschewismus" (Stuttgart 1920), S. 354—368, neben vielem Allgemeinen die deutsche Literatur in ihrer Gesamtheit zum Thema gehörig zusammenfaßt. Verschiedenes aus dieser Literatur würdigte erst vor kurzem Elias Hurwicz in seiner Besprechung „Die Literatur über den Bolschewismus" (1918—1925) in der neuen Zeitschrift „Osteuropa" 1926, Heft 3, S. 144—157. Einen beachtenswerten Versuch in dieser Hinsicht stellt schon der 1919 vom Sekretariat zum Studium des Bolschewismus herausgegebene „Führer durch die bolschewistische und antibolschewistische Literatur" dar. Er zeigt, wie endlich nach dem November 1918 in Deutschland erkannte wurde, welchen Umfang die russische Propaganda angenommen hatte. Eine kurze Bibliographie des „Bolschewismus" stellte ich für den gleichnamigen Artikel in der 4. Aufl. des Handwörterbuches der Staatswissenschaften erst kürzlich auf Wunsch des Verfassers Professor Conrad Schmidt zusammen. Sie sei als leicht erreichbar hier erwähnt.

Eine besondere Note erhielt die deutsche Literatur der Nachkriegszeit über Rußland aber nicht allein durch die vielen Schriften, die von bolschewistischer oder antibolschewistischer Seite veröffentlicht wurden, sondern auch durch das massenhafte Auftreten schreibender russischer Emigranten. Bis zum Ende der Inflationszeit in Deutschland entstand dadurch ein Massenangebot von Literatur in russischer Sprache. Zum Zwecke der Herausgabe solcher russischer Bücher, Zeitschriften und Zeitungen wurden bis Ende 1923 in Berlin allein an sechzig russische Verlage gegründet, die weit über 1000 Titel auf den Markt brachten. Sogar eine russisch-bibliographische Zeitschrift entstand 1921 unter dem Titel „Russkaja Kniga" (Das russische Buch). Sie bestand nicht lange. Ihr Überrest ist die literarische

[1]) Über Luthers „Geschichte der russischen Literatur" (Leipzig 1924) wurde schon im Märzheft 1924, „Aus belgischen Dokumenten", S. 56 berichtet.

Zeitschrift „Novaja russkaja kniga", die bei Ladyschnikow, Berlin, erscheint. Eine kleine Bibliographie, meist literarische Werke in deutscher Sprache enthaltend, stellt in der Zeitschrift „Das Deutsche Buch" 1923, Sondernummer „Rußland", der frühere Moskauer Dozent A. Luther (S. 57—63) zusammen[1]). Heute ist von allen russischen Verlagen Deutschlands nicht viel mehr übrig als der alte Bestand. Sie zogen mit den Inflationsgenießern, die es verstanden hatten, rechtzeitig sowohl aus Rußland als auch aus Deutschland ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen, nach Paris oder zu ihren allslawischen Freunden in die Tschecho-Slowakei, von wo aus nun die drei Millionen russischer Emigranten aller politischen Richtungen mit Literatur versorgt werden. Deutsche Werke über Rußland erscheinen auch jetzt noch in großer Zahl. Ein Blick in die „Osteuropäische Bibliographie", herausgegeben vom Osteuropa-Institut in Breslau seit 1921, kann davon ebenso überzeugen wie die Benutzung des von E. Hanisch herausgegebenen Sammelwerkes: „Jahresberichte für Kultur und Geschichte der Slawen" (Breslau 1924 ff.). Hier sind aus dem ersten Jahrgang besonders wichtig die Artikel „Neue russische Memoirenliteratur seit 1918" aus der Feder des Hamburger Universitätsprofessors Salomon, des Breslauer Professors Friedrich Andreae: „Neue deutsche Darstellungen russischer Geschichte" und vom gleichen Verfasser: „Das bolschewistische Rußland in der deutschen publizistischen Literatur". Der Herausgeber steuerte bei „Zur Bibliographie der vornehmlich in Deutschland erschienenen slawischen Belletristik und Literaturgeschichte". — Moderne sowjet-russische Belletristik und ihre Verfasser, getrennt nach verschiedenen Richtungen, kennzeichnet kurz und gut Franz Jung in seiner Schrift „Das geistige Rußland von heute" (Ullstein, Berlin). Einiges davon ist auch schon in deutscher Übersetzung erschienen, so von neuer Poesie ein Heft mit Gedichten von Demjan Bednyj: Die Hauptstraße (mit Nachwort von Trotzki). Verlag für Literatur und Politik, Wien. Die eine Nennung mag genügen, denn über jedem Bändchen des Autors sollte das Wort des alten Berliner Polizeipräsidenten stehen: „Ich warne Neugierige!" Wer die sangbaren Lieder des revolutionären Rußlands in ihrer Urwüchsigkeit daneben hält, wird sie der Kunstpoesie vorziehen. Mehr als aus dicken Bänden kann er daraus lernen. Ein „neues Kampfliederbuch" ist „Rote Front" (Viva, Berlin); zu beachten darin ist „Die Schmiede", „Warschawjanka", „Russischer Rotgardistenmarsch", „Die Rote Armee", „Budjonyj Marsch", „Dubinuschka" u. a. m. Gesangsnoten sind daneben gesetzt.

Wertvoll für die Kenntnis des Herganges der russischen Revolution sind auch die neuen realistischen Romane und Novellen Sowjetrußlands[1]). W. Iwanow schrieb „Farbige Winde" und „Panzerzug Nr. 14—69". Diese Erzählungen führen in die Zeit der Kämpfe der Roten Armee gegen das Heer der provisorischen Regierung in Sibirien. Von W. Weressajews Roman „In der Sackgasse" war seinerzeit schon die Rede. Er spielt in der Krim. Nach verschiedenen Fronten führen zwei Bände „Russischer Erzählungen ", J. Lebedinskis „Eine Woche", P. Dorochows „Golgatha" und A. Sergegews „Unteroffizier Poskakuchin". Sie sind sämtlich bei Carl Hoym Nachf. in Hamburg erschienen, jenem offiziellen Verlage der Moskauer III. Internationale, der seit 1920 viele hundert Werke und Broschüren kommunistischen Inhalts zu billigen Preisen in Deutschland verbreitet. Neuerdings erst kommt eine literarische Zeitschrift im freiheitlich-neutralen Verlage von J. Ladyschnikow, Berlin, heraus, die auch der modernen russischen Realistik Pflege angedeihen läßt, die „Russische Rundschau". — Wie gesagt, es ist Zeitgeschichte, was diese neue russische Literatur vermittelt. Die politische und wissenschaftliche Geschichtschreibung hat durch die Revolution ebenfalls starke Anregung erfahren. Es sind viele neue Werke entstanden und ältere übersetzt worden. Manche kleine Schrift kam bei Hoym heraus. Von größeren sind zu nennen das Buch des englischen Journalisten, ehemaligen Korrespondenten des „Manchester Guardian", M. Philips Price: „Die russische Revolution", flott geschriebene Erinnerungen aus den Jahren 1917—1919. Noch wichtiger ist die „Geschichte der Kommunistischen Partei Rußlands (Bolschewiki)" von G. Sinowjew, dem nächsten Mitarbeiter Lenins. Das Buch räumt mit mancher Legende auf, ist natürlich vom Parteistandpunkt aus geschrieben, darum aber erst recht wertvoll. Beide Werke sind bei Hoym, Hamburg, erschienen. Mautners „Bolschewismus", das gewiß treffliche Werk, das nun schon in mehreren Auflagen bei Kohlhammer in Stuttgart erschienen ist, hat leider noch nicht von Sinowjews „Geschichte" Nutzen ziehen können. Empfehlenswert zur Einführung ist auch die „Geschichte der jüngsten russischen Revolution" von E. Hurwicz, die vom „Firn-Verlag" an den Verlag Neue Erziehung, Berlin-Hessenwinkel, überging. Leider ist bisher nur ein erster Band erschienen, der bis in das Frühjahr 1920 reicht. Von den bekannteren Gegnern des Bolschewismus hat der kadettische Minister Professor P. N. Miljukow durch mehrere Werke Entlastungsversuche

[1]) Über einige Werke wurde im Maiheft 1925 „Die Kriegsziele der Entente", S. 53 berichtet.

unternommen. Wir wissen, welche verhängnisvolle Politik er 1916/17 trieb und wie er seitdem zwischen englischer, deutscher, französischer und wer weiß welcher Einstellung hin und her schwankte. Sein erstes Buch hieß „Geschichte der Russischen Revolution" (Verlag „Renaissance"). Ein neues Werk von ihm hat sogar zwei Bände: „Rußlands Zusammenbruch". Selbstverständlich hat auch Miljukow ein Recht, gehört zu werden, und bei kritischer Behandlung sind seine Bücher immer noch aufschlußreich. Sein letztes Werk erschien in der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart. An gleicher Stelle auch: A. v. Hedenströms „Geschichte Rußlands von 1878—1918". Der Verfasser entstammt einer alten Familie Rigas und wirkt hier seit längerem als Dozent an der Universität. Er bemüht sich, erschöpfend zu sein. Mit dem „Proletarischen Marxismus" — um Sombarts Terminus zu gebrauchen — scheint er dabei quellenmäßig nicht so vertraut zu sein, daß eine einwandfreie Darstellung der sozialdemokratischen Bewegungen in Rußland entstehen könnte. Mit dieser Einschränkung kann sein Werk als durchaus verdienstvoll bezeichnet werden. Es ist übersichtlich und bequem angeordnet und gibt das Wissenswerte in flüssiger Darstellung. Der gleiche Verlag hat auch manches Russische herausgebracht. Z. B. liegt der erste Band von Karl Stählins „Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart" vor. Er reicht bis zur Geburt Peters des Großen. Hier äußert sich ganz gewiß ein Berufener, der sich seit Jahren mit der osteuropäischen Geschichte und Landeskunde beschäftigt. Die Darstellung in dem vorliegenden Bande ist auf die Werke erster russischer Geschichtschreiber aufgebaut, wie manche Note zum Text beweist. Im einzelnen gliedert sie sich in „Geographische Grundlagen und Gliederung der russischen Geschichte", „Bis zum Fall Kiews", „Teilfürstentümer unter der Tatarenherrschaft", dann folgen eine Anzahl Kapitel, die den Aufstieg Moskaus behandeln, wobei größere Abschnitte Iwan den Schrecklichen und die ersten Romanows uns näherbringen sollen. Karten erläutern den Text. Da die deutsche Literatur arm ist an Werken über den Beginn der russischen Geschichte, wird dieser Band Freunde finden. Über Kljutschewskijs großes Werk, das übrigens auch von Stählin benutzt wurde, wird gesondert berichtet werden. — Ein Sondergebiet der Geschichtswissenschaft weiß F. Dukmeyer lehrreich zu behandeln: Das Entstehen der russischen Literaturgeschichte in Deutschland. Der Verfasser bringt diese Skizze im Rahmen seines Buches „Die Einführung Lermontows in Deutschland und des Dichters Persönlichkeit" (Berlin 1925). Eine große Anzahl von Textnoten bringen wichtige Exkurse zum Thema. Dukmeyer ist in guter Erinnerung als Verfasser des Werkes: „Die Deutschen in Rußland" (Berlin 1916). Das gleiche Thema, modern projiziert auf „Die Wolgadeutschen", behandelt historisch und zeitgeschichtlich ein Sonderheft (3. Jahrg. Nr. 1/2, 1926) der Zeitschrift das „Neue Rußland" (Berlin). Diese Hefte sind überhaupt wichtig für die Kenntnis der Kulturgeschichte Rußlands. Eine Erzählung, die die Zustände in der deutschen Wolgarepublik schildert, brachte B. Illes unter dem Titel: „Stepans Teppich" beim Viva-Verlag Berlin heraus.

Man hat neuerdings die Geschichtschreibung als Hilfsmittel der Gesellschaftswissenschaft bezeichnet, umgekehrt kann man die Soziologie als Teil der Geschichtswissenschaft ansprechen. Bei kaum einem Lande und Volk spielt die Kenntnis des gesellschaftlichen Lebens für die Beurteilung der geschichtlichen Ereignisse, der staatlichen Entwicklungsformen u. a. m. eine so große Rolle wie bei Rußland und den Ostslawen überhaupt. Karl Nötzel hat uns ein großzügiges Werk beschert: „Die soziale Bewegung in Rußland, ein Einführungsversuch auf Grund der russischen Gesellschaftslehre" (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart). „Es ist nicht immer nötig, daß das Wahre sich verkörpere; schon genug, wenn es geistig umherschwebt und Übereinstimmung bewirkt, wenn es wie Glockenton ernst-freundlich durch die Luft wogt"; dieses Goethewort setzt Nötzel seinem Werk voran. In der Tat bemüht er sich wissenschaftlich-analytisch mit so irrealen, flüchtigen Elementen zu arbeiten, wie die Töne sind, die von den Nervensträngen und dem Od der Ostslawen in Bewegung gesetzt werden. Er legt sie in einzelne Präparate gefaßt sozusagen auf den Tisch des Hauses. Ohne die Kenntnis der „Sozialen Bewegung" kann fast niemand die Geschichte Rußlands geistig durchdringen. Am wichtigsten scheinen mir die Kapitel zu sein, die die eigentliche „Soziale Bewegung in Rußland" und „Die Bedeutung der sozialen Bewegung in Rußland" behandeln. Ein ähnliches, doch umgrenzteres Gebiet hat sich Professor F. Haase von der Breslauer Universität gewählt: „Die religiöse Psyche des russischen Volkes." Das Buch erschien bei Teubner in Leipzig in den „Quellen und Studien" des Osteuropa-Instituts in Breslau, der Aufbau der Arbeit ist nicht nur aus psychologischem Material getätigt, auch kirchen- und kulturgeschichtliche Bausteine sind verwandt. „Der russische Bürgerkrieg und die russische Emigration 1917—1921" wird von H. von Rimscha behandelt. Der Verfasser sucht seinen alten polnischen Adelstitel zu verdeutschen, wohl um als Deutsch-Balte eine bessere Konjunktur zu haben. Er hätte das nicht nötig gehabt, denn sein Buch ist,

ich möchte sagen: trotzdem, ein durchaus brauchbarer Wegweiser (Frommansche Buchhandlung, Jena); rechtsgeschichtlich ist M. Langhansens Schrift: „Vom Absolutismus zum Rätestaat" (Hirschfeld, Leipzig). Die wichtigsten Züge des russischen Staatsrechts im Verlaufe seiner Entwicklung, die staatsrechtliche Linie seit 1918 und die Bundesverfassung vom 6. Juli 1923 sind in zeitlicher Folge hier entwickelt, wobei auf die Darstellung des Gegenwartszustandes das Hauptgewicht gelegt ist. Finanzgeschichtliche Auseinandersetzungen hat ein weiteres Buch zum Ziel: „Die Währungsprobleme Sowjetrußlands" von dem Moskauer Professor L. Jurowsky (R. L. Prager, Berlin). Schon aus dem Titel sieht man, daß es hauptsächlich Gegenwartsfragen behandeln will, aber notgedrungen mußte der Verfasser stark zurückgreifen, um in Deutschland verständlich zu werden. Seiner Arbeit ist diese Methode nur dienlich gewesen, und wir sind dank der Ausführungen Jurowskys nun in Deutschland über das Geldwesen des Sowjetstaates so unterrichtet, wie es bei der schwierigen Materie eben möglich ist. Das Buch ist aufgebaut nicht nur auf theoretische Anschauungen, sondern auf Grund der praktischen Tätigkeit, die der Verfasser als Chef der Valutaverwaltung der S.S.S.R. seit 1922 entwickelt hat. Eine Menge literarischer Kundgebungen hat bereits die Tätigkeit der Sozialrevolutionäre während der russischen Revolution hervorgerufen. Die S.R. unterschieden sich dadurch von den Sozialdemokraten aller Länder, daß sie glaubten, die politische und wirtschaftliche Gleichheit ohne Entwicklung des Industrialismus herbeiführen zu können und daß sie gleich vielen westeuropäischen Anarchisten den individuellen Terror, als Kampfmittel bevorzugten. Außer Bauern zählte die Partei besonders viele Vertreter der Intelligenz zu Mitgliedern — die wildgewordenen Liberalen nannte sie ein russischer Publizist. Die gleichen Methoden, wie gegen das alte Regime, wandten nach der bolschewistischen Revolution die S.R., aber diesmal unterstützt durch Ententegeldmittel, gegen ihre früheren Verbündeten an. Wie auch deutsche, offizielle Persönlichkeiten bei diesen Streitigkeiten umkamen, beweisen die Attentate auf General Eichhorn und den Grafen Mirbach. Beide Meuchelmorde wurden von Sozialrevolutionären vollführt. Zwei Bücher J. Kachowskaja: Attentate auf Eichhorn und Denikin (erschienen im Verlage „Skythen", Berlin, dem Verlag der linken Sozialrevolutionäre) und K. von Bothmer: Mit Graf Mirbach in Moskau (Osiandersche Buchhandlung, Tübingen) erzählen den Hergang der Ereignisse und außerdem manches andere von Interesse. Die Art, wie die Sozialrevolutionäre vom Herbst 1917 an in die hohe Politik eingriffen, erzählt neuerdings K. Kersten in seinem Werk: „Der Moskauer Prozeß gegen die Sozialrevolutionäre" (Verlag Die Schmiede, Berlin). Alle Aussagen im Prozeß zeigen, welche intensive Tätigkeit 1917/18 entwickelt wurde, eine neue Ostfront gegen die Bolschewiki, aber auch gegen Deutschland zu befestigen. Murmanküste, Ural, Wolga, das war die erste Linie, die man ziehen wollte. Alle Parteien Rußlands, von den Schwarzhundert bis zu den Sozialrevolutionären, dazu noch die Kriegsgefangenen tschechischer Nationalität wurden hiezu mobil gemacht. Den Sozialrevolutionären fiel dabei die Hauptaufgabe zu, in den großen Städten Aufstände zu entfachen. Der Mord am Grafen Mirbach sollte lediglich politische Schwierigkeiten zwischen Deutschland und Rußland schaffen.[1]) Es war gerade die Zeit, als der ehemalige Verhandlungsleiter auf deutscher Seite in Brest-Litowsk, Generalmajor Hoffmann, eine geheime Abmachung mit den russischen Volkskommissaren getroffen hatte, die auf deutsche Truppensendungen an die Murmanküste und auf die Besetzung Petersburgs zum Schutze der Bolschewistenherrschaft, deren Weiterbestehen auch durchaus im deutschen Interesse lag, hinzielten. So ist der Prozeßbericht von hohem Interesse für die Geschichtsforschung. Bei dieser Gelegenheit sei ein kleiner Exkurs gestattet: General Hoffmann hat vor kurzer Zeit eine Schrift veröffentlicht, die unter dem Titel: „An allen Enden Moskau" — Das Problem des Bolschewismus in seinen jüngsten Auswirkungen — (Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1925) zum militärischen Vorgehen gegen Sowjetrußland auffordert. Es wirkt gewiß eigenartig, wenn der Schützer der Bolschewiki von 1918 sich heute so energisch für ihre Ausrottung einsetzt. Er argumentiert: Rußland fehlt im Weltwirtschaftssystem. Es macht die nach dem Weltkrieg ohnehin schwierigen Verhältnisse noch schwieriger und verwirrt sie fortdauernd durch seine bolschewistische Propaganda. Es ist sogar wahrscheinlich, daß es in absehbarer Zeit mit Erfolg die Kolonien zum Befreiungskampf gegen die Großmächte aufstacheln wird, um dann das stark geschwächte Europa zu besiegen. General Hoffmann schlägt also einen völkerbundlichen Präventivkrieg gegen den Bolschewismus vor. Sein Buch wäre ganz gewiß geeignet, in dem heutigen, allerdings nur latenten Friedenszustand der Welt wie eine Brandrakete zu zünden, wenn die Mächte, die es angeht, einig wären. Was der Verfasser über die aggressive Außenpolitik

[1]) Vgl. die folgenden Enthüllungen über die Ermordung des deutschen Botschafters Grafen Mirbach in Moskau.

der Bolschewiki sagt, ist zum größten Teil richtig. Seine Beispiele könnten sogar durch manche vermehrt werden. Anders steht es mit der Frage, warum sich die Bolschewiki im eigenen Lande zu halten vermögen. Die Antwort, die er findet: Durch brutale Gewaltherrschaft! ist unbefriedigend. Bismarcks Wort von den Bajonetten, mit denen man alles Mögliche machen kann, nur nicht daraufsitzen, gilt auch für Sowjetrußland. Es ist falsch, wenn der Verfasser meint, daß die Industriearbeiterschaft sich in der Hauptmasse in Opposition gegen die Sowjets befindet. Im Gegenteil, sie gerade stellt die Hauptmasse der Sowjetbeamten, der Angehörigen der Roten Armee und wird von den Komitees verhätschelt. Mit den Bauern liegt die Sache so, daß die Bolschewiki ihren Jahrhunderte alten Landhunger befriedigten und keine andere Partei ihnen die Gewißheit gibt, daß ihnen das Land der enteigneten Großgrundbesitzer im Falle der Übernahme der Regierung belassen wird. Wohl sind die Verhältnisse in Rußland drückend, aber das waren sie schließlich auch vor dem Kriege. Jedenfalls ist für den russischen Patrioten die Herrschaftsfähigkeit der Bolschewiki dadurch bewiesen, daß sie es verstanden haben, die Grenzen Rußlands, wenigstens nach Osten und Südosten, über das Maß des Zarenreiches hinaus zu erweitern, während den provisorischen Regierungen 1917 ein Randstaat nach dem andern aus den Händen glitt. Es scheint mir also der Hauptgrund der Lebensfähigkeit der Bolschewistenherrschaft in ihrer Anpassungsfähigkeit an die Wünsche, Gewohnheiten und die Denkweise der Ostslawen zu liegen.[1])

Aus Zeit und Geschichte

Zur Ermordung des deutschen Botschafters Grafen Mirbach in Moskau

Vor einiger Zeit erschien im Russischen Staatsverlag in Moskau ein „Rotbuch der Allrussischen Tscheka", das eine Reihe von Dokumenten aus der Tätigkeit dieser Institution auch auf internationalem Gebiete enthält. In der Folge wurde jedoch das Rotbuch, wohl wegen dieser Enthüllungen, von den Sowjetregierungen eingezogen und ist jetzt nur in ganz wenigen Exemplaren vorhanden. Aus einem uns zugänglich gemachten Stück haben wir die nachstehenden Enthüllungen über die Ermordung des Grafen Mirbach aus der Feder des Mörders, des linken Sozialrevolutionärs Jakob Blumkin, ins Deutsche übertragen.

Der deutsche Botschafter in Sowjetrußland, Graf Wilhelm Mirbach, wurde in Moskau im Deneschny pereulok in einem Salon der Botschaft etwa um 3 Uhr nachmittags am 6. Juli 1918 ermordet. Der Mord wurde von mir, dem ehemaligen Mitglied der Allrussischen Tscheka und Mitglied der Partei der linken Sozialrevolutionäre, Jakob Blumkin, sowie vom Photographen der mir unterstellten Abteilung der Tscheka für Bekämpfung der internationalen Spionage, gleichfalls einem Mitglied der genannten Partei, Nikolaj Andrejew, vermittelst einer Bombe und eines Revolvers begangen.

Die politische Entstehung dieses terroristischen Aktes ist in kurzen Zügen diese: Die Dritte Allrussische Tagung der Partei der linken Sozialrevolutionäre, die in Moskau Anfang Juli 1918 (fast gleichzeitig mit dem 5. Rätekongreß) stattfand, faßte zur äußeren Politik den Beschluß, „den für die russische wie für die Weltrevolution verhängnisvollen Brester Friedensvertrag in revolutionärer Weise zu vernichten".

Diesen Willen des Parteitages und der hinter ihm stehenden Massen der Werktätigen entschloß sich das Zentralkomitee der Partei zu vollziehen durch einen Akt individuellen Terrors an einem der aktivsten und habgierigsten Vertreter der deutschen imperialistischen Ansprüche in Rußland, Graf Mirbach.

Die Massen der Partei und deren oberstes Organ waren zwar anfänglich der Überzeugung, daß die Sowjetregierung und die bolschewistische Partei auf dem 5. Rätekongreß unter dem Druck der ihnen anhängenden linken Sozialrevolutionäre gezwungen sein werden, ihre Politik zu ändern. Soviel ich mich entsinne, herrschte diese Überzeugung auf seiten der linken Sozialrevolutionäre nicht nur beim Abschluß ihres 3. Parteitages, sondern auch bei der Eröffnung des 5. Rätekongresses. Allein schon nach der ersten Sitzung des letzteren, am 4. Juli 1918, wurde es klar, daß die Sowjetregierung nicht im mindesten an eine Änderung ihrer Politik dachte, ja diese nicht einmal einer Kritik unterzogen wissen wollte. Da entschloß sich das Zentralkomitee der linken Sozialrevolutionäre, den Beschluß ihres Parteitages zu vollziehen.

[1]) Ein ergänzender Aufsatz über die deutschen Zustandsschilderungen Sowjetrußlands folgt im nächsten Heft.

Die ganze Organisation des terroristischen Aktes gegen Mirbach geschah in außerordentlicher Eile und nahm nur 2 Tage, nämlich die Zeit zwischen dem Abend des 4. und dem Mittag des 6. Juli, in Anspruch. Dies muß besonders betont werden, weil bisher von der Regierung, ihrer Partei und Presse unerschütterlich geglaubt wurde, die Ermordung des deutschen Botschafters sei von langer Hand vorbereitet worden. Diese Behauptung wird jedoch durch die folgenden Tatsachen widerlegt:

Am Morgen des 4. Juli übergab ich dem Genossen Lazis, der an der Spitze der Abteilung der Allr. Tscheka zur Bekämpfung der Gegenrevolution stand, die Akten über eine Angelegenheit, die seinerzeit viel Aufsehen erregte, nämlich über die von mir Mitte Juni d. J. vorgenommene Verhaftung des deutschen Spions, Herrn Robert Mirbach, Neffen des deutschen Botschafters, — eine Angelegenheit, die mir nun den Vorwand gab, am 6. Juli eine Zusammenkunft mit dem Grafen Mirbach nachzusuchen. Dadurch wird zweifelsfrei bewiesen, daß ich zwei Tage vor dem Morde von diesem noch keine reale Vorstellung besaß.

Erst vor der Abendsitzung des Rätekongresses am 4. Juli wurde ich aus dem Großen Theater von einem Mitglied unseres Zentralkomitees zu einer politischen Aussprache gerufen. Während dieser Aussprache wurde mir erklärt, das Z.K. habe beschlossen, den Grafen Mirbach zu ermorden, um an die Solidaritätsgefühle des deutschen Proletariats zu appellieren, um ferner den Weltimperialismus, der bestrebt ist, die russische Revolution zu ersticken, einzuschüchtern, schließlich um die Sowjetregierung vor die vollzogene Tatsache des Bruches des Brester Friedens zu stellen und sie dadurch endlich zu der langersehnten Politik der Einmütigkeit und Unversöhnlichkeit im Kampfe um die internationale Revolution zu zwingen. Mir als Parteimitglied wurde hierbei befohlen, allen Weisungen des Z.K. Folge zu leisten und ihm meine Informationen über Graf Mirbach mitzuteilen.

Ich war indessen mit der Ansicht der Partei und ihres Z.K. vollkommen einverstanden und erbot mich daher, den Plan des Aktes zu vollziehen. Zuvor aber stellte ich zwei mir sehr nahegehende Fragen:

1. Glaubt das Z.K., daß im Falle der Ermordung Mirbachs dem russischen Botschafter in Deutschland, Genossen Joffe, eine Gefahr drohe?
2. Das Z.K. garantiert, daß seine Pläne nicht über die Ermordung des deutschen Botschafters hinausgehen.

In der gleichen Nacht wurde ich zur Sitzung des Z.K. geladen, in der der endgültige Beschluß gefaßt wurde, die Ausführung des Aktes gegen Mirbach mir, Jakob Blumkin, und meinem Amtsgenossen und revolutionären Freund, Nikolaj Andrejew, anzuvertrauen, der die Stimmung der Partei gleichfalls vollauf teilte. In derselben Nacht wurde beschlossen, daß die Ermordung am nächsten Tage, den 5. Juli, geschehen sollte. Ich schlug hierzu den folgenden Plan vor. Ich würde mir vom Gen. Lazis die Angelegenheit des Robert Mirbach zurückerbitten, dann eine auf meinen Namen sowie auf den Namen Nikolaj Andrejews lautende Vollmacht ausfertigen des Inhalts, daß ich von der Allrussischen Tscheka, Andrejew aber vom Revolutionstribunal ermächtigt sei, in persönliche Verhandlungen mit dem diplomatischen Vertreter Deutschlands zu treten. Mit diesem Mandat würden wir uns in die Gesandtschaft begeben, eine Zusammenkunft mit dem Grafen Mirbach herbeiführen und während derselben den terroristischen Akt vollziehen. Allein dieser Plan scheiterte deswegen, weil in einer so kurzen Frist die nötigen Vorbereitungen nicht getroffen werden konnten und auch die Bombe nicht fertig war. Man verschob daher die Sache auf den 6. Juli. An diesem Tage bat ich mir vom Genossen Lazis die Akten über Robert Mirbach, angeblich zur Durchsicht, aus. Dann erbat ich mir in der Kanzlei ein Formular und tippte darauf folgendes:

„Die Allrussische Außerordentliche Kommission zur Bekämpfung der Konterrevolution ermächtigt ihr Mitglied, Jakob Blumkin, sowie den Vertreter des Revolutionstribunals, Nikolaj Andrejew, in unmittelbare Verhandlungen mit dem Herrn deutschen Botschafter in Rußland, Gr. Wilhelm Mirbach, über eine Angelegenheit einzutreten, die eine unmittelbare Beziehung zum Herrn deutschen Botschafter selbst hat."

Vorsitzender der Kommission (Dserschinski)
Sekretär (Xenophont).

Die Unterschrift des Sekretärs habe ich selber, die Dserschinskis ein Mitglied der Z.K. gefälscht. Als der zweite Vorsitzende der Allrussischen Tscheka, Wjatscheslaw Alexandrowitsch, der von nichts wußte, ins Amt kam, bat ich ihn, auf die Vollmacht den Stempel der Tscheka zu drücken und mir ferner eine Order zum Empfang eines Automobils aus der Garage auszuhändigen. Hierauf erklärte ich ihm, daß ich in der gleichen Nacht, laut Auftrag des Z.K., den Grafen Mirbach ermorden werde. Aus der Tscheka fuhr ich nach Hause, ins Hotel Elite in der Neglinnyi-Passage, zog mich um und fuhr in das erste Haus der Sowjets. Hier, in

der Wohnung eines Mitglieds der Z.K., befand sich bereits Nikolaj Andrejew. Wir erhielten das Geschoß, zwei Revolver und die letzten Instruktionen. Ich versteckte meinen Revolver in der Aktentasche, während Andrejew die Bombe gleichfalls in seiner mit Papieren vollgepfropften Aktentasche verbarg. Um 2 Uhr nachmittags traten wir aus dem „National" heraus. Der Chauffeur ahnte nicht, wohin die Reise gehen sollte. Ich gab ihm einen Revolver und sagte ihm hierbei als Mitglied der Tscheka im Befehlston: „Hier haben Sie einen Revolver und Patronen; fahren Sie vorsichtig; an dem Hause, wo wir halten werden, lassen Sie den Motor immer weiter arbeiten. Sollten Sie einen Schuß und Lärm hören, so bleiben Sie ruhig." In unserer Begleitung befand sich ferner noch ein Chauffeur, ein Matrose aus dem Detachement von Popoff[1]), den ein Mitglied des Z.K. mitbrachte. Dieser Chauffeur schien zu wissen, was bevorstand. Er hatte eine Bombe bei sich. Vor der Botschaft sind wir um 2 Uhr 15 Min. angelangt. Auf unser Klingeln machte ein Portier, ein Deutscher, auf. Lange unterhandelte ich mit ihm in meinem schlechten Deutsch und begriff endlich, daß es Mittagszeit war und wir etwa 15 Minuten warten mußten. Wir setzten uns auf ein Sofa. Nach 10 Minuten trat zu uns aus den inneren Zimmern ein unbekannter Herr heraus. Ich wies ihm die Vollmacht vor und erklärte, ich sei ein Vertreter der Regierung und bitte, mich beim Grafen anzumelden. Er grüßte und ging weg. Gleich hierauf erschienen zwei jüngere Herren. Einer von ihnen wandte sich an uns mit der Frage: „Kommen Sie vom Genossen Dserschinski?" — „Ja." — „Bitte schön." Wir wurden durch ein Empfangszimmer, in dem die Mitglieder der Botschaft ausruhten, dann durch einen Saal in einen Salon geführt und zum Sitzen aufgefordert. Aus der Hin- und Widerrede erfuhr ich, vor mir nur den Botschaftsrat Dr. Riezler, den späteren Nachfolger Mirbachs, sowie einen Dolmetscher zu haben. Da berief ich mich auf den Text der Vollmacht und bestand darauf, eine persönliche Zusammenkunft mit dem Grafen Mirbach zu haben. Nach einigen Auseinandersetzungen gelang es mir, Dr. Riezler zu bewegen, sich zum Botschafter zu begeben und diesem vorzuschlagen, mich doch zu empfangen. Gleich hierauf kehrte Dr. Riezler mit dem Grafen Mirbach zurück. Wir setzten uns um einen Tisch herum, wobei Andrejew sich an der Tür setzte, um den Ausgang zu versperren. Nach einer Unterhaltung von etwa 25 Minuten, vielleicht auch länger, als mir der Augenblick geeignet schien, holte ich aus der Aktentasche den Revolver, sprang vom Stuhl auf und feuerte hintereinander auf Mirbach, Riezler und den Dolmetscher. Sie stürzten nieder. Ich begab mich hierauf in den Saal. Währenddem stand Mirbach wieder auf und folgte mir gebückt in den Saal. An der Schwelle der beiden Zimmer trat jedoch Andrejew dicht an ihn heran und warf sich und ihm die Bombe unter die Füße. Sie explodierte aber nicht. Da stieß Andrejew den Mirbach in die Ecke (dieser stürzte) und begann, aus seiner Aktentasche den Revolver hervorzuziehen. Niemand betrat die Gemächer, in denen sich das alles abspielte, obwohl in dem anstoßenden Zimmer, als wir es durchschritten, sich Leute befanden. Nun erhob ich die auf dem Fußboden liegende Bombe, holte stark aus und schmiß sie herunter. Die Explosion war gewaltig. Der Luftdruck warf mich an die Fenster, deren Scheiben durch die Explosion zertrümmert waren. Ich sah, daß Andrejew durchs Fenster sprang. Mechanisch, instinktiv folgte ich ihm. Dabei brach ich mir aber das Bein, während Andrejew bereits auf der anderen Seite des Zaunes, auf der Straße war und sich in das Auto setzte. Kaum hatte ich begonnen, den Zaun zu erklettern, als vom Fenster aus Schüsse fielen. Ich erhielt eine Wunde am Fuß, vermochte jedoch über den Zaun zu klettern und kroch an das Auto heran. Niemand trat aus dem Gebäude hinaus. Der Wächter, der am Tor stand, floh in den Hof. So fuhren wir ab und entwickelten die größte Geschwindigkeit. Ich wußte nicht, wohin wir fuhren. Wir hatten uns mit keiner Wohnung versehen, da wir überzeugt waren, daß wir sterben würden. Unsere Fahrt leitete jetzt der Chauffeur aus dem Detachement von Popoff. Wir waren aufgeregt und müde. Es schwirrte mir durch den Kopf: Jetzt muß man in die Tscheka ... die Sache melden. Endlich, unverhofft, sahen wir uns im Trechswjatitelski pereulok, im Stabe des Popoff-Detachements.

Dachten wir an die Flucht? Ich für meinen Teil jedenfalls nicht ... nicht im mindesten. Ich wußte, daß unsere Tat von der Regierung getadelt und angefeindet werden konnte, und hielt dann für notwendig, mich ihr zur Verfügung zu stellen, um durch das Opfer meines Lebens unsere volle Ehrlichkeit und opfermütige Ergebenheit für die Interessen der Revolution zu beweisen. Auch standen vor uns fragend die Massen der Arbeiter und Bauern, und wir waren ihnen eine Antwort schuldig. Außerdem erlaubte uns unsere Auffassung über das, was als Ethik des individuellen Terrors bezeichnet wird, nicht an eine Flucht zu denken. Ja, vor der Tat hatten wir miteinander abgemacht, daß, wenn einer von uns verwundet werde,

[1]) Dieses Detachement bestand aus Anhängern der Partei der linken Sozialrevolutionäre und spielte in den folgenden Ereignissen eine große Rolle. Anm. des Übers.

der andere in sich den Mut finden sollte, ihn zu erschießen. Allein warum hatten wir dem Chauffeur befohlen, den Motor nicht abzustellen? — Es war für den Fall nötig, daß man uns nicht empfangen, aber unsere Vollmachten prüfen würde: dann müßten wir schnell in die Tscheka zurück, um dort das Telephon zu besetzen und die Spuren des Versuchs zu verwischen.

Ich war also am linken Bein, unterhalb der Hüfte, verwundet. Dazu kam beim Sprung aus dem Fenster ein Bruch des Fußknöchels und des Knochenbands. Ich konnte mich nicht bewegen. Matrosen aus dem Popoff-Detachement trugen mich auf Händen aus dem Auto in das Stabsquartier. Hier wurde ich geschoren, rasiert, mit einem Soldatenmantel bekleidet und im Lazarett des Detachements untergebracht, das sich auf der gegenüberliegenden Straßenseite befand.

Von diesem Augenblick an wurde ich mir selbst überlassen und erfuhr alles, was am 7. Juli passierte, im Krankenhaus aus den Zeitungen, sowie erst viel später, im September, aus Gesprächen mit einigen Mitgliedern des Z.K.

Mit voller Bestimmtheit aber erinnere ich mich, daß, während ich im Lazarett lag, Genosse Dserschinski im Stabe erschien und meine Auslieferung verlangte. Sobald ich es erfuhr, bestand ich darauf, daß man ihn zu mir ins Lazarett hereinführen sollte, da ich die Absicht hatte, mich von ihm verhaften zu lassen. Mich verließ die ganze Zeit über nicht die unerschütterliche Gewißheit, daß ich so aus Gründen geschichtlicher Notwendigkeit handeln mußte und daß die Sowjetregierung mich wegen der Ermordung eines deutschen Imperialisten nicht hinrichten kann. Allein das Z.K. weigerte sich, meine Bitte zu erfüllen. . . .

Am 8. Juli, als das Detachement[1]) sich zurückziehen mußte, wurde ich im Hof des Lazaretts vergessen. Von hier brachte mich, zusammen mit anderen Verwundeten, eine mir unbekannte Krankenschwester im Auto nach dem städtischen Hospital. Hier nannte ich mich einen Rotgardisten Grigorij Bylow und gab vor, bei dem Kampf mit dem Detachement von Popoff verwundet worden zu sein. Im Spital verblieb ich wohl bis zum 9. Juli. Am Abend dieses Tages gelang mir mit Hilfe einiger außerparteilicher Freunde, die meinen Aufenthalt erfahren hatten, die Flucht. Ich sage Flucht, weil alle Krankenhäuser in diesen Tagen unter Todesandrohung den Befehl erhielten, keinen Verwundeten zu entlassen. Ich hielt mich einige Tage lang in Moskau verborgen, reiste dann, etwa am 12., ab und langte, nach langem Umherfahren, in Rybinsk an.

Hier blieb ich, unter dem Namen Awerbach, bis Ende August, um meinen Fuß zu heilen. Anfang September übernahm ich, unter dem Namen von Wischnewski, ein Amt im Kreiskommissariat der Landwirtschaft in Kimry und gab gleichzeitig Privatstunden, da ich große Not litt. Die ganze Zeit über hatte ich nicht die geringste Fühlung mit der Partei. Diese wußte nicht einmal, wo ich war. Im Laufe des Septembers gelang es mir jedoch durch einen Zufall, mit dem Z.K. in Verbindung zu treten. Ich machte ihm den Vorschlag, mich schleunigst nach der Ukraine, in das Gebiet der deutschen Okkupation zu entsenden, um dort terroristische Arbeit zu verrichten. Hierauf erhielt ich den Befehl, nach Petrograd zu kommen und dort die Entsendung abzuwarten. Ich lebte in völliger Zurückgezogenheit in der Umgebung Petrograds, in Gatschina, Zarskoje Selo usw. und verbrachte die Zeit mit literarischer Arbeit, mit Sammlung von Material über die Juliereignisse, über die ich ein Buch schreiben wollte. Im Oktober fuhr ich eigenmächtig, ohne Wissen des Z.K., nach Moskau, um die Abreise nach der Ukraine zu beschleunigen. Eine kurze Zeit lebte ich in Kursk, am 5. November aber war ich bereits in Belgorod, im Machtbereich des Hetmans Skoropadski. In der Ukraine half ich mit, eine Anzahl von terroristischen Akten gegen die hervorragendsten Führer der Gegenrevolution vorzubereiten. Diese Tätigkeit dauerte bis zum Sturze des Hetmans. Dann, unter dem ukrainischen Direktorium, als das Land unter die Diktatur von reichen Bauern und ukrainischen Schützen kam, arbeitete ich zugunsten der Wiederaufrichtung des Sowjetregimes in der Ukraine. Im Auftrage der Partei organisierte ich, zusammen mit Kommunisten und Vertretern anderer Parteien, in Podolien Revolutionskomitees und Insurgentenbataillons, betrieb die Sowjetagitation unter Bauern und Arbeitern, war Mitglied des geheimen Arbeiterrats von Kiew — kurz, ich widmete alle meine Kräfte dem Dienste der Revolution.

Um die Ermordung Mirbachs hatte sich indessen eine komplizierte, vollkommen unklare, tragische Atmosphäre gebildet. Diesen Akt begriffen die Kommunisten nicht oder wollten ihn nicht begreifen und — was besonders wichtig war — auch die von ihnen unterrichteten westeuropäischen Sozialisten und Mitarbeiter der Internationale, beispielsweise die holländische Sozialistin Henriette Roland-Holst, nannten ihn (in der Moskauer „Prawda" vom September) „verabscheuungswürdig". Die Sowjetmacht und die kommunistische Partei

[1]) Nach einem Gefecht mit Regierungstruppen. Anm. des Übers.

waren der Ansicht, daß die Schüsse in der deutschen Botschaft ein Signal zur Erhebung der linken Sozialrevolutionäre gegen die Revolution und die Sowjetregierung geben sollten, daß die Vollzieher des Mordes „Agenten des englisch-französischen Kapitals, die ehemals der Sowjetmacht dienten, dann aber sich dem Kapitalismus verkauften", seien (Befehl des Zentralexekutivkomitees vom 6. Juli)[1]), der Vorsitzende des Rates der Volkskommissare, Genosse Lenin, aber erklärte mich und Andrejew sogar kurz und bündig für „zwei Schufte" (Befehl des Rates der Volkskommissare vom 6. Juli 3 Uhr nachm.). Diese Version über den Moskauer Terrorakt wurde auch den Arbeitern und Bauern eingebläut. Das, was im Trechswjatitelski pereulok vor sich ging, wurde als Meuterei der linken Sozialrevolutionäre gekennzeichnet. Wegen des Kopfes von Mirbach, diesem titulierten Räuber, fielen viele mutige, ehrliche und der Revolution ergebene Köpfe von Matrosen und Arbeitern, die der Partei der linken Sozialrevolutionäre angehörten. Die Partei wurde aus den Sowjets verjagt, zertrümmert, an vielen Orten der Republik für vogelfrei erklärt. Die Regierung faßte einen glühenden Haß gegen uns, das Z.K. und die Vollzieher des terroristischen Aktes wurden vor das Revolutionstribunal als Verbrecher und sogar als agents provocateurs gestellt. Jeder Versuch unsererseits aber, die unverschuldeten Anwürfe zu entkräften, wurde unterbunden, ja als neuer Angriff gegen die Sowjetmacht hingestellt. Diese ganze Lage war für uns tragisch und aussichtslos. An die Massen zu appellieren, war unmöglich, da damals der rote Terror systematisch durchgeführt wurde. In der Sowjetverfassung gibt es zwar eine Bestimmung, der zufolge die Russische Republik als Asyl für alle aus bürgerlichen und monarchistischen Ländern aus politischen Gründen Ausgewiesenen erscheint und der Staat der Arbeiter und Bauern sich daraus eine Ehre macht, den Beschützern der Internationale bei sich Gastrecht zu gewähren. Wir aber, die wir Internationalisten und Teilnehmer der Oktoberumwälzung waren, hatten keine Zuflucht in der von uns mitgeschaffenen sozialistischen Republik.

So konnte es nicht lange dauern.

Ich begreife wohl, daß im Juli die objektiven Umstände die Sowjetmacht zwangen, die Ermordung Mirbachs und deren Teilnehmer scharf zu verurteilen, allein seit Juli waren Ereignisse geschehen, die alle politischen Kombinationen von Grund aus änderten. Die deutsche Revolution brach aus und zertrümmerte die Fesseln von Brest-Litowsk — so mußte also auch das Verhältnis der Sowjetmacht zu uns, die wir ja den Brester Vertrag gesprengt hatten, gegenstandslos werden. Als dann aber auch in Ungarn der Staat in die Hände der Arbeiter und Bauern geriet, da kam die Perspektive der Weltrevolution deutlich zum Vorschein; um dieser Weltrevolution und nur um ihretwillen war aber der Kopf Mirbachs gefallen. Ferner bleibt die Frage unaufgeklärt, ob der 6. Juli der Tag eines Aufstands war. Mich mutet es lächerlich und schmerzlich an, diese Frage aufzuwerfen. Ich weiß nur eins mit Bestimmtheit: daß weder ich noch Andrejew uns jemals dazu hergegeben hätten, die Ermordung des deutschen Botschafters als Signal zum Aufstand zu vollziehen. Hat uns also das Z.K. irregeführt und hinter unserem Rücken eine Erhebung in Szene gesetzt? Ich werfe auch diese Frage in völliger Deutlichkeit auf, um bis zum Ende ehrlich zu bleiben. Ich genoß das Vertrauen der Partei, ich stand dem Z.K. nahe, und daher weiß ich, daß es ein solches nicht unternehmen konnte. Die Partei und alle Denkenden in ihr beschäftigte stets der Gedanke, daß es unbedingt notwendig war, im Interesse der Revolution sich mit den Kommunisten wieder zu verständigen. Wenn eine solche Verständigung von den leitenden Mitgliedern der Partei jedoch nicht gefunden wurde, so ist es nicht ihre Schuld. Was aber im Trechswjatitelski pereulok am 6. und 7. Juli vor sich ging, das war m. E. nur eine Selbstwehr der Revolutionäre. Aber auch dazu wäre es nicht gekommen, wollte das Z.K. mich ausliefern. Darin sehe ich allerdings seine große historische Schuld. Die ganze Schießerei, die Besetzung des Telegraphenamts, die Verhaftung der Genossen Lazis und Dserschinski durch die Aufständischen sowie anderseits die Verhaftung der Spiridonowa[2]) und der linksrevolutionären Fraktion des Rätekongresses durch die Regierung, — all das ist nichts anderes, als das Ergebnis der geladenen Atmosphäre infolge des gewaltigen, unerwarteten Eindrucks, den die Ermordung Mirbachs machte. Es ist kein Aufstand gewesen. Bisher konnte ich, der ich einer der unmittelbaren Teilnehmer jener Ereignisse war, infolge eines Verbots meiner Partei mich nicht der Regierung stellen, mich ihr anvertrauen und erfahren, worin sie eigentlich mein Verbrechen erblickte. Ich, der ich mich der sozialen Revolution hingegeben und ihr in der Zeit ihrer Weltoffensive mit bebendem Herzen gedient hatte, mußte abseits bleiben und eine Geheimexistenz fristen. Ein solcher Zustand mußte aber für mich auf die Dauer stark anormal wer-

[1]) Über die Frage der Mitschuld französischer Diplomaten am Morde Mirbachs vgl. Nov.-Heft 1924 der S.M., „Wir deutschen Frauen", S. 62. D. Schr.

[2]) Eine hervorragende Führerin der linken Sozialrevolutionäre. Anm. d. Übers.

den, angesichts meines glühenden Wunsches, für die Revolution weiter zu arbeiten. Da beschloß ich, mich der Tscheka als einem Organ der Sowjetmacht zu stellen, um diesem Zustand ein Ende zu machen.

Kiew, den 17.—19. April 1919. Bürger der R.S.F.S.R. Jakob Blumkin.

Als Abschluß der Angelegenheit enthält das „Rotbuch" zwei weitere bezeichnende Dokumente der bolschewistischen Justiz:

Moskau, den 8. V. 1919.

Die Untersuchungskommission An das Präsidium des Allrussischen Zentralexekutivkomitees.

An die Sonderkommission zur Untersuchung der Angelegenheit J. G. Blumkins. Bericht.

Nach Vernehmung des Jakob Grigorjewitsch Blumkin, der sich, nachdem er vom Obersten Tribunal wegen der Ermordung des deutschen Botschafters Grafen Mirbach zur dreijährigen Gefängnisstrafe verurteilt worden, der Sowjetmacht stellte, ist die Untersuchungskommission zu der folgenden Ansicht gelangt:

1. Blumkin glaubte, wie er behauptet, daß die Ermordung Mirbachs nicht zu einem Kriege mit Deutschland führen und die Massen nur von der Ohnmacht des deutschen Imperialismus überzeugen würde.

2. Vor der Ermordung Mirbachs hat Blumkin von der Partei der linken Sozialrevolutionäre die Zusicherung verlangt, daß die geplante Aktion mit der Ermordung zu Ende sein wird und keine weiteren Schritte im Zusammenhang mit diesem Terrorakt gegen die Sowjetmacht unternommen werden, was ihm von den Mitgliedern der Z.K. denn auch kategorisch versprochen wurde.

3. Die von der Partei der linken Sozialrevolutionäre nach der Ermordung Mirbachs veranstaltete Meuterei gegen die Sowjetmacht wird von Blumkin verurteilt, und dieser lehnt kategorisch jede Verantwortung für die verbrecherischen Taten ab, die von der Partei trotz des ihm gegebenen Versprechens begangen wurden.

4. Der Grund, der Blumkin bewogen hat, sich der Sowjetmacht zur Verfügung zu stellen, ist vor allem der Wunsch, die für ihn beleidigende Meinung, die sich über ihn als Vollzieher des Terroraktes gegen Mirbach gebildet und zur Folge hatte, daß er in den „Iswestja" als „Schuft" bezeichnet wurde, zu entkräften und der Sowjetmacht seine Auffassung des Mordes auseinanderzusetzen.

Auf die Aufforderung der Untersuchungskommission, für diese Behauptungen Beweise beizubringen (als solche Beweise konnten die Briefe gelten, die Blumkin an Proschjan[1]) richtete und in denen er eine Erklärung der Handlungsweise der Partei nach der Ermordung Mirbachs forderte, ferner die Antwortschreiben Proschjans sowie die Briefe, die Blumkin während seines Aufenthalts im Gefängnis von Kiew von Parteimitgliedern erhielt), erklärt Blumkin, die Tatsache selbst, daß er sich freiwillig stellte, müsse als hinreichender Beweis der Aufrichtigkeit seiner Behauptungen angesehen werden.

Glaubt man also der Behauptung Blumkins, daß er nichts zu tun habe mit den Handlungen der Partei der linken Sozialrevolutionäre, die ihn vielmehr irregeführt und die Ermordung Mirbachs zum Aufstand gegen die Sowjetmacht benutzt hat, so hat er lediglich die Verantwortung für den Vollzug des Terroraktes gegen Mirbach zu tragen, welche Verantwortung jedenfalls seine Einschließung im Gefängnis nicht notwendig macht.

Da jedoch Blumkin sich kategorisch weigert, seine Behauptung zu beweisen, daß er dem nach der Ermordung Mirbachs von den linken Sozialrevolutionären veranstalteten Aufstand vollkommen fernstehe und ihn ablehne, hält es die Untersuchungskommission, angesichts der Politik der linken Sozialrevolutionäre in der Gegenwart, nicht für möglich, seinen durch keine Beweise erhärteten Behauptungen unbedingt Glauben zu schenken, und schlägt daher vor:

1. Blumkin zu enthaften,
2. die dreijährige Gefängnisstrafe, zu der er verurteilt ist, durch eine ebensolang währende Kontrolle durch von dem Präsidium des Zentralexekutivkomitees bestimmte Personen zu ersetzen und
3. im Falle, daß Blumkin einer Kontrolle seines politischen Verhaltens ausweicht oder neue Handlungen gegen die Sowjetmacht unternimmt, unverzüglich das in der Sache der Ermordung Mirbachs vom Revolutionstribunal gefällte Urteil zu vollstrecken.

---

[1]) Ein Mitglied der Partei der linken Sozialrevolutionäre. Anm. d. Übers.

Auf diesen Bericht folgte ein

Beschluß des Präsidiums des Allrussischen Zentralexekutivkomitees vom 16. Mai 1919.

Angesichts der freiwilligen Meldung des J. G. Blumkin sowie der von ihm gegebenen ausführlichen Erklärung der Ermordung des deutschen Botschafters Grafen Mirbach beschließt das Präsidium, J. G. Blumkin zu amnestieren.

Der Sekretär des Allrussischen Z.E.K.
A. Jenukidse.

Eine amerikanische Geschichtsklitterung

Von Geheimrat Dr. Dietrich Schäfer, Prof. der Geschichte an der Universität Berlin

Das ist eine sehr milde Kennzeichnung der ungeheuerlichen Sammlung von Fälschungen und Verkehrtheiten, die der Sterling-Professor der Geschichte an Yale-University (New-Haven, Conn.) Charles Seymour unter dem Titel The Intimate Papers of Colonel House (Boston und New York) in zwei starken Bänden der Welt vorlegt. Ich muß gestehen, daß mir noch kein Geschichtswerk größeren Umfangs in die Hände gekommen ist, das so von Tendenz gestarrt hätte, mit einem solchen Aufwand von Unwahrhaftigkeit oder Unwissenheit (man hat höchstens die Wahl zwischen beiden) niedergeschrieben worden wäre.

Colonel House ist eine während des Krieges vielgenannte, zweifellos auch einflußreiche Persönlichkeit. Prof. Seymours einleitende Auseinandersetzungen belehren uns über Herkommen und Werdegang des Texas-Mannes niederländisch-englischer Abkunft, der es als „Hinterwäldlerpolitiker" zu einem „Texas-Talleyrand" bringen sollte. Seine ersten Erfolge errang er als Wahlmacher, eine Betätigung, die ja so manchen Vereinigte Staaten-Politiker in den Ring gebracht hat. Die Wahl Woodrow Wilsons im November 1912 hat besonders er gegen Hearst und Wallstreet durchgesetzt; kaum zwei Jahre früher hatte er den damaligen Gouverneur von New Jersey entdeckt, ihn November 1911 zum erstenmal von Angesicht gesehen. Während des Krieges ist er dann sein einflußreichster Berater gewesen, vor allem auf dem Gebiet der auswärtigen Politik, für das der Präsident zunächst wenig Teilnahme und fast noch weniger Verständnis zeigte. Unter Houses Leitung erwarb er sich „unsterblichen Ruhm", wie House selbst in seinen einleitenden Bemerkungen sich ausdrückt, Anspruch auf „Dankbarkeit und Bewunderung der Menschheit"; er erntete den „unvergänglichen Ruhm der Begründung des Völkerbundes", dieser unvergleichlichen Schöpfung „im Dienste der Menschheit". Zwischen Wilson und House vollzog sich „die seltsamste und folgenreichste Verbindung zwischen zwei Männern, die je in menschlicher Geschichte stattfand".

Soldat ist Colonel House nie gewesen; er erhielt den Titel von einem Texas-Gouverneur schon lange vor dem Kriege. In den Vereinigten Staaten ist solches ja nicht ungewöhnlich.

Den Inhalt des Buches bilden Briefe und Aktenstücke, die ein Text verbindet. Der Kern ist ein mehr als 2000 Seiten umfassendes Tagebuch, das House allabendlich seiner Stenotypistin diktiert hat. Er hat dieses Material der Yale-Universität zur Verwahrung übergeben; so ist Professor Seymour Herausgeber geworden. Er druckt die Texte ab und verbindet sie durch Erläuterungen und Erörterungen. Eine chronologische Ordnung ist nur ganz im allgemeinen innegehalten; der Inhalt ist für die Aufeinanderfolge maßgebend. So kommt die im Stoff liegende Tendenz noch schärfer zum Ausdruck. Sie ist von Anfang bis zu Ende durchaus deutschfeindlich, deutschfeindlich mit einer Schärfe, die allenfalls in der Form, kaum aber in der Sache überboten werden kann. Man darf dem Buche glauben, daß House einen entscheidenden Einfluß auf Wilsons auswärtige Politik gehabt hat. Nun, dieser Ratgeber ist von vornherein auf das Ziel eingestellt: Deutschland darf nicht siegen. Wie ein roter Faden durchzieht dieser Gedanke alle seine Äußerungen.

Warum nicht? Es ist der bekannte Jargon: Deutschland ist eine Militärmacht; es bedroht die Freiheit der Welt. Es rüstet fortgesetzt. Preußen hat 1866, Deutschland 1871 Eroberungen gemacht. Daß Frankreich und Rußland rüsteten, von England ganz zu schweigen, noch mehr rüsteten als Deutschland, davon erfährt der Leser nichts. Auch nicht davon, daß Deutschland durch seine mitteleuropäische Lage unendlich viel mehr gefährdet war als seine Nachbarmächte im Osten und Westen. Preußen-Deutschland hat nacheinander drei Kriege geführt. Daß die Vereinigten Staaten fast gleichzeitig den blutigsten, den opferreichsten Krieg durchkämpften, den die Welt bis dahin jemals gesehen hatte, ihn führten, um ihrer staatlichen Einheit willen, die auch das alleinige Ziel der deutschen Kriege war,

muß der Leser selbst hinzudenken. Das Buch sagt darüber nichts. Deutschland hat Land eingenommen! Daß England, Frankreich und Rußland und die Vereinigten Staaten selbst in den Jahrzehnten vor dem Kriege viel mehr neuen Besitz erworben haben als Deutschland und keineswegs nur mit friedlichen Mitteln, verschweigt House wie sein Interpret. Man kann nicht wohl annehmen, daß es ihnen unbekannt geblieben ist. Eine so hanebüchene Unwissenheit kann man Männern, die Politiker und Historiker sein wollen, doch nicht zutrauen.

Oder doch? Nicht mit einem Worte wird erwähnt, daß der Mord von Sarajewo Anlaß des Krieges wurde. Österreich will Serbien seines Besitzes und seiner Unabhängigkeit berauben und wird dabei von Deutschland unterstützt und angereizt. Daß die Serben durch zwei Jahrzehnte bestrebt waren, ihre Volksgenossen dem österreich-ungarischen Verbande zu entziehen, daß ihre Regierung dieses Streben trotz wiederholter gegenteiliger Zusagen fortgesetzt unterstützte, daß sie zuletzt den Mord von Sarajewo anstiftete, um zum Ziele zu gelangen, davon weiß, nach ihren Niederschriften zu urteilen, weder Herr House noch Herr Seymour etwas. Allerdings über serbisch-österreichische Beziehungen ist allgemeine Kenntnis nicht so verbreitet wie über deutsch-französische.

Über diese redet House, als wenn Deutschland und Frankreich auf dem Monde lägen. Die französischen Staatsmänner denken nicht mehr an Rache für 1870; in den Verlust Elsaß-Lothringens hat man sich gefunden. Man denkt an nichts als Frieden. House weiß das ganz gewiß; man hat es ihm in Frankreich gesagt und Sir Edward Grey hat es bestätigt. Was braucht es weiter Zeugnis? Noch am 7. Juli 1914 schreibt er es dem Deutschen Kaiser[1]). „In Deutschland aber war durch ein Menschenalter von den Professoren der Geist des Angriffs gelehrt worden. Er herrschte in den militärischen Kreisen, hatte die Flotte ergriffen."

Was war Amerikas Aufgabe gegenüber dieser Lage? House erkennt sie klar. Die Vereinigten Staaten hatten in dem Jahrhundert, das seit dem Beginn ihrer anerkannten Selbständigkeit verflossen war, alles Land von Ozean zu Ozean sich zu eigen gemacht, jede Art von Selbständigkeit unter ihr geschlossenes Staatswesen gebeugt. Sie hatten dann angefangen, ihre Macht über die begrenzenden Weltmeere auszubreiten, hatten an Asiens Ostküste Fuß gefaßt, auch zu Europa und seiner Nachbarschaft entwicklungsfähige Beziehungen geknüpft. Nun galt es nach House's Meinung, und sie war zweifellos richtig, eine Stellung in den Weltangelegenheiten zu gewinnen; sie war nicht nur richtig, sie war unumgänglich. Bäume wachsen nicht in den Himmel; aber es ist ebenso unmöglich, ihrem Wachstum Maß und Ziel zu setzen, wenn man sie nicht durch Beschneiden verkrüppeln will. So tragen lebenskräftige Staaten und Völker ein natürliches Streben nach Mehrung ihrer Macht und ihres Einflusses in sich.

Für die Vereinigten Staaten war die Zeit gekommen, dem Grundsatz der Nichteinmischung in fremde Angelegenheiten (Washington's no entangling alliances) den Abschied zu geben. Er war im Grunde genommen nie befolgt worden. Fast unmittelbar nach Anerkennung der amerikanischen Selbständigkeit hatte die Erweiterung der Grenzen des neuen Freistaates begonnen. Die Erklärung der Monroedoktrin war ein politischer Gewaltakt, wie er rechtloser und anspruchsvoller nicht oft begangen worden ist. Wer hatte denn die neue Republik zum Oberaufseher des gesamten Kontinents gesetzt? Jetzt verlangte die gewaltige Ausdehnung der mächtig gewachsenen und weitverzweigten amerikanischen Beziehungen Stellungnahme auch in außeramerikanischen Fragen. Ein panamerikanischer Vertrag war unter House's lebhafter Beteiligung in Verhandlung. Der Form nach sollten in ihm die Vereinigten Staaten primus inter pares sein, in Wirklichkeit Lenker; sie konnten stets Mittel finden, ihren Willen durchzusetzen. Dieser Vertrag sollte ein Vorbild werden für die Neuordnung der europäischen Staatenwelt, Muster für einen Völkerbund. House nimmt die Urheberschaft des Völkerbundgedankens für sich in Anspruch.

Echt amerikanisch verschwindet dabei das Interesse des eigenen Staates hinter wohlklingenden Redewendungen. Es handelt sich nicht um irgendeinen Vorteil der Union, sondern nur um Förderung der Kultur, um Recht und Gerechtigkeit, um Menschlichkeit, Humanität. Sie werden vertreten von den Demokratien; autokratische Regierungen stehen ihnen im Wege, sind also zu bekämpfen. Dem geheimen Leiter der amerikanischen auswärtigen Politik, der hinter dem Präsidenten steht und dessen Art es ist, „die Dinge unter der Hand zu ordnen", entgeht es nicht, daß auch Demokratien macht- und besitzgierig sein können. Er läßt sich vom österreichischen Botschafter an „Englands gewaltige Macht" erinnern,

[1]) Der Brief ist gerichtet an „S. Kgl. Maj., Kaiser von Deutschland, König von Preußen". Der Herausgeber fügt hinzu: „Er trachtete immer nach diesem letzteren Titel, den ihm die Eifersucht der deutschen Fürsten vorenthielt." Seymour knüpft auch die Frage an: „War das unbewußte oder beabsichtigte Schmeichelei seitens des Obersten?" Echt amerikanische Professorentüftelei über eine klarliegende Frage.

der die Deutschlands nicht zu vergleichen sei, fügt aber hinzu, England „übe sie in vorwurfsfreier Weise, denn es stehe unter der Aufsicht einer Demokratie". Deutsche Macht ist ihm dagegen gleichbedeutend mit allgemeiner Herrschaft des Militarismus. Er erklärt, ein starkes Deutschland zu wünschen; aber es muß „entmilitarisiert" sein. Wie er dieses Rätsel lösen will, bleibt sein Geheimnis. Man fragt auch hier wieder: „Strafwürdige Unwissenheit oder böswillige Verleumdung?"

Es versteht sich von selbst, daß House sich alle die groben Greuellügen zu eigen macht, denen, wie es jetzt vor der Welt klar liegt, zumeist durch schmachvolle Fälschungen ein Schein von Wahrheit gegeben worden ist. James Bryce, der sich als Träger unseres pour le mérite nicht entblödete, die schandbaren Lügen über deutsche Greuel mit besonderem Eifer zu verbreiten, ist sein Freund, der „größte Engländer". Der U-Boothandelskrieg wird aufs schärfste verurteilt, überhaupt die „teutonischen Kriegsmethoden". Er teilt die Ansicht des amerikanischen Botschafters in London, Page, der schon im September 1914 der Meinung war, daß „die Zivilisation gerettet werden müsse, und daß dazu jede Aussicht fehle, solange der deutsche Militarismus nicht tot sei". Die großen Demokratien werden die Welt auf den rechten Weg bringen!

Das hindert aber nicht, daß House, um dieses Ziel zu erreichen, selbst Militarist wird. Es ist ihm klar, daß Politik letzten Endes doch nicht getrieben werden kann ohne Machtmittel. Er drängt daher von Anfang an wieder und wieder auf Rüstungen; nur so kann Amerika beim Friedensschluß mitsprechen, „vernünftige Bedingungen" durchsetzen. Wie fast alle Pazifisten schreckt er nicht zurück vor dem Widersinn, ewigen Frieden durch Krieg zu erzwingen. Amerika muß ein Gewicht in die Wagschale zu werfen haben; es kann der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit nur zum Siege verhelfen durch Macht. Daß es dabei auch seine Sonderinteressen wahrzunehmen hat, versteht sich von selbst; es sind ja nur die der Wahrheit und des Rechts. Es ist die gleiche Melodie, die Wilson in seinen messages so vortrefflich zu singen weiß, angeleitet, wie man aus den intimate papers herauslesen kann, nicht zuletzt von House. Amerikanische oder auch britische Macht ist etwas ganz anderes als deutsche. Die zukünftige Wohlfahrt der Welt hängt an der britisch-amerikanischen Freundschaft.

Wie bei solcher Auffassung die Frage der „Freiheit der Meere" beurteilt wird, bedarf kaum eines näheren Hinweises. Es fehlt nicht an abfälligen Bemerkungen über Englands Handhabung des Seerechts, über seine willkürliche Störung des neutralen Handels. Aber der Gedanke, Amerikas Ansprüche auf freie Fahrt durchzusetzen, wie es die Union hundert Jahre früher in gleicher Lage versuchte, tritt gar nicht in den Gesichtskreis der Erörterungen, obgleich er in den Staaten selbst nicht so wenige Befürworter fand. Grundgedanke ist und bleibt: Deutschland darf nicht emporkommen; Amerikas Vorteil aber muß gewahrt werden. House stimmt Briand zu, der erklärt, Deutschland würde friedlich die Welt erobert haben, wenn es nicht Krieg angefangen hätte, und er hat ein deutliches Gefühl dafür, daß Amerika nicht wünschen kann, Deutschland und England möchten zu nahe miteinander in Verbindung kommen. Gegen Deutschland wird die „Freiheit der Meere" in vollem Umfange in Anspruch genommen. Der Amerikaner kann reisen, wohin er will, unbekümmert um die unvermeidlichen Gefahren des Krieges. Wie bei solcher Denkweise der Lusitania-Fall beurteilt wird, versteht sich von selbst. Ein Versuch, den Hergang klarzulegen, wird nicht gemacht; es handelt sich um eine „Schändung der Menschheit". „Die Alliierten stehen, wie Präsident Wilson zu sagen beliebt, „mit dem Rücken an einer Wand und kämpfen gegen wilde Tiere." House beliebt, die Deutschen „blutdürstige Ungeheuer" zu nennen, es wird kein Schimpfwort gegen sie gespart. Daß über den Waffenhandel kein Wort verloren wird, versteht sich von selbst; es fehlt nicht an Stolz über die Leistungen, die Brauchbarkeit des Materials.

Unsere Untersuchungsausschüsse sind eingesetzt worden mit der Tendenz, ein Verschulden unserer politischen und militärischen Leiter während des Krieges festzustellen; man wollte die Urheber des November 1918 entlasten. Man kann schon jetzt sagen, daß die Arbeit zwecklos war; sie hat nichts von Belang zutage gefördert. Für die Frage der Friedensmöglichkeit liegt es nahe, in den Auseinandersetzungen und Handlungen des Amerikaners nach Auskunft zu suchen. Das Ergebnis ist, daß von Beginn des Krieges an eine für Deutschland erträgliche Friedensmöglichkeit nicht bestand. Es fehlt dem Amerikaner jedes Verständnis für die Lage, in die Deutschland durch den ihm aufgezwungenen Krieg versetzt war. Es konnte ihn nur führen mit dem Ziel einer besseren Sicherung gegen die Gefahr, mit der die Nachbarschaft gewaltiger feindlicher Mächte in Ost und West es unausgesetzt bedrohte. Das konnte nur erreicht werden durch Mehrung der eigenen Macht, nicht durch Annexionen, Einverleibung fremden Gebiets ins Reich (die sind in Deutschland von keinem Besonnenen

gefordert worden), sondern durch Sicherung deutschen Einflusses auf Nachbargebiete ohne Verschiebung der Herrschaftsgrenzen, wie solcher Einfluß von anderen Großmächten vor dem Kriege häufig genug geübt worden ist und als Ergebnis des Weltkrieges jetzt noch häufiger geübt wird.

In den Aufzeichnungen von House fehlt jede Andeutung, daß ihm jemals die Möglichkeit einer solchen Forderung auch nur in den Sinn gekommen wäre. Er verlangt von vornherein Räumung Belgiens und volle Entschädigung für den „verbrecherischen" Einfall, dazu Verpflichtung zu ewigem Frieden. Mit Belgiens Haltung vor dem Kriege beschäftigt er sich schlechterdings nicht, auch nicht mit dem Zwang, der für Deutschland bestand, wenn es nicht von vornherein unterliegen wollte. Deutschland hat den Krieg von langer Hand vorbereitet; House hat sich schon bei seinem Aufenthalt im Frühling 1914 über diese Vorbereitungen gewundert und gestaunt über die Nachsicht der Nachbarn. Von Rüstungen Frankreichs, das er doch auch besuchte, weiß er nichts, erst recht nicht von denen Rußlands. Man greift sich immer wieder an den Kopf und fragt: Ist dieser Mann ein Idiot oder sagt er bewußt die Unwahrheit, will er nicht sehen, was in sein System nicht paßt? Mehr als wunderlich sind seine Belege. Er wünscht in Berlin einmal das Vergnügen des Scheibenschießens zu genießen und begibt sich mit einem Gefährten auf einen Rummelplatz. Er findet den Scheibenstand so besetzt, daß er nicht drankommt. Beweis für den kriegerischen Sinn des militärisch überhitzten deutschen Volkes! Wilson findet „die deutsche Philosophie selbstsüchtig und der Geistigkeit ermangelnd". Über die deutschen Rüstungen zur Bewahrung des Friedens urteilt er: „Welche Torheit, ein Pulvermagazin einzurichten und zu riskieren, daß irgend jemand einen Funken hineinwirft." Das ist das geistige Kaliber, das die Politik der Vereinigten Staaten bestimmte. „Nur ein alliierter Sieg kann Amerika retten", ein deutscher „würde seiner Zivilisation eine andere Richtung geben, es zu einem Militärstaat machen". Es entgeht House nicht, daß Frankreich und Rußland mit ihren Landforderungen weit hinausgehen über das, was er für angemessen hält; aber das hindert ihn nicht, sich immer mehr auf ihre Seite zu neigen. Auch er ist bald für volle oder teilweise Rückgabe Elsaß-Lothringens; ein Statusquofriede war schon 1915 nicht mehr möglich. In Frankreich war man sich darüber völlig im klaren; man wußte, daß Amerika eine Schwächung Frankreichs nicht zulassen würde. Er hält es für durchaus gerechtfertigt, daß man Deutschland durch Hunger zum Frieden zwingt. Deutlich wird auch, daß die Gegner die verschiedenen deutschen Friedenserklärungen und Anerbietungen nur als Zeichen der Schwäche bewerteten.

Für die Tatsache, daß Deutschland und seine Bevölkerung den Vereinigten Staaten von jeher freundlicher gegenüberstanden als irgendein anderes großes europäisches Volk, fehlt House wie auch Wilson jedes Gefühl. Ob auch jede Kenntnis? „Unsere Freundschaft mit Deutschland ist eine Sache der Vergangenheit", meint Staatssekretär Lansing. Es wird alles und jedes herbeigesucht, um Mißtrauen, Furcht, je nachdem auch Geringschätzung gegen Deutschland zu erregen. Seine leitenden Männer werden reichlich mit gehässigen oder abfälligen Bemerkungen bedacht, vor allem Tirpitz, doch auch Bethmann-Hollweg und selbst Bernstorff, der sich doch nach den intimate papers die größte Mühe gegeben hat, mit den amerikanischen Machthabern auf gutem Fuße zu bleiben. Vizekanzler Delbrück ist ein „preußischer Holzkopf". Dem im England geäußerten Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit deutscher Diplomatie schließt House sich vorbehaltlos an. „Die Deutschen sind schlüpfrige Kunden (slippery customers)." Er scheut nicht zurück vor gemeinen Verdächtigungen. Die Militärs ziehen Vorteil vom Kriege. Hindenburg bezog vor seinem Ausbruch 2000 Dollars jährlich, jetzt (Februar 1916) „ungefähr 25000 Dollars und hat einen Palast als Wohnung". So ist es mit den Grundbesitzern, den Schwerindustriellen!

House glaubt nicht daran, daß England um Belgiens willen Krieg führt. Es ist ihm auch eine Enttäuschung, daß die verbündeten Mächte die gleiche und noch größere Begehrlichkeit zeigen wie angeblich Deutschland. Er hat mitgearbeitet an den 14 Punkten, die in der Hauptsache schon im Januar 1917 festgelegt worden sind. Sie greifen wesentlich hinaus über das, was House ursprünglich für das Erstrebenswerte gehalten haben will. Aber sie sind dann weit überboten worden in den Abmachungen von Versailles. Wir werden unterrichtet, daß House wegen Erkrankung an ihnen nicht teilnehmen konnte. Wir Deutschen haben keinen Anlaß, das ernstlich zu bedauern. Er würde sich der Diplomatie der Entente gegenüber schwerlich leistungsfähiger erwiesen haben als sein Herr und Meister, wenn man den papers glauben darf, seiner Drahtpuppe.

Ich kann mir nicht denken, daß ein Deutscher, der Kenntnis nimmt von diesem Machwerke, es anders aus der Hand legen kann als voll tiefster Empörung über solche Giftmischung von Unwissenheit, Unwahrhaftigkeit und Deutschenhaß, übergossen mit echt englisch-amerikanischem cant. Er darf sich aber nicht der Täuschung hingeben, daß so gepfefferte

Kost jenseits des großen Teiches keine Liebhaber finde. Ein Ranke ist unter Engländern und Amerikanern nicht möglich, auch nicht unter Franzosen und Italienern. Sie können Geschichte nur in ihrer Beleuchtung sehen. An gewissen Vorstellungen ist bei ihnen schlechterdings nicht zu rütteln. Unter den Amerikanern wird stets ein weißer Rabe bleiben, wer zuzugeben vermag, daß sein Volk jemals etwas anderes gewollt haben kann als Freiheit, Menschlichkeit, Recht und Gerechtigkeit. Das Werk schließt mit einer Erklärung Wilsons, die diese Überzeugung zum Ausdruck bringt; der Herausgeber aber enthüllt deutlich das Ziel, das vorschwebte. Er nennt den Präsidenten der Vereinigten Staaten den „einflußreichsten Mann der Welt". Wie wirkungsvoll die vertretenen Anschauungen amerikanischer Denkweise eingeimpft sind, belegt die Äußerung des Senators Owen, dessen vorurteilsfreie Darlegungen über die Urheber des Krieges mit Recht in Deutschland warme Anerkennung gefunden haben. Er sagt im Progressive (IX, 13, S. 294): „Was immer Ursache des Weltkrieges gewesen sein mag, der Fall der militärischen Dynastien der Romanows, der Hohenzollern und Habsburger hat die Sache des demokratischen Regiments gefördert und für Weltfrieden und Gedeihen bessere Aussichten gegeben." Auch er hat nicht begriffen, daß Volksregierungen von jeher nachhaltiger und wirkungsvoller nach Machterweiterung gestrebt haben als Monarchien.

Französische Bücher zur Kriegsschuldfrage

Es ist sehr zu begrüßen, daß Demartials „Mobilmachung der Gewissen" jetzt in deutscher Übersetzung vorliegt[1]). Denn es ist ein selten sympathisches Buch, weil jede Zeile von einem ungewöhnlich hohen Ethos durchdrungen ist. Hier hat sich wirklich einmal ohne jeden Nebengedanken ein ehrlicher Mensch gegen die herrschende Lüge empört, und zwar zu einer Zeit, in der die Wahrheit überhaupt noch keine Konjunktur in Demartials Heimat hatte. Demartial will nicht Deutschenfreund sein, als Franzose schämt er sich der offiziellen Lügen seines Landes. Jedes Kapitel trägt als Überschrift einen der gegen Deutschland erhobenen Vorwürfe und jeder Abschnitt schließt auf Grund eines erdrückenden Beweisangebotes mit dem Ergebnis, daß gerade die gegen Deutschland erhobenen Anklagen den Beschuldiger selbst treffen. Gewiß, wir können dem Verfasser in der Grundidee nicht beipflichten, daß alle Verbrechen mit dem Kriege zusammenhängen und daß, um sie zu beseitigen, die Wurzel des Übels, der Krieg ausgerottet werden muß. Denn wir meinen, es sei ein Trugschluß, dem Kriege alles Böse in die Schuhe zu schieben, weil er nur von Grund aus aufwühlen, vielleicht abstumpfen, keineswegs die menschliche Natur völlig zu verwandeln vermag. Wir würden auch keineswegs die Verantwortung für begangene Verbrechen ablehnen, wie wir gewisse im Lager unserer Feinde vorgekommene Vergehen (wie zum Beispiel die Behandlung unserer Gefangenen durch die Franzosen) nicht zu entschuldigen vermögen. Doch das sind Meinungsverschiedenheiten, die den großen uneigennützigen Dienst nicht zu beeinträchtigen vermögen, den Demartials „Mobilmachung der Gewissen" der Sache der Wahrheit geleistet hat.

Ebrays unsauberer Frieden hat eine ganz anders geartete Anlage[2]). Wir möchten der deutschen Übersetzung gegenüber bemerken, daß uns einige biographische Notizen über den Verfasser zu fehlen scheinen. Es genügt doch nicht zu wissen, daß wir es mit einem ehemaligen höheren französischen Beamten zu tun haben. Ebrays Buch ist, wenn man so sagen darf, politischer. Nicht die Ungerechtigkeit des Versailler Friedensdiktates allein, sondern die unübersteigbare Mauer, die es zwischen Frankreich und Deutschland aufrichtet, ist ihm schwerer Anstoß. Ebray ist überzeugter Anhänger einer Annäherung. Aber bei ihm, nicht bei Demartial ist der Gedanke kaum zu verscheuchen, daß der Sieg den Lauf seiner Feder mitbestimmt. Würde er auch sonst den deutschen Standpunkt so gerecht würdigen? Wie dem auch sei, der gegen das Gebäude des Friedens geführte Angriff wird von Ebray an der ganzen Front mit außerordentlicher Heftigkeit und weitgestecktem Angriffsziel geführt. Die Kriegsschuld ist bei ihm mehr Einleitung, die Verletzung der Deutschland im Wilsonprogramm gegebenen Versprechungen Hauptthema. Ebray geht dabei sehr weit in dem Vergleich von Soll und Haben. Belgien und Elsaß-Lothringen fehlen nicht in der Rechnung, die er den Alliierten vorlegt, Ein zweiter Teil beschäftigt sich eingehend mit den zahlreichen Vertragsbrüchen der Entente. Lang ist die Liste der Verletzungen, rücksichtslos wird die Heuchelei der bemäntelnden Phrase

[1]) Georges Demartial: „La guerre de 1914." Comment on mobilisa les consciences. F. Rieder et Cie. Paris 1922. Deutsch bei Reimar Hobbing, Berlin 1925.

[2]) Alcide Ebray: „La paix malpropre. Versailles. Pour la réconciliation par la vérité." Milano Societa Editrice „Unitas" 1925. Deutsch im Verlag für Kulturpolitik, München 1925.

entlarvt. In dem Abschnitt, in dem Ebray sich mit der internationalen Schuldenregelung befaßt, zeigt er allerdings eine merkwürdige Fremdheit gegenüber machtpolitischen Zusammenhängen. Allen Ernstes unterbreitet er den Vorschlag, Frankreich solle mit Kolonien seine Schuld an die V. St. einlösen. Vielleicht sind es diese bedenklichen Entgleisungen, die ihn keinen Verleger in Frankreich finden ließen.

Wir würden die Schrift Margueritte s, Der Weg zum Frieden[1]), des Verfassers wegen kaum nennen. Wir möchten auch meinen, daß seine Schrift mehr rhetorisch wohlgeformte Sätze herausschleudert, als daß sie der Ausdruck inneren Ergriffenseins wäre. Weit wichtiger ist für uns der im Anhang beigegebene Aufruf der hundert französischen Intellektuellen, der im Sommer vorigen Jahres durch alle Zeitungen ging. Er ist ein sehr interessantes Symptom, denn zum ersten Mal ist hier im feindlichen Auslande in aller Öffentlichkeit festgestellt, daß die moralische Ächtung Deutschlands das stärkste Hindernis für einen wahrhaften Frieden sei. Die Unterzeichner fordern daher bekanntlich die Abschaffung des Schuld- und der Sanktionsparagraphen.

Halle a. S. Dr. Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode.

Deutsche Nöte

Selbsterlebtes von den deutschen Träumern

„Unvorbereitet politisch und wirtschaftlich war Deutschland in den Krieg gegangen, unter falschen Voraussetzungen eines nahen Friedens wurde er politisch und wirtschaftlich fortgesetzt und in immer beschleunigtem Maße, seit der russischen Revolution in einem Veränderungstaumel, wurden die Maßnahmen getroffen, die ausnahmslos und auf allen Gebieten Panikmaßnahmen waren . . . Bethmann würde noch auf der Fahrt zum Schafott dem Henker ein Staatssekretariat anbieten".

Was hält Bethmann für seine Verdienste: Die Durchkreuzung des Tirpitzschen Flottenprogramms, die Verzögerung der deutschen Mobilmachung Ende Juli 1914, den Versuch einer Verständigung mit Amerika, den Mangel an offensiven Kriegszielen".

„Freilich hat Bethmann jene Note Wilsons Ende Januar 1916 niemals veröffentlicht, durch deren Veröffentlichung er das ganze Volk nicht nur zum Aufflammen gebracht, sondern die Deutschamerikaner und Iren Amerikas geschlossen gegen den Präsidenten gestellt hätte."

„Geleistet für die Kriegsführung hatten beide Teile (Bethmann und der Reichstag) schlechterdings nichts."

„Bethmanns Zeit war ein goldenes Zeitalter der Schieber in Regierung und Parlament, in Wirtschaftsleben und Presse. Vor allem wurde Verantwortung abgeschoben."

„Eine einzige rückhaltslose Aufdeckung, etwa die nicht angedeutete, sondern klar gefaßte Mitteilung im Reichstag, daß ein dem deutschen Volk als spontane Äußerung des Grafen Zeppelin ausgegebener Brief dem greisen Grafen mit allen Mitteln des Druckes abgenötigt war, ja die bloße unverhüllte Mitteilung, daß von diesem Brief nur die Unterschrift und einige Korrekturen vom Grafen Zeppelin stammten, würde eine Scheidung der Geister herbeigeführt haben."

Was ist das? Das sind nur ein paar Stellen, und zwar die kürzesten, die den S. M. im August 1917 von der Vorzensur gestrichen wurden und die zusammen mit viel längeren, jetzt endlich zum erstenmal in dem Buche „Die deutschen Träumer" (Verlag S. M.) zu lesen sind. Es enthält 27 Aufsätze von P. N. Cossmann und K. A. v. Müller, außerdem einen Brief an die Zensur vom 7. März 1918 und einen Brief an das K. B. Kriegsministerium vom 25. Sept. 1918. Die Art, wie in Deutschland während des Krieges die Zensur gehandhabt wurde, war eine der Hauptursachen, warum wir den Krieg verloren.

Für die Regierung, besser gesagt für Bethmann, war die Aufgabe der Zensur eine doppelte: Das Volk in Sicherheit zu wiegen und jede Kritik der Regierung zu ersticken.

Als Graf Zeppelin seinen Vortrag im Reichstag hielt, bekamen ihn die S. M. wie alle größeren Zeitschriften und Zeitungen, im Wortlaut. Dieser Vortrag war die denkbar schärfste Kritik der dilettantenhaften Verwendung der Zeppeline gegenüber England mit positiven Vorschlägen, wie es wirklich gemacht werden müsse. Die Regierung gab hinaus, der Vortrag habe sich „im wesentlichen auf technische Einzelheiten beschränkt". Der Graf weinte vor Zorn und

[1]) Victor Margueritte: „Vers la paix, Appel aux consciences". André Delpeuch, Paris 1925. Deutsch im Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1925.

sagte, er sei nur froh, daß er schon so alt sei, daß er den Frieden, den diese Politik zur Folge haben müsse, nicht mehr erleben werde.

„Wir haben die Lehre schon während des Krieges auszusprechen versucht, ganz und halb erstickt durch die Zensur. Wir haben die politische Zensur umgangen so gut wir konnten. Durch blutige Ironie haben wir die Tatsachen, die dem deutschen Volk verheimlicht wurden, zu umschreiben versucht, mußten aber merken, daß Ironie in Deutschland nur von wenigen verstanden wird." So heißt es im Vorwort.

Ein Beispiel: Als die S. M. mit Angst merkten, daß die Deutschen anfingen, Wilson auf den Leim zu gehen, veröffentlichten sie im Heft „Amerika" (Juni 1916) den Aufsatz „Kulturpolitik" (schade, daß er in dem Band nicht mit abgedruckt ist!), in dem es u. a. hieß: „Die rohe Beurteilung nach dem Erfolg ist hier wie überhaupt bei der Wertung menschlicher Handlungen nicht maßgebend, sondern die nach den kulturpolitischen Tendenzen ... Sollte der Appell an das Gute in Wilson nicht wirksam sein, so trifft ihn die Verantwortung für jeden Deutschland erwachsenden Schaden ... Gewiß wird es dem Präsidenten, der selbst kürzlich einen Bund fürs Leben geschlossen hat, Eindruck machen, wenn ihm erneut zum Bewußtsein gebracht wird, wie schrecklich der von England völkerrechtswidrig geführte Krieg gegen Frauen und Kinder ist".

Diesen blutigen Hohn ließ die Berliner Zensur durchgehen, weil sie ihn gar nicht merkte. Sie merkte ebensowenig den Hohn des darauf folgenden Artikels „Die Menschlichkeit als Grundzug der amerikanischen Politik".

Aber das Betrübliche war: viele Leser merkten es auch nicht! Die Redaktion bekam empörte Zuschriften wegen ihres „Gesinnungswechsels", besonders aber wegen der Photographie vorne, die den grinsenden Wilson mit seiner grinsenden jungen Frau zeigte. Dieses Bild hätte die Betrachter warnen sollen: so sieht der Mann aus, auf den ihr im Begriffe seid, hereinzufallen, so sieht das Weib aus, das ihn beherrscht!

Die Redaktion bekam Zuschriften, warum sie im selben Hefte die Groteske von Gustav Meyrink „Tschitrakarna, das vornehme Kamel" abdruckte, die jedem, der sie heute liest, als Prophezeiung des Versailler „Friedens" erscheinen wird, als die sie natürlich gemeint war. Die Berliner Zensur merkte nichts. Sie merkte nicht einmal, daß im Inhaltsverzeichnis direkt untereinander stand: „Staatssekretär Delbrück. Reichskanzler Bethmann. Tschitrakarna, das vornehme Kamel".

Wie die Zensur jede Kritik nicht nur der verantwortlichen Staatsmänner, sondern auch einflußreicher Parlamentarier erstickte, dafür ebenfalls ein Beispiel: Die S. M. veröffentlichten Briefe aus der Schweiz, in denen zwanglos und unauffällig, mit vielen Punkten (...), Ratschläge und Warnungen ausgesprochen wurden; u. a. wurde besonders gewarnt, immer Erzberger ins Ausland zu schicken, er richte nur Unheil an und erfreue sich geringer Achtung. Obwohl der Name nicht genannt, sondern durch (...) ersetzt war, wurde der Passus gestrichen: Die Zensur wußte offenbar genau, welcher Mann nur Unheil anrichtete und sich geringer Achtung erfreute; diesen Mann deckte sie, vor diesem Schädling durfte nicht gewarnt werden, nicht einmal in diskretester Form! Dabei pfiffen die Spatzen von allen Dächern, wie verheerend Erzbergers Geschwätzigkeit in Wien via Sixtus gewirkt hatte!

Solche Beispiele gäbe es zu Hunderten und Tausenden. Wenn die deutschen Zeitungen, gleichviel welcher Partei, ihre Archive öffnen würden, so würde erst offenbar, welches Verbrechen die Erwürgung der Wahrheit durch die Zensur war. Die Presse hat ihre Pflicht getan, unter Opfern, gefesselt und geknebelt. Ich kenne einen Schriftleiter, der Knall und Fall entlassen werden mußte, weil er zu wahr schrieb: Die Zensur erzwang seine Entlassung durch die Androhung, dem betreffenden Verlag werde ein gewinnbringender ständiger Druckauftrag entzogen.

Darum ist es ein Verdienst der beiden Herausgeber, daß sie endlich eine Anzahl ihrer Aufsätze ohne Zensurstriche vorlegen, und ein besonderes Verdienst, daß die beiden Briefe ans Bayer. Kriegsministerium beigegeben sind: Der erste wegen der Lichnowsky-Denkschrift, in dem es u. a. heißt: „Wir haben unter dem Schein einer militärischen Zensur eine antimilitärische politische Zensur ... Je länger die deutsche Regierung schweigt, desto wertvoller wird für das feindliche Ausland diese Waffe, desto stärker im Inland der Eindruck des schlechten Gewissens, desto schwächer der Erfolg der eines Tages doch nicht mehr zu vermeidenden Entgegnung ... Jeder einzelne Deutsche wird bis in ferne Zeiten an den Folgen der gegenwärtigen Unterlassungen zu tragen haben ... Keine Regierung der Welt hätte das (Gegen-) Material ungenützt gelassen ... Viele Äußerungen von diesen Leuten (um Förster und Quidde) versteht man erst, wenn man die Denkschrift kennt. Daß sie heimlich von Hand zu Hand geht, erhöht ihre Wirkung. Daß sie nicht öffentlich genannt werden darf, gibt ihr den Stempel der Authentizität und Unwiderleglichkeit ... Während die Heeresleitung unsere Existenz

beschützt, während ihr die Möglichkeit genommen ist, sich zu äußern, werden diejenigen verhindert, sich zu äußern, die für sie eintreten wollen ... Während der Generalstab Unendliches für die Verteidigung Deutschlands leistet, darf sein Ansehen im Volk derart untergraben werden, daß er nach Schluß des Krieges in weiten Volkskreisen statt mit Dank mit Haß empfangen werden wird ... Die Folge ist, daß wenn unser gutes, geduldiges Volk, das so Unendliches in diesem Krieg geleistet und ertragen hat, über den Charakter unserer offiziösen Publizistik sich klar wird, es das Kind mit dem Bade ausschüttet, daß es irre wird, nicht nur an den einzelnen Maßnahmen, sondern an seinem Vaterland und an seinen Fürsten."

Der andere Brief ans Bayer. Kriegsministerium beginnt: „Wir sind überzeugt, daß in gegenwärtigen ernstesten Augenblick nur rückhaltlose Wahrheit das deutsche Volk möglicherweise noch retten kann" und schließt: „aber es handelt sich um Stunden. Wenn die schlimmen Nachrichten stückweise und nicht durch die Führer der Nation bekannt werden, ist alles verloren". Es erübrigt sich zu sagen, daß dieser Brief so erfolglos war wie der andere, in welchen sich Cossmann auf eine Eingabe vom 4. August 1916 bezieht!

Diese beiden Briefe machen das Buch „Die deutschen Träumer" zu einem der wichtigsten Aktenstücke des verlorenen Krieges, besonders wenn man noch die vernichtende Charakteristik Bethmanns in den von der Zensur gestrichenen, hier zum ersten Male veröffentlichten Stellen des Aufsatzes von 1917 hinzunimmt.

Was soll man von diesen Aufsätzen neues sagen? Vielleicht, daß sie heute womöglich noch tiefer, schneidender wirken als damals. Damals lasen wir sie noch mit einem Rest von Hoffnung. Heute erschüttert die Genauigkeit, mit der alles, was sie voraussagen, eingetroffen ist. Jeder von ihnen bezeichnet irgendeinen entscheidenden Wendepunkt unseres Geschicks, offenbart irgendeine verhängnisvolle Seite der politischen Instinktlosigkeit der Deutschen. „Ist ein solches Volk lebensfähig?" heißt die Überschrift eines Aufsatzes. Wie oft mußte man inzwischen diese Frage wiederholen! Heute, wo ich diese Zeilen schließe, lese ich, daß sich die deutschen Bergarbeiter schon überlegen, ob sie nicht mit den englischen gemeinsame Sache machen sollen: mit denselben eiskalten Genossen, die bei keiner deutschen Not einen Finger rührten, nicht einmal als Frankreich das Ruhrgebiet besetzte! Solidarität kennt der englische Arbeiter nur dann, wenn er sie braucht. Der deutsche gewährt sie ihm sogar dann, wenn sie dem eigenen Land, wenn sie letzten Endes ihm selber schadet. „Ist ein solches Volk lebensfähig?" Keinem außerdeutschen Arbeiter auf der ganzen Welt fällt es ein, zum eigenen Nachteil international zu denken. Der russische Kommunist ist wütender Panrusse, der französische ist Chauvinist, aber der deutsche, gehorsam jedem Pfiff vom Ausland, wartet nur auf eine internationale Parole, um sie blindverzückt auszuführen, selbst wenn er sich dadurch nur ins eigene Fleisch schneidet. Deutsche Träumer! Deutsche Träumer! „Ist ein solches Volk lebensfähig?"

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Von Ismen und andern Verwirrungen

Plauderei von Dr. Adalbert Wahl, Professor der Geschichte an der Universität Tübingen

Wir Älteren betrachten nicht ganz ohne Sorge die Art, in der viele aus der jüngeren Generation von Arbeitern im Weinberge der Wissenschaft denken und schreiben. Nicht daß wir ihnen die höchsten Fähigkeiten absprechen wollten! Nichts sollte uns ferner liegen. Sind es doch die vom Krieg verschonten Reste jenes besonders hochbegabten Geschlechts, das wir in den Jahren vor der großen Weltkatastrophe hoffnungsvoll heranwachsen sahen, und von denen wir erwarteten, daß sie über uns hinauswachsen würden, durch und durch originell wie sie waren, und doch nicht in der programmäßigen, aber unfruchtbaren Weise revolutionär wie viele von ihnen sich unter dem Einfluß der gewaltigen Erschütterungen seither entwickelt haben. Freilich, von der Mißachtung der geduldigen Einzelforschung und -Untersuchung wie sie sich unmittelbar nach der Revolution breitmachte, sind die besten von ihnen längst wieder zurückgekommen. Daß sie häufig mit neuen Fragestellungen an den Stoff herantreten erfüllt uns mit Genugtuung. Das aber müssen wir ihnen vorwerfen, daß sie sich vielfach in unfruchtbare Streitereien um überspitzte Formulierungen stürzen, auf die im Grunde neben der Anschauung der Dinge wenig ankommt. Andere verschwenden ihre Kraft auf gewiß häufig blendend geschriebene Essays, die doch unsere Wissenschaft selten vorwärts bringen in der zahllose immer neue großartige Probleme der Bewältigung durch Untersuchung harren. Wieder andere — sie mögen dieses harte Urteil verzeihen — verstehen es, mit vielen und meist nur scheinbar tiefsinnigen Worten recht wenig und noch weniger Klares zu sagen; nicht scheinen sie mehr zu verabscheuen, als das Einfache im Denken und im Schreiben. Alle

das ist sichtlicher Anfang des Verfalls, womit aber — es sei wiederholt — nicht gesagt sein soll, daß dieses selbe Geschlecht nicht seiner Begabung nach in der Lage wäre, umgekehrt unsere Wissenschaft zum weiteren Aufstieg zu führen!

Aber nicht mit diesen Sünden der Jugend, wenn anders hier Sünden wirklich richtig als solche gesehen sind, wollen sich die folgenden Seiten beschäftigen, sondern mit anderen, an denen wir Älteren unseren reichlich gemessenen Anteil haben. Man hat gesagt, daß manche Philosophien ihr Entstehen lediglich der mißverständlichen oder schwankenden Verwendung gewisser Worte und Begriffe verdanken. Ob diese Behauptung zutrifft, möchten wir hier nicht entscheiden. Sicher aber ist, daß die moderne deutsche (und außerdeutsche) wissenschaftliche Literatur schwer unter derartig unklarer und schwankender Verwendung von Begriffen leidet. Selbst bei durchaus ernst zu nehmenden Autoren finden wir, daß sie vielfach denselben Begriff in verschiedenen Bedeutungen oder Bedeutungsschattierungen — manchmal auf derselben Seite — gebrauchen oder daß sie — ohne es zu sagen — dem Begriff eine Bedeutung oder Bedeutungsschattierung geben, die früher nicht üblich gewesen ist, oder gar daß sie den Begriff in durchaus unklarer und verworrener Weise anwenden. Auf den Nachweis derartiger Verwirrungen, soweit sie sich in der historischen und politischen Literatur finden, sollen die folgenden Zeilen verwandt werden. Sie beginnen mit einigen Ismen, dem alten Feind klaren und anschaulichen Denkens.

„Imperialismus", „Zeitalter des Imperialismus", unsere Wissenschaft strotzt seit einigen Jahren von diesen Worten. Im Altertum, im Mittelalter, in der Neuzeit wird ein Imperialismus nach und neben dem andern entdeckt und verkündigt. Auch hervorragende Historiker glauben etwas Erhebliches und Klares zu sagen, wenn sie irgendeiner Zeit, einem Staat, einer Persönlichkeit imperialistische Tendenzen nachsagen. Sollten sie sich aber darin nicht irren? Wie liegen doch die Dinge mit diesem Begriff? Das Wort kam vor einigen Jahrzehnten in England auf, um die Bestrebungen zu bezeichnen, aus dem so locker gefügten britischen Weltreich einen wirklichen Staat, ein empire zu machen, besonders die großen „Dominions" Canada, Südafrika und Australien, die immer unabhängiger von dem Mutterland geworden waren, wieder enger mit ihm zu verbinden, so daß daraus ein „Größer-Britannien" entstände, wie dereinst „Groß-Britannien" aus der Vereinigung der ursprünglich auch nur ganz locker verbundenen Königreiche England, Schottland und Irland (Gedanken, die heute als völlig gescheitert zu betrachten sind). Mit Ausdehnungsbestrebungen hatte der Begriff also ursprünglich nichts zu tun. Ganz anders heute. Imperialismus wird vielfach gerade als identisch mit Ausdehnungsdrang gebraucht. Dabei bezeichnen die einen nur die Ausdehnung über See als imperialistisch, andere auch wieder die europäische. Wieder andere meinen, es gehöre zum Wesen des imperialistischen Staates, daß er im Innern mehr oder weniger absolutistisch oder wenigstens zentralistisch regiert werde, wollen also auch innerpolitische Merkmale für ihn finden, wodurch sie die Verwirrung noch vergrößern. Wo bliebe da der englische Imperialismus? Besonders schwerwiegend — sogar praktisch-politisch — sind aber folgende Schwankungen: Imperialismus kann heißen: Das Bestreben, die Weltherrschaft zu erobern; ja man muß sagen, daß sprachlich-geschichtlich diese Anwendung des Wortes noch verhältnismäßig am meisten berechtigt ist, in Anlehnung an das Imperium Romanum und unser mittelalterliches Kaiserreich, das ja auch das Reich sein wollte. Anderen genügt aber der Drang nach kolonialer oder sonstiger Ausdehnung auch solcher Staaten, die niemals davon träumen konnten, die Weltherrschaft zu erringen, um sie imperialistisch zu nennen — Italien, Belgien, Deutschland. Gerade diese beiden Bedeutungen des Wortes gehen nun in der Literatur wild durcheinander — nicht zu unseren Gunsten: Man sah, daß Deutschland Kolonien erwarb, also konnte man es imperialistisch nach der einen Definition des Wortes nennen. Dann legte man ihm einfach die andere Bedeutung unter, und sofort hieß es unsinnigerweise, Deutschland erstrebe die Weltherrschaft. — Also, verehrte Schriftsteller, bitte niemals „Imperialismus" sagen, ohne vorher zu bestimmen, was Sie darunter verstehen und was nicht! Überhaupt sparsam sein mit dem Wort! Seine Verwendung hat überdies noch einen weiteren Nachteil. Es erweckt die falsche Vorstellung, als ob es viele Zeitalter gegeben habe, die nicht imperialistisch gewesen, d. h. in denen die Staaten nicht die Neigung gehabt hätten, sich auszudehnen, und zwar auch über See, soweit es ihnen eben möglich war. Für die Zeiten von den achtziger Jahren bis zur Gegenwart liegt allerdings insofern eine gewisse relative Berechtigung der Anwendung des Begriffs „Zeitalter des Imperialismus" vor, als vorher etwa zwei Menschenalter lang der Liberalismus herrschte, der in der Theorie — allerdings auch nur in der Theorie — jeder Ausdehnung, besonders über See abgeneigt war, der freilich das mächtige Anwachsen des englischen und französischen Kolonialreiches nicht gehindert hat. Auch wurde tatsächlich seit den achtziger Jahren der Wettbewerb schärfer, und zahlreichere Staaten beteiligten sich an ihm.

Imperialismus und Sozialismus sind scheinbar Feuer und Wasser. In Wahrheit haben sie mehr gemein als sie ahnen; für uns kommt hier nur die eine Gemeinsamkeit in Frage, das eine gemeinsame Schicksal, daß beide Begriffe in durchaus unklarer und schwankender Weise verwendet zu werden pflegen. Also auch Sozialismus! Dieses Wort wird noch immer — z. B. von keinem geringeren als Spengler — in der alten Bedeutung verwendet, die es in Gegensatz zu „Individualismus" stellt. Ein Sozialist ist nach dieser Auffassung eine Persönlichkeit, die für das Ganze der Gesellschaft, im Gegensatz zu den Einzelmenschen eintritt, aus denen sie besteht. Meistens aber wird heutzutage Sozialismus mit Marxismus gleichgesetzt, also mit einer durch und durch individualistischen Geistesrichtung. Und weiter. Bald wird Sozialismus einfach in Gegensatz gestellt zu Kommunismus, dann wieder der letztere als eine besondere Abart des Sozialismus aufgefaßt. Welche namenlose Verwirrung! Sie aber wird noch größer, wenn man den ausländischen Sprachgebrauch, etwa den englischen oder französischen, mit in die Betrachtung hereinzieht, der ja auch natürlich den deutschen vielfach beeinflußt. „Socialist" bezeichnet in England (oder socialiste in Frankreich) sehr häufig lediglich eine Persönlichkeit, die sozialpolitische Interessen hat, und entsprechend ist natürlich auch die Verwendung von socialism (socialisme).

Auch dem eben erwähnten Individualismus geht es nicht besser. Wild durcheinander wird mit diesem Wort die Geistesrichtung der Renaissance und wieder der Romantik bezeichnet, die die freie Entfaltung des bedeutenden Menschen, die das Eigenartige, die Persönlichkeit will, und wieder die der französischen Revolution, die von dem Gleichheitswahn ausgehend, den Staat im Interesse der gleichen Individuen unterwerfen und auflösen will, und die schließlich zur Nummer, zur Masse und unfehlbar zur Knechtschaft der „Gleichen" führt.

Schwer ist auch der Mißbrauch, der mit Partikularismus getrieben wurde und wird. Das Wort wird nicht nur für jene schädliche Eigenbrödelei der deutschen Staaten und Völker verwendet, die ursprünglich kein Reich wollte, und nach der Reichsgründung dem Reich nicht das zu geben geneigt war, wessen es bedurfte, sondern auch für das, was richtig „Föderalismus" genannt wird, nämlich jenes gerade auch im Interesse der deutschen Einheit wie der deutschen Kultur so heilsame Bestreben, den bundesstaatlichen Charakter des Reichs, den staatlichen Charakter der Einzelstaaten aufrechtzuerhalten.

Ein durch seine Verschwommenheit uns Deutschen besonders gefährlich gewordenes Schlagwort ist bekanntlich Militarismus. Das Wort ist in den sechziger Jahren wie die meisten Ismen in Frankreich aufgekommen — sie entsprechen dem romanischen Bedürfnis, zu verallgemeinern! — dann aber schon in den siebziger und achtziger Jahren im deutschen Reichstag vielfach benützt und zur Waffe für alle Feinde im In- und Ausland geschmiedet worden. Was heißt es nun aber? Etwa einen Monat nach der Revolution nach Hause zurückgekehrt, traf ich einen Herrn der bürgerlichen Linken, der als besonders feinsinnig und geistreich galt. Er drückte mir seine Befriedigung über die Revolution aus. Als ich ihn um eine Begründung dieser Empfindung bat, antwortete er, sie habe doch den deutschen Militarismus zerstört. Darauf fragte ich ihn, was er denn darunter verstände. Es folgte erst ein verlegenes Schweigen; dann sagte er: die militärische Strafrechtspflege. Ja, ja, wir Deutschen sind noch immer das Volk der Denker! Andere verstanden unter Militarismus die Tatsache, d a ß wir ein großes Heer hatten, das sie in ihren Wahnideen für unheilvoll hielten. Wieder andere behaupteten, daß der Geist unserer Armee sich auch in unseren sonstigen staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen wiederfinde — was zu unserem Segen ja zum Teil auch zutraf — und nannten diese Erscheinung verwerflichen Militarismus usw.

Ganz schlimm steht es auch um Idealismus. In der Philosophie wird durch diesen Begriff bekanntlich eine Metaphysik bezeichnet, welche nur die Ideen als das wahrhaft Seiende auffaßt, oder eine Erkenntnistheorie, nach der die Außenwelt nur im Bewußtsein existiert. Gegensatz ist dann der „Materialismus", der an die Wirklichkeit der Materie glaubt und auch den Geist aus ihr ableiten möchte. In dieser Bedeutung also stammt das Wort Idealismus von Idee her. Und nur so sollte es verwendet werden. Das ist aber bei weitem nicht der Fall. Vielmehr kommt es unzählige Male in ganz anderer Bedeutung oder mit ganz anderer Gedankenschattierung vor. Vor dem Kriege, in jener Zeit, da das seelengute deutsche Bürgertum die Sozialdemokratie mit fast unvermischtem Wohlwollen zu betrachten, ja sie zu bewundern pflegte, konnte man von ihren Führern unzählige Male lesen: „In denen steckt doch noch Idealismus" — heute sagt das wohl keiner mehr — trotzdem doch natürlich allgemein bekannt war, daß die Sozialdemokraten extreme Materialisten waren, also das „konträre Gegenteil" von Idealisten! Da liegt also eine von der ursprünglichen (und nach unserer Ansicht allein zulässigen) Verwendung von „Idealismus" weit abliegende Bedeutung vor. Es ist nicht anders: in weitaus den meisten Fällen wird Idealismus gebraucht, als ob es nicht von Idee, sondern von Ideal abgeleitet sei, also eine Richtung damit bezeichnet, die irgendeinem Ideal nach-

jagt und wäre es das materialistischste. Der Gegensatz wäre dann etwa „Realismus". Wenn wir nun weiter feststellen, daß die beiden Bedeutungen auch bei guten Autoren neben und durcheinander vorkommen, so können wir uns einen Begriff von der namenlosen Verwirrung machen, die die Folge sein muß.

Es ist nun freilich zugegeben, daß es um andere Ismen besser steht. So z. B. gerade um Materialismus. Es pflegt ziemlich regelmäßig zwischen philosophischem und historischem und wieder zwischen theoretischem und praktischem Materialismus richtig unterschieden zu werden. Auch Liberalismus wird meist wenigstens leidlich korrekt angewandt, wenn auch nicht selten Ideen und Persönlichkeiten, die auf die konservative Seite gehören, oder wieder ausgesprochene Demokraten als liberal bezeichnet werden. Auch bei Nationalismus liegen die Dinge verhältnismäßig einfach. An diesem Begriff aber lassen sich, wie an zahllosen anderen, hübsche Beobachtungen darüber machen, was alles an Stimmungen mitschwingt, je nachdem der Begriff von Anhängern der Richtung benützt wird, die er bezeichnet oder aber von Gegnern. Von letzteren z. B. wird der Nationalismus als „engstirnige" Geistesverfassung gebrandmarkt, die ihre Interessen auf ein Volk beschränke, statt es auf alles auszudehnen, „was Menschenantlitz trägt" usw. Von den Anhängern dagegen als allein gesunde Richtung verherrlicht, die sich von internationaler Verschwommenheit und von der doch auf alle Fälle zwecklosen Bemühung fernhält, alle Menschen gleichmäßig beglücken zu wollen usw. Daß derartige Stimmungen für und wider schließlich auch den Inhalt eines Begriffs stark beeinflussen, versteht sich von selbst.

Den Nachweis der gefährlichen Unklarheit des Begriffs Naturalismus wollen wir den Kunsthistorikern überlassen.

Aber nicht nur bei den fatalen Ismen steht es so schlimm, sondern auch bei zahllosen anderen Begriffen, die in fröhlicher Unbefangenheit gebraucht werden, als hätten sie nur eine ganz unmißverständliche Bedeutung. Wer hätte nicht schon den Fürsten Bismarck einen Realpolitiker genannt? Wer aber könnte klar und zugleich erschöpfend darlegen, was er denn unter diesem Wort versteht und was nicht? Der Verfasser dieser Zeilen hat einmal diese Frage einer größeren Anzahl von Gebildeten vorgelegt und das Ergebnis war weder erfreulich noch eindeutig. Denn es ergaben sich die verschiedensten zum Teil durchaus widerspruchsvollen Definitionen. Es ist nun keine Frage, daß man diesem Begriff, wie so vielen, am besten beikommt, wenn man von dem Gegensatz gegen eine andere Richtung ausgeht, die er darstellen soll. Sicherlich soll Realpolitiker — eine lobende Bezeichnung — den Gegensatz gegen einen Idealpolitiker ausdrücken, also eine Politik, die nicht von einem zu erreichenden Ideal ausgeht, ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit der Dinge zu nehmen (der res, die sich hart im Raume stoßen), sondern die eben von diesen res, von der gegebenen Lage ausgeht. Soweit herrscht wohl einigermaßen Übereinstimmung. Aber nun hört sie auf. Liegt in dem Wort auch das Lob, daß die Realpolitik nur Erreichbares erstrebt oder nicht? Oder wieder: Schließt die Realpolitik nur die Illusion aus oder auch die Idee? Bezeichnet sie etwa nur ein „Fortwursteln" und ewiges Flicken, statt einer Politik, die ein großes Ziel zu erreichen sucht? In Wahrheit liegt es auf der Hand, daß auch eine Politik, die der Ideen nicht ermangelt, Realpolitik sein kann, in dem Sinne daß sie von den gegebenen res ausgeht und sie niemals aus den Augen verliert. Daß z. B. gerade Bismarck, der große „Realpolitiker", in seiner auswärtigen Politik von 1871—1890 einer leitenden Idee folgte, kann doch heutzutage als feststehend gelten. Wie wenig sagt also in Wahrheit derjenige aus, der irgendeine Persönlichkeit Realpolitiker nennt, wenn er nicht hinzufügt, was er denn im einzelnen darunter versteht!

Auch das Wort Humanität findet sich meist in jenem lauschigen Halbdunkel, das zahllosen Schriftstellern offenbar so sympathisch und nützlich, ihren Lesern aber verhängnisvoll ist. Einmal bezeichnet es die menschlich schöne Gesinnung des Mit-Leidens und Mit-Fühlens mit den in irgendeiner Hinsicht Schwachen, den Elenden und Kranken, den Besiegten, den Armen usw. Dann aber wieder schwingen bei der Benützung des Wortes neben dem alten Schulbegriff der Humaniora, Stimmungen und Illusionen des 18. Jahrhunderts mit, wonach alle Menschen dem „Humanen" gleich nahe stehen sollen und können, also z. B. der Fremde ebenso nahe wie der Volksgenosse usw. Nur so ist es z. B. erklärlich, daß heute so oft die merkwürdige Auffassung vertreten wird, als sei Humanität eine spezifisch liberale Erscheinung — als ob Ranke und Moltke, Roon und E. v. Manteuffel an wahrer Humanität von irgendeinem Liberalen übertroffen worden wären!

Ganz schlimm steht es um Demokratie. Trotzdem doch hier die alte einfache Definition schon Platos vorliegt, die niemals hätte vergessen werden sollen! Eine Demokratie ist diejenige Verfassungsform, bei der die staatliche Gewalt von „den Vielen" (der Masse) ausgeübt wird. Im Altertum natürlich nur der Masse der Freien, woraus sich ja bekanntlich ergibt, daß eine griechische Demokratie neben einer modernen noch etwas einigermaßen Aristokra-

tisches war. Trotzdem — was ist alles im Laufe des 19. Jahrhunderts „Demokratie" genannt worden und wird noch so genannt! Hat man doch häufig bis zur Stunde sogar den Freiherrn vom Stein wenigstens halb zur Demokratie rechnen wollen (der doch seinen Überzeugungen nach gerade Aristokrat war) — bloß weil er den begüterten Teil des Bürgertums neben dem Adel zur Verwaltung heranziehen und in zweiter Linie ständische Verfassungen zur Beratung und zu einer maßvollen Beschränkung der Monarchie einführen wollte. Als ob die Beschränkung der Monarchie an sich ein demokratischer Gedanke wäre! Der kann doch ebenso gut extrem aristokratisch sein! Und doch sind unzählige Male die Vertreter der Einführung eines Zweikammersystems, wie es etwa die süddeutschen Staaten seit 1818/19 aufwiesen — eine erste Kammer ganz wesentlich altständisch-adlig zusammengesetzt und eine zweite nach einem engen Zensuswahlrecht gewählt und noch dazu gelegentlich die Vertreter des niederen Adels mit enthaltend — Demokraten genannt worden! Wiederum: Welche Verwirrung! In Wahrheit sollte man von Demokratie doch nur da reden, wo erstens die Monarchie nicht nur beschränkt, sondern entweder von der eigentlichen Regierung verdrängt (parlamentarische Monarchie) oder aber abgeschafft worden ist und wo zweitens an ihre Stelle die (allerdings fast immer nur scheinbare) Herrschaft aller oder fast aller Staatsbürger getreten ist. Freilich gehen der modernen Demokratie viele hervorragende Ahnen verloren, wenn ihr Begriff so klar bestimmt wird. Aber dieser Ahnenverlust sollte ihr lieber sein als der gerechte Vorwurf, daß sie sich mit fremden Federn schmücke.

Man könnte nun meinen, derartige Vieldeutigkeiten und Unklarheiten im Gebrauch von Schlagwörtern hingen mit ihrem Alter zusammen. Ein noch junger frisch aufgekommener Begriff sei in der Regel dieser Verderbnis noch nicht anheimgefallen. Allein es zeigt sich bei näherer Betrachtung, daß diese Vermutung mindestens nicht immer zutrifft. Erst seit wenigen Jahren hat sich „völkisch" verbreitet, und schon findet sich das Wort in den verschiedensten Bedeutungsschattierungen. In sehr zahlreichen Fällen heißt es nicht mehr und nicht weniger als das, was man früher mit „antisemitisch" zu bezeichnen pflegte; am anderen Pol findet sich die Verwendung genau im Sinne von „national", von dem es ja wohl eine Verdeutschung sein soll. Diese Verwendungen sind übrigens beide zu verwerfen; die eine beruht auf einer zu engen, die andere auf einer zu weiten Fassung des Wortsinnes. Besonders ist die Gleichsetzung mit „national" undurchführbar, wie gerade geschichtliche Betrachtungen lehren. Wir kennen z. B. zahllose Persönlichkeiten aus dem 19. Jahrhundert, die die Einigung Deutschlands mit Leidenschaft erstrebten, aber trotzdem immer wieder nach französischem Vorbild vorgehen wollten (Zentralismus, Nachahmung zahlreicher einzelner Gesetze und Einrichtungen der französischen Revolution). Es ist nun ebenso untunlich, diesen den Ehrennamen „national" bestreiten zu wollen, wie auf der andern Seite sie „völkisch" zu nennen, da der Völkische gerade die eigene Art hochhalten und an die eigene Geschichte anknüpfen will. So wäre es denn, wie ich schon einmal vorgeschlagen habe, am besten, „nationale" Bestrebungen die zu nennen, die sich auf die Vereinigung möglichst aller Volksgenossen in einem Staate und auf die möglichste Befestigung und Kräftigung dieses Staates richten, „völkische" dagegen die, welche auf allen Gebieten das dem eigenen Volk und Staat Eigentümliche pflegen wollen. Aber, wie man sich zu diesem Vorschlag stellen mag, eines ist sicher: Auch der als Schlagwort noch junge Begriff „völkisch" ist durchaus nicht eindeutig.

Sehr viel wäre über Kultur zu sagen. Aber die hierüber anzustellenden Betrachtungen würden den Rahmen der vorliegenden Erörterungen sprengen. Auch fehlt die in diesem Falle notwendige mühsame Untersuchung über die Geschichte des Begriffes Kultur fast ganz. Es sei nur an zweierlei erinnert: erstens, daß kaum eine ungenügende und schwankende Begriffsbestimmung uns so viel leeres und unfruchtbares, vielfach auch schädliches Gerede gebracht hat, wie die von Kultur und daß der Begriff im Französischen fehlt, außer ironisch in Anführungsstrichen (um uns Deutsche zu verspotten), und daß er im Englischen nur im Sinne von „Persönlichkeitskultur" vorkommt (a cultured man, a man of high culture), während der Brite sonst nur von Zivilisation spricht.

Was wollten die obigen Seiten? Nicht, daß die zahlreichen Ismen und sonstigen Schlagwörter völlig vermieden werden. Sie sind ja wohl, wie man zu sagen pflegt, „unentbehrlich"; aber sie sollten im Interesse der Anschaulichkeit des Denkens und Schreibens möglichst selten und im Interesse der Klarheit und Reinlichkeit nur unter Mitteilung des Sinnes verwendet werden, den der Autor ihnen beizulegen gewillt ist. An diesem Sinne sollte er dann aber auch unverbrüchlich festhalten.

Tagebuch

Von der Hans Thoma-Gesellschaft

Die Hans Thoma-Gesellschaft e. V. blickt mit dem Ablauf ihres dritten Geschäftsjahres im Oktober 1925 auf wesentliche und ereignisreiche Wandlungen zurück. Der Gedanke, in der Thoma-Gesellschaft die zerstreut lebenden Verehrer Thoma'scher Kunst und Geistigkeit zusammenzufassen, wurde zuerst 1922 zu Oberursel im Taunus verwirklicht. Schon damals bezweckte man, die Sammlungen der Familien Dr. Eiser und Küchler als Ganzes zu erhalten und unteilbar der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Inflationszeit hat den Geldgrundstock fast restlos vernichtet. So konnte die freie Thoma-Gesellschaft leider erst nach dem am 7. November 1924 erfolgten Tode des Meisters durch eine Thoma-Gesellschaft e. V. mit Statuten und einem geschäftsführendem Ausschuß ersetzt werden. Es gelang im Frühjahr 1925 die nötigen Räumlichkeiten im Hause Küchler, Frankfurt a. M., Öderweg 116, sicherzustellen, um das gesammelte Thoma'sche Gut (Ölbilder, Graphik, Andenken, bibliographisches Material) an einem Ort zusammenzubringen. Am 2. Oktober 1925 erfolgte unter zahlreicher Beteiligung die feierliche Eröffnung der Thoma-Sammlung und des Archivs. Damit war die Grundlage geschaffen, die es der Gesellschaft heute ermöglicht, die ihr gesetzten Ziele zu erreichen: durch Vorträge und Ausstellungen zur Verbreitung von Thomas Kunst und geistiger Wesenheit beizutragen. Außer den wertvollen, stets dankbar begrüßten Jahresgaben (A.B.C.Buch, Kunstbüchlein von Thoma) und den zu ermäßigten Preisen für die Mitglieder zugänglichen Handzeichnungen Thomas konnte die Gesellschaft ihren Mitgliedern bereits eine Reihe von Vergünstigungen zuwenden. Sie kann mit Vertrauen und Hoffnung auf weitere, für ihre Sache ergebnisreiche Jahre in die Zukunft blicken, wenn sie von Mitgliedern und Freunden wie bisher treu unterstützt wird.

Brief aus den Vereinigten Staaten

Ein Leser schreibt uns:

Gemäß dem in meinem letzten Schreiben gegebenen Versprechen will ich versuchen Ihnen einige Beobachtungen zu schildern, die ich während meines nunmehr 2jährigen Aufenthaltes in der Vereinigten Staaten von Nordamerika gemacht habe.

Die amerikanische Regierung läßt es sich ganz besonders angelegen sein, die vielen Tausende von Einwanderern aus allen Teilen der Welt zu amerikanisieren. Dazu dienen in hervorragendem Maße die staatlichen Abendschulen (public night schools), welche von den die englische Sprache nicht beherrschenden Einwanderern fleißig besucht werden. Die Unterrichtszeit von 7—9 Uhr abends ist unter Berücksichtigung der Berufsarbeitszeit (durchschnittlich bis 5 Uhr oder 5,30 Uhr nachm.) sehr günstig gewählt. Ich selbst habe die public night school in . . . . . im Wintersemester 1924/25 und die in . . . . . im Wintersemester 1925/26 besucht. In meiner Klasse waren von den Schülern im ersten Ort 90 Deutsche, im zweiten ca. 65. Für die Einwanderer ist das wichtigste Fach natürlich zunächst die englische Sprache, später dann „Americanisation" d. h. Unterricht über Sitten und Gebräuche, Geschichte, Regierung und Verfassung der Vereinigten Staaten, in persönlicher Hinsicht bedeutet Americanisation geistige, sittliche und kulturelle Änderung des Individuums, eine Saat, die auf meinem Boden keine Früchte trug. Ich muß sagen, daß der Unterricht recht gut ist und in einer Form gehalten wird, die auf die Nationalität der Schüler Rücksicht nimmt. Selbstverständlich tritt in den Vordergrund die Belehrung darüber, daß Amerika die führende Nation der Welt ist, das Land der größten Entwicklung und des Fortschritts, die Heimat der meisten Erfindungen, das Land der Freiheit, die friedlichste Nation usw.

Die meisten Schüler und Schülerinnen, die in ihrem Heimatlande durchwegs in sehr einfachen, wenn nicht dürftigen Verhältnissen gelebt haben, lassen sich leicht amerikanisieren; zweifelsohne ist dabei ein ausschlaggebender Punkt, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse in Amerika eben doch wesentlich besser sind. Ubi bene, ibi patria. Man findet Arbeit, wenn man nur arbeiten will, Löhne sind ca. 2 bis 3 mal so hoch wie in Deutschland, die Kosten des Lebensunterhaltes ca. 50 bis 100% höher als in Deutschland, doch ist das Verhältnis von Durchschnittslohn zu Lebensunterhaltkosten so, daß man sich ganz schön etwas zurücklegen kann.

Auffallend ist, wie ungeheuer schnell besonders die jüngeren Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes der amerikanischen Mode zum Opfer fallen. Nach ganz kurzer Zeit schon kann man sie kaum mehr erkennen, zuerst der Bubikopf, dann neueste Mode in der Kleidung, vielfach ein Pelzmantel — eben nur in Amerika erreichbar für „10 Doll. down and 2 Doll. a week", während für die Männer das Erste ein Auto ist, bei den äußerst

günstigen Teilzahlungsbedingungen auch leicht zu erschwingen.

Mode, Auto und Kino, das sind, etwas derb ausgedrückt, amerikanische Ideale. Auf geistigem Gebiet ist man nicht allzu anspruchsvoll. Die Allgemeinbildung steht in Deutschland weit höher. Auch die Pflege der Künste hält keinen Vergleich mit „drüben" aus. Um eine gute Oper zu hören muß man schon nach Chicago oder New York fahren.

Man macht dem deutschen Volk immer den Vorwurf des geringsten politischen Interesses. Ich mag hier noch nicht genügenden Einblick bekommen haben, aber meine bisherigen Beobachtungen ergeben eine starke unpolitische Veranlagung der Masse. Eines aber kann ich nicht hoch genug anerkennen und bewundern, das ist das Nationalbewußtsein des Amerikaners, seine Liebe und Treue zu seiner Flagge. Das Sternenbanner hängt in jedem einzelnen Klassenzimmer jeder Schule, weht auf jedem öffentlichen und vielen Privatgebäuden und die Nationalfarben sind in irgendeiner Form zur Verzierung des Raumes in fast allen Geschäften verwendet.

Über die politischen Vorgänge in Europa bis zum Ausbruch des Weltkrieges und auch über die Verhandlungen seit dem Friedensschluß ist die Allgemeinheit recht schlecht unterrichtet. Dies trifft auch für die Deutschamerikaner im allgemein zu. Gerade die einfacheren Kreise, in denen ich verkehre, sind über die Wahrheit nicht aufgeklärt, sie haben ihr Wissen aus der Presse und diese stand ja seit Ausbruch des Krieges im Jahre 1914 großenteils unter englischem Einfluß. Auch heute merkt man das noch. Soweit meine persönlichen Beobachtungen reichen, zeigt die Haltung der amerikanischen Presse heute wesentlich mehr Interesse an der deutschen Politik als vor 2 Jahren, ihre Kritik ist auch objektiver und doch ist ihre Vorliebe für den englischen und französischen Standpunkt nicht zu verkennen. Aus den letzten Berichten über den Völkerbundsstreit in Genf, konnte man allerdings eine etwas deutschfreundlichere Haltung herauslesen.

Sehr sonderbar mutet es mich an, wenn ich höre, welche Vorstellung man in einfacheren Kreisen vielfach über „the old country" hat. Da gibt es Leute, die sich die Zustände in Deutschland so vorstellen, wie sie meinetwegen vor 1914 in Montenegro gewesen sind. So hat man mich schon oft gefragt, ob man in Deutschland auch automatisches Telephon und Radio hätte, ob es da auch Pullman-Züge mit Schlaf- und Speisewagen gäbe usw.

Solche Gelegenheiten benütze ich natürlich gerne, um auf die beträchtliche Unterlegenheit des amerikanischen Handelsluftverkehrs im Vergleich zum europäischen hinzuweisen und dabei besonders die Überlegenheit des deutschen Luftverkehrs zu betonen, worüber ja amerikanische Zeitschriften selbst vor kurzem berichteten, daß 65% der gesamten Flugverkehrslinien der ganzen Welt in den Händen deutscher Organisationen liegen.

Ich bestreite nicht, daß wir von Amerika lernen können, aber wir wollen uns auch dessen bewußt sein, daß wir Deutsche noch viele Vorzüge voraus haben, die Amerika nicht kennt oder nicht zu schätzen weiß. Th. D.

Kurd von Schloezer — Theodor Mommsen

Über die Beziehungen zwischen Kurd von Schloezer und Theodor Mommsen macht uns Schloezers Neffe Dr. Paul Curtius in Berlin mit Bezug auf eine Stelle in den „Letzten römischen Briefen" Kurd von Schloezers (S. 16) folgende Mitteilung:

Von einer Freundschaft der beiden Männer kann um so weniger die Rede sein, als sie sich erst in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts kennengelernt haben, wie aus dem nachstehenden, höchst amüsanten, geradezu gemütvollen Briefchen des früheren Reichstagsabgeordneten Dr. Georg von Bunsen, der mit Schloezer befreundet war, hervorgeht:

„Berlin W., Postamt 30, den 28. Febr. 1882.

Lieber Schloezer!

Mommsen begeht den Irrthum, mich um eine Einführung bei Dir zu bitten; als wäre eine nöthig oder die meine von besonderer Wirkung!

Aber das ist seine Sache. Mich freut die Gelegenheit, Dir eine Freude zu bereiten. Der Historiker sollte den Historiker kennen.

Wundre Dich mit mir, so oft Du ihn siehst, über die Zartheit und Kindlichkeit des gefürchteten Mannes.

Bleibe freundlich eingedenk

Deines G. v. Bunsen."

Gedanken

Niemals ist in Deutschland so viel von Freiheit die Rede gewesen wie seit dem Zusammenbruch des Jahres 1918. Gleichzeitig blühte der schlimmste Servilismus, der gegen das Ausland.

*

Noch viel schlimmer als die, die kein Substantiv ohne Adjektiv gebrauchen, sind die, die kein Adjektiv ohne Adverb gebrauchen.

*

Der deutsche Erzähler

Die Mütter

Novelle von Hans Arthur Thies

Lassen Sie mich vorerst mit ein paar Worten die Bauart der Häuser beschreiben, in denen sich diese Geschichte begeben hat; ich werde mich dann im Gang der Erzählung nicht zu unterbrechen brauchen.

Ich bin im Herbst vor einem Jahre in ein Dachzimmer dieses Häuserblocks eingezogen und habe die Einzelheiten des merkwürdigen Vorfalls teils selbst beobachtet, teils durch Nachfragen erfahren. Es ist ein Häuserblock von quadratischem Grundriß, in dessen Mitte sich der Hof befindet. Die beiden vornehmsten Häuser des Blockes sind ein Eckhaus und das daran anstoßende seitliche Haus, dessen Portal mit dem des Eckhauses in einer Front liegt. Die Wohn- und Repräsentationsräume liegen nach vorn, die übrigen Zimmer nach hinten hinaus.

In dem Eckhaus wohnt die verwitwete Kommerzienrätin Maciewska; in dem daran anstoßenden geraden Bau die ebenfalls verwitwete Baronin von Merveldt. Von den Frontfenstern aus können sich die beiden Damen nur bei ihren übrigens seltenen Ein- und Ausgängen beobachten; dagegen können sie über den Hof wechselseitig allerlei Einsicht in ihr Leben gewinnen. Es gibt da kleine Anzeichen, deren Menge nur der übersieht, der mit anhaltendem und eindringlichem Eifer das Gegenüber beobachtet: herabgelassene Vorhänge, die Zeiten der künstlichen Beleuchtung, geschlossene und geöffnete Fenster und vieles dergleichen, was sich im Lauf der Zeit zu einem System zusammenschließen läßt.

Man wird fragen, was die Schilderung eines unfeinen Beobachtens mit der Geschichte zweier vornehmer Damen zu tun hat, wie die Kommerzienrätin und die Baronin sind. Es hat nichts mit Eifersucht oder niedriger Neugier zu tun; es ist das Ergebnis eines sonderbaren Verhältnisses und die Folge eines Vorfalls, der einige Jahrzehnte zurückliegt.

In ihrer Jugend — damals befand sich an der Stelle, wo heute die Häuser stehen, ein Park als Ende und Auslauf einer Allee — waren die beiden Damen Freundinnen gewesen. In jener Allee waren sie gefahren und geritten, in dem Park waren sie spazierengegangen und hatten sich ihre Hoffnungen und ihre jugendlichen Gefühle mitgeteilt. Das gute Verhältnis zwischen ihnen übertrug sich auf ihre Gatten, wenngleich, wie man sagt, ein leichter Abstand zwischen ihnen vom Augenblick der Verheiratung an entstand. Die Männer sollen sich eine Zeitlang öfter gesehen haben als die Frauen. Nach Jahren renkte sich das wieder ein. Zu dieser Zeit wurde der Park niedergeschlagen und der Häuserblock erbaut, in dem beide Familien alsbald die benachbarten Wohnungen bezogen. Als die Kinder — bei Maciewskis ein Sohn und bei Merveldts eine Tochter, beide fast gleichaltrig — in das gesellschaftsfähige Alter kamen, wurden die geselligen Abende, die beide Familien gaben, häufiger als vorher. Da es nun ein — wenn auch unausgesprochenes — Zugeständnis zwischen ihnen war, keine Gesellschaft zu veranstalten ohne wechselseitige Einladung, so erregte es die Unruhe und das Mißtrauen beider Frauen, als nach einiger Zeit Anzeichen dafür auftraten, daß zwischendurch Abende *ohne* die Anwesenheit der Freunde stattfanden. Welche Familie mit dieser Ausschließung begonnen hat, weiß man nicht; es ist auch gleichgültig; denn die Aufklärung, die der seltsamen Angelegenheit bald folgte, macht diese Frage unwichtig. Die Ursache waren die Kinder. Es war die Absicht der Frauen, eine sichtbar zwischen den Kindern entstehende Neigung rechtzeitig abzubiegen. Die Männer

scheinen sich wenig an diesem Zwischenspiel beteiligt zu haben; denn an dem entscheidenden Abend machten sie auf jedermann den Eindruck sehr überraschter und sofort zur Vermittlung bereiter Freunde.

Auf einer Gesellschaft bei Merveldts kam es im Kreise der Damen zu einer Unterhaltung, die anfänglich scherzhaft, bald aber, nach abgefallenen Masken, mit tödlicher Leidenschaft geführt wurde. Die Versuche der Frauen, die Kinder voneinander fernzuhalten, waren fehlgeschlagen; man mußte im Gegenteil bemerken, daß sie sich häufiger ohne, als vordem mit Wissen der Eltern trafen. Der Abend hatte erneut Gelegenheit zur Besprechung des zärtlichen Verhältnisses gegeben, indem Ellinor und Arthur — so hießen die beiden — in einer Ecke des Salons in eindringlichem Gespräch sich abgesondert hielten. Man hatte seit langem beobachtet, daß Ellinor aus einem zarten in einen geradezu krankhaften Gesundheitszustand geraten war und Arthur, von Natur leicht entzündbar und erregt, sich in der Verfolgung exaltierter Ideen verzehrte. Mütter verzeihen nicht, daß das Leben an ihren Kindern weiter gebiert. Vielleicht haben sie recht, eine Schuld darin zu sehen; sicherlich haben sie unrecht, einen Schuldigen dafür zu suchen. Die Frauen Merveldt und Maciewska aber griffen einander als Schuldige an. Frau Maciewska behauptete, die wachsende Überspanntheit ihres Sohnes sei eine Folge des Verkehrs mit der krankhaften Ellinor; Frau von Merveldt machte die übertriebene Gedankenwelt Arthurs dafür verantwortlich, daß Ellinor körperlich immer mehr litt und verfiel. Gespräche, die in die Tiefe gehen, enden in den Personen; denn der Mensch ist die Tiefe aller Dinge; darum springen Gespräche wie das gegenwärtige den Partnern wie Florette ins Herz. Jede der beiden Frauen wußte Geheimnisse von der andern; alle die kleinen Vertrauensloſigkeiten und Angste, die der Mutterschaft vorangehen, hatten sie früher einander ausgeliefert. Damals hatten sie wechselseitig jede Besorgnis mit Zärtlichkeit empfangen und gestreichelt wie eine kranke Taube, um sie schließlich leichtherzig in die Zukunft zu schicken — die Zukunft war Gegenwart, die Tauben waren Geier geworden, und die Geheimnisse hatten scharfe Schnäbel bekommen. Wußte nicht jede, was für Bedrückungen und Qualen, was für Lasten und Leiden aus der Reihe der Vorfahren hinter der andern standen! Die Maciewska war es, die als erste rief: „Mein Kind hat keinen Großvater, der an der Schwindsucht gestorben ist." Dies Wort glich einem Erdrutsch. Die beiden Frauen befanden sich plötzlich in einer Erdschicht, die Jahrtausende zurückliegt, wo die Frauen ihre Kinder noch durch Dreinsetzung der körperlichen Kräfte verteidigten. Sie glaubten, ihre Kinder zu stärken, indem sie die Gesundheit ihrer mütterlichen Leiber voreinander rühmten. „Nur die Tochter eines Irrsinnigen wird Beweise dieser Art bevorzugen," antwortete die von Merveldt mit zitternden Lippen. Die Maciewska war einer Ohnmacht nahe; aber sie hielt sich und erwiderte: „Immerhin hat der Irrsinn ein Ende genommen; aber die Krankheit scheint nicht zu Ende zu sein." Sie zeigte hinüber zu Ellinor. Die von Merveldt erhob sich, maß die Maciewska und sagte bleich aber sehr gesammelt: „Erinnern Sie sich, Li Anna Maciewska, wie ich Sie eines Morgens bei einem Wettritt in der Allee fast zu Tode geritten hätte — ich reite Sie auch im Leben zu Tode, und wenn es durch Jahrzehnte geht." — „Wir werden sehen," antwortete die Maciewska, und dies war das letzte Wort zwischen den Frauen.

Wieweit der Zwist der Mütter das Verhältnis der Kinder berührte, ist fraglich. Zu endgültigen Auswirkungen des unglücklichen Verhältnisses kam es nicht mehr, indem Ellinor wenige Monate nachdem Arthur an die Front abberufen worden war, starb und Arthur selber kurze Zeit darauf fiel. Das Ende der Kinder trieb die Mütter nur tiefer und fester in die Stellung, die sie an jenem verhängnisvollen Abend zum erstenmal eingenommen hatten. Die Baronin war überzeugt, daß Ellinors Leben lediglich an der krankhaften Gefühls- und Geistesrichtung zugrunde gegangen war, die Arthur beim Abschied in dem Mädchen hinterließ; die Kommerzienrätin war nicht von dem Glauben abzubringen, daß Arthur sein Leben überdrüssig fortgeworfen hätte aus Verzweiflung über die in tödlicher Krankheit dahingegangene Geliebte. Wenn eine leichtfertige Mutter ihr scharlachkrankes Kind mit dem gesunden Kinde einer anderen Mutter spielen läßt und dieses stirbt an der Ansteckung: der Vorwurf des Mordes kann nicht

leidenschaftlicher ausgestoßen werden, als ihn die beiden Frauen Merveldt und Maciewska schweigend gegeneinander erhoben. Sie sahen sich beim Tode der Kinder ebensowenig wie vorher; sie lasen die Nachrichten in den Zeitungen und sprachen nicht davon — kaum mit ihren Männern; aber unnachgiebiger noch als vorher trugen sie die Last jenes seltsamen Beweises weiter, den sie dem Leben ihrer Kinder zu schulden glaubten.

Von da an begann in den benachbarten Häusern ein heimlich schweigsames System von Beobachtungen die Fenster, die Lichter, die Vorhänge zu erfassen; obwohl die Dienstboten längst gelernt hatten, daß sie bei ihrer Herrin kein Wort über die ehemalige Freundin erwähnen durften, waren die Frauen genau über jede leise Störung im Leben der andern unterrichtet. Je älter sie wurden, desto ausgebreiteter und engmaschiger wurde das System; eine Begierde erwachte in jeder, sich bei Gesundheit zu erhalten und den Tag zu überleben, wo die andere Siechtum und Tod befiel, daß die Erwartung selber zu ernsten Störungen der Gesundheit führte. Der Kommerzienrat verunglückte tödlich auf einer Autofahrt: dies beraubte die beiden insgeheim Kämpfenden eines nicht unwesentlichen Argumentes: der Lebenskraft und -dauer ihrer Männer. Sie waren nun allein übrig, um den Beweis zu Ende zu bringen.

Bei dem Unglücksfall des Kommerzienrats waren die Frauen etwa zweiundsechzig Jahre; der Tod des Barons erfolgte fünf Jahre später. Die Jugendfreundinnen waren Greisinnen geworden.

Eines Abends, als die Maciewska hinter dem Vorhang ihres Schlafzimmers stand und zu den Fenstern der Baronin hinübersah, nahm sie eine ähnliche Veränderung wahr, wie sie beim Tode des Barons bemerkt hatte: es wurden drüben schwarze Vorhänge vorgezogen und durch den dichten Schleierstoff fielen die Lichter zweier dreiarmiger Leuchter.

Eine jahrzehntelange Last fiel von ihr; sie schwankte, hielt sich am Fenstervorhang und riß ihn nieder: Es war geschehen! Die Gegnerin war unterlegen. Der Beweis war zu Ende: sie, Li Anna Maciewska, hatte das Rennen gewonnen; nein, er: Arthur hatte gewonnen.

Als sie so am Boden lag, rissen zwei Gefühle an ihr: sollte sie jene Frau, mit der sie ein ganzes Leben erst in Liebe, dann in Haß verbunden gewesen war, ohne einen letzten Blick in das Grab gehen lassen, oder sollte sie die maßlose Schwelle, die in Jahrzehnten zwischen den Türen der beiden Häuser gewachsen war, zu überwinden versuchen?

Ihre Dienerin kam und wollte mit ihr sprechen; sie verwies ihr mit einer Handbewegung jeden Laut. Sie ließ sich einen Sessel an die Stelle bringen, wo sie gefallen war, und wachte dort die Nacht.

Im Morgengrauen verloren die Lichter hinter den schwarzen Vorhängen ihre Kraft; eine tiefe Unruhe begann die Schlaflose aufzuwühlen: es war ihr, als werde mit den schwindenden Totenkerzen alles, was sie gesehen hatte, unwahrscheinlich, als stiege drüben hinter den Vorhängen mit dem Tageslicht das Leben auf wie sonst. Sie durchwanderte alle Zimmer, warf sich ihren Umhang über die Schultern, bereit, hinüberzueilen — nun aber nicht mehr aus der Verbundenheit des Lebens, sondern aus dem ängstlichen Wunsch, sich ihres Sieges zu vergewissern; aber immer noch trieb eine zitternde Unruhe sie von Raum zu Raum.

In dieser Stimmung betrat sie den nach der Straße zu gelegenen Salon und hörte auf der Straße das ungewohnt frühe Anrollen eines Wagens: sie sah hinaus und erblickte vor dem Hause Merveldts den Leichenwagen. Dieser Anblick löste alles in ihr aus; tausend Erinnerungen schlugen aus ihrem Herzen in hoher Flamme und rissen sie in diese Bewegung:

Sie rannte, von niemand gesehen und aufgehalten, die Treppe hinunter, über die Straße, an dem Leichenwagen vorbei in das Haus der Toten, die Treppe hinauf und schellte: eine erstaunte Dienerin öffnete ihr, sie raste an ihr vorbei und in das ihr wohlbekannte Schlafzimmer, wo der Sarg stehen mußte. Nur sie noch einmal sehen! hier sehen, wo alles geschehen war und Abschied nehmen von ihr, der Besiegten, der Mutter — der Freundin, die, ach, wie sie selber traurig und beladen Mutter gewesen war. — — —

Die Tür zum Schlafzimmer stand offen. Da war der Sarg. Er schwankte schon auf den Schultern der Männer. Sie schrie. Einer der Männer duckte sich unter diesem Schrei, und da — da stand ihr gegenüber, Angesicht in Angesicht, groß und hoch neben dem Sarge die von Merveldt: „Sie haben den Vorhang in ihrem Zimmer zu früh niedergerissen," sagte sie mit einer gebrochenen und kalten Stimme, „ich lebe! Ich habe meine Amme überlebt. Wollen Sie meine Amme sehen?"

Was bei den Hammerschlägen dieser Worte in der Maciewska vorgegangen ist, weiß niemand.

Sie ist am gleichen Tage wie die Amme der Baronin bestattet worden.

Die Baronin selber ist in diesem Sommer, also etwa ein Vierteljahr nach dem Tode der Maciewska gestorben. Sie hat die letzten Wochen ihres Lebens in dem Zimmer zugebracht, in dem jene merkwürdige Zusammenkunft stattgefunden hatte. Die letzten Worte, die der Seelsorger von ihr vernahm, waren: „Aber drüben — nicht wahr — drüben wird — alles — Liebe — sein?"

Mamynha

Wiener Zeitroman von Eduard Paul Danszky

(5. Fortsetzung)

Der Generaldirektor erwachte zuerst. Er sagte nachsichtig: „Das Zersetzende Ihres Gleichnisses ist mit einem originellen Mäntelchen drapiert, aber ‚jedem sein cuique'. Wer ohne die Familie auskommen kann und will, soll es tun." Mamynha war ernst. Obwohl sie eigenartig ergriffen war, schwieg sie. Fehrbach sagte: „Vielleicht sehen Sie mehr darin, Herr Generaldirektor, als unbedingt notwendig ist. Ich glaube nur, daß in jedes Menschen Brust irgendeinmal das neue Reich anhebt, daß in jedem der Vater sein kann, denn für jeden ist der Vater ein anderer. Damit muß nicht Verachtung verbunden, die Absage vollzogen sein. Es ist nur ein Trost für den Armen, welcher plötzlich spürt, daß er ohne Liebe ist, ohne Beziehung zur Sippe, während er stürmisch nach denen verlangt, in welchen der gleiche Vater ist."

Sie waren auf rückkehrende Touristen gestoßen, unversehens hatten sie auch das Plateau erreicht, waren an der Küste der Wirklichkeit gestrandet. Aber hier setzte der knechtische Zauber der deflorierten Natur ein, wie an allen Punkten der Erde, wo Romantik, Sonne und gute Luft zu unmittelbarem Verschleiß gelangen. Man ißt und zahlt das Panorama, es steht gleichsam auf der Speisekarte. Gleichwohl versöhnt man sich mit dem Betrieb, er ist eine schüchterne Kosmopole, das ältere Personal Verkörperung einer chronischen Weltläufigkeit. Wo man sonst dem Rucksack überantwortet bliebe, der Diogenestonne des modernen Naturmenschen, öffnet sich plötzlich ein Tempel warmen Behagens, die Sozietät dringt in alle Höhen- und Breitegraden und serviert dem weltflüchtenden Bürger Schweizerkäse und Pilsnerbier mit einem feinen Durchschauen der letzten Ziele seiner Weltflucht.

Die drei Ankömmlinge hatten mit Mühe einen Tisch gefunden. Mit humorvoller Anspruchslosigkeit vollzogen sie den Anschluß an die Verhältnisse, waren mit dem ausgiebigen Mahl zufrieden, stellten sonntägliche Aufgezäumtheit fest, welche bis zum Abstieg anhielt. Da der Generaldirektor von dem Wirt besonders begrüßt worden, sogar ein devotes Geleite empfing, war er sehr sicher geworden. Er vermochte Fehrbach sogar auf das heikle Gebiet der Frauenliebe zu locken. In seine Frage hatte er eine anmutig gönnerhafte Teilnahme gelegt. „Wie stehen Sie eigentlich zu den Frauen, von Fehrbach? Man will natürlich nicht indiskret sein. Wir haben ja ab und zu von Ihrer grundsätzlichen Auffassung der Frau sehr interessante Aufschlüsse bekommen. Aber im Leben, im konkreten Fall korrigiert sich wohl auch bei Menschen Ihrer Art das Grundsätzliche nach besonderen Gegebenheiten."

Fehrbach lächelte glücklich. Er fühlte sich in die Natur einbezogen, von jedem heimlichen Blick Mamynhas bereichert, der Einverständnisse kundgab. Ihr beharrliches Schweigen ging auf derselben Linie, wie seine zur Mitteilung bereite Erregsamkeit. Er begann: „Ich verstehe Ihr Interesse, Herr Generaldirektor! Es deckt sich in diesem Augenblick mit dem der Gesellschaft, welche die Beziehung zur Frau vernunftmäßig geregelt wünscht, aber auch die Ausnahme behaglich wahrnimmt, soweit sie sich nicht katastrophenartig abwickelt. Nun, die Schwärmer in Ihren Augen, welche weder in Ihren Ansprüchen noch in der Art der Eroberung ein seichtes Genügen zeigen, sind von der romantischen Frau allein angezogen. Das Trieb- oder Luxusweibchen ist ihnen zu wenig, vermittelt nur die Episode, die rasche Entspannung. Die romantische Frau indes ist wie ein neugieriges Kind, das eine offene Gartentür findet, sie kann es nicht unterlassen einzutreten, ein Stück des Weges langsam und träumend über den Kies der fremden Gartenwege zu schreiten. Schlägt ein Windstoß die Tür hinter ihr zu, dann ist sie gefangen, ein Märchen vollzieht sich. Vielleicht bin auch ich so ein verwunschener Garten, der schweigend daliegt und wartet: wird sie eintreten, bleiben, von Baum zu Baum, von Beet zu Beet wandernd, von allem ergriffen, alles ergreifend? Aber auf einmal erwacht sie, ein fatales Rauschen, irgend etwas Beängstigendes hat sie erschreckt, sie kehrt um, ist verloren. Das nächste mal will man klüger sein, ist ungebärdig, nicht mehr der ruhige Garten. In den Kronen rütteln phantastische Stürme, bunte Überladenheit bietet sich dar, ein Labyrinth von verschlungenen, unentwirrbaren Wundern. Das Kind in der romantischen Frau staunt, blickt scheu über die Mauer, aber die offene Tür wagt sie schon kaum zu durchschreiten; denn die Seele der Frau ist wie eine Membrane, sie gibt die Wellen weiter, die sie empfängt, wie man sie anhaucht, so haucht sie zurück!"

Der Generaldirektor war sehr zufrieden. Er verließ das Konventionelle. Er sagte zum erstenmal: „Das ist sehr traurig, kleiner Fehrbach." Er hatte geradezu blitzartig die Offenbarung, daß der blonde zwiespältige Mensch sich wahrhaft dargestellt, auch die Frau, seine Frau, in angängigem Bild gefangen hatte. Ja, ja, Lotte war nicht zu dreistem Eindringen in solchen verrückten Garten fähig, das stimmte immerhin. Er sagte laut, mit feierlicher Erregung: „Ein gelungenes Bild, Fehrbach! Die richtige Frau hat entschieden genug natürliche Scheu den fremden Garten zu betreten, ich meine: ganz zu betreten. Eine gewisse Neugier mag sie ja bisweilen durch die Tür treiben, hm, sicher; das hat sie mit Kindern gemein, aber sie kehrt entschieden wieder um." Er war geradezu erbaut von dieser Beruhigung. Er erzählte Beispiele von ungewöhnlichen Verhältnissen, von glücklichen und unglücklichen Ehen. Er bezog alles unter die plötzlich gewonnene Einsicht in das Wesen der Frau. Stellte ein Gesetz auf, daß die romantische Frau gerade mit dem Mann der Wirklichkeiten am glücklichsten fahre, denn die Schwärmer seien, wie Fehrbach unbedingt erwiesen hätte, offene Gärten; natürlich für jedermann einladend, zugänglich. Sozusagen eine Falle für alle romantischen Frauen. Er wurde persönlich, er lachte. Eine groteske Duldsamkeit ergoß sich über den andern. „Ihre Schauspielerin, zum Beispiel, Fehrbach, gewiß eine romantische Frau? Ist sie noch in dem Garten, he? Noch allein? Auf Ehre und Gewissen, Fehrbach?" Endlich hatte er ihn gefangen. Seine gescheiten Augen blinzelten zu Mamynha, ihm war zumut, als hätte er mit einem Schlag die gefährlichste Konkurrenz erledigt. Daß er seine Frau erregt, eigentümlich erregt sah, bestätigte ihm seinen Sieg.

Fehrbach war über den Ausfall betreten. O, es gab hundert Antworten; aber irgendwie fühlte er, daß ein Wettkampf mit Bloßstellungen, daß sogar ein Plädoyer seiner unwürdig war. Sein Verhältnis zu Mamynha bedurfte nicht solcher Parade. Ihre Begegnung war so einmalig-schicksalhaft, daß der Vergleich mit früher, die Beziehung auf Vergangenes ausgeschaltet blieb. Er sagte sehr übermütig: „Sie haben recht, Herr Generaldirektor." Herr Kamm war voll Anerkennung. „Sie sind konsequent, unheimlich konsequent, das gefällt mir. Ihre Träumereien bekommen dadurch trotz aller Widersprüche eine brauchbare Seite." Zu

seiner Frau gewendet fuhr er fort: „Interessante Ergebnisse, Lotte, dein kleiner Dichter hat eine augenfällige Unterbilanz."

Die Stimmung war so brillant, daß sie in der „Prein", wo sie gegen Abend angelangt waren, zum Abendessen verweilten, Wein tranken und mit einem Wagen nach Hause fuhren.

In dieser betriebsamen Art ging der größere Teil des Juli dahin. Je mehr die gespenstischen Anzeichen der Kriegsgefahr mit kompakter Muskulatur sich wattierten, desto mehr und fiebriger neigte man sich dem Leben zu, suchte und fand in ihm die wehmütigen Bestätigungen der Persönlichkeit. Aber in der zweiten Hälfte des Monats zeigte Mamynha plötzlich eine Trauer, welche Fehrbach unergründbar wurde. Nach der friedvollen Abgefundenheit, in welcher sie endlich beide gelebt, war die krankhafte Veränderung, die sich des anmutigen, edlen Ausdruckes ihrer Züge gewaltsam bemächtigt hatte, besonders bedeutsam geworden. Er hatte den tieferen Anlaß hierfür in gewissen Nachrichten aus England vermutet, aber Edoardos Brief schilderte nur den drastischen Umschwung in der Stimmung der offiziellen Kreise; die Frauen waren davon eher beruhigt, weil sie ihn gewissermaßen ausgeschaltet sahen; er hatte eine doppelte Staatsbürgerschaft, war Brasilianer und Deutscher. Sein Beruf als Marineingenieur war aktuell, aber nach ihrer Meinung nicht fähig, ihn in gefahrvolle Verwicklung zu stürzen. Fehrbach erhielt auf seine Fragen, auf sein inständiges Bitten nur die eine Antwort, Mamynha fühle sich ernstlich krank! Er sprach mit der guten Mamain, mit den Schwestern, wo er ihrer habhaft werden konnte, sie waren ratlos. Nur die Mamain strich ihm einmal versonnen die Haare aus der Stirn und sagte in einem Ton, welcher Eingeweihtheit verriet: „Wollen wir abwarten!" Er war so untröstlich über die Verheerung, welche sich auf Mamynhas Gesicht, in ihren glanzlosen Augen zeigte, daß er selbst krank wurde. Das Furchtbarste an seiner Stimmung war, daß er nicht arbeiten konnte. Sein Kopf dröhnte, die Augen flimmerten, er war appetitlos. Die Kinder ermüdeten ihn unsäglich, der Ertrag der Sommerfrische schien plötzlich aufgezehrt, Ruhe und Wohlbefinden rückgängig gemacht. Da brachte ein kleines Erlebnis Entspannung. An einem Nachmittag war er zu Thumayer gegangen. Er hatte sich ein paar Pulver holen wollen. Der kaiserliche Rat hatte geschlafen. Die Diakonissin hatte ihn gleich auf ihr Zimmer geführt. Sie hätte eine vollständige Hausapotheke. Natürlich könne er Pyramidon und Adalin haben, aber er dürfe sich nicht dran gewöhnen. Vielleicht habe er nur zu wenig Bewegung? Ihr Zimmer war sehr puritanisch. Er stellte eine merkwürdige Nüchternheit fest. Aber plötzlich war sein Blick auf ihrem Gesicht gelandet, angesaugt an die durchscheinende Haut, deren verdünntes Milchweiß die Sommersprossen eigenartig hervorhob. Ihre grünen Augen waren wie Tierlichter, sein Blick schliff sich an ihnen wund. Ihr Körper wippte auf zusammengepreßten Beinen, wie eine steile Schlange, unsagbar geschmeidig. Ihre zartroten Lippen schoben sich langsam voneinander, wie wenn ein Pfirsich geöffnet würde. Er brannte. Seine Not war preisgegeben. Sie wußte seine Kämpfe. Ein weiches Lächeln spielte um die gespaltenen Lippen, bis sie von seinem Mund krampfartig verschlossen waren. Er hatte keine Gedanken, keine Bewußtheit, bis er erloschen war. Aber die Wolken in seinem Gehirn waren entladen. Er sah rein und reuelos in das oszillierende Licht ihrer Augen. Dann war sie wie eine Mutter, sorgte, dachte an alles, drang ihm die Pulver auf, lachend, er würde sie vielleicht nicht mehr brauchen, war an der Tür, die sie zu schließen vergessen hatten, führte ihn irgendwo hinaus wie ein Schatten, ohne Gewicht. Er hatte ihren Schritt nicht gehört, stand nach phantastisch kühler Liebkosung im Garten, schritt durch die Tür, langsam erwacht. Er ging den Ort ab, müde, aber mit singendem, verdünntem Blut, als wäre alles in ihm erneut. Er grüßte die Menschen, sah voll in ihr Gesicht; ihr Blick hatte nichts Forschendes, Ungewohntes. Er bog in Wiesen ein, suchte den Wald, fand keine Bedenken, die Welt war wie hinter Glas, die Farben mild, die Geräusche gedämpft. Erst am Abend, sehr spät schon, er hatte in einem Gasthof gegessen, beim Betreten des Hauses kam Unsicherheit, Anklage, Verzweiflung. Sein ernüchterter Verstand zerpflückte den Verrat, nahm Zuflucht zu logischen Ausschweifungen. Aber seine Jugend hielt den Sieg

in Händen. Er dachte den Namen „Mamynha" noch nicht. In seinem Zimmer waren frische Blumen. Er stellte die Pulver auf sein Nachttischchen, brach sie nicht auf. Er schrieb auf ein Blatt Papier:

„Ich habe nur das Tier in mir getötet!
Der Tag trägt mir von dir nicht Not mehr zu,
und selbst der Abend ist nur leis gerötet;
zwar bringt die Nacht nicht vollerquickte Ruh,
denn in dem tiefsten Traume bist noch du,...
ich habe nur das Tier in mir getötet!

Nun gehen unsre Seelen Hand in Hand,
abwandernd unsres Wesens Ewigkeiten;
an fremden Flammen bin ich ausgebrannt,
o, fürchte nicht, daß wir im Taumel uns entgleiten,
die Sehnsucht weiß noch tausend Seligkeiten
und unsre Seelen gehen Hand in Hand!"

Danach schlief er fest, traumlos, bis in den kommenden Tag hinein. Er erwachte gesund, fand in den Versen die Erinnerung an den Anlaß, gab die Verse beim Frühstück Mamynha. Sie faßte sie nicht im Sinn des unbekannten Erlebnisses auf, litt nur seine Ohnmacht mit, wußte von den Pulvern. Sie erschrak nach den Eröffnungen des Gedichtes über die Möglichkeit seiner Zerrüttung. Bisher hatte sie seine Not anders gemessen, als Jugend, als Romantik, an welcher er seine Phantasie bewies, als Protest gegen die landläufige Erotik, welche sich den Kampf ersparte, weil sie Konkurrenz scheute, welche das Weib vorbereitete, damit der Betrieb nicht in ernstes Bemühen, vielleicht gar in langwieriges Werben ausarte. Nun sah sie seine Nerven gefährdet, den Organismus beunruhigt. Sie tat ein Äußerstes, wandelte sich mit einem Schlag, war zur Genesung entschlossen, ihre Willenskraft war rührend, ihr Blick bekam Feuer, die Bläue ihrer Augen hatte Himmlisches, die Blässe ihrer Haut entlieh Blut aus dem Herzen. Sie liebkoste ihn mit dem Wagemut der Unschuld, wie ein entflammtes Kind, das von Sinnen nichts weiß, nur mit Worten, mit einem Stammeln, kaum daß ihre Hände sich öfter trafen. Er müßte wieder ganz gesund werden, forderte sie, ihre Unpäßlichkeit sei verflogen. Ihr rührender Eifer beschwerte sein Gewissen, so daß er unfähig zu Worten war. Aber er behielt für Minuten ihre Hand, bis sie sagte: „Ich wußte nicht, daß wir so zusammengehören, das ändert viel!" Er flüchtete sich in Erinnerungen, schloß irgendwo an. „Vielleicht rettet uns noch der Bruder Prinz?" rief er. Sie lächelte Hoffnungen. Woher er von der Liebe Edoardos zu ihr gewußt hätte? Edoardo hätte weder zu ihrer Hochzeit geschrieben, noch bisher eine Gelegenheit wahrgenommen, mit ihrem Mann bekannt zu werden. Fehrbach sagte: „Entdeckungen an der geliebten Frau gelingen, wie Colombo auf Amerika gestoßen wurde. Man hat den richtigen Kurs, von Sternen geführt, wenn auch die Voraussetzungen irrig sind. Ich habe Sie ganz entdeckt, Mamynha! Dies ist das Unverständlichste an unserem Leben: daß man einen Menschen so kennen kann, daß man ihn mit allen Rechten dieses erleuchteten Wissens, dieses Aufgehens in seiner Wesenheit, besitzen kann, und daß ihn das Schicksal uns dennoch versagt hält." Eine tiefe Wehmut hatte ihn ergriffen, das Geständnis seines ungewollten Verrates, welchen seine Sinne gleichsam ohne sein Wissen vollführt, stand beinahe auf seinen Lippen. Hielt dieser Verrat sie ihm nicht noch hoffnungsloser versagt? Er war ganz mutlos. Mamynha war von einer krankhaften Röte überflossen. Auch sie hätte es oft bedenken müssen. Aber einmal habe er ihr selbst den richtigen Trost anheimgegeben. Hätte man denn das klare Einsehen, welcher Besitz wahrhafter sei von beiden? Sei denn zwischen dem Besitzen der Phantasie und dem vollzogenen Besitzen mehr als ein dünner Hauch Gottes? Ihre Blicke waren mutvoller, während sie nur von sich sprachen, begierig: immer neue Be-

ruhigungen ausfindig zu machen oder Vorwände zu haben, sich auszuweichen, sich wieder zu finden. Sie sagte: „Ich sehe Widersprüche in Ihrem Wesen, warum beängstigen sie mich nicht?" Er entgegnete: „Wir wären Engel, nicht schwache Menschen, wenn wir unser Gefühl immer auf gleicher Höhe zu halten vermöchten. Das Wichtigste, Mamynha, ist die Fähigkeit zu immer neuem Aufschwung, zu frischer Befeuerung, wenn sie gleich über die Sehnsucht nicht hinauskann: Die frühere Höhe zu erreichen und festzuhalten."

Ähnliche Gedanken tauschten sie nun Tag für Tag, strömten wieder Ruhe und Ergebung aufeinander aus, wenngleich der dunkle Mantel eines besonderen Leides nie ganz von Mamynhas Schultern glitt.

Am Sonnabend brachte der Generaldirektor im Auto den Hofrat Krenelli mit. Es war der 25. Juli! Der Hausherr war niedergeschlagen, hatte gebrochene Flügel, wie ein verletzter Hahn, der Hofrat war feierlich, wie ein Medizinmann, der vor einer wichtigen Beschwörung steht. Kaum war das Auto in den Hof gefahren worden, kamen schon Neugierige von allen Seiten. Vor allem die Herrn, welche gerade ihren Urlaub im Orte verbrachten. Die Zeitungen trafen mit unglaublichen Verspätungen ein; man hoffte die Hauptstadt besser unterrichtet. Der Generaldirektor hatte keine bestimmten Nachrichten, aber die Art seiner Antworten ließ Hoffnungslosigkeit durchleuchten. Seit Übergabe des Ultimatums an Serbien hatten die Einsichtsvollen allen Optimismus begraben. Die Militärs hatten sozusagen gepackt, ihre Nervosität war seit dem 23. akut geblieben. Irgendwie trällerten alle einen sentimentalen Vers aus einem Soldatenlied vor sich hin. „Morgenrot" oder „Im Felde, da ist der Mann noch was wert".

Fehrbach gab nicht der drohende Krieg zu schaffen, ihn erregte das gewichtige Auftreten des Hofrates. War Mamynha wirklich krank? Er litt doppelt, daß er zur Seite stehen, daß seine Teilnahme zweitgradig bleiben mußte, wenn sie nicht bloßstellen wollte. Der kalte Blick des Hofrats trieb ihm das Blut ins Gesicht. In diesen greisenhaften Pupillen drohte ein perfider Hohn; wie wenn Blicke kichern könnten: „Wo stehen Sie nun, junger Mann? Ihr Idol wird in ein paar Minuten meinem ‚tastus' überantwortet sein." Der Gedanke, daß Krenelli Mamynha auskultieren würde, machte Fehrbach krank. Das Leben war zu irrsinnig. Indes er vor Sehnsucht nach der angebeteten Frau verging, ohne ihren herrlichen Körper je berührt zu haben, würde dieser Schleicher, welcher nicht mehr die Not der Geschlechter spürte, welcher den heiligen Trieb nur als Erotik kannte, an ihrem Herzen, an ihren Lenden herumfingern. Zum Glück wurde von Thumayers Villa angerufen, der Hofrat würde drüben erwartet. Er verschwand mit dem Hausherrn im oberen Stockwerk, wo Mamynhas Zimmer lagen. Erst beim Souper konnte Fehrbach fragen. Der Generaldirektor erklärte sehr feierlich, gleichsam im Manifeststil: „Es ist kein Grund zu Besorgnissen, ich habe der Untersuchung beigewohnt! Meine Frau ist nicht krank; es ist eine unnatürliche Verstimmung über einen natürlichen Zustand." Er lächelte über das Wortspiel. Fehrbach empfing das Orakelhafte kaum, er sah nur Mamynha die Farbe wechseln. Aber sie nahm sich unsagbar zusammen, schien irgendwie Zeit gewinnen zu wollen. Sie fragte ihren Mann um hundert Dinge. Die akute Kriegsgefahr hatte sie scheinbar vollständig ergriffen. Auch die Mamain und die Schwestern waren erregt. Man drang in den Generaldirektor, ob eine Beschränkung des Unheils auf den Balkan möglich wäre. Er vermochte gewisse Befürchtungen trotz aller Anstrenung nicht zu verbergen, daß man im gegenwärtigen Augenblick mit allem zu rechnen hätte. Er besprach sogar eine beschleunigte Rückkehr nach Wien. Fehrbach widerriet diesem Vorhaben. Man hätte zu wenig Verbürgtheiten, um die Frauen und Kinder schon jetzt der erregten, die Erregung zwangläufig steigernden Großstadt zu überantworten. Wenigstens könne man noch eine Woche abwarten, bis die Ereignisse sich irgendwie geklärt hätten. Der Generaldirektor gab ihm recht. Sie würden vielleicht am Montag oder Dienstag allein nach Wien fahren, Fehrbach sei doch Reserveoffizier? Ja, er habe es gleich gedacht, er könne also im Auto mitfahren. Die Familie sollte noch eine Woche hierbleiben. Wie er sich zu dem Krieg stelle? Fehrbach

sann den versteckten Quellen dieses Interesses nach. Er antwortete: „Dem einzelnen bleibt nichts übrig, als mitzutun, nicht nur weil sein Einspruch unfruchtbar wäre, sondern vom Standpunkt der Männlichkeit. Der Mann hätte nicht nur das Recht und die Fähigkeit zu unbeschränktem Alkohol- und Tabakgenuß, nicht nur die Freiheit von seinen Zeugungsorganen den ihm wohlgefälligen Gebrauch zu machen, sondern auch die Verpflichtung zu irgendeiner Schutzleistung für die Familie, für die Gesellschaft und den diese Untergruppen zusammenfassenden Staat."

Der Generaldirektor nickte. Er sagte: „Sie drücken sich etwas drastisch aus, Herr von Fehrbach, aber man versteht Sie trotzdem. Obwohl Sie sich dem bürgerlichen Standpunkt scheinbar nur anpassen. Aber Sie würden doch zweifellos einrücken, nicht?" Fehrbach gab alle Beruhigungen, die ihm notwendig schienen.

Die Frauen waren ganz fassungslos. Man trennte sich ziemlich kleinlaut an diesem Abend, den niemand auszudehnen wagte, obgleich keiner ruhigen Nacht entgegen zu sehen war.

Der Sonntag brachte keine Entspannung. Es wurde nur für die Kinder, die Achtzigjährige und die Dienstboten zu Hause gekocht. Die übrigen nahmen die Mahlzeiten im Gasthof. Man war zu begierig nach neuen Nachrichten. Obwohl niemand eigentlich die Möglichkeit hatte, mit Beruhigungen aufzuwarten, schloß man sich doch an die andern an, um ihre weitläufigen Meinungen und Mutmaßungen kennen zu lernen. Besonders die alten Herrn erhielten ein neues Ansehen. Ihre Erfahrung wurde fortwährend zu Rate gezogen, wie es da, dort und damals gewesen. Man hatte keine Vorstellung vom Krieg, wollte indes nicht die eigene Ratlosigkeit preisgeben, Angst zeigen, Mißtrauen in die Kräfte und Fähigkeiten des Landes setzen oder gar Bedenklichkeiten verraten. Einzig die Frauen warfen ein oder das andere bedrohliche Wort auf, ob denn die Genugtuung, welche Serbien gebe oder vorenthalte, eine so große Sache sei, daß sie plötzlich wie ein Quader dastände und die ganze Welt sich die Köpfe daran einschlagen müßte? Sie sagten es nicht mit solcher Eindringlichkeit, aber ihre schüchternen Einwürfe zielten immer wieder in die Richtung dieses Gedankens. Von den Männern wurden sie abgefertigt, daß allerdings die Monarchie einmal Ruhe haben müßte, sei es so oder so. Es müsse einleuchten, daß dieser latente Kriegszustand nicht Jahre lang anhalten könne. Die allgemeine Unsicherheit sei schon unheimlich, das Geschäft vollständig am Versiegen. Davon wußten die Kaufleute ein drastisches Lied zu singen. Überhaupt ließen die Militärs bei allen Anlässen den erregten Bürger das Wort führen. Sie wollten nicht durchscheinen lassen, daß bald nur mehr ihr Kommandieren vorherrschen würde; auch war ihnen in ihrer romantischen Bereitschaft behaglicher, wenn die Notwendigkeit des Kriegs von anderer Seite betont und angedeutet wurde, wenn der Soldat gleichsam nur die bedrohten Interessen des Bürgers zu schützen hatte. Man verstand sich einzig dazu, über die Wehrkraft der Monarchie beruhigende Übertreibungen in Umlauf zu setzen. Der Krieg würde nicht zulange dauern, unsere Artillerie sei ohne Frage die beste.

Am nächsten Abend hatte das plötzliche Auftreten Thumayers, welcher mit Schwester Henriette erschien, einiges Aufsehen gemacht. Es war, als hätte die Ereignisschwüle, welche die andern gelähmt, dem abgelebten Alten neue Kräfte verliehen. Er erschien in dunklem Rock, mit breiter, den Kragen ersetzender Lordkrawatte aus weißem Pikee, im Knopfloch Jasminblüten, nahm neben Mamynha Platz, unheimlich lebendig, ließ Wein kommen. „Nehmen Sie etwas, Henriette?" rief er über den Tisch, tätschelte, ohne auf Antwort zu warten, die Hand der Mamain, welche zu seiner Linken saß, wollte die Tochter dafür entschädigen. Er belebte den ganzen Tisch, den kleinen Saal, rief sprunghaft kordial Bekannte an, hatte für jeden ein kleines Bonmot, auch für den schweigsamen Assisi. Kamm fragte er, Gleichwertigkeit betonend: „Wie fassen Sie die Lage auf, Generaldirektor?" verbreitete sich aber sofort über das bisher Bekannte. Endlich, alles schien nur Vorbereitung gewesen zu sein, brachte er mit beziehungsvollem Aufwand an Gebärden in Erinnerung, daß er Böhmen mitgemacht hätte. Oft gehörte Anekdoten von anno sechsundsechzig erhielten plötzlich die

frische Farbe des Erlebens. Er legte sehr drastisch dar: wie sie von den Preußen in Teich und Morast gedrängt worden wären, das ganze Bataillon! Wie Mäuse seien sie hineingeschmissen gewesen; eine trostlose, verzweifelte Lage! Aber am andern Ufer, soweit bei dem moorartigen Grund von Ufern zu sprechen wäre, hätte ihnen der Feind wieder selbst herausgeholfen. Er sähe noch immer den schnauzbärtigen Kerl vor sich, der ihm den Gewehrkolben entgegengehalten, an dem er sich herauszuarbeiten vermocht hätte. „Faß an, Bruder Österreicher", hätte er ihm zugeschrien. Ja, grundanständige Leute. Freilich hätte er gleich danach, von einem Schrapnell in die Hüfte verwundet, doch zwei Tage im Moor gelegen. Das Moor sei seine Rettung gewesen. Es hätte mit dem wattierten Rock wie eine Kompresse gewirkt. Dann wäre er irgendwo auf einer Bahre vor einer Schloßterasse zu Bewußtsein gekommen, später im Berliner Lazarett vollständig genesen. Man hätte ihn erstklassig gepflegt, Wein und Tabak hätte nie so köstlich gemundet, wie damals dem Zwanzigjährigen.

Schüchtern wurde Widerspruch und Verdacht laut, das Behagen sei stark übertrieben, der preußische Krieg aus der Vogelperspektive gesehn; aber er gab nicht zu, daß die zeitliche Ferne das Erlebnis verklärt hätte, meinte nur spöttisch, die Leute von damals wären andre Kerle gewesen. Nach und nach fand sein drolliger Eifer ein allgemeines Belächeln, man vergaß den Krieg, zog Thumayer auf, ob er denn wirklich heiraten wollte? Er gab angeregt den Jasminzweig aus seinem Knopfloch unter einigem Beifall der Frau Generaldirektor. Es sei nicht ausgeschlossen, lachte der Achtundsechzigjährige. Irgendwie müßte auch er sich in den Krieg begeben, nur wären die Weiber nicht so gemütlich wie damals die Preußen.

Als die Unterhaltung wieder laut von Tisch zu Tisch sprang, wandte er sich plötzlich Mamynha zu. Auf seinem seltsam vergilbtem Gesicht lag eine frostige Wehmut. „Ein verdammter Totentanz, dieses Leben. Sehe Sie immer noch als kleines Mädel, Frau Lotte, damals in Rio, Ihr Herr Papa ist um zehn Jahre jünger als ich gewesen, na, die Jugend macht es scheinbar nicht aus. Wie gehts denn? Sie sind in andern Umständen, wie mir Krenelli gesagt hat, wie? Nicht erröten, kleine Frau, ich weiß, es ist Ihnen nicht sehr behaglich. Hoffentlich geht es ein wenig humaner zu als das letzte Mal bei der Kleinen? Vielleicht wird es diesmal ein Bub? Na, der setzt sich sozusagen von allem Anfang an leichter durch, stößt sich gewissermaßen an nichts, nur keine Angst vor der Sache."

Mamynha war ganz fahl, mußte von dem Rotwein der Mamain trinken. Die Vorstellung brachte alles Körperliche, landete sofort in Unbehagen. Wie graue, wolkige, fettwolkige Dämpfe löste es sich von der Magengrube, stemmte sich gegen das Bett des Herzens, nebelte durch Hals und Haupt.

Der Alte gab sie nicht frei. „Wie macht sich der junge Mann? Hm, ein eigenartiger Mensch! Wollte Ihnen eine kleine Sache erzählen, wie verdammt unvorsichtig die Jugend ist. Auch dieser kleine Assisi; natürlich: heutiges Format! Sie wissen, ich hab ihn mir Assisi getauft? Die Menschen fliegen ihm nur so zu: bedienen Sie sich, Herr von Assisi! Bedienen Sie sich! Sogar Schober hatte seinen Narren an ihm gefressen. Hätte ihn adoptiert, wenn er mitgegangen wäre, hätte ihn zweifellos adoptiert! Ohne Frage ein Glückspilz. Dennoch wäre beinah ein Unglück geschehen."

Sie wagte nicht, sich ihm zuzuwenden; ganz leise fragte sie nur: „Meinen Sie Herrn von Fehrbach?" Er nickte. Einige Male, wie wenn der gelbe Kopf in einer Scharniere steckte. „Stellen Sie sich vor, er war auf dem Zimmer der Schwester." „Ich weiß", sagte Mamynha leise, aber mit brennender Röte im Gesicht. „Ich weiß, er hatte Schlafpulver nötig." „Allerdings," fuhr er fort, „er hatte Schlafpulver nötig, aber welche Unversichtigkeit, das Zimmer einer fremden Person, in fremdem Haus, so mir nichts, dir nichts zu betreten! Die Schwester hatte meinen vierkarätigen Solitär zum Reinigen. Am nächsten Tag, es hat mir bereits etwas zu lange gedauert, ist der Ring nicht zu finden. Ich werde sehr ärgerlich, verdächtige sie, die arme Haut ist erstarrt, verstockt, geradezu versteint. Obwohl sie mich sonst regelrecht abknöpft, weiß ich, daß sie zum Diebstahl nicht fähig ist. Na, erschrecken Sie nicht, verehrte Frau, der Ring

ist ja gefunden. Er war aus irgendeinem Anlaß in die Spannfalte ihres Diwans geklemmt. Aber glauben Sie, Henny hätte bekannt, daß der kleine Assisi in ihrem Zimmer gewesen? Ich hab es von andrer Seite erfahren. Und nun reimen Sie sich die kleine Sache entsprechend zusammen."

Mamynha war erstaunt, daß sie zu atmen vermochte, daß ihr Herz diesen emsigen, schütternden Schlag hatte. Fehrbachs Verse fielen ihr ein, unsagbare Trauer überkam sie. Sie fragte: „Weiß Herr von Fehrbach davon? Ich meine von der Ringgeschichte." Thumayer verneinte. „Dann bitte ich Sie recht schön, ihm davon nichts zu sagen. Vielleicht zerstören Sie ihm etwas Schönes, ein wertvolles Erlebnis? Regen auch in ihm einen Verdacht auf?"

„Was nicht gar?" lachte der Alte. „Aber die gute Lehre, Frau Lotte, die so eine Sache gibt!"

„Er geht in den Krieg!" sagte sie leise, „und, vielleicht werden Sie lachen, er gehört zu den Menschen, bei denen der Ring zum Glück gleich gefunden wird, verstehn Sie? Es bedarf darum keiner Warnung."

Er lächelte ungemein alt, verbraucht, überwunden. „Sie haben recht, kleine, tapfere Frau. Dafür haben andere doch immer den Verlust, auch wenn ihre Ringe sich wiederfinden. Na, es sind kleine Eitelkeiten, daß man in meinem Alter Verluste so aufbauscht..., aber über die kleine Sache wird selbstverständlich geschwiegen." „Auch zu meinem Mann," sagte sie wieder errötend. In seinen Augen war ein Lächeln, wie ein Miasma.

Am Heimweg sahen Mamynha und Fehrbach, während sie mit der Mamain vorausgingen, den Abendstern über den Chausseebäumen. Sie empfingen ganz leuchtende Strahlen von ihm, bis an das Auge beinahe sichtbare Strahlen. Mamynha stellte fest, daß niemand sonst dieses ungewöhnliche Leuchten gewahr wurde. Sie fragte: „Woran denken Sie, Ferry?" „An den Krieg", sagte er, über das lapidare Wort verwundert und wie berührt von dem reinen zärtlichen Klang ihrer Stimme. Die Mamain hielt seine Hand umschlossen. Er wußte, daß sie Edoardo meinte. Mamynha war ihm ganz nah. Luft, Kleider schieden sie nicht mehr. Sie bat: „Schreiben Sie mir Ihr letztes Gedicht in meinen Ulenspiegel, auf das Vorblatt; ich verstehe es nun ganz."

Am folgenden Tag saßen sie allein im Garten vor der Urne. Fehrbach hatte gepackt, der Generaldirektor war bei dem Feldmarschalleutnant zu Besuch, mit dem er die nächsten Folgen der Kriegserklärung besprach. Auch vom Semmering war angerufen worden. Die Zeitungen hatten das Manifest des alten Kaisers bereits in Sperrlettern gebracht.

Mamynha war sehr bleich, aber ruhig, beinahe unbewegt, wie eine Relieffigur an der Lehne des Steinrondos. Fehrbach kämpfte mit Erschütterungen, welche der ruhelose Anblick des Hauses, des freundlichen Gartens ständig vermehrte. Seine Phantasie machte die Dinge einprägsam für immer, unverlierbar. Er wußte, daß er Mamynha in Wien noch sehen würde, erlebte indes den endgültigen Abschied schon jetzt durch die an alles bisher Besessene hingegebenen Augen, in welchen, wie ein Mosaik, die Sommerstunden waren. Er vergaß, was alles er der geliebten Frau mit Sprengung der Konvention hatte sagen wollen, stellte nur die irrsinnige Trostlosigkeit fest, daß die Achtzigjährige, wie unberührt von dem gewalttätigen Leben, den gekrümmten Rücken breit der Sonne darbot. Ihm war Wort und Gedanke versiegt.

Mamynha war stärker. Sie begann: „Nun darf ich Ihnen alles sagen, auch hier vor Papa. Gott hat diese Heimsuchung gewollt, wir müssen sie beide tragen. Ich weiß, daß Sie sich nicht ausschalten können, wie sehr ich Sie auch zurückhalten möchte. In diesem Eingeständnisse haben Sie meine ganze leidende Seele, mein vor dem weglosen Leben schauderndes Herz." Ihre Hände hatten ihr Herz einige Sekunden umspannt, dann waren sie wie eine mit dem Blut dieses Herzens gefüllte Schale zu ihm bewegt. Sie sagte: „Aber vielleicht ist es gut so?" In ihren Augen war plötzlich ein schärferes, alles durchdringendes, zukunftprägendes Sehen, Prophetie. „Ja, es ist gut so", bestätigte diese visionäre Kraft in ihr. „Ich weiß, daß Sie nach langer Zeit zurückkehren werden, ganz heil und gesund und dann, dann, wenn der Himmel gleichsam selbst seinen Willen kundgetan, dadurch kundgetan, daß wir leben, daß wir beide

erhalten bleiben —." Sie vermochte nicht zu Ende zu sprechen, irgendwo durchgellte Elisas Freude den Garten. Er verstand sie. „Ja, diese geistige Treue, von einsichtsvollem Schicksal geprüft, wird alles entsühnen, uns beide erhalten."

Ein ganz heiliges Lächeln segnete ihr Antlitz. Dann mit der Ekstase des Schmerzes, dessen letzter Stern der Glaube ist, rief sie: „Auch ich stelle mich dem Schicksal!" Sie war ganz fahl, ganz erloschen. Während er ihre Hände ergriff, sagte sie mit der Kälte der abgetanen Verzweiflung: „Ich fühle mich Mutter! Mein Mann hat die Kette enger gezogen, welche mich an ihn bindet. Ich werde, hören Sie das Blasphemische dieser Verwahrung nicht, ein ungeliebtes, ungewolltes Kind gebären müssen oder — —." Fehrbach sprang auf. Die phantastische Angst, es könne irgendwer noch Zeuge dieser moralischen Auflösung eines gemarterten Frauenherzens werden, trieb aus seinem Gehirn alles Blut. Er mußte sich an dem kalten Stein der Rundbank anklammern. Stammelte: „Mamynha, Mamynha, wir bleiben ja beide leben, ich fühle es; nun muß ich wohl deinetwegen am Leben bleiben. Weißt du nicht — gestern der Stern — unser Stern — es ist kein Spiel — wir sind im Weltganzen eine bewachte, wahrgenommene Einheit."

Sie nickte nur immer wieder. Mit unheimlicher, veräußerlichter Fassung sich erhebend, sagte sie noch: „Wir müssen Gott auf dieselbe Probe stellen, wie er uns; unsere Liebe hätte ohne diese Prüfung keinen Segen. Nun ist alles klar, nun wollen wir zurück zu den andern." Aber ihre Füße vermochten den ersten Schritt nicht zu tun. Das Lied der Vögel, eindringlich schrill, wie noch nie, die Schönheit der Blumen ungegenständlich, wie Duft beinahe —, das unter der Last des Lichtes lüstern seufzende Leben war in ihr unerlöst. Ihre Hände bewegten sich leise zu ihm. Obwohl ihr Blut bloßgelegt war in allen Adern vom Scheitel bis zum zarten Geäst der Zehen, war ihr erster Kuß wie ein Hauch. Er spürte ihre Lippen wie Rosenblätter...

Wien, die behaglich vibrierende Metropole der Freude, welche Menschen, Kulturen, Richtungen und Rassen geheimnisvoll amalgamierte, die einzige Stadt der Welt, welche ihr kosmopolitisches Glaubensbekenntnis wie eine Bestimmung trug, zeigte der drohenden Katastrophe noch immer ihr lachendes Antlitz. Musik lähmte die Zuckungen erster Angst, Wein, von den sonnigen Hügeln des Umlandes heiter kredenzt, schüttelte die flüchtigen Fieber der Zeit aus dem Blut. Nur die schillernde Oberfläche spiegelte den Alarm. Die Stadt selbst war unverändert, hoffte unentwegt, eitel, ihrer Reize, ihrer Verführungskünste bewußt. Wie eine verständige Kurtisane hatte sie ihren erhitzten Buhlen, so oft sie einander die Gurgel bedrohten, noch immer geschickt die gezückten Dolche entwunden, in benebelnde Weine Wasser gemengt, ihre politischen Zuhälter klug gewechselt. Durch Glück hatte sie sich gefeit gefühlt; das beständige Lächeln hatte die Runzeln des Alters geglättet, verklärt. Auch jetzt glaubte sie noch an das Wunder im letzten Augenblick. Ihre mitgefühlte Erregtheit, der patriotische Mousseux war Überlieferung, die heroische Maske nur vorgenommen, um Zeit zu gewinnen, das Wesensfremde rasch zu verdauen, im Notfall von sich zu geben. Ihr Bodenständiges war nur von leichter Trauer durchträumt. Die stillen Höfe und Häuser, die mit dem Prunk eigenwilliger Schönheit beladenen Plätze, erschauerten vor der Gefahr, wie vor dem Gewitter, es glimpflich zu überstehn, schienen Kräfte genug vorhanden. Die mannigfachen Erschütterungskeime waren von der Wienerluft zu Impfstoffen gewandelt, Stadt und Bürger irgendwie unverletzbar geworden. In ihrem Mittelpunkt sammelte sich als Niederschlag des Völkergemenges in Kultur und Kunst, im markt- und hoffähigen Lebensidiom, was an der scheinbar chaotischen Buntheit repräsentabel war. Dieser Vorgang versöhnte, übertuschte immer wieder die Fehler der Machthaber, der politischen Zwischenhändler. Die frohlebigen Bürger waren unbewußt Weltbürger, hofierten dem Fremden, fanden in rascher Beziehung zu allen sich selbst bejaht, ihr mosaikhaft gewordenes Wesen erweitert, bereichert.

(Fortsetzung folgt.)

Hans Arthur Thies

Hans Arthur Thies, geboren 1893 in Hannover, seit 1923 in München, gehört mit dem Anfängen seiner dichterischen Begabung in den Krieg. Seine erste größere Arbeit, eine Erzählung die „Gnadenwahl" (K. Wolff, 1917), tritt im vierten Kriegsjahr mit einer tieferen Bewußtheit und Sachlichkeit, als sie die erste Begeisterung zu geben vermochte, für die Aufopferung des geistigen Menschen an das gemeinsame Schicksal des Volkes ein. Der tragische Konflikt zwischen soldatischer und religiöser Kämpferschaft wird in höchster Bejahung von Kampf und Tod gelöst. Die 1921 im „Genius" erschienene Novelle „Heizer Tod und Ozean", die auf die Katastrophen der Titanic und Empreß of Ireland zurückgeht, bemüht sich erneut um das Ringen metaphysischer Seelenmächte mit Bestimmtheiten der Zivilisation. Sie bringt einen wesentlichen Fortschritt zugunsten dramatischen Aufbaus und Bildgehalts und leitet unmittelbar zu dem vielbeachteten Drama „Guiskard" (1923) über, dem allerdings die Massenszenen bisher den Weg zur Bühne versperrt haben. 1925 wird ein neuer Kreis von Novellen begonnen, dem die hier zuerst gedruckte Geschichte „Die Mütter" angehört. A. H.

Neuerscheinungen

Die Bremer Presse, Deutschlands vornehmste Privatpresse, macht in dem ihr angegliederten Verlag der B.P. erlesene Werke um einen Preis zugänglich, der angesichts der vorbildlichen Ausstattung niedrig genannt werden muß. Goethes Faust I und II, in Pappband 11, Ganzleinen 14 M. — Hartmann von Aue, Der Arme Heinrich, sprachlich besorgt und mit einem über 30 Seiten starken Nachwort versehen von Rudolf Borchardt, in Pappband 5 M. — Heinrich von Morungen, mittelhochdeutscher Text und wörtliche Übertragung in Prosa, herausgegeben von Carl von Kraus, Pappband 6 M. — Hugo von Hofmannsthal, Versuch über Victor Hugo: Die berühmte, bisher nur unvollständig veröffentlichte wissenschaftliche Jugendarbeit. Es gehört nicht zu den Ruhmestiteln der Wiener Fakultät, daß ihr das völlig Neue der Schrift nicht aufging, die den ganzen Gundolf vorwegnimmt. Ein Essay im großen Stil, wie Goethes Winckelmann. Meisterhafte Porträts von Chateaubriand, Saint-Simon, Lamartine, Lamennais, Chénier. Profunde allgemeine Sätze (6 M.). — Deutsche Denkreden. Besorgt von Rudolf Borchardt (Pappband 16, Ganzleinen 20 M.): eine der bedeutsamsten Veröffentlichungen, sowohl nach Gegenständen wie Verfassern. Herder ist doppelt vertreten (über Winkelmann und Lessing), ebenso Jakob Grimm (über seinen Bruder Wilhelm und über Schiller), und Harnack (über Melanchthon und Neander), Boeckh viermal über die beiden Humboldt, Steffens und Schelling). Als Gegenstand ist Alexander von Humboldt zweimal behandelt (von Boeckh und Ritter). Besonders zu erwähnen ist noch Goethes Rede auf Wieland, die von Treitschke auf die Königin Luise, Mommsens auf Moltke. Bedeutend, wie jede Zeile von ihm, ist Borchardts Nachwort, das die eine Seite des deutschen Charakters scharf ins Licht stellt, so daß auch seine Schatten stark hervortreten; und seine 15 Charakteristiken, meisterhaft durch Gedrungenheit und Lapidarität.

Richard Hamann, Die deutsche Malerei vom Rokoko bis zum Expressionismus (362 Abb. im Text, 10 mehrfarbige Tafeln. Verlag Teubner, geb. 40 M.). Ich weiß nicht, ob sich über den Ausgangspunkt streiten läßt, von dem aus man die Welt der Malerei betritt; denn hier handelt es sich nicht mehr um eine Frage des Geschmacks, sondern um das grundsätzliche Verhalten zur Kunst: ob man sie erleben, oder ob man nur etwas über sie wissen will. Im zweiten Fall ist es gleichgültig, wo man anfängt, heraus kommt doch nichts als Namen von Malern und Bildern und kunstgeschichtliches Nachgepappel. Bis man so weit ist, daß man erkennt: es hat nie eine andere Malerei gegeben, als eine moderne, jede große Malerei war für ihre Zeit modern, neu, unerhört — das dauert eine Weile. Der natürliche Weg, um in die Malerei

hineinzukommen, führt nicht durch die alten Pinakotheken, sondern durch die neuen und durch die Ausstellungen. Nicht, daß man sich nur in den verschiedenen Sezessionen und juryfreien Bilderbuden die Farben und Dessins vorlegen ließe, die man heuer trägt, aber von einem Gang durch die Staatsgalerie in München hat einer entschieden mehr, als wenn er mit dem Bädeker sämtliche Akademien Italiens abklopft. Darum kommt ein Buch wie das von Hamann gelegen. Es fängt an mit einer Kunst, zu der wir noch unmittelbar ein Verhältnis haben, mit der deutschen Malerei vor und um 1800. Es folgt die der Biedermeier- und Gründerzeit (1830—1880). Besonders gewürdigt sind Böcklin, Feuerbach, Marées, Thoma, Leibl, Liebermann, Uhde, Klinger. Das Buch ist anregend geschrieben, gar nicht doktrinär, nicht verstiegen, man versteht, was der Verfasser meint, aufs erstemal und ohne sich auf den Kopf zu stellen. Die Textabbildungen sind nicht groß, aber scharf. Aufgefallen ist mir: wenn man schon einem Künstler, der als Maler so langweilig war, wie Klinger, soviel Raum gibt, warum fehlt dann ein wirklicher Maler von den Qualitäten Hagemeisters ganz? (Ich habe nebenbei die Kunsthändler im Verdacht, daß sie gar nicht erwarten können, bis der alte Mann stirbt; dann gehts natürlich los mit Pauken und Trompeten, und die Preise klettern in die Höhe wie das Thermometer im Kastenbad.) Daß Haider fehlt, ist mir auch aufgefallen. Von dem neuesten Tip, daß nämlich Corinths Bilder erst nach dem Schlaganfall die ganz große Kunst sind, steht noch nichts im Buch. Auch fehlt das Porträt des Paul Cassirer, mit dem, wenn anders wir den Berliner Kunstjobbern glauben sollen, die größte Epoche deutscher Malerei stand und fiel. Ernstlich: Das Werk von Hamann ist ein guter Führer. Nur bei den Expressionisten kann ich nicht mehr mit. Schizophren und sonst nichts genügt nicht.

Aus dem strebsamen Verlag Pössenbacher Gebrüder Giehrl, München, vier bayerische Heimatbücher: „Unser Singbüchl". Schöne alte Lieder mit Einführungen von Fr. X. Rambold. Der Gedanke, die Lieder nicht einfach abzudrucken, sondern jedem eine kleine Plauderei dreinzugeben, war ausgezeichnet, und ihn auszuführen niemand geeigneter als Rambold, dessen Erneuerung eines alten Weihnachtsspiels heuer die Schüler und Schülerinnen unseres Gymnasiums mit Begeisterung aufgeführt haben. — 50 Schuhplattler und Volkstänze. Noten für eine Stimme (M. 2,50): die erste authentische Sammlung dieser alten Weisen. Dazu gehört das Lehrbuch „Heimattänze" zum Erlernen der im bayerischen Oberland beliebten Tänze Dreisteyrer, Achtertanz, Sechsertanz, Bandltanz, herausgegeben von Franz Giehrl: Das volkskundlich Wichtige dieses Heftes ist, daß die einzelnen Figuren in blattgroßen Photographien festgehalten sind, 29 zum ersten, 22 zum zweiten, 13 zum dritten, 8 zum vierten. Es ist ja nicht anzunehmen, daß die Schuhplattler im südlichen Bayern sobald aussterben; aber der dokumentarische Wert des Heftes bleibt deswegen doch bestehen (M. 6). — „Scheichtsame Gschichten um Rachel und Lusen" (M. 1,50). Der Bayrische Wald ist volkskundlich zum erstenmal erschlossen worden durch das noch von Jakob Grimm begeistert besprochene Werk von Schönwerth, das fast unauftreibbar geworden ist. Diese „scheichtsamen" (= gruseligen) Geschichten nun sind bemerkenswert wegen der unfrisierten Mundart, in der sie wiedergegeben sind; ich halte diese vom Lehrer Biberger wortwörtlich nach den Erzählungen der Einheimischen aufgeschriebenen Gruselgeschichten für einen der sachlich und methodisch wichtigsten Beiträge zur Volkskunde des „Walds".

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 18. Juni 1926
Verantwortlicher Herausgeber: i. V. Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

Geleitwort

Von Präsident Dr. Paul Kaufmann in Berlin

„Was im Gedankenreich eines Volkes gärt und treibt, muß sich auch äußerlich kundtun können; keine größere Torheit als jene, die meint, sie könne mit einer Hand voll Staub die brennende Lohe einer ganz hochbewegten Zeit ersticken... Nur einzelne, die im Winkel genistet haben, und deren Bestand auf das Dunkel angewiesen ist, scheuen die Preßfreiheit, dem Ganzen kann sie nimmer gefährlich sein."

Diese Worte prägte der Koblenzer Josef Görres in seinem „Rheinischen Merkur" vor mehr als einem Jahrhundert, als die politischen Verhältnisse am Rhein und in Deutschland ähnlich den heutigen waren. Der französischen Pressepolitik, die im großen Rahmen der Französisierungsbestrebungen zur Eroberung der rheinischen Seele eine hervorragende Rolle spielt, kann man auch heute diese starken Worte entgegenhalten. Schon kurze Zeit nach der Besetzung der Rheinlande hat ein weitverzweigtes System der „pénétration intellectuelle" durch die französische Presse eingesetzt. Ihre Wege, Absichten, Erfolge und Mißerfolge sind im Laufe der letzten Jahre hier und da in Wort und Schrift beleuchtet worden. Wenn nun heute die Süddeutschen Monatshefte der sachlichen und streng objektiven Darstellung der französischen Pressepolitik, die durch die Knebelung der freien Meinung am Rhein drückender auf den Gemütern gelastet hat, als manche andere Folgeerscheinung der Besetzung, ein besonderes Heft widmen, so muß dies von allen Deutschen, denen das Schicksal der Rheinlande am Herzen liegt, aufs lebhafteste begrüßt werden.

Die Presseverordnungen im besetzten Gebiet

Als die Entente das Rheinland besetzte, erließ sie eine Anzahl Verfügungen über das Verbot der Zeitungen, Bücher und Kundgebungen. Am 29. Juli 1919 sicherten die vier an der Besetzung beteiligten alliierten Regierungen der Bevölkerung freie Ausübung ihrer persönlichen und staatsbürgerlichen Rechte, religiöse Freiheit, Freiheit der Presse, der Wahlen und Versammlungen zu und versprachen, daß die politischen, rechtlichen, administrativen und wirtschaftlichen Beziehungen der besetzten Gebiete in dem unbesetzten Deutschland nicht gehemmt sein würden. Wie sie dieses Versprechen gehalten haben, das kann heute jeder Deutsche nachlesen in den „Dokumenten zur Besetzung der Rheinlande", die das Reichsministerium für die besetzten Gebiete im Verlag von Carl Heymanns, Berlin, herausgegeben hat.

Es würde zu weit führen, die zahlreichen Verordnungen der interalliierten Rheinlandkommission, die Proteste der deutschen Behörden gegen die Maßnahmen, Unterdrückungen der freien Meinungsäußerung im besetzten Gebiet hier alle aufzuführen, es genüge, den Geist kurz zu kennzeichnen, aus dem die Maßnahmen der Besatzungsbehörden gegen Presse und freie Meinungsäußerung geboren waren. Als die Franzosen im Versailler Diktat nicht das Rheinland, sondern nur eine 15jährige Besatzungsfrist erreicht hatten, da hofften sie durch eine geschickte Beeinflussung der öffentlichen Meinung in den besetzten Gebieten das nachzuholen, was ihnen das Diktat versagt hatte. Sie suchten mit allen Mitteln auf die Stimmung im Rheinland zu wirken und da war ihnen selbstverständlich die deutsche Presse, die, bis auf wenige kaum nennenswerte Ausnahmen, immer sich ihrer deutschen Aufgaben bewußt blieb, sehr im Wege. Um bei ihren Maßnahmen, die sich oft recht wenig mit dem im Kriege der Welt so oft angepriesenen Geiste der westlichen Demokratie vertrugen, nach außen hin zu rechtfertigen, begründeten die Alliierten sie damit, daß durch eine freie ungehinderte Sprache und durch eine offene Meinungs-

äußerung des rheinischen Volkes die Sicherheit oder das Ansehen der Rheinlandkommission oder der Besatzungstruppen beeinträchtigt und die öffentliche Ordnung gefährdet werden könne. Mit diesem dehnbaren Paragraphen wurde dann alles, was irgendwie unbequem war, verboten, vom wissenschaftlichen Werk des Gelehrten bis zum Kursbüchlein, von den Märchen Brentanos bis zu den harmlosen religiösen Sonntagsblättern.

Von Anfang an hat sich die Rheinlandkommission nicht damit begnügt, Verbote von Druckschriften, besonders Zeitungen, zu erlassen, sondern sie hat in rücksichtsloser Weise die an solchen Veröffentlichungen Beteiligten vor die Militärgerichte gezogen und bestraft. Während der ganzen Besetzungszeit hat die Rheinlandkommission die Bestimmungen über verbotene Veröffentlichungen rücksichtslos gehandhabt. Im Jahre 1920 ging sie mit scharfen Verboten gegen eine Anzahl Zeitungen des besetzten und unbesetzten Gebietes vor, weil sie Nachrichten über Ausschreitungen der farbigen Besatzungstruppen veröffentlichten. Aus diesem Anlaß verbot sie im Jahre 1920 die „Kölnische Volkszeitung" und die sozialdemokratische „Rheinische Zeitung" in Köln sowie die „Wiesbadener Neuesten Nachrichten", die „Kuseler Zeitung" in Kusel in der Pfalz und drei weitere pfälzische Blätter für je 15 Tage. Bei dreien von diesen Zeitungen kürzte sie das Verbot auf fünf Tage ab, nachdem die Blätter sich dazu bereit erklärt hatten, eine Art von Berichtigung zu veröffentlichen. Dieses schroffe Vorgehen der Rheinlandkommission wirkte auf die Presse des besetzten Gebietes stark einschüchternd und hatte zur Folge, daß die rheinischen Blätter an den Maßnahmen der Besatzung keine Kritik zu üben wagten, ja nicht einmal mehr Tatsachen-Nachrichten über die Besatzung veröffentlichten.

Die französische Preßpropaganda begnügte sich aber nicht, unangenehme Nachrichten durch eine strenge Zensur oder durch Verbot von Blättern für kurze oder längere Zeit zu unterdrücken, sondern griff auch aktiv in den Nachrichtendienst des besetzten Gebietes ein. Zwar mißlang der Plan, eigene Havasagenturen in Deutschland zu errichten, dafür aber suchte sie das Wolffsche Telegraphenbüro von Frankreich abhängig zu machen. Man gestattete ihm eine telephonische Verbindung mit dem rechtsrheinischen Deutschland nur unter der Bedingung, daß alle Meldungen vor der Ausgabe an die Presse von französischen Offizieren zensuriert würden. Schon im Frühjahr 1921 beschwerten sich Vertreter der Bevölkerung beim Oberkommissar Tirard über diese Vergewaltigung der Meinungsfreiheit, denn die Zensur begnügte sich nicht mit dem Streichen von Nachrichten, sondern sie verlangte Widerruf von Nachrichten, die den Franzosen unangenehm waren. Das Mainzer Büro war außerdem gezwungen, täglich einen Havasdienst von 600 bis 1000 deutschen Worten unverkürzt und ohne jeden Kommentar zu verbreiten. Dies bot natürlich den Franzosen Gelegenheit, alle möglichen Nachrichten in die deutsche Presse einzuschmuggeln. Um die Meldungen der deutschen Zeitungen über Ausschreitung der Besatzung im Rheinland, besonders über das den Franzosen unangenehme Kapitel der Schwarzen Schmach, in ihrer Wirkung abzuschwächen, brachte die französische Propaganda falsche Nachrichten in die deutschen Zeitungen, die dann leicht als unrichtig erwiesen werden konnten und Mißtrauen gegen die deutsche Berichterstattung über das besetzte Gebiet hervorriefen. Als im Sommer 1919 im Saargebiet eine Anzahl Mädchen verschwunden waren und man die Untersuchung darüber anstellte, erzählten französische Agenten verschiedenen Presseorganen, man habe in einem Düngerhaufen einer Saarbrückener Kaserne vier Mädchenleichen gefunden. Diese Geschichte kam dann in die deutsche Presse und erregte ungeheures Aufsehen. Die französische Behörde ließ den Fall sofort untersuchen, es wurde nichts gefunden und nun rief man entrüstet: „Da seht ihr es, wie wir Franzosen von der deutschen Propaganda verleumdet werden". Die deutsche Presse sah sich daher genötigt, bei der Aufnahme solcher sensationeller Meldungen über das besetzte Gebiet äußerst vorsichtig zu sein. Die französische Propaganda bediente sich einiger deutscher Verräter, die sich in den Nachrichtendienst gedrängt hatten, um solche Falschmeldungen anzufertigen. Sie arbeitete

besonders auch im Ausland stets mit den deutschen Schauermärchen und suchte dadurch auch die Meldungen über wirkliche Übergriffe der Besatzung zu verdächtigen.

Unter dem heuchlerischen Vorgeben, daß durch die heftigen Angriffe der deutschen Presse auf die Besatzungstruppen und die Alliierten die friedlichen Beziehungen in Europa beschwert werden, verschärfte die Rheinlandkommission im September 1921 ihre früheren Verfügungen über die Presse und die öffentlichen Kundgebungen. Jede periodische Druckschrift, die bereits zweimal von der Rheinlandkommission verboten war, konnte nach einer neuen Zuwiderhandlung von der Rheinlandkommission für einen längeren Zeitraum als drei Monate, was nach der ersten Verordnung das Höchstmaß gewesen war, oder sogar dauernd verboten werden. Es wurde in den Blättern angedroht, daß Verfasser, verantwortliche Redakteure, Herausgeber, Drucker und Verbreiter verbotener Druckschriften gerichtlich bestraft würden. Jedes Blatt sei auf schriftliches Ersuchen der Rheinlandkommission verpflichtet, sämtliche Mitteilungen der Kommission im Falle einer Berichtigung unentgeltlich aufzunehmen. Die Rheinlandkommission konnte ferner für eine Zeit bis zu drei Monaten die Schließung eines jeden Unternehmens anordnen, in dem die ihr nicht genehmen Zeitungen Veröffentlichungen, Abdrucke usw. ausgestellt, verkauft oder verteilt werden. Durch diese neue Bedrückung der Meinungsfreiheit wollte man vor allem die deutsche Presse einschüchtern, damit sie sich keine Kritik des französischen Wortbruches in der „Sanktions"frage erlaube.

Im Jahre 1923 konnte die rheinische Presse, wenn sie sich nicht selbst aufgeben wollte, an der Pfänderpolitik, am Ruhreinmarsch, an dem passiven Widerstand und den damit zusammenhängenden Zwangsmaßnahmen nicht stillschweigend vorübergehen. Die Franzosen machten ihren Ärger und ihrer Wut über das Fehlschlagen ihrer Politik durch brutales Vorgehen gegen jede unbequeme Äußerung Luft. Sie schlossen damals fast sämtliche Blätter des unbesetzten Deutschlands vom besetzten Gebiet aus, u. a. auch Blätter, wie die Vossische Zeitung, Germania, B. Z. am Mittag, Frankfurter Zeitung und das Berliner Tageblatt. Sie unterdrückten damals fast sämtliche größeren im besetzten Gebiet selbst erscheinenden Zeitungen, insbesondere die Kölnische Zeitung, Kölnische Volkszeitung, das Kölner Tageblatt, die Mainzer Tageszeitung, die Koblenzer Volkszeitung, Koblenzer Zeitung, das Echo der Gegenwart in Aachen. Eine genaue Liste der im besetzten Gebiet verbotenen Bücher, Lichtbildstreifen und Zeitungen gibt die vom Reichsministerium für die besetzten Gebiete veröffentlichte Aufstellung, Berlin 1925, sowie die Statistik über die Zeitungsverbote in diesem Heft.

Oft wurden Verleger und Redakteure bei Nacht verhaftet. Ganze Verlegerfamilien und das gesamte Personal eines Blattes wurden rücksichtslos ausgewiesen und schmachteten in unwürdigen Gefängnissen. Während die Vertreter einer niederen Kulturstufe, deren Väter vielleicht noch Kannibalen waren, in einem der ersten Kulturländer der Welt sich alles und jedes erlauben durften, legte man den Rheinländern selbst das Schloß der Zensur vor den Mund.

Die Rheinische Rundschau (demokratisch) war während des passiven Widerstandes zwölfmal verboten, meist für je 3 Tage. Der Hauptschriftleiter H. G. Pauls entzog sich im Januar 1923 der Verhaftung. Sein Nachfolger, Redakteur W. Roßbach, wurde im August 1923 ausgewiesen. Im November 1923 verlangten die Separatisten unter Assistenz der französischen Delegierten die Aufnahme ihrer Proklamation und drohten im Falle der Weigerung mit Beschlagnahme der ganzen Druckerei und Ausgabe einer eigenen Zeitung mit dem Kopfe der Rheinischen Rundschau. Es blieb nichts übrig, als die Zeitung in derselben Stunde eingehen zu lassen. Die Wiedereinführung der Zeitung nach Aufhören der Separatistenbewegung war ungeheuer schwer und kostspielig. Ein Versuch führte zur Einstellung des Erscheinens.

Die Rheinische Warte (sozialdemokratisch) wurde während der Zeit vom 1. Januar 1923 bis 22. März 1923 viermal 3 Tage und einmal 1 Monat verboten. Am 22. März 1923 erhielt sie ein Verbot von 3 Monaten und ist dann erstmals wieder am 1. Juli 1923 erschienen. Am 2. Oktober 1923 kam ein abermaliges Verbot von 3 Monaten. Die Zeitung ist dann erst am 1. Februar 1924 wieder erschienen. Der damalige Redakteur Emil Pikard wurde verurteilt, und zwar zu einer Geldstrafe von M. 50000, zu einem Monat Gefängnis und wie-

derum zu 6 Monaten Gefängnis. Am 26. November 1923 wurde Pikard nach Verbüßung seiner Strafe ausgewiesen. Der damalige Geschäftsführer J. Nassen wurde am 24. März 1923 ausgewiesen. Der nach Pikard verantwortlich zeichnende Georg Rummel wurde am 22. März 1923 verhaftet und zu 2 Monaten Gefängnis und M. 30000 Geldstrafe verurteilt. Der vom 1. Juli 1923 ab verantwortliche Redakteur Fritz Drouvet wurde am 29. September 1923 ausgewiesen.

Die Koblenzer Zeitung wurde verboten:

Vom 2. Februar 1923 bis 4. Februar = 3 Tage,
„ 6. „ 1923 „ 8. „ = 3 „
„ 14. „ 1923 „ 16. „ = 3 „
„ 17. „ 1923 „ 17. März = 30 „
„ 5. April 1923 „ 7. April = 3 „
„ 9. „ 1923 bis 9. Juli = 90 „

Am 1. August wieder erschienen:

Vom 3. Oktober 1923 bis 5. Oktober = 3 Tage,
„ 6. „ 1923 „ 6. November = 30 „

Erscheinen eingestellt.

Der General-Anzeiger (Koblenz):

Vom 2. Februar 1923 bis 4. Februar = 3 Tage,
„ 6. „ 1923 „ 8. „ = 3 „

Am 27. Oktober 1923 und 6./7. November wegen der Separatisten.

Vom 15. Februar 1924 bis 17. Februar = 3 Tage,
„ 18. „ 1924 „ 20. „ = 3 „
„ 21. „ 1924 „ 23. „ = 3 „

Durch die Franzosen vom 23. März bis 18. Oktober 1923 beschlagnahmt.
Durch die Separatisten vom 6. November bis 10. Dezember 1923 beschlagnahmt, Betrieb vollständig zerstört.

Im Ruhrkampf wurden alle Methoden der Werbearbeit, die Frankreich während des Weltkrieges und dann während der Herrschaft im Rheinland hundertfach ausgeprobt hatte, gewissermaßen zur großen Entscheidungsschlacht mobil gemacht. Vom Umfange und von den Listen und Tücken dieses Ringens mit Papier und Druckerschwärze, mit dem Zeichenstift und mit dem Pinsel, mit dem Film und mit dem gesprochenen Wort macht sich nur der eine Vorstellung, der es miterlebt hat. Die aufgewandten Mittel entsprachen dem Einsatz, galt es doch nichts mehr und nichts weniger als die Loslösung der Rheinlande und des Ruhrgebietes von Deutschland. Die Gegner waren militärisch gesehen völlig ungleichmäßig ausgerüstet. Dem entwaffneten, verarmten Deutschland stand ein bis an die Zähne in Waffen starrendes Frankreich gegenüber, und so bietet denn der Ruhrkrieg zum ersten Male in der Weltgeschichte das großartige Beispiel, daß ein Volk lediglich mit geistigen Waffen um seine Heimat ringt. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß die Einziehung von „Reparations"geldern, die offizielle Politik Frankreichs den Grund zu ihrem brutalen Vorgehen im Ruhrgebiet angab, nur ein nichtiger Vorwand war, so könnte das Vorgehen der Franzosen im Kampfe um die deutsche Seele das Gegenteil beweisen. Auch in diesem Ringen mit geistigen Waffen war Frankreich Deutschland gegenüber gewaltig im Vorteil, denn es stand damals noch wirtschaftlich ziemlich gesichert da und konnte seine Propaganda mit reichen Mitteln ausstatten. Die deutsche Presse hatte demgegenüber einen schweren Stand, denn sie konnte nur auf die idealen Güter der Freiheit und der Zugehörigkeit zu Deutschland und der damit verbundenen Pflichten für jeden Deutschen hinweisen. Sie hatte außerdem besonders im letzten Abschnitte des Ruhrkrieges unter den wirtschaftlichen Nöten stark zu leiden, und wenn sie trotzdem in ihrer überwältigenden Mehrheit die deutsche Sache stets heldenmütig verteidigt hat, so gebührt ihr dafür besonderer Dank. Zu rechter Zeit hat der Niederrheinisch-Westfälische Zeitungsverleger-Verein auf Veranlassung seines rührigen Vorsitzenden, des Verlegers Otto Dierichs in Bochum, eine kleine Schrift erscheinen lassen, die auf bisher unbekanntem statistischem Material sowie auf einer während des Ruhrkampfes angelegten, in Privatbesitz befindlichen Sammlung von über 6000 Zeitungsaus-

schnitten aus der gesamten Auslandspresse über den Ruhrkampf eine erschütternde Schilderung von den Leiden der deutschen Presse an der Ruhr, sowie einen Überblick über die unversöhnliche Haltung des französischen Geistes gegenüber Deutschland und ein Spiegelbild aus der Satire der Weltpresse über den Ruhrkampf bietet.

An Hand eines sorgfältig ausgewählten und überzeugend wirkenden Tatsachenmaterials schildert Dr. Ippen die drakonischen Maßnahmen der französischen Besatzungsbehörden. Die französische Preßpolitik ist sich im Laufe der Jahrhunderte immer gleich geblieben. Nach außen hin tönende Worte der Propaganda: Der freien Meinungsäußerung dürfen keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden. Aber ganz andere Taten, wenn es galt, die Preßfreiheit zu beschränken. Napoleon brachte es noch fertig, fast den ganzen deutschen Zeitungswald, soweit er ihn beherrschte, zu fällen, oder wenigstens die noch erscheinenden Blätter sich gefügig oder zu leeren Schemen zu machen. Die deutsche Presse von heute aber, besonders die im Ruhrgebiet, war doch zu kräftig entwickelt, als daß ihr selbst ein französischer General hätte den Garaus machen können. Zwar schien es anfangs, als ob die französischen Schergen Sieger bleiben sollten, sie ließen ihre Wut an Setzerkästen und Druckmaschinen aus. Die brutale Gewalt brachte zwar viele Hunderte von Zeitungen Wochen und Monate zum Schweigen. Wenn man aber heute als unparteiischer Kritiker die Frage nach dem Besiegten aufwirft, so hat Frankreich gerade durch seine allen Gesetzen seiner viel gerühmten Überlieferung der Freiheit und Menschenrechte hohnsprechenden Maßnahmen gegen Presse und Meinungsfreiheit im Ruhrkampf eine schwere Niederlage erlitten. Es ist ein furchtbares Schuldkonto, das sich hier auftut. Von den im besetzten Ruhr- und „Sanktions"gebiet bestehenden 66 Zeitungen wurden 53 mit insgesamt 201 Verboten von 4661 Tagen belegt. 15 Verleger und 22 Redakteure wurden für längere oder kürzere Zeit ihrer Freiheit beraubt. 6 Verleger-Redakteure wurden ausgewiesen und 1905 Tage Strafen vollzogen. Aber das alles konnte die geistige Abwehr nicht dauernd ertöten. Die Zeitungen des Ruhrgebiets wiesen zum größten Ärger der Franzosen immer wieder diese und ähnliche Überschriften auf: Die Angst vor der Wahrheit, Willkür über Willkür, die Übergriffe in Bochum und Herne, Schwarze im Ruhrgebiet, Verhaftungen, Ausweisungen, Übergriffe, verschärfte Maßnahmen, aber keine Kohlen, genau wie im Kriege usw. Um einen Begriff von den Schwierigkeiten zu geben, die den Zeitungen durch die ständigen Übergriffe der französischen Besatzung erwuchsen, seien nur die Schilderung Dr. Ippens über die Leiden des Bochumer Anzeigers wiedergegeben:

„Der Bochumer Anzeiger war vom 10. Februar bis zum 5. November 1923 im ganzen sechsmal, zusammen für 73 Erscheinungstage, verboten, d. h. er war mehr als ein Viertel der Zeit am Erscheinen verhindert. In dieser Zeit gab er die verschiedensten Ersatzzeitungen heraus. Während seines letzten, längsten Verbotes wurde die Wanner-Eickeler Zeitung als Ersatzzeitung geliefert. Für diese Zeitung wurde ein Teil des Textes und die Anzeigen in der eigenen Druckerei gesetzt, dann zur Herner Zeitung nach Herne zum Druck gebracht und schließlich wurde die Zeitung zusammen mit der Wanne-Eickeler Zeitung, unter deren Kopf sie vertrieben wurde, an geheimen Plätzen, Lagerschuppen usw. den Zeitungsboten übergeben, die sie verteilten. Als schließlich die Setzerei besetzt wurde, mußten die einzelnen Seiten der Ersatzzeitung in den verschiedensten Druckereien hergestellt werden. Es wurden jeweils durch eigenes und fremdes Personal, ein Teil beim ‚Märkischen Sprecher', ein Teil bei der ‚Westfälischen Volkszeitung', zwei Seiten bei der ‚Wanner-Eickeler Zeitung', zwei Seiten bei der ‚Herner Zeitung' hergestellt. Die Zeitung jener Tage ist ein getreues Spiegelbild dieser verschiedenen Herstellungsorte. Die Anzeigenspaltenzahl ist auf den verschiedenen Seiten eine andere, sie schwankt zwischen 8, 10 und 11 Spalten, normalerweise hat der ‚Bochumer Anzeiger' 12 Spalten. In manchen Nummern finden sich Inserate des ‚Bochumer Anzeigers', in anderen wieder nicht. Man denke sich einmal die Schwierigkeiten der Redaktion unter solchen Umständen. Die einzelnen Aufsätze, Nachrichten usw. müssen aus der Redaktion in die einzelnen Setzereien befördert werden, teilweise nach Herne und Wanne, beides Orte in 8 Kilometer Entfernung. Ist der Satz beendet, muß der Umbruch vorgenommen werden, d. h. der Text muß in die gewünschte Reihenfolge gebracht werden, mit Schlagzeilen versehen und so abgepaßt werden, daß sich volle Seiten ergeben. Eine

Arbeit, die natürlich unter diesen Umständen auf außerordentliche Schwierigkeiten stößt. Dann kommt als weitere Schwierigkeit der Transport von den Setzereien zur Druckerei nach Herne und nach Wanne, wo die Zeitung zusammengestellt wird. Von hier müssen die fertigen Zeitungen nach Bochum transportiert werden, um von da aus auf heimlichen Wegen in die Hände der Boten zu gelangen. Dabei darf nicht vergessen werden, daß Aktualität die Seele der Zeitung ist. Trotz aller dieser Schwierigkeiten und langen Wege mußte also der Bochumer Anzeiger doch seine Nachrichten den Lesern wenigstens annähernd ebenso schnell zustellen können wie die übrigen Zeitungen, die unter normalen Verhältnissen arbeiteten. Kamen die Nachrichten auch nur 24 Stunden später, so war die ganze Ersatzzeitungslieferung so gut wie wertlos. Es ist klar, daß unter solchen Umständen von allen Mitgliedern des Verlages und der Redaktion zur Erfüllung der Aufgabe die Anspannung aller Kräfte notwendig war. Dabei darf natürlich auch nicht vergessen werden, daß aus dieser Art dem Verlage erhebliche Mehrkosten entstanden, auf deren Ersatz er kaum rechnen konnte. Ganz abgesehen davon, daß im Falle der Entdeckung durch die Franzosen Verhaftung und Bestrafung drohte."

Wenn nach dem Sturz Poincarés 1924 und nach dem Londoner Abkommen die Zeitungsverbote spärlicher wurden, so hat es doch auch in den letzten Jahren an Zwangsmaßnahmen gegenüber der Presse des besetzten und unbesetzten Gebietes nicht gefehlt. So verurteilte das französische Militärgericht in Mainz am 1. September 1925 den Schriftleiter Pfund vom Alzeyer Beobachter von Rheinhessen wegen Veröffentlichung eines Artikels über die Räumung der Kölner Zone zu zwei Monaten Gefängnis und 2000 Mark Geldstrafe. Noch im Jahre 1925 verbot die Rheinlandkommission u. a. für mehrere Monate die Tägliche Rundschau, den Tag, die Münchener Jugend, die Münchener Neuesten Nachrichten, die Bayerische Staatszeitung, die Saarbrücker Zeitung. Der Rheinische Beobachter, Berlin, und die Süddeutschen Monatshefte sind seit Jahren dauernd verboten.

Wie hat sich nun der Geist von Locarno in den Verhältnissen der Interalliierten Rheinlandkommission zu der Meinungsfreiheit im besetzten Gebiet bemerkbar gemacht? Die Verordnung 308 der Rheinlandkommission bestimmt im Artikel 19, § 1 über die Behandlung der Presse:

„Alle Zeitungen, Abhandlungen oder Veröffentlichungen, alle Drucksachen, alle auf mechanischem oder chemischem Wege hergestellten Vervielfältigungen, alle Schriften, Bilder, mit oder ohne Erklärung, Musikalien mit Text oder Kommentar, alle Lichtspielbildstreifen, die zur öffentlichen Verbreitung bestimmt und geeignet sind, die öffentliche Ordnung zu gefährden oder die Sicherheit bzw. das Ansehen der Besatzungsbehörden oder Truppen zu beeinträchtigen, sind verboten und können gegebenenfalls auf Veranlassung der hohen Kommission oder ausnahmsweise in dringenden Fällen auf Befehl der Militärbehörde beschlagnahmt werden. Im letzteren Falle wird die Beschlagnahme nur nach Entscheidung der Hohen Kommission endgültig, der darüber unverzüglich Bericht zu erstatten ist.

§ 2. Alle Theatervorführungen oder Lichtspielvorstellungen, Pantomimen, Vorlesungen, Konzerte, Vorträge oder ähnlichen Versammlungen und öffentlichen Kundgebungen, die geeignet sind, die Sicherheit und das Ansehen der Behörden und Truppen der Besatzung zu beeinträchtigen oder die öffentliche Ordnung zu stören, sind ebenfalls verboten. Die Hohe Kommission wird gegebenenfalls zu gütlichen Verhandlungen mit den zuständigen deutschen Behörden und mit allen Zeitungsdirektoren, Chefredakteuren, Unternehmungsleitern usw. schreiten.

Artikel 20. § 1. Die Verfasser, Redakteure und Verleger und Drucker der beanstandeten Veröffentlichungen oder alle anderen für die Lichtspiel-Theatervorstellungen, Vorträge usw. verantwortlichen Personen können im Falle eines Verstoßes gegen Titel 6 gegenwärtiger Verordnung haftbar gemacht werden.

§ 2. Die gerichtlichen Verfolgungen können gegen diese verantwortlichen Personen bei den zuständigen Gerichtsbarkeiten nur auf Grund der von seiten der Hohen Kommission oder des Oberbefehlshabers derBesatzungsarmeen geführten Beschwerde eingeleitet werden.

Artikel 21. § 1. Unabhängig von den im vorstehenden Artikel 20 vorgesehenen gerichtlichen Verfolgungen ernennt die Hohe Kommission eine gerichtliche Kommission, der auch ein deutscher Justizbeamter angehören kann und der diese beanstandeten Veröffentlichungen

überwiesen werden. Die Hohe Kommission wird die Befugnis haben, nach Entscheidung der gerichtlichen Kommission das Verbot dieser Veröffentlichung für einen Zeitabschnitt von höchstens einem Monat auszusprechen. Dieses Verbot wird nur ergehen, nachdem der Leiter oder der Chefredakteur der beanstandeten Veröffentlichung die Möglichkeit gehabt hat, von der gerichtlichen Kommission vernommen zu werden. Im Rückfalle kann das Verbot in der gleichen Weise und unter denselben Bedingungen für einen längeren Zeitraum als einen Monat oder auf unbestimmte Zeit verhängt werden."

Als eine Erleichterung der bisher geltenden Vorschriften sind die neuen im Anschluß an Locarno erlassenen Preßbestimmungen immerhin zu begrüßen. Das Verbot durch die Kreisdelegierten ist nicht mehr erlaubt. Sodann wird eine vorherige Verwarnung der für das Verbot vorgeschlagenen Druckschrift und die Verhandlung mit den Herausgebern zugelassen. Wenn diese Verhandlungen zu keinem Ergebnis führen und das Weitererscheinen einer periodischen Veröffentlichung für die Sicherheit und das Ansehen der Hohen Kommission oder der Besatzungsarmee bzw. die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung gefährdet wird, ernennt die Hohe Kommission eine gerichtliche Kommission, der auch ein deutscher juristischer Beamter angehören kann und der die beanstandete Veröffentlichung überwiesen wird.

Die Rheinlandkommission wird die Befugnis haben, nach der Entscheidung der gerichtlichen Kommission das Verbot der Veröffentlichung für einen Zeitabschnitt von höchstens einem Monat auszusprechen. Dieses Verbot wird nur ergehen, nachdem der Leiter oder der Chefredakteur der beanstandeten Veröffentlichung die Möglichkeit gehabt hat, von der Gerichtskommission vernommen zu werden, im Rückfall kann das Verbot in der gleichen Weise und unter denselben Bedingungen für einen längeren Zeitraum als einen Monat auf unbestimmte Zeit verhängt werden. Zu beachten ist, daß diese Bestimmungen nur für Druckschriften gelten, die im besetzten Gebiet erscheinen. Für periodische Veröffentlichungen des unbesetzten Gebietes bleibt es bei den alten Bestimmungen.

Nach wie vor aber hält die Interalliierte Kommission an ihrem Grundsatz fest, daß alles, was die Würde der Besatzungstruppen und die öffentliche Sicherheit stören könne, verboten bleibt, und so hat denn die Rheinlandkommission in ihrer 301. Sitzung beschlossen, den Journalisten Glaser aus Oggersheim, der zurzeit eine gegen ihn vom französischen Militärgericht verhängte Gefängnisstrafe von zwei Jahren abbüßt, nach Ablauf seiner Strafzeit aus dem besetzten Gebiet auszuweisen, und sie beschloß, bereits am Anfang November die Beschlagnahme aller Exemplare des Lahrer Hinkenden Boten und einiger anderen Schriften, da die Veröffentlichung gegen die oben erwähnte Ordonnanz verstoße.

Die Zeitungsverbote

Von Hans Kapfinger in München

Das Reichsministerium für die besetzten Gebiete hat in einer Liste der dauernd von dem besetzten Gebiet ausgeschlossenen Zeitungen und Zeitschriften und der in den Jahren 1920 bis 1925 von der Interalliierten Rheinlandkommission erlassenen befristeten Zeitungsverbote eine namentliche Aufzählung der von dem Verbot betroffenen Druckschriften und zugleich der Dauer des Verbots veröffentlicht. Doch gewährt diese bloße Aufzählung noch keinen lebendigen Einblick in die Schädigung deutschen Kulturgutes. Im folgenden ist versucht, diesen Einblick durch eine statistische Darstellung zu geben, die die Wirkung der Verbote auf die deutsche Presse der Breite und Tiefe nach veranschaulicht.

Dauernd wurden im besetzten Gebiet 25 Zeitungen und Zeitschriften verboten. Davon waren 15 national, 2 deutsch-volksparteilich, 2 sozialdemokratisch, 2 demokratisch, 1 kommunistisch, 1 ausländisch, 1 separatistisch, 1 parteilos.

Die zeitlichen Verbote sind in der folgenden Tabelle dargestellt:

Richtung	Verboten im Jahre 1920	1921	1922	1923	1924	1925 (bis April)
National	10	14	26	99	20	4
Deutsche Volkspartei	—	—	2	17	—	1
Sozialdemokraten	2	4	3	37	6	—
Demokraten	8	3	4	38	1	—
Zentrum	2	—	—	62	1	—
Parteilos	6	2	6	96	10	1
Ausländisch	—	1	—	7	—	—
Amtlich	2	1	2	13	4	—
Bürgerlich	1	1	—	18	—	—
Völkisch	—	—	—	2	10	—
Kommunistisch	—	2	—	—	—	—
Im ganzen: 550	31	28	44	389	52	6

Im Jahre 1923 wurde am meisten vom Zeitungsverbot Gebrauch gemacht. Auf die einzelnen Monate verteilt, ergibt sich dieses Bild:

Richtung	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
National	4	7	20	21	20	17	1	6	1	1	1	—
Deutsche Volkspartei	—	3	4	1	7	5	1	—	1	—	—	—
Sozialdemokraten	—	3	9	8	3	6	—	3	3	1	1	—
Demokraten	1	5	16	6	3	3	3	—	1	—	—	—
Zentrum	1	5	26	8	3	4	8	1	4	1	—	1
Parteilos	1	8	20	12	19	12	8	6	6	2	1	1
Ausländisch	—	2	—	1	2	1	—	—	—	1	—	—
Amtlich	—	—	5	2	1	—	1	2	1	1	—	—
Bürgerlich	—	5	3	1	1	1	1	6	—	—	—	—
Völkisch	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—
Im ganzen:	7	39	103	60	54	50	23	24	17	7	3	2

Unter das Verbot fielen auch Zeitschriften, deren rein fachlichen, politisch neutral gehaltenen Charakter man annehmen darf wie: „Zeitschrift für Deutschlands Buchdrucker", „Die Lederwelt", „Bayerische Verkehrsblätter", „Saalbesitzer-Zeitung", „Hotel-Rundschau" u. ä. 170 verbotene Zeitungen haben ihren Standort im besetzten Gebiet selbst.

Zur Wirkung in die Breite, ausgedrückt durch die Erfassung der Gesamtzahl der verbotenen Druckschriften, kommt die Wirkung in die Tiefe, veranschaulicht durch die Erfassung der Gesamtdauer der Verbote. Die Zahlen in der folgenden Tabelle bedeuten immer Monate, hochgestellte Ziffern Tage.

Richtung	1920	1921	1922	1923	1924	1925
National	14½	40	67	224⁵	43	10
Deutsche Volkspartei	—	—	4⁵	55½	1	0²¹
Sozialdemokraten	1	6½	5³	94½	5¹⁰	—
Demokraten	9	12	16	72½	1½	1
Zentrum	6½	—	—	123	3½	—
Parteilos	7	6	12	189¹⁷	12½	—
Ausländisch	—	—	—	14	—	—
Amtlich	6	3	5	54²	6	—
Bürgerlich	—	—	—	7	—	—
Völkisch	—	—	—	9	26½	—
Kommunistisch	—	12	—	—	—	—
Im ganzen:	44	79½	109⁸	843⁹	99¹⁰	12⁶

Das Jahr 1923 auf die einzelnen Monate verteilt:

Richtung	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
National	4	16	46½	34	52¹⁰	43	8	14	—	3	3	—
Deutsche Volkspartei	—	3½	13	15	6	15	—	—	3	—	—	—
Sozialdemokraten	—	6	28	19	6½	17	—	6	9	3	—	—
Demokraten	1	12	33	9½	7	—	3	3	4	—	—	—
Zentrum	1	9	35½	18½	4⁵	13	14²⁰	10¹⁸	4½	1	1	1
Bürgerlich	—	—	1	3	—	—	3	—	—	—	—	—
Amtlich	—	—	12½	3	15¹⁷	—	12	5	3	3	—	—
Parteilos	4	11	32	38	42⁹	30⁸	3¹⁵	7½	12	3²	3	3
Ausländisch	—	3	4	1	3	3	—	—	—	—	—	—
Völkisch	—	3	—	—	3	3	—	—	—	—	—	—

Im ganzen wurden nationale Blätter auf 33 Jahre, 2 Monate, 20 Tage verboten, deutschvolksparteiliche 5 Jahre, 1 Monat, 11 Tage; völkische 2 Jahre, 11½ Monate; sozialdemokratische 9 Jahre, 4 Monate, 13 Tage; parteilose 18 Jahre, 11 Monate, 2 Tage; Zentrumszeitungen auf 11 Jahre, 1 Monat.

Die Gesamtdauer der deutschen zeitlichen Presseverbote beträgt fast 99 Jahre, genau 1184 Monate, 85 Tage. Mit Einschluß der Dauerverbote unter Berücksichtigung einer etwaigen Wiederaufhebung des Verbotes beträgt die Gesamtdauer 146½ Jahre.

Die Meinungsfreiheit außerhalb der Presse

Von Karl Schmitz in Düsseldorf

Neben den Verordnungen über die Presse hat die Rheinlandkommission von Anfang an ganz ähnliche Bestimmungen über Versammlungen und Vereine, den Rundfunk, das Flaggen und das Singen von Liedern erlassen.

Sie hat vorgeschrieben, daß „politische Versammlungen" 48 Stunden vorher der Besatzungsbehörde anzuzeigen sind. Diese darf die Versammlungen überwachen lassen. Die während des Ruhrkampfes erlassene Verordnung 173 bestimmt außerdem, daß die Oberdelegierten berechtigt seien, jede beliebige Ansammlung bei Tage und Nacht auf der Straße oder in geschlossenen Räumen zu verbieten.

Die Franzosen haben diese Befugnisse rücksichtslos zur Verfolgung ihrer Ziele benutzt; namentlich förderten sie hierdurch den Separatistenputsch, indem sie einerseits die Zusammenkünfte der staatstreuen Bürger, welche die öffentlichen Gebäude vor den Separatisten schützen wollten, als verbotene Ansammlungen bezeichneten, andererseits die bewaffneten Haufen der Separatisten in ihrem hochverräterischen Treiben nicht behinderten.

Besonders kennzeichnend war auch das Verhalten der Franzosen gegenüber der Rheinischen Jahrtausendfeier. Sie wagten es nicht, diese Kundgebung des Deutschtums zu verbieten. Sie bemühten sich jedoch, mit Hilfe der Verordnung 173 die Feier in möglichst kleinem Rahmen zu halten. Sie verlangten, daß das Programm der einzelnen Veranstaltungen zur Genehmigung vorgelegt werde. Kundgebungen unter freiem Himmel waren grundsätzlich verboten. Mehrfach wurde ausdrücklich verboten, daß bei den Feiern das Deutschlandlied gesungen werde. Alles, was den Festlichkeiten den Charakter einer Volksfeier geben konnte, war unerwünscht, z. B. das Abbrennen von Feuerwerk, das Flaggen der Privathäuser; verschiedentlich untersagte man auch die in Aussicht genommenen Festzüge oder, wie z. B. in Bingen, die Aufführung eines Theaterstücks auf einer Freilichtbühne. Man achtete streng darauf, daß bei den Reden keine „Angriffe auf die Besatzungstruppen" vorkamen, machte sogar häufig zur Bedingung, daß die Reden überhaupt keinen politischen Inhalt haben dürften. Kurzum bei der Überwachung der verschiedenen Veranstaltungen zur Jahrtausendfeier haben die Franzosen Unglaubliches an kleinlichen Schikanen geleistet, alles mit dem Ziel, die Feier als künstliche Mache der Regierung hinzustellen, der die Bevölkerung selbst fernstehe. Wie engherzig die französischen Delegierten waren, ergibt sich auch aus folgenden Vorfällen:

Als der (pazifistisch eingestellte) Dichter Fritz von Unruh in Diez bei einem Sängerfest im Juli 1925 die Festrede halten wollte, verlangte der französische Kreisdelegierte, der Dichter solle die Rede vorher mit ihm besprechen. Unruh entzog sich dieser Zumutung, indem er auf die Rede verzichtete.

Im September 1925 wollte der badische Staatspräsident Dr. Hellpach, der bekanntlich bei der Reichspräsidentenwahl als Kandidat der demokratischen Partei aufgetreten war, bei einer Heimatfeier in Kehl eine kurze Ansprache halten. Auch hier verlangte der französische Delegierte, daß der Staatspräsident sich vorher bei ihm einfinde, um den Inhalt der Rede zu besprechen. Da dieses Verlangen unannehmbar war, konnte der Staatspräsident an der Feier nicht teilnehmen.

In der Reformordonnanz 308 hat die Rheinlandkommission jetzt die Ordonnanz 173 beseitigt und die Anmeldepflicht beschränkt auf politische Versammlungen in Garnisonsstädten. Hiernach ist der Kern des bisherigen Überwachungssystems bestehen geblieben.

Mit ausgesprochener Abneigung verfolgt die Rheinlandkommission die Tätigkeit von Vereinen, welche sich irgendwie, mittelbar oder unmittelbar, mit militärischen Dingen befassen könnten. Unter andern hat sie verboten: den Deutschen Offizierbund, die Pfadfindervereine, die Regimentsvereine, die technische Nothilfe, die Jugendgruppe der nationalsozialistischen Arbeiterpartei, den Jungdeutschen Orden, Stahlhelm usw.

Mit Argwohn beobachteten sie die Turn-, Sport- und Wandervereine, die Freiwillige Feuerwehr, die Schützengesellschaften, die Reitervereine, die Kriegervereine u. dgl. Die französischen Gendarmen achten streng darauf, daß bei den Übungen dieser Vereine nicht etwa militärische Kommandos abgegeben werden oder Übungen im Marschieren, im Scharfschießen, Geländeerkunden usw. vorkommen. Die Rheinlandkommission hat den Schützenvereinen ausdrücklich das Abhalten von Schießübungen verboten und lediglich die Abhaltung eines Schützenfestes gestattet, an dem sich also nur ungeübte Schützen beteiligen können. Den Freiwilligen Sanitäts-Vereinen hat die Rheinlandkommission verboten, Uniform zu tragen. Sie hat den Sanitätern lediglich das Tragen einer Mütze und einer Armbinde gestattet.

Das französische Militärpolizeigericht Landau hat eine Anzahl junger Leute bestraft, die sogenannte Hitler-Uniform (Skimütze und Windjacke) trugen. Die Franzosen bezeichneten dies als eine militärische Veranstaltung.

Auch den Ortsgruppen des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold hat die Rheinlandkommission das Tragen militärähnlicher Uniformstücke untersagt. Ferner hat sie allgemein die Verwendung von Trommlern und Pfeifern bei Vereinsaufzügen verboten.

Die Militärbehörde fordert von allen Vereinen die Personalien der Vorstandsbeamten, Abschrift der Satzungen und Angaben über Zahl der Mitglieder. Sie will sich hierdurch offenbar die Möglichkeit verschaffen, die Vorstandsmitglieder für jedes unerwünschte Vorkommnis verantwortlich zu machen.

In ihrer Ordonnanz 308 hat die Rheinlandkommission die bisherigen scharfen Bestimmungen über das Verbot von Vereinen im wesentlichen aufrecht erhalten.

In der Ordonnanz 71 vom 26. Januar 1921 über Spionage hat die Rheinlandkommission den Besitz von Rundfunkgerät unter schwere Strafe gestellt. Tatsächlich haben die Militärgerichte auch eine ganze Anzahl von Personen, die sich aus Bildungsdrang trotz des Verbots einen Apparat angeschafft hatten, schwer bestraft. Alle Bemühungen der deutschen Behörden und der Bevölkerung, dieses sinnlose Verbot rückgängig zu machen, waren lange Zeit erfolglos. Der französische Armee-Oberbefehlshaber behauptete, er könne den Rundfunk aus militärischen Gründen nicht zulassen. Er stellte die Sache so dar, als wenn der militärische Funkdienst leide, wenn er von der Bevölkerung abgehört werden könne. Mit diesem Umstand hat man sich jedoch in allen übrigen Ländern abgefunden. Zudem werden militärische Nachrichten wohl immer chiffriert gegeben, da sie ja sonst im Ernstfalle auch vom Gegner mitgehört werden können.

Das französische Oberkommando erklärte sich nach der Londoner Konferenz zwar bereit, in einigen Orten die Aufstellung von Empfangsapparaten zu gestatten, machte dies jedoch von der lächerlichen Bedingung abhängig, daß der betreffende Empfangsapparat Tag und Nacht auf Kosten der beteiligten Deutschen unter militärischer Bewachung stehen müsse. Der Oberbefehlshaber wollte etwa für jede größere Stadt einen einzigen Empfangsapparat genehmigen, an den die Teilnehmer sich dann mit Hilfe der gewöhnlichen Fernsprechleitungen anschließen sollten. Diese Vorschläge waren aus technischen und wirtschaftlichen Gründen undurchführbar. Trotzdem hat das französische Oberkommando fast ein Jahr lang daran festgehalten.

Nach dem Abkommen von Locarno hat die Ordonnanz 308 der Rheinlandkommission den Rundfunk neu geregelt. Danach bedarf zwar auch weiterhin die Aufstellung von Empfangsapparaten der vorherigen Genehmigung der Militärbehörde. Diese soll jedoch zugesagt haben, daß sie in Zukunft solche Anträge im allgemeinen genehmigen werde.

Während die Franzosen ihre Trikolore im besetzten Gebiet nicht selten recht aufdringlich zeigen, u. a. auf zahlreichen beschlagnahmten deutschen Dienstgebäuden, haben sie das Hissen der deutschen Flaggen weitgehenden Beschränkungen unterworfen. In Ordonnanz 30 hatte die Rheinlandkommission vorgeschrieben, daß jedes Flaggen 48 Stunden vorher der Besatzung angezeigt werden müsse. Die Besatzung konnte das Flaggen verbieten oder von Bedingungen abhängig machen. Der Handhabung dieser Flaggen-Ordonnanz legten die nachgeordneten französischen Stellen große Bedeutung bei. Sie verboten grundsätzlich die Farben schwarz-weiß-rot. Die Farben der Länder, namentlich schwarz-weiß und weiß-blau durften im allgemeinen nur dann gezeigt werden, wenn gleichzeitig daneben die neuen Reichsfarben gehißt wurden. Bei verschiedenen Anlässen gestatteten sie lediglich das Beflaggen der öffentlichen Gebäude, während sie das Beflaggen der Privatgebäude untersagten, z. B. bei der Feier der Vereidigung des neuen Reichspräsidenten.

Als anmeldepflichtiges Flaggen betrachteten die Franzosen auch das Mitführen von Vereinsfahnen in einem Umzuge, ja sogar das Tragen von Bändchen oder Ab-

zeichen im Knopfloch oder von Wimpeln an Kraftwagen. In Simmern hat ein französischer Gendarm sogar daran Anstoß genommen, daß ein Kaufmann in dem Schaufenster seines Ladens je eine schwarze, weiße und rote Banderolle nebeneinander ausstellte. Ein Gendarm in Meisenheim beanstandete ein Zigaretten-Reklameschild, weil auf ihm zwei Raucher in schwarzem Frack mit weißer Weste auf rotem Untergrund dargestellt waren. Auch dies bezeichneten die Franzosen als verbotenes Flaggen. Man sieht, daß die Franzosen in der Abneigung gegen die Symbole des Deutschtums sich zu lächerlichen Verstiegenheiten haben verleiten lassen.

Es ist daher ein Glück, daß die Rheinlandkommission in ihrer neuen Ordonnanz 308 den Anmeldezwang für Flaggen überhaupt beseitigt hat.

Nach dem Vorstehenden ist es nicht verwunderlich, daß die Franzosen auch gegen das Singen gewisser deutscher Lieder, namentlich auch der deutschen Nationalhymne, vorgehen. Bemerkenswert ist nur die Begründung. Sie wagen auch hier nicht offen, das Absingen der Nationalhymne zu verbieten. Sie erklären jedoch, daß es strafbar sei, diese Lieder unter solchen Umständen zu singen, daß sie als Provokation und damit als Beleidigung der Besatzung aufgefaßt werden können. Tatsächlich haben die Militärgerichte den Begriff „Provocation" so weit ausgelegt, daß das Singen der Nationalhymne fast stets strafbar ist, wenn es überhaupt zur Kenntnis der Franzosen gelangt, einerlei, ob es in geschlossenen Räumen oder bei amtlichen Feiern oder bei Vereinsfestlichkeiten, wo Franzosen überhaupt nicht anwesend sind, erfolgt.

Man darf erwarten, daß durch die Locarnopolitik allmählich eine mildere Praxis der Militärgerichte Platz greifen wird.

Nach dem Fehlschlagen der Pfänderpolitik und namentlich des Separatistenputsches im Herbst 1923 hätten die Franzosen eigentlich einsehen müssen, daß alle diese Mittel nicht zum Ziele führen. Die begeisterten Treue-Kundgebungen, welche die rheinische Bevölkerung im Jahre 1925 bei der Jahrtausendfeier veranstaltet hat, haben gezeigt, daß die Franzosen durch ihre Bedrückung nur das Gegenteil von dem Gewünschten erreichen. Es ist wohl im wesentlichen auf diese Erkenntnis zurückzuführen, daß die Rheinlandkommission in ihrer Ordonnanz 308 diese bisherigen Bedrückungsmaßnahmen teilweise abgebaut hat.

Der Pressekampf im Saargebiet

Die französische Gewaltherrschaft im Saargebiet[1]) hat vom 23. November 1918, dem Tag des Einzugs, bis heute vor allem auch die saarländische Presse fühlen müssen. Sie ist ihrer edelsten Aufgabe treu geblieben, in vorderster Reihe im Kampfe um das deutsche Volkstum zu stehen. „Wir bringen Ihnen die französische Freiheit", sagte General Garnier-Duplessis prahlerisch bei seinem Erscheinen in Saarbrücken, sein Bestreben ging aber sofort dahin, die öffentliche Meinung zu knebeln und zu unterdrücken. Die Militärverwaltung führte schärfste Vorzensur ein, und zugleich begannen auch die Versuche der Franzosen, ihre eigenen Artikel unauffällig in die Presse zu bringen. Um hier den Weg zu ebnen, erschien zunächst ein Befehl, die der Presse von der Militärverwaltung zugestellten Aufsätze seien ohne Kommentar und nähere Bezeichnung der Herkunft als Artikel der Redaktion aufzunehmen. Die erste Arbeit dieser Art handelte über das Wort „Boche". Die Zeitungen wandten sich sofort an den Zensor und erklärten ihm die notwendig entstehenden Schwierigkeiten der Presse durch eine derartige Täuschung der Leser. Der die Zensur führende Offizier zeigte sich den ernsten Vorstellungen zugänglich und begab sich zum General Garnier, der aber kurzweg erklärte: „Die Zeitung, die den Artikel nicht bringt, wird unterdrückt!" In dieser für den Augenblick nicht

[1]) Vgl. den Aufsatz von Pieter Molenbroek im Juniheft 1925 der S. M. „Der Völkerbund".

abzuwendenden Zwangslage, die sich zugleich zu einer Lebensfrage gestaltete, mußten die Blätter des gesamten Saargebietes sich fügen. Unmittelbar darauf wandte sich die Leitung der Saarbrücker-Zeitung unter Vorlegung vieler, aus dem Leserkreise eingelaufenen Proteste wiederum beschwerdeführend an die französische Behörde. Nach eingehenden Erörterungen wurde hier die Versicherung gegeben, Artikel dieser Art würden der Presse nicht mehr aufgezwungen. Die Verleger der vier in der Stadt Saarbrücken erscheinenden Blätter traten sofort nach dem ersten Attentat auf die Pressefreiheit zusammen und beschlossen, gegen die Unterdrückung der öffentlichen Meinung fortan einmütigen und bis zum äußersten entschlossenen Widerstand zu leisten. Auf diesen Beschluß hin wurde das nächste welsche Erzeugnis von der Saarbrücker Stadtpresse abgelehnt mit der Bemerkung, sein Abdruck sei mit Rücksicht auf den Leserkreis unmöglich. Eine Maßregelung der Zeitungen wagte man doch nicht. Die kleine Landpresse, zumeist wirtschaftlich in bedrängter Lage, war gezwungen, dem Drucke nachzugeben. Mit dem nächsten Aufsatz erschien zugleich der Befehl, ihn unweigerlich und unbedingt zu bringen. Die um ihre Ehre kämpfenden städtischen Organe suchten und fanden einen Ausweg. Sie hatten die Verpflichtung, auf der vordersten Spalte der ersten Seite die Bekanntmachungen der Militärbehörde zu veröffentlichen. Man einigte sich nun dahin, den Artikel als Bekanntmachung des Generals aufzufassen und ihn an der gekennzeichneten Stelle als solche erscheinen zu lassen. Ein herzliches Lachen über diesen Streich befreite an jenem Tage die bedrückten Gemüter des ganzen Saartals und führte zur Wiederholung des probaten Mittels. Die Militärverwaltung hüllte sich in Schweigen, ihre Verbitterung aber löste sich dann von Zeit zu Zeit in Verboten aus. Trotz strengster Vorzensur traf diese Maßregelung die Saarbrücker-Zeitung am 13. und 14. Dezember 1918, die Volkszeitung am 31. Januar und 1. Februar 1919, die Volksstimme vom 18. November bis 1. Dezember 1918.

Ähnlich, wenn nicht noch übler, erging es den Blättern in Saarlouis. Saarbrücken sollte erst mit den aufgenötigten Aufsätzen für Frankreich gewonnen werden, Saarlouis betrachteten die Franzosen jedoch trotz der deutschen Haltung der Presse, Behörden und Bevölkerung als ihre Domäne. Sie hofften, daß sie im Kreise Saarlouis mit Ausnahme einiger Bürgermeistereien nach Abschluß des Friedens „für immer bleiben werden" (Oberstleutnant Poulet). Nach längeren Quälereien bei der überaus scharf durchgeführten Vorzensur erhielten die Zeitungen einen Artikel aus dem „Echo de Paris": „Vergangene und gegenwärtige Leiden der vom Feinde besetzten Länder in Frankreich", die Wiedergabe einer Rede des Erzbischofs von Cambrai. Außerdem wurden die Verleger aufgefordert, auch weiterhin Aufsätze, die ihnen zugehen würden, ohne Erklärung zu veröffentilchen. Sämtliche Zeitungen ließen den Befehl, die Rede zu bringen unbeachtet, worauf ihnen folgendes Schreiben zuging:

„Am 29. Januar habe ich Ihnen zwecks Veröffentlichung eine Erklärung des Marschalls Foch an amerikanische Journalisten übersandt. Am 28. Januar habe ich Ihnen zu gleichem Zweck eine Rede des Erzbischofs von Cambrai über das Elend der Bevölkerung in den besetzten Gebieten von Frankreich zugehen lassen. Bisher ist keiner der beiden Artikel in Ihrer Zeitung erschienen. Sie werden gebeten, sie morgen aufzunehmen, widrigenfalls das Erscheinen Ihrer Zeitung bis auf weiteres verboten wird."

Dieser Drohung mußte sich die Presse fügen. Das Kreisblatt wollte indessen der peinlichen Sache noch ausweichen und sie mit folgender Einleitung veröffentlichen: „Seitens der französischen Militärverwaltung geht uns Nachstehendes zur Veröffentlichung zu", doch wurden diese Worte bei der Vorzensur gestrichen. Die Redaktionen erhielten im Anschluß hieran noch Zensuranweisungen übermittelt, in denen es u. a. heißt: „Artikel oder Informationen, die der Presse von einer amtlichen Seite zugehen, dürfen nicht mit der Vorbemerkung ‚amtlich', aus ‚amtlicher Quelle' oder mit Einleitungen, wie ‚von amtlicher Quelle erfahren wir usw.' veröffentlicht werden."

Die Drangsal nahm kein Ende, aber die Presse blieb standhaft wie die Bevölkerung. Um hier Wandel zu schaffen, wurde die Druckerei des Saarbrücker Abend-

blattes angekauft und dort erschien, von der Militärverwaltung ins Leben gerufen, am 15. Juni 1919 zum ersten Male das französische Propagandablatt „Le nouveau Courrier de la Sarre", das in deutscher und französischer Sprache herausgegeben wurde. Zunächst umschmeichelte man hier die Bevölkerung des Saargebietes und pries das edle Frankreich als den Retter aus aller wirtschaftlichen Not. Als das Liebeswerben vergeblich war, griff man zu einer fortgesetzten Beschimpfung und Verleumdung des Deutschtums. Das Blatt hat später, um besser werben zu können, den französischen Titel fallen lassen und nannte sich „Neuer Saarkurier". Es sank aber bald, da die Unterstützungsquellen nicht mehr so ergiebig flossen, zu einem Skandalblatt mit 1500 Auflage herab und stellte Anfang 1926 sein Erscheinen ein. Als verantwortliche Redakteure wurden bisweilen vor Gericht Straßenkehrer, Ofenheizer und Zeitungsverkäufer präsentiert. Der Gutsbesitzer Fabrier, französischer Leutnant, leistete sich mit einigen Französlingen 1920 in Saarlouis „zur Wahrung französischer Interessen im Kreise Saarlouis" den Ankauf des alten Saarlouiser Journals, das schnell von seiner Höhe herabsank und dessen Auflage heute nur noch auf 500 geschätzt wird. Die Propagandapresse ist mithin heute trotz aller aufgewendeten Geldmittel zu voller Bedeutungslosigkeit verurteilt. Die Abnehmer sind zumeist von der französischen Bergverwaltung abhängige Personen.

Was der Gewalt versagt blieb, versuchte der unter General Wirbel 1919 bereits auftauchende ehemalige Metzer Archivdirektor Hauviller erst durch vorsichtiges, dann aber durch herausforderndes Benehmen zu erreichen. Eine übel beleumundete Persönlichkeit wurde er einst von den Deutschen aus seiner Stellung ohne Pension entlassen und versuchte nun nach dem Friedensschluß sein Heil bei den Franzosen als einer ihrer eifrigsten Parteigänger. Vergebens suchte dieser Geschichtsklitterer die Redaktionen heim. Seine überall verteilten Flugschriften wurden von den Geschichtskundigen des Saarreviers in der Presse schlagend widerlegt.

Vom Regen in die Traufe geriet die Saarbevölkerung und mit ihr die Presse, als am 26. Februar 1920 die Treuhänder-Regierung des Völkerbundes ihr Amt übernahm. Die Wahl der fünf Mitglieder der Regierung war so getroffen, daß der französische Einschlag maßgebend blieb. Der Präsident Rault tat demnach alles, die französische Propaganda zu fördern. Er erachtete es für seine Pflicht, sofort gegen die Versammlungs- und Pressefreiheit vorzugehen. Die Saarpresse hat den schweren Kampf 1920 sofort aufgenommen und trotz harter Schicksalsschläge tatkräftig durchgeführt. Der erste große Schlag erfolgte, als im August 1920 ein in voller Ruhe verlaufener Beamten- und Angestelltenstreik zum Ausbruch kam. Für den Plan, nunmehr der Presse einen tödlichen Streich zu versetzen, konnte Rault keine Gelegenheit bequemer kommen. Obwohl vollständige Ruhe herrschte, ließ er am 6. August 1920 „mit Rücksicht auf den Streik des Eisenbahnpersonals" den Belagerungszustand über das Saargebiet verhängen. Er übergab dem General Brissaud-Desmaillet ohne jedes Recht hierzu die Gewalt und zugleich die Listen der deutschen Schriftleiter, die er des Landes verwiesen wissen wollte. Der General selbst erließ zunächst für die Zeitungen am 7. August folgenden Befehl:

„Die Zeitungen haben sich darauf zu beschränken, Nachrichten ohne jeglichen Kommentar zu veröffentlichen. Sie sind verpflichtet, alle Verfügungen, Anschläge und Bekanntmachungen des Kommandierenden Generals zu veröffentlichen. Jede Übertretung des Verbots wird die Einstellung des Erscheinens der Zeitung nach sich ziehen."

Schon in der Frühe des 8. August wurden indessen die gelesensten Zeitungen des Saarreviers auf einen Monat verboten, so die Saarbrücker-Zeitung, die Saarbrücker Landes-Zeitung, die Neunkirchner Volkszeitung, die Saar- und Blieszeitung in Neunkirchen, die Saar-Zeitung in Saarlouis und die Völklinger-Zeitung.

Die Mitteilungen hierüber hatten den gleichen Wortlaut:

Kommando der Saartruppen
Sonderabteilung. Saarbrücken, den 8. August 1920.

„Da die (Name der Zeitung) sich nicht nach den Instruktionen des Kommandierenden Generals der Truppen des Saargebietes gerichtet und ohne Genehmigung Kundgebungen der Streikleitung wiedergegeben hat, wird sie für einen Monat verboten.

Eine Durchsuchung wird am Sitz der Zeitung vorgenommen werden.
Der Eskadronchef und Kommandant der Gendarmerie des Saargebietes wird mit der Ausführung dieses Befehls beauftragt."

Sodann begann nach der vom französischen Spionagedienst vorgelegten Liste der mißliebigen Personen ein Kesseltreiben durch Marokkaner auf die Redakteure, die aber durch gute Verbindungen von ihrer bevorstehenden Abführung in die Gefängnisse unterrichtet waren. Sie konnten sich zumeist rechtzeitig jenseits des Rheins in Sicherheit bringen, wenn auch einzelne in abenteuerlicher Weise. Die Unglücklichen, die man abführen konnte, verbrachten in den schmutzigen und von Ungeziefer belebten Zellen traurige Tage. Nach verschiedenen scharfen Verhören entließ man sie schließlich, da es unmöglich war, ihnen andere Vergehen nachzuweisen, als daß sie ihrer Pflicht gelebt. Die Haussuchung bei mehreren Schriftleitern, bei denen Kisten und Kasten umgestürzt und ausgeräumt wurden, förderten ebenfalls nichts Belastendes zutage. Die Regierung wollte aber den saarländischen Hauptzeitungen den Garaus machen und so stellte sie nach Aufhebung des Belagerungszustandes den Verwandten der Geflüchteten die Ausweisungsbefehle ihrer Angehörigen zu. Betroffen wurde am schwersten das älteste und bedeutendste Blatt, die „Saarbrücker-Zeitung". Verbannt wurden neben sämtlichen Redakteuren der Besitzer und Verleger des Blattes, selbst der kaufmännische Direktor. Sie trafen sich in Mannheim, mieteten eine Reihe von Zimmern in einem Hotel und leiteten von dort aus über ¼ Jahr den politischen und Handelsteil ihrer Zeitung, während in Saarbrücken einige schriftgewandte Herren die lokalen Abteilungen versorgten. Tatkraft und Fleiß ließ die schwierige Lage überwinden, auch dadurch, daß die Bürgerschaft sie voll zu würdigen wußte. Nicht ein einziges Mal ist es übrigens den Franzosen gelungen, den täglich zwischen Mannheim und Saarbrücken die Verbindung aufrecht haltenden Kurier, einen jungen, ebenfalls ausgewiesenen Redakteur, mit seiner Manuskriptenmappe abzufangen, obwohl die Schriftleitung in Mannheim von Spitzeln überwacht wurde. Erst nach 4 und 5 Monaten gelang es, die Rückkehr nach Saarbrücken zu ermöglichen.

Monatelang vertrieben wurden auch am 8. August 1920 u. a. der Verleger und Redakteur der Neunkirchner Volkszeitung, der Saar- und Blieszeitung in Neunkirchen und der Saarzeitung in Saarlouis.

Diese Ausweisungen entbehrten jeder rechtlichen Grundlage. Auch der Belagerungszustand konnte weder dem General, noch der Regierungskommission das Recht geben, die ihrem Schutze anvertrauten Personen auszuweisen. Die Stellung der Regierungskommission widersprach den obersten Grundsätzen, die im Vertrag von Versailles für das Saargebiet festgelegt sind.

Die geheime und offen betriebene Unterdrückung des Deutschtums in allen wirtschaftlichen und politischen Fragen, in der Erziehung und Pflege kultureller Güter vergiftete die Atmosphäre. Versagte man doch selbst deutschen Gelehrten für wissenschaftliche Vorträge die Einreise. Konzertprogramme wurden vorher auf deutsche Lieder durchschnüffelt und öffentliche Vorträge von Gesangvereinen untersagt. Wurde in einem Lokal ein deutsches Lied angestimmt, so mußte die Polizei mit Gummiknüppeln gegen die Übeltäter vorgehen. In großen wie in kleinen Dingen zeigte sich das Regiment als unerträglich, zumal die Spitzelwirtschaft und die Korruption in ihrem Gefolge der Regierung jedes Ansehen raubten. Den Redaktionen machte sie jede denkbare Schwierigkeit, im Reiche engagierte Schriftleiter erhielten keine Erlaubnis zur Einreise. Redakteure, die nicht das Recht der „Saareinwohner" hatten, wurden ohne Recht und Gesetz, sobald sie sich mißliebig machten, des Landes verwiesen. An die Grenze befördert wurden aus diesem Grunde zwei Redakteure der „Volksstimme". Es kam bei dieser Gelegenheit zu einem scharfen Protest der gesamten Saarpresse, dem sich einmütig das Stadtverordnetenkollegium anschloß.

Nur einmal wagte es die Regierung, am 24. Februar 1923, vor das Gericht zu gehen. Der saarländische Minister Hecktor wurde von der Saarbrücker-Zeitung

des Landesverrats und des Betrugs durch Fälschung von Schriftstücken beschuldigt. Vor Gericht überführt, mußte er seine Klage zurückziehen und verließ unter dem dringenden Verdacht eines Falscheides den Saal. Der Präsident Rault trat bei dem Justizminister für ihn ein und schützte ihn vor dem Strafrichter. Raults Schreiben hierüber geriet durch Zufall in die Hände der Presse und wurde von der Saarbrücker-Zeitung veröffentlicht.

Verschiedene Umstände trafen in jener Zeit zusammen, die den Präsidenten Rault drängten, der freien Meinungsäußerung der Saarbevölkerung endlich den Garaus zu machen. Bekannt wurde, daß der französische Deputierte Dariac, Vorsitzender der Finanzkommission der Kammer, nach einem Besuche des Saargebietes an den Präsidenten der Republik eine Denkschrift gerichtet hatte, die den Weg in die englische Presse fand. In dieser Denkschrift drang Dariac darauf, die freie Meinung und Willensäußerung des Saarvolkes zu unterbinden, da gerade in einer öffentlichen Äußerung der wahren Meinung des Volkes eine große Gefahr für die französische Saarpolitik (Annektion) liege. Für Rault kam zu dieser Anregung oder Druck von Paris die verbitterte Stimmung über den unerwarteten und schmählichen Ausgang des Prozesses Hecktor. Kurz entschlossen, entwarf er wenige Tage später mit den ihm gefügigen Ministern mit Ausnahme des Kanadiers Waugh einen ebenso grobkörnigen wie perfiden Anschlag gegen die Pressefreiheit, der weit über die Grenzen des Saargebietes hinaus, besonders in England, peinliches Aufsehen erregte.

Zu allgemeiner Überraschung des Saarvolkes erschien am 11. März 1923 im Amtsblatt die berüchtigte „Notverordnung zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit im Saargebiet". Diese Verordnung ist datiert vom 7. März 1923 und trat ungesetzlich, ohne Anhörung des Landesrates, bereits am 12. März in Kraft. Niemand begriff den Anlaß zu diesem brutalen Akt, der eine gewaltige Verbitterung in allen Volksklassen auslöste. Die einzelnen Bestimmungen griffen so tief in das politische Leben des Saargebietes ein, daß sie es völlig unterbanden. Hinzukam eine Dehnbarkeit in der Möglichkeit einer Auslegung und so rigorose Härten in der Strafandrohung, daß die öffentliche Meinung, die Presse, jede Versammlungstätigkeit und die Arbeit der politischen Parteien unmöglich wurden.

Es sei hier gestattet, die Bestimmungen der „Notverordnung", soweit sie die Presse berühren, anzuführen. Im Artikel I werden Verhältnisse herangezogen, die im Saargebiet gar nicht in Frage kommen und überall, wie auch im Landesrat, nur großem Gelächter begegneten. Es wurde allen schwere Strafe angedroht, die einen Angriff auf Leib und Leben gegen die Mitglieder der Regierungskommission unternehmen, einer geheimen oder der Regierung feindlichen Verbindung angehören, ein Mitglied dieser Bestrebungen mit Rat oder mit Tat unterstützen, Waffenlager verheimlichen oder sich im Besitz eines Munitionslagers, eines Geschützes, Minen- oder Flammenwerfers befinden usw. Der Zweck war natürlich nicht der Schutz der Regierungskommission und die Aufrechterhaltung der nirgendwo gestörten Ordnung und Sicherheit, sondern die vollständige Ertötung des freien Wortes, vor allem der Presse. Nach der lustigen Maskerade über Attentate, geheime Verbindungen und Waffenlager, die wohl dem Völkerbunde in Genf ein Grausen erregen sollte, folgte der Kern der ungeheuerlichen Notverordnung, der die Presse tödlich treffen sollte:

„Mit Gefängnis bis zu fünf Jahren, neben denen auf Geldstrafe bis zu 10000 Franken erkannt werden kann, wird bestraft, wer öffentlich oder in einer Versammlung den Friedensvertrag von Versailles verächtlich macht; ferner wer den Völkerbund, dessen Mitglieder oder die Signatarmächte des Friedensvertrages von Versailles, die Regierung des Saargebietes, ihre Mitglieder oder die von ihr getroffenen Einrichtungen oder die Beamten, welche beauftragt sind, diese Einrichtungen durchzuführen oder in Gang zu bringen, beschimpft oder verleumdet; wer in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene Teile der Bevölkerung des Saargebietes, welche auch deren Staatsangehörigkeit sei (Rault verlieh den einwandernden Franzosen mit der wunderlichen Bezeichnung ‚Saareinwohner' die Rechte der einheimischen Deutschen) durch Drohungen, Beschimpfungen oder Verächtlichmachung eines Teiles gegeneinander öffentlich aufreizt; wer öffentlich oder wer in einer Versammlung die Farben der Regierungs-Kommission beschimpft."

Dieser Auszug mag genügen. Hinzuzufügen ist noch, daß neben dem Delinquenten auch die Druckschrift leiden soll, sie konnte auf 4 Wochen bis zu 6 Monaten verboten werden. Der Angeklagte hatte nicht etwa vor einem ordentlichen Richter zu erscheinen, der Präsident bestimmte vielmehr, daß ein Strafsenat bei dem obersten Gerichtshof in Saarlouis gebildet und mit der Verfolgung von Vergehen gegen die Notverordnung zu betreuen sei. Dieser sogenannte Oberste Gerichtshof, an dessen Spitze der durch seinen Deutschenhaß bekannte Westschweizer Professor Nippold stand, bestand vorwiegend aus Luxemburgern, Belgiern und Tschechoslowaken.

Die Saarpresse setzte sich gegen das neue Attentat kräftig zur Wehr und unterzog es einer geradezu vernichtenden Kritik. Es regnete Verbote, so wurden die Saarbrücker-Zeitung und die Saarbrücker-Landeszeitung auf 24 Stunden verboten wegen Wiedergabe eines völlig objektiven Berichtes über Roheiten der Franzosen im Ruhrrevier. Welche Stimmung über die erneute Unterdrückung der Blätter in der Bevölkerung herrschte, mag daraus erhellen, daß der Stadtrat von Saarbrücken zum Zeichen des Protestes gegen diese ungerechtfertigte Maßregelung seine Sitzung aufhob. Der erste Fall möge mit wenigen Worten gestreift sein. Er bleibt bezeichnend für die Absicht Raults und der Franzosen. Das Verbot hat folgenden Wortlaut:

„Durch Verfügung vom 23. März des Mitgliedes der Regierungs-Kommission für die Angelegenheiten des Innern ist auf Grund des Artikels 15 der Notverordnung vom 7. März 1923 zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit im Saargebiet die Saarbrücker Zeitung auf die Dauer von 24 Stunden verboten worden.

Das Verbot beginnt am 23. März 1923, 6 Uhr abends.

Grund: Die Nummer 31 der Saarbrücker-Zeitung vom 23. März 1923 enthält unter der Überschrift: „Die Franzosenherrschaft" einen Artikel, welcher den Tatbestand des Artikels II der vorbezeichneten Notverordnung erfüllt.

Gemäß Artikel 16 der genannten Verordnung steht Ihnen der Beschwerdeweg beim Oberverwaltungsgericht des Saargebietes innerhalb einer Frist von 2 Wochen vom Tage der Zustellung vorstehender Verfügung offen.

Der Direktor der Obersten Polizeiverwaltung.
gez. Adler".

Das Blatt schlug den Beschwerdeweg ein, aber erst nach vielem Drängen kam es zu einem Urteil, das den tatsächlichen Inhalt des inkriminierten Artikels nicht bestritt, das Recht zum Verbot aber herleitete aus der deutschen Haltung des Blattes, aus dem wohl eine beleidigende Absicht der Ehre Frankreichs zu schließen sei. Die Saarbrücker Zeitung bemerkt dazu: „Der tatsächliche Inhalt der Meldung ist nicht angezweifelt, eine Kritik der Nachricht nicht erfolgt. Wenn in der Sache selbst etwas die Ehre Frankreichs Verletzendes liegt, so haben nicht die Zeitungen, sondern die französischen Soldaten diese Ehre verletzt. Es wird also der Saarpresse unmöglich gemacht, reine Tatsachenmeldungen zu veröffentlichen."

Die Verbote gingen weiter. Eine Anzahl Blätter aus dem Reiche litten auch darunter. Von saarländischen Organen wurde die Saarbrücker-Zeitung wieder am 5. April auf eine Woche verboten wegen Veröffentlichung der Schilderung eines Amerikaners über die Ruhrbesetzung. Ferner die Sulzbacher Volkszeitung auf zwei Wochen. Die Volksstimme, die Neunkirchner Zeitung, die Saarzeitung, die Neunkirchner Volkszeitung, die Saar- und Blieszeitung erfuhren dasselbe Geschick. Daneben gingen auch andere Maßnahmen, so wurde ein Redakteur der Volksstimme, dem man das Recht eines „Saareinwohners" stets versagte, ohne Urteil und ohne Recht ausgewiesen.

Nach eintägigem Erscheinen (13. April) wurde die Saarbrücker-Zeitung wieder auf 14 Tage verboten, wegen Veröffentlichung eines kurzen Auszuges aus einem Aufruf der „Kommunistischen Internationale" gegen die Ruhraktion des französischen und belgischen Militärs. Am Samstag, den 28. April 1923, erschien das Blatt wieder, betonte aber sofort u. a. in einem Leitartikel: „Wir werden uns durch keinen Zwang der Notverordnung das Recht der Kritik, das Recht zur Wahrung unseres vaterländischen Standpunktes und das Recht zur Verteidigung der saarländischen Interessen nehmen lassen. Den Geist der saarländischen Bevölkerung,

der in unserem Blatte ein Echo findet, kann auch diese Verordnung nicht unterdrücken". Inzwischen hatte sich der Verband der Saarpresse am 29. März, wie wiederholt, in einer ausführlichen Eingabe an den Völkerbund in Genf um Schutz gegen die Notverordnung gewandt, deren dehnbare Klauseln eine Sicherung sinngemäßer Handhabung nicht böten. Jede sachliche Kritik der Zeitereignisse könnte nach der Verordnung als eine Beschimpfung oder Verleumdung der Ententestaaten ausgelegt werden. Die Regierungskommission und ihre Beamten entzögen sich jeder berechtigten Kritik, indem sie selbst die Grenze der Kritik nach eigenem Gutdünken zu bestimmen in der Lage seien. Die Handhabung der Verordnung beweise ihre pressefeindliche Richtung.

Inzwischen war die Regierungskommission wegen der Vertretung der Notverordnung vor dem Völkerbund voller Sorge. Die englische Presse und auch das Parlament hatten den Stab darüber gebrochen. Zur Rettung des Präsidenten Rault aus seiner heiklen Lage erfolgte nun durch die politische Polizei ein Satyrspiel ohnegleichen. Sie täuschte in Verbindung mit Spitzeln der Welt eine schreckliche Revolution im Saargebiet vor. Man berichtete von einer beabsichtigten offenen Empörung, Sprengung von Eisenbahnbrücken und geheimen Rüstungen einer Hitlergruppe, Haussuchungen hätten die Aufstandsbewegung enthüllt usw. Die Regierungskommission selbst ließ durch das Wolff-Büro verkünden: „Der Präsident der Regierungskommission hat am 5. April die Vornahme von Haussuchungen angeordnet, sowohl bei denjenigen Personen, von denen bekannt war, daß sie Mitglieder geheimer Organisationen seien, als auch bei denen, deren Namen durch die eingeleiteten Ermittlungen festgestellt worden sind. Der Generalstaatsanwalt beim Obergericht in Saarlouis ist mit der Verfolgung der Angelegenheit beauftragt." Mit diesem Revolutionsschwindel arbeitete Rault sodann in Genf am 2. Juli 1923, wurde aber durch das Auftreten des kanadischen Mitgliedes der saarländischen Regierung, des Ministers Waugh, in die Enge getrieben, so daß der Völkerbund den Auftrag erteilte, die Notverordnung aufzuheben.

Über die Aktion der Franzosen, eine Revolution vorzutäuschen, hier wenige Worte. Das Saarvolk und die Presse bezeichneten die Angelegenheit sofort als ein tolles Schwindelmanöver, als solches stellte es sich auch heraus, sobald die Franzosen ihren Hauptspitzel nicht genügend entlohnten. Er übergab das ganze umfangreiche schriftliche Material, das er sich zu verschaffen wußte, der Saarbrücker-Zeitung, die es in spaltenlangen Artikeln veröffentlichte. Die französischen Hauptattentäter der Polizeidirektion verschwanden darauf eiligst aus Saarbrücken, wurden aber nicht schimpflich aus dem Dienst gejagt, sondern von dem Präsidenten in Gestalt einer pécule mit je etwa 100000 Franken für ihre Tätigkeit belohnt.

Rault kehrte in gedrückter Stimmung von Genf zurück, hob die Notverordnung aber nicht ganz auf, sondern ließ sie in ihrem Kerne bestehen, und zwar den Teil, der ihm die Zwangsmittel gegen die Presse und die Pressefreiheit in Händen ließ. Diese Anordnung, die sogenannte „Ersatz-Notverordnung" erfolgte im Juli 1923. Danach können auch heute noch und werden in vermehrter Zahl Druckschriften beschlagnahmt, „die die Regierungskommission oder ihre Mitglieder, oder die Beamten, welche beauftragt sind, Einrichtungen durchzuführen oder in Gang zu halten, beschimpfen oder verleumden." Die Fassung dieser gegen die Presse gerichteten Bestimmung der heute noch in Geltung befindlichen Ersatz-Notverordnung ist so allgemein und ohne klare Grenzen gehalten, daß es dem Belieben der Regierungskommission anheimgegeben ist, jede sachliche Kritik ihrer Maßnahmen und Einrichtungen zu unterdrücken und damit jede Preßfreiheit zu unterbinden. Die Sühne eines Delikts auf dem einseitigen Verwaltungszwangswege ist nicht das geeignete Mittel, denn es verweigert den davon Betroffenen den ordentlichen Rechtsschutz, die Beweisführung für die Behauptungen und das gerechte Strafmaß. Auch dem Ansehen des Völkerbundes selbst tun diese Zwangsmaßnahmen Abbruch. In einer Eingabe des Verbandes der Saarpresse nach Genf heißt es hierüber:

„Die Unterdrückung und Einschränkung des kulturellen Gutes der Pressefreiheit in einem dem Völkerbunde unterstellten Gebiete muß der erhabenen Idee schweren Schaden zufügen. Die Regierung selbst kann auf Achtung und Ansehen keinen Anspruch machen, die auf dem Wege der sich selbst gegebenen Zwangsmittel eine einseitige Sühne ohne jedes richterliche Verfahren sucht und die ordentlichen Gerichte ausschließt."

Geklagt hat die Regierung nur noch zweimal. Eine längst als sittlich wurmstichig bekannte Persönlichkeit wurde von ihr als französischer Parteigänger zum Seminardirektor in St. Wendel ernannt. Die Presse ging gegen diese Ernennung vor und erreichte schließlich eine Gerichtssitzung, in der der Günstling der Franzosen wegen schwerer Verfehlungen an seinen Zöglingen zu langer Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Man gab ihm aber Gelegenheit zu entkommen. Er entwischte nach der Schweiz und lebt heute in Frankreich. Der zweite Fall betrifft einen separatistischen Rheinländer, der von einer hiesigen deutschnationalen Zeitung auf das schwerste beleidigt und schließlich in derber, allgemein scharf getadelter Sprache als das größte Schwein des Saargebietes bezeichnet wurde. Die Regierung beschritt nunmehr den Klageweg, trat aber davon im letzten Augenblick zurück, weil sie durch die Zeugen für ihren Schützling und wohl für sich selbst peinliche Enthüllungen befürchtete. Der vielvermögende Beamte wurde aber nicht weggejagt, sondern als treuer Weggenosse monatelang beurlaubt, um sein volles Gehalt beziehen zu können. Heute ist er Beamter der französischen Bergverwaltung.

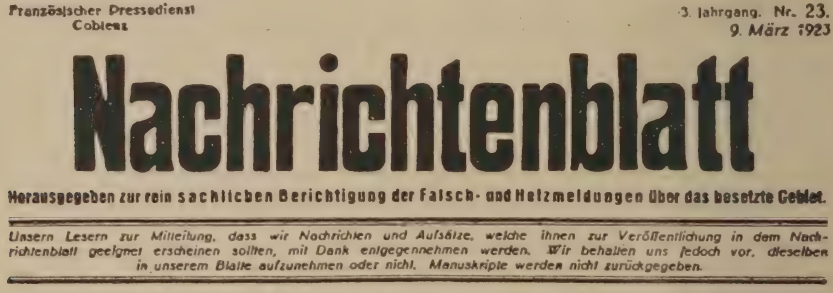
Unter der Ersatz-Notverordnung erfolgten u. a. noch folgende Verbote: Die Saar-Großstadtbrille, ein satirisch-humoristisches Wochenblatt, wurde am 28. Februar 1924 auf die Dauer eines Monats verboten wegen eines Dialektgedichts „Die Männer von Pirmasens". Am 22. Dezember 1924 erlitt dasselbe Schicksal die „Deutsche Saarzeitung" wegen der Artikel „Die Hüter der öffentlichen Ordnung im Saargebiet", „Aus dem Beamtenstab der Regierungskommission", „Schieber in dem Regierungsstabe" und „Die Säuberungsaktion im Saargebiet". Am 8. Januar 1925 untersagte man auf vier Wochen die „Sonntagsglocken an der Saar" und wiederum die „Großstadtbrille" an demselben Tage wegen des humoristischen Gedichtes „Saarländisches Prosit-Neujahr". Am 14. Mai 1925 verbot die Regierung die „Deutsche Saarzeitung" auf einen Monat, weil sie die ihr zufällig in die Hände gefallene Liste der Saarseparatisten (Saarbund) veröffentlicht hatte. Am 18. Juni 1925 wurde die Neunkirchner Volkszeitung auf die Dauer von einem Monat verboten. Sie hatte Kritik geübt an den Erlassen des Kultusministers gegen die Jahrtausendfeier. Die letzte Strafe traf den „Saardeutschen" am 8. August 1925, er durfte während eines Monats nicht erscheinen wegen eines Aufsatzes über die Lage in Elsaß-Lothringen. Wie der Verband der Saarpresse in einer Protesteingabe an den Völkerbund vom September 1925 feststellen konnte, wurden bis Anfang September 1925 insgesamt 21 Zeitungen verboten, einzelne nur für 24 Stunden, andere für eine Woche und wieder andere für zwei Wochen und einen Monat.

Das Damoklesschwert der Ersatz-Notverordnung schwebt noch immer über der Saarpresse, aber diese läßt sich dadurch nicht hindern, für das Deutschtum einzutreten und die Flamme der Vaterlandsliebe stets aufs neue zu entfachen. Eine tiefe Kluft ist aufgerissen zwischen Regierung und Presse. Alle guten Elemente werden durch die Methoden der Regierungskommission gegen die Presse abgestoßen. Durch Engherzigkeit und Nichtachtung verbriefter Rechte, durch Verständnislosigkeit für die Bedürfnisse der Öffentlichkeit und durch groben Mißbrauch der ihr anvertrauten Gewalt hat die Regierung nur erreicht, daß sie jegliches Vertrauen bei der Bevölkerung verloren hat.

Französische Presseпropaganda an Rhein und Ruhr

Von Dr. Walther Heide in Hannover

Irgendwo las ich einmal über die Propaganda der Franzosen im Rheinland: „Sie ist plump und unnütz." In diesem Ausspruch liegt eine verhängnisvolle Verkennung der geheimen Triebkräfte, die gerade Frankreich in psychologischer Hinsicht auf das Feinste ausgebildet und auf das Geschickteste auf die Seele anderer Völker abgestimmt hat. Gerade der Krieg hat uns ja die Erkenntnis ihrer Macht und Gefahr gezeigt, und der Pariser Chefredakteur, der in seinem Buch „Hinter den Kulissen des französischen Journalismus"[1]) ein Kapitel der feindlichen Kriegspropaganda widmet und sie zur deutschen in Parallele stellt, hat bewußt das Wort Lincolns für Frankreich in Anspruch genommen: „The pen is mightier than the sword — die Feder ist mächtiger als das Schwert." Diese ganze Einstellung bestimmte im Januar 1924 auch die französische Kammer, einen Gesetzentwurf anzunehmen, der für Propagandazwecke einen weiteren Betrag von sechs Millionen Franken forderte, wodurch die Gesamtaufwendungen Frankreichs für Propaganda sich für das Etatjahr 1924 auf 63 Millionen Franken beliefen, wovon



Französischer Pressedienst
Coblenz

3. Jahrgang. Nr. 23.
9. März 1923

Nachrichtenblatt

Herausgegeben zur rein sachlichen Berichtigung der Falsch- und Hetzmeldungen über das besetzte Gebiet.

Unsern Lesern zur Mitteilung, dass wir Nachrichten und Aufsätze, welche ihnen zur Veröffentlichung in dem Nachrichtenblatt geeignet erscheinen sollten, mit Dank entgegennehmen werden. Wir behalten uns jedoch vor, dieselben in unserem Blatte aufzunehmen oder nicht. Manuskripte werden nicht zurückgegeben.

etwa 47 Millionen auf die Auslandspropaganda entfallen. In der Begründung des Kredits hieß es u. a., daß er dazu dienen solle, „die Verbreitung täglicher Nachrichten aus französischer Quelle zu fördern". Das war wohl auch der bestimmende Grund, der Frankreich veranlaßte, nach Besetzung des Rheinlandes ein derartiges Verbreitungsorgan zu schaffen und das Gleiche beim Ruhreinbruch zu wiederholen.

Napoleon I. wird der Ausspruch zugeschrieben, daß vier feindliche Zeitungen mehr Schaden anrichten könnten als 100000 Mann im offenen Feld. Das scheint einer der wenigen Gedanken des großen Vorgängers zu sein, den die Napoleoniden der Nachkriegszeit verstanden haben. Während auf der einen Seite die Unterdrückung der deutschen Presse in einem Ausmaß durchgeführt wurde, das der als oberstes Menschenrecht proklamierten Freiheit der Presse, auf die man sich jenseits der Vogesen gegenüber unserer Kultur so gern beruft, Hohn spricht, schuf man auf der anderen Seite ein Organ, das „als öffentliche Meinung" dem unterjochten deutschen Volksteil von den Machthabern aufgezwungen wurde.

Am 15. April 1921 erschien in Coblenz zum erstenmal ein von dem französischen Pressedienst heraus gegebenes „Nachrichtenblatt", das von da ab in Zwischenräumen von meist zwei, zuweilen auch bis zu fünf Tagen herauskam, bis es schließlich zu täglichem Erscheinen überging. Das Blatt trägt keinerlei Impressum, aus dem ersichtlich wäre, wer die verantwortlichen Redakteure, Herausgeber oder Verleger sind. Der „Deutsche" (Nr. 127, vom 4. Juni 1922) will wissen, daß es von einem Herrn Brusquet, dessen Büro sich in den Diensträumen der Alliierten Rheinlandkommission befindet, geleitet werde. Brusquet sei Südfranzose, mit einer Coblenzerin verheiratet, behaupte, Anhänger der sozialistischen Weltanschauung, überzeugter Pazifist und Gegner des Diktats von Versailles zu sein. Er veranstalte in Coblenz häufig literarische Tees und sonstige Zusammenkünfte, in denen poli-

[1]) Vgl. den Aufs. v. P. M. Baumgarten im Dezemberheft 1925 d. S. M. „Französ. Militärjustiz".

tische Tagesfragen besprochen würden. Zu den Pazifistenvereinigungen Deutschlands unterhalte er rege Beziehungen.

Von wem das Blatt anfänglich gedruckt wurde, ist meines Wissens bis heute nicht geklärt. Einen kleinen, wenn auch sehr unklaren Anhaltspunkt bietet das „Nachrichtenblatt" selbst, wenn es in Nr. 27, Jahrgang 2, schreibt:

„Gegenwärtig wird unser Blatt von einer anderen Druckerei gedruckt. Ohne uns etwas Derartiges voraussehen lassen zu können (!), teilte uns der Direktor der früheren Druckerei kürzlich mit, daß er aus politischen Gründen den Druck des ‚Nachrichtenblattes' nicht mehr übernehmen könnte. Wir bedauern einen solchen Entschluß, der unseres Erachtens durch nichts berechtigt ist."

Danach scheint sich also anfänglich eine deutsche Druckerei für französische Vorspanndienste hergegeben zu haben. Einen weiteren Anhaltspunkt erhält man aus der nach dem 1. November 1924 eingetretenen Veränderung in der Verbreitungsweise des Blattes. Anfänglich und besonders in der Inflationszeit wurde es kostenlos vertrieben, in Umschlägen als Drucksache durch die Post, teilweise aber auch durch die Kreisdelegierten selbst. Auch die französischen Buchhandlungen trugen eifrig zur Verbreitung bei. Die Weitergabe von Hand zu Hand ist nur sehr schwer in Rechnung zu stellen. Die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 383, vom 24. Mai 1922) hat festgestellt, daß vielfach die Postumschläge das amtliche Siegel der französischen Besatzungsbehörde trugen, um die für solche Sendungen geltende Portofreiheit der deutschen Post auszunutzen. Im altbesetzten Gebiet wurde damals eine ziemliche Verbreitung festgestellt — auf 50000 Einwohner ungefähr 250 Stück —, am stärksten offenbar in der Pfalz, weniger in Trier, Krefeld und Aachen. Wie der „Rheinische Beobachter" zu melden wußte, ist die Verbreitung auf dem platten Lande gelegentlich mit dem amtlichen Stempel des Landratsamts erzwungen worden. Auch über das besetzte Gebiet hinaus fand es auf diese Weise Absatz, indem es der Presse und prominenten Persönlichkeiten ins Haus geschickt oder durch Agenten vertrieben wurde.

Später wurde es gegen ein im Voraus zu zahlendes Monatsabonnement unter Kreuzband zugestellt. Eine Neuerung trat im November 1924 nur insofern ein, als es nunmehr auch durch die Post bezogen werden kann zu einem Preise von 0,85 GM., während die frühere Zustellung durch Träger ins Haus (3 Fr. oder 0,85 GM.) und unter Kreuzband (5 Fr. oder 1,25 GM.) daneben beibehalten wird. Das hängt mit dem Wechsel in der Vertriebsstelle des „Nachrichtenblatt" zusammen. Früher lag der Vertrieb in den Händen der Firma Georg Müller, Coblenz, Viktoriastr. 34, seit dem 1. Oktober 1924 hat die Geschäftsstelle des Blattes die „Expedition" selbst übernommen und Georg Müller ist gänzlich ausgeschieden. Mit der Nr. 249, vom 27. Oktober 1925, ist jede französische Preisbezeichnung auf dem Kopf des Blattes verschwunden, es heißt nur noch: Einzelpreis: 5 Pf. Das „Nachrichtenblatt" scheint also der deutschen Währung mehr Vertrauen entgegenzubringen als der französischen, obwohl es selbst während der Stabilisierungsaktion durch eine zynische Zeichnung der deutschen Mark kein langes Leben prophezeite.

Da Herr Brusquet den Inhalt des Blattes nicht mit seinem Namen decken zu können glaubt, läßt er es unter dem nichtssagenden Signum „Französischer Pressedienst, Coblenz" herausgehen. Weil dieser Pressedienst formell keinen amtlichen Charakter trägt, sind auch die französischen Besatzungsbehörden in der Lage, jede Verantwortlichkeit für das Blatt und seinen Inhalt abzulehnen. Es liegt aber auf der Hand, daß in Wahrheit das Unternehmen durchaus ein Glied der amtlichen französischen Rheinpolitik ist. Was das „Nachrichtenblatt' eigentlich will, und was sich wohl schwerlich aus dem einfachen Kopf herauslesen läßt, brachte es anfänglich in einem Untertitel zum Ausdruck, wo es hieß: „Herausgegeben zur rein sachlichen Berichtigung der Falsch- und Hetzmeldungen über das besetzte Gebiet." Anscheinend aber hat die Redaktion eingesehen, daß der Untertitel dem wirklichen Zwecke des Blattes nicht entsprach, denn seit dem 1. Oktober 1924 ist er, ohne jede Erklärung, fortgefallen. An und für sich hat das Blatt damit also selbst zu-

gegeben, daß es gemäß der Idee seines Ursprungs keine Existenzberechtigung mehr hat. Es erscheint aber unentwegt weiter und ist sich auch in seiner inneren Struktur vollkommen treu geblieben, nämlich aus dem Zusammenhang gerissene Auszüge aus deutschen Zeitungen für seine Zwecke herzurichten und seinerseits Falsch- und Hetzmeldungen zu verbreiten.

Wenn mir auch bedauerlicherweise die erste Nummer des „Nachrichtenblatt" nicht mehr vorliegt, die doch sicherlich eine eingehende Einleitung über Zweck und Ziel enthalten hat, so wird dieser Mangel in etwa behoben durch den Begrüßungsaufsatz „An unsere Leser", mit dem der zweite Jahrgang sich einführte. Mit vollendeter Ungeniertheit suchte dieser eine freundschaftliche Verbindung mit deutschen Lesern vorzutäuschen, aus deren Initiative das Blatt hervorgegangen sei und von denen es „unzählige Ermutigungsschreiben" erhalten haben will.

Ich möchte füglich bezweifeln, daß die „Auchdeutschen" wirklich so „zahlreich" gewesen sind, die als gemeine Landesverräter in schamlosester Weise diesem völkerverhetzenden Propagandaorgan zu Leben verholfen haben. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß die im Rheinland im französischen Solde stehenden Separatisten mit diesen „zahlreichen Deutschen" identisch sind, wozu noch dieser oder jener „deutsche" pazifistische Fanatiker kommt, die, wie der verstorbene englische Pazifist Morel mit Bedauern und Verachtung feststellt, sich nicht genug tun können in der Beschmutzung ihres eigenen Vaterlandes. Solchen Auchdeutschen zuliebe ein derartiges Organ ins Leben zu rufen, kennzeichnet eigentlich dessen Absichten schon zur Genüge, würde man bei seiner Lektüre nicht fortgesetzt daraufstoßen, daß es als ein Hetzblatt schlimmster Sorte lediglich der Unterstützung der französischen Politik dient. Eine Verherrlichung des Friedensgedankens, der in dem erwähnten Artikel folgt, dient zur pazifistischen Verbrämung der französischen Rheinpolitik.

In Nr. 246, vom 23. Oktober 1924, wandte sich die Geschäftsstelle mit einer „Abonnementseinladung" an die Bevölkerung, in der es heißt: „Die vor einiger Zeit verbreiteten falschen Gerüchte vom Eingehen des Nachrichtenblattes gaben vielen Lesern Gelegenheit, uns ihre Sympathie zu bekunden. Wir wiederholen unsere bereits abgegebene Versicherung, daß das Nachrichtenblatt nicht daran denkt, sein Erscheinen einzustellen. Es wird auch weiterhin bemüht sein, in sachlich-ruhiger Weise der Verständigung und dem Frieden zu dienen...." Daß gerade das „Nachrichtenblatt" dazu berufen sein soll, der Verständigung zu dienen, wirkt wie bitterer Hohn und wird der füglich bezweifeln, der einige Nummern aufmerksam verfolgt und dann nur mit lebhaften Bedauern davon Kenntnis nimmt, daß die „Gerüchte vom Eingehen" des Nachrichtenblattes sich nicht bewahrheitet haben.

Wie sieht nun die „rein sachliche Berichtigung" aus? Die meisten deutschen Zeitungen scheint das Büro einer sorgfältigen Kritik inbezug auf franzosenfeindliche Bemerkungen über das besetzte Gebiet zu unterziehen. Denn sowohl viele führende Berliner, wie auch andere bedeutendere Provinzzeitungen werden zitiert und „richtiggestellt". Bei dieser Art „Berichtigungen" beschränkt sich das Blatt meist auf die Wiedergabe der Nachricht mit der Schlußbemerkung, daß nach seinen Informationen die Sachlage eine andere sei. Wie, das wird wohlweislich verschwiegen.

Das Blatt war auch einer der eifrigsten Verteidiger der „Schwarzen Schmach". Bestialitäten wurden als unwahr oder als nicht erwiesen bezeichnet. Man zitierte sogar Lettow-Vorbeck, um die Vorzüge der Schwarzen zu preisen. Nicht ungeschickt war die Gegenüberstellung zweier Aufsätze: „Die Propaganda gegen die farbigen Truppen" und „Die weißen Bestien in Oberschlesien" (aus „Die Kommunistin"). Während in dem ersten Aufsatz die Neger als „große Kinder in guter Laune" geschildert wurden, die „gerne an den Spielen der deutschen Kinder teilnehmen", ergeht sich der folgende Aufsatz in den gemeinsten Anwürfen gegen die deutschen Truppen anläßlich ihres damaligen Einzugs in Oberschlesien. Dort ist von „Greueltaten" die Rede, die sie an „Volksgenossen" verübt hätten. Die wider-

lichsten Bestialitäten werden der Reichswehr angedichtet. Für unkritische Gemüter dürften die beiden Artikel gerade in ihrer Gegenüberstellung gefährlich sein.

Von der Art der vorhin erwähnten Berichtigung ist das „Nachrichtenblatt' im Laufe des 2. Jahrgangs immer mehr abgekommen, immer mehr damit aber auch von Meldungen über das besetzte Gebiet. Das, was sich das Blatt zur Hauptaufgabe gestellt hatte, wurde auf ein Mindestmaß beschränkt und kommt jetzt nur noch dann und wann zum Vorschein. Es gibt wochenlang Nummern des „Nachrichtenblatts", in denen überhaupt keine Hetz- oder Falschmeldungen widerlegt, sondern nur französische Falsch- und Hetzmeldungen gemacht werden, wenn auch in verbrämter und äußerst geschickter Form. Aus der Abwehr ist Angriff geworden, aus dem besetzten Gebiet das ganze Deutschland, aus den Berichtigungen wird Deutschenhetze schlimmster Art. Man nimmt innerdeutsche Angelegenheiten zum Gegenstand eines gehässigen Artikels, man räumt immer wieder der Kriegsschuldfrage breitesten Platz ein, wobei der Hunne und Barbare als der Hauptschuldige und Alleinschuldige gekennzeichnet wird und alle Gegenströmungen mit dem Sammelnamen „alldeutsch" oder „völkisch" belegt werden. Wie verkümmert muß das Billigkeitsgefühl einer Besatzungsmacht sein, die den Deutschen des besetzten Gebietes die Erörterung der Kriegsschuldfrage verwehrt, durch das Blatt ihres eigenen Pressedienstes aber immer wieder für die Lüge von der Alleinschuld Deutschlands Propaganda machen läßt. Man berichtet ebenso über den Wohlstand der deutschen Industrie wie über die geringen Beträge der deutschen Steuerzahler. Man nennt Bismarcks Emser Depesche eine Fälschung, wie man das Versailler Diktat als milde gegenüber dem Frankfurter Frieden bezeichnet. Was das Blatt selbst treibt, das wirft es außerdem uns Deutschen vor. „Wie wir schon bemerkt hatten, ist es uns unmöglich, alle Falschmeldungen, welche durch die deutsche Propaganda täglich gegen uns verbreitet werden, zu brandmarken. Wir erlauben uns immerhin festzustellen, daß gewisse deutsche Zeitungen, welche der Ansicht sind, daß dieser Lügenfeldzug verhängnisvoll ist, heute ihre Leser einladen, diese Nachrichten mit der größten Vorsicht aufzunehmen."

Kritisch hat „Die Zeit" einmal in Nr. 187 ihres 2. Jahrgangs die Propagandaart des „Nachrichtenblatt" untersucht, indem sie aus der Fülle des Materials den in Nr. 104 abgedruckten Brief eines Rheinländers zitiert, der allerdings ein derartiges Maß undeutscher Gesinnung aufweist, daß sich die Herausgeber des „Nachrichtenblatt" vor Freude schier nicht lassen können: Darin heißt es u. a.:

„Warum hat kein deutscher Bischof oder Priester den Mut gefunden, öffentlich gegen die Oberste Heeresleitung aufzutreten, die an einem Karfreitag, dem Sterbetag des Welterlösers, ca. 80 fromme Beter in einer katholischen Kirche von Paris durch eine wohlgezielte Granate mordete? Wie konnten in den letzten Jahren des Krieges, als schon feststand, daß die deutsche Regierung einen Frieden wollte, der den Intentionen des Hl. Vaters nicht entsprach und mit den Interessen Christi nichts gemein hatte, trotzdem katholische Geistliche von der Kanzel aus Propaganda für die Kriegsanleihen machen? Mir hat mal kürzlich ein katholischer Pfarrer aus E. bekannt, daß er sich noch heute Gewissensbisse mache, daß er die Kanzel nicht zum Verkünden des Wortes Gottes, sondern zur Propaganda für die Kriegsanleihe benutzt habe. Endlich, wann hat ein deutscher Bischof oder Priester protestiert gegen die allem Christlichen Hohn sprechenden Deportationen, die die Wiedereinführung der Sklaverei bedeuten?"

Es verlohnt, diesen Brief einer eingehenderen Betrachtung zu unterziehen. In den Bemerkungen, die die Redaktion ihm vorausschickt, heißt es: „Aus leicht begreiflichen Gründen müssen wir leider auf die Angabe des Namens unseres Korrespondenten verzichten." Das bedauern auch wir aufrichtig, und wir können uns des Verdachts nicht erwehren, daß der Rheinländer, der freiwillig diesen Schmähbrief geschrieben haben soll, gar kein Deutscher ist. Denn er steht mit der deutschen Sprache auf eigentümlich gespanntem Fuß. Er schreibt so, als wenn er das Ganze aus einer fremden Sprache, sagen wir aus dem Französischen, übersetzt hätte. Fol-

gender Satz zum Beweis: „Haben die Kreise, die jetzt gegen die Schwarze Schmach protestieren, auch protestiert, als die deutschen Kulturträger in den Kolonien die schwarzen Frauen mißbrauchten? Sind sie in ähnlichen Protestversammlungen aufgetreten gegen den Dr. Peters, den Begründer der deutschen Kolonien, dessen und der andern Treiben damals im Reichstag zu brandmarken ein Verdienst des leider von der alldeutschen Meute ermordeten Erzberger ist?“ Ist das nicht in schlechtes Deutsch übersetztes gutes Französisch?

Alles, was in Deutschland Gegenstand des Streites ist, sei es zwischen Parteien, sei es zwischen Wirtschafts- oder Interessengruppen, sei es zwischen monarchistischen oder republikanischen Anschauungen, oder seien es religiöse Streitfragen, an all diesen Dingen kocht auch das „Nachrichtenblatt“ sein Süppchen. Da wird über die „Dolchstoßlegende“ geschrieben, um die Parteien gegeneinander aufzuhetzen, Artikel über „Die höheren Zehntausend“ und „Klassenjustiz“ sollen die Massen aufpeitschen, mit der Überschrift „Positiver Preisabbau“ sucht man das ehrliche Bemühen der Regierung herabzusetzen. Mit Wonne wühlt das Blatt in den innerpolitischen Auseinandersetzungen, die z. B. Locarno ausgelöst haben. „Aus dem Cuno-Paradies“, „Fememorde“ u. a. hetzen die Verbände aufeinander, fast eine halbe Seite ist der Abhandlung über „Eine provokatorische monarchische Kundgebung“ gewidmet. „Der Herr von Oels!“ kehrt oft wieder, noch häufiger aber Aufsätze, wie „Die Politik des Hauses Doorn“, um die Sozialdemokraten gruselig zu machen, oder „Erinnerungen aus großer Zeit“, „Zur Auffrischung des Gedächtnisses“, die nicht gerade glückliche Aussprüche des ehemaligen Kaisers aufzählen, aber vollkommen aus dem Zusammenhang gerissen sind. „Der Retter Hindenburg“ und die „Rheinlandfeiern“ waren der Redaktion aber doch erheblich auf die Nerven gefallen. Ein Aufsatz über „Die Berliner Kolonialpropaganda“ schließt mit den bezeichnenden Worten: „... die früheren deutschen Kolonien haben seit dem Mandatsregime einen bemerkenswerten Aufschwung genommen und sehnen sich wohl kaum wieder unter die Herrschaft der früheren Kolonisatoren zurück“ (Nr. 183, vom 9./10. August 1925). Ein „Vom Geist des Friedens und von „pazifistischen Wirrköpfen“ handelnder Aufsatz, der in naiver Konstruierung einer in Waffen starrenden Nation eine größere Abrüstung zumißt als einer materiell vollkommen abgerüsteten, wenn sie nur dem Geiste des Krieges abhold sei, schreibt von uns: „Da haben wir alles beisammen: diplomatisch, brutal und sentimental wird die Stimmung des Volkes hochgepeitscht, und wer darin eine Gefahr für den Weltfrieden sieht, ist ein ‚pazifistischer Wirrkopf‘.“

Gemeingefährlicher läßt sich aber wohl kaum eine Nachricht abbiegen, als das in einem Aufsatz „Giftgas“ (Nr. 245, vom 22. Oktober 1925) geschieht. Dort ist eingangs die Rede von dem Tode eines englischen Professors, dessen Erkrankung unter dem Einfluß von Giftgasen erfolgte. Der Professor stirbt in England bei englischen Versuchen der Giftgasforschung. Dieses „Opfer eines zu kriegerischen Zwecken ausgebeuteten Gebietes der Wissenschaften“ soll nun dem Lande, „dessen chemische Rüstungsanlagen darauf hinarbeiten, einen künftigen Gaskrieg vorzubereiten“, zur Einsicht werden und in ihm eine Abwehrbewegung gegen solche Unternehmungen zeugen. Wer bis dahin noch daran zweifeln konnte, daß hiermit Deutschland gemeint war, der wird eines Besseren belehrt durch den Schlußsatz: „Gerade aus deutschen militärischen Kreisen sind immer wieder Stimmen laut geworden, die auf die Giftgasforschung als auf die Vorbereitung der chemischen Waffen des Zukunftkrieges hingewiesen haben. Man fabelt munter weiter vom frischfröhlichen Krieg und braut in den Laboratorien das schleichende Gift der Chlorazetophonole und Dichloräthylsulfide, deren Namen dem Laien so geheimnisvoll unverständlich klingen, und die doch eine unausdenkbare Summe von Schrecken in sich bergen.“ Es gehört schon die verlogene Umdrehungskunst eines französischen Propagandisten dazu, um aus einer England betreffenden Nachricht Deutschland einen belastenden Strick zu drehen.

Die besondere Geschicklichkeit des „Nachrichtenblatt" liegt darin, klug ausgewählte deutsche Stimmen zu Worte kommen zu lassen, besonders aus linksradikalen oder pazifistischen Blättern, aus denen es überhaupt sein Hauptmaterial bezieht. Sollte dieser oder jener aber einmal einer anderen Quelle entstammen, so freuen sich gewisse Pressekreise Deutschlands des „gefundenen Fressens" und können am anderen Morgen ihren Lesern die interessante Sache nicht schmackhaft genug vorsetzen. In dem einen wie in dem andern Falle geben sie sich zum Handlanger französischer Interessen auf Kosten deutscher Einigkeit her.

Auf einen bezeichnenden Zug des Blattes macht der „Rheinische Beobachter" (22. Juni 1922) aufmerksam: „Bekanntlich wird die ganze Loslösungsbestrebung der Smeets und Dorten mit französischem Gelde gemacht; im Sinne der französischen Politik aber liegt es, die Sache so hinzustellen, als ob sie aus der Initiative der Rheinländer selbst heraus sich trage. Bezeichnenderweise wird deshalb nie unter den Zitaten des Nachrichtenblattes — aus denen es sich in der Hauptsache zusammensetzt — aus einem Blatt der Sonderbündler, Rheinische Republik, Rheinischer Herold, Rheinländer und so weiter abgeschrieben. Man denkt den Bestrebungen zu schaden, wenn man sie irgendwie offiziös mit den französischen Presseäußerungen im Rheinland in Beziehung bringt."

In Frankreich selbst scheint man mit den Leistungen des „Nachrichtenblatt" nicht immer ganz zufrieden zu sein, das zeigt ein Artikel der „L'Action française": „L'inanité de notre action dans les pays occupés", der in seinem Ingrimm über „la formidable presse de Stinnes et le Heimatdienst" es „une feuille invraisemblable" (ein unwahrscheinliches Blatt) nennt. Demgegenüber sei „die infame Gazette des Ardennes" ein „Musterblatt offizieller Journalistik" gewesen. „Was bringt es? Von allem ein Weniges, eine unverdauliche Masse von Noten, Depeschen und Ausschnitten aus der deutschen sozialistischen Presse, aus französischen Blättern!" Dann wird zu einer großzügigeren Zeitungspropaganda aufgefordert. Es gelte, eine große Tageszeitung an die Stelle dieses Käseblattes zu setzen, „plus vivant, plus direct, serrant de plus près l'actualité faite pour la riposte instantanée comme pour l'attaque brusquée." Wenn der Artikelschreiber daneben eine aktive Pressearbeit darin sieht, daß die sogenannten ‚rheinischen', in Wirklichkeit ‚preußischen' Blätter kurzerhand so lange verboten werden sollen, bis sie „Respekt gelernt haben vor der Wahrheit und den fremden Siegern", so zeigt das klar und deutlich, mit welchen propagandistischen Triebkräften Frankreichs wir es am Rhein zu tun haben.

Bald nach dem Ruhreinfall gesellte sich zu dem „Nachrichtenblatt" ein in der Tendenz und Aufmachung vollkommen gleichgerichteter Ableger, der „Nachrichtendienst" in Düsseldorf, der in der Druckerei des von den Franzosen beschlagnahmten „Düsseldorfer Tageblatt" hergestellt wurde. Auch er wurde durch den Französischen Pressedienst herausgegeben, ohne sich durch die Bezeichnung eines Verlegers, Druckers oder Redakteurs zu enthüllen. Die enge Verquickung des „Nachrichtendienstes" mit den militärischen Stellen geht einwandfrei aus einer Dienstnote des Chefs des Generalstabes, Baratier, hervor, in der es heißt: „Die Zeitung ‚Nachrichtendienst', die vom Generalstab der Rheinarmee herausgegeben wird, soll nächstens vergrößert werden. Es ist möglich, daß sie Mitteilungen von deutschen Personen erhalten würde, welche anonym bleiben möchten. Diese können ihre Briefe für die Zeitung an dieselbe Adresse und unfrankiert in die mit französischer Schrift bezeichneten Briefkästen der Redaktion werfen. Der Dienst, welcher die Entleerung dieser Briefkästen besorgt, wird diese Korrespondenz dem Generalstab der Armee übermitteln." Auch der „Nachrichtendienst" war eine Tageszeitung in deutscher Sprache, die von französischen Soldaten kostenlos auf der Straße verteilt und weit in das Ruhrgebiet hinein zu Propagandazwecken in hoher Auflage vertrieben wurde, teils durch Agenten, teils durch die französischen Buchhandlungen. Auch der deutsche Straßenhandel wurde zeitweilig gezwungen, das Blatt feilzuhalten. In der kostenlosen Verbreitung lag gerade während der Inflationszeit

eine große Gefahr für die deutsche Bevölkerung. Viele konnten sich infolge der wirtschaftlichen Not keine Zeitung mehr halten und griffen in ihrem Nachrichtenhunger gierig nach dem Gedruckten, das sich hier kostenlos bot. Und damit hatte die französische Propaganda gerechnet und das geschickt aufgemachte Blatt gerade auf die wirtschaftlich Notleidenden, den Mittelstand, die Arbeiter und die Erwerbslosen, abgestellt. Ebenso wie das „Nachrichtenblatt" wußte es die verschiedensten Kreise und Anschauungen gegeneinander auszuspielen, deutsche Regierungsmaßnahmen einer verletzenden Kritik zu unterziehen und daneben die französische Kultur der deutschen Bevölkerung ins rechte Licht zu rücken. Der „Rheinische Beobachter" (27./28., vom 6. Juli 1924) bezeichnete den „Nachrichtendienst" als ein um so gefährlicheres Werkzeug französischer Kulturpropaganda, als die deutsche Presse im besetzten Gebiet es aus Furcht vor Unterdrückung nicht wagte, den Bestrebungen dieses Hetzblattes entgegenzutreten. Das Blatt der vorurteilslosen Belehrung und Aufklärung, oder wie es sich selbst in einem Untertitel nennt: „Berichtigungs- und Informationsblatt für das besetzte Ruhrgebiet", inhaltlich zu kennzeichnen, liefe auf eine Wiederholung des bereits skizzierten „Nachrichtenblattes" hinaus. Aber ein Beispiel aus der Nummer vom 27. Juni 1923 mag sinnfällig den Inhalt kennzeichnen. Über Deutschland steht da geschrieben: „In Berlin wird viel gegessen und noch viel mehr getrunken. Man tanzt, und der brave Bürgersmann geht in die Theater und Kinos, wo pseudonationalistische Stücke gegeben werden. Das ist ein angenehmer Zeitvertreib; man wird dicker dabei, und es ist nicht gefährlich." Und über Frankfurt, denn aus diesen beiden Städten scheint Deutschland in den Augen des Beobachters nur zu bestehen: „Ich möchte sogar behaupten, daß viele Einwohner dieser schönen Stadt die Ankunft der Franzosen nicht ungern sehen würden. Man hat Angst vor den Kommunisten und den damit verbundenen Plünderungen ...".

Zur Frage: Welchem Blatt gebührt der Preis, das schmutzigste Blatt der Welt zu sein?, schrieb der „Vorwärts" u. a. folgendes:

„Wir möchten den Preis unbedenklich einer Zeitung zuerkennen, die den Titel führt ‚Nachrichtendienst, herausgegeben durch den französischen Pressedienst Düsseldorf, Berichtigungs- und Informationsblatt für das besetzte Ruhrgebiet'. Nichts kennzeichnet die Entwürdigung der so vielfach geschändeten ‚Pressefreiheit' stärker als die Existenz einer Zeitung auf deutschem Boden, die vom französischen Militärkommandanten und von der französischen Regierung subventioniert wird, während die wirkliche deutsche Presse desselben Gebiets unter den schwersten Bedrückungen und Schädigungen zu leiden hat. Sein Fortbestand bedeutet nach der Beendigung des Ruhrkriegs zweifellos eine dreiste Einmischung in die inneren deutschen Verhältnisse. Das ganze Streben der Redaktion ist darauf gestellt, alles, was in Deutschland geschieht, zu verdächtigen und herunterzureißen, die Politik Poincarés aber und der französischen Generale zu verherrlichen. Man denke nur an ein von dem ‚Nachrichtendienst' verbreitetes Bild: ‚Stresemanns Nachgiebigkeit'. Die Ruhr ist dargestellt durch einen mächtigen Geldschrank, auf den Herr Poincaré, den dickbändigen ‚Friedensvertrag' unterm Arm, seine Hand gelegt hat. Daneben Herr Stresemann in dürftige Lumpen gehüllt. ‚Laß ihn los' — so läßt man ihn sagen — ‚und alles, was ich sonst hab', sei dein!' Mit andern Worten, die Ruhr, den Reichtum Deutschlands, wollte Frankreich festhalten, das übrige Deutschland aber als armseliges Beiwerk beiseiteschieben."

Der „Nachrichtendienst" ist bei der Ruhrräumung mit einem phrasenreichen Abschiedswort an seine Leser von der Bildfläche verschwunden. Seine Tendenz aber lebt weiter in dem „Nachrichtenblatt" in Coblenz, auf das die Charakterisierung des „Nachrichtendienstes" durch den „Vorwärts" vollkommen zutrifft. Was sich dieses an Beleidigungen der deutschen Staatsmänner und selbst des deutschen Staatsoberhauptes leistet, kann ein Volk von Ehre auf die Dauer nicht länger ertragen. Außerdem steht das „Nachrichtenblatt" in schärfstem Gegensatz zu den Folgerungen aus dem Dawes-Gutachten und dem Vertrag von Locarno. Es handelt sich bei der Herstellung dieses „Nachrichtenblattes", das durch seinen deutschen

Text noch nicht einmal für die französischen Truppen oder andere Angehörige der Besatzungsmacht bestimmt sein kann, um völlig unproduktive Ausgaben, die indirekt von Deutschland aufgebracht werden, und auch aus diesem Grunde ist es erforderlich, daß so schnell wie möglich ein Abbau eintritt. Seine Hetzarbeit ist ganz dazu angetan, das große Problem der europäischen Befriedung zu hintertreiben. Was der „Vorwärts" für den „Nachrichtendienst" forderte, trifft daher mit ebensolcher Entschiedenheit auch auf das französische „Nachrichtenblatt" in Coblenz zu, daß „dieses schmutzige Produkt militaristischen Eroberungshochmutes auf deutscher Erde so rasch wie möglich verschwindet".

Diese Darstellung wurde zu einer Zeit geschrieben, in der das „Nachrichtenblatt" noch bestand. Dem Druck maßgeblicher Stellen in Deutschland hat die französische Regierung schließlich nachgegeben und das Eingehen des Blattes veranlaßt. Mit einem Abschiedswort, das noch einmal dem, der das Blatt die Jahre hindurch aufmerksam verfolgt hat, die ganze Verlogenheit des Systems vor Augen führt, kündigte es die Einstellung des Erscheinens an. Es schrieb:

„Die Mitteilungen der verbündeten Regierungen und die vor kurzem erfolgte Kundgebung der Rheinlandkommission haben dem Reiche zu erkennen gegeben, in welchem Maße die Alliierten entschlossen sind, ihren Wunsch nach Verständigung, ihren versöhnlichen Geist und ihren guten Willen zum Ausdruck zu bringen. Getragen von dem Geist, aus dem die bisher getroffenen Maßnahmen entsprangen, sind wir zu der Überzeugung gelangt, daß die Aufgabe des Nachrichtenblattes beendigt ist. Während mehrerer Jahre waren wir bemüht, das Ziel, das wir uns gesteckt hatten, zu erreichen, nämlich die Aufklärung über zahlreiche ungenaue Auffassungen, die wir bei einer genauen Prüfung der Presse festzustellen in der Lage waren. Indem wir so unsere Aufgabe zu erfüllen suchten, handelten wir nur im höheren Interesse der Wahrheit und trugen auf diese Weise unsern Teil dazu bei, die Hindernisse aus dem Weg zu räumen, die die Annäherung der Völker untereinander verzögerten. Der Vertrag von Locarno hat den Weg der Rettung aus den Wirrnissen der Nachkriegszeit geöffnet. Nun ist es Sache der Völker, diesen Pfad zu einer breiten und lichten Straße auszubauen. Deshalb muß nun jeder mit seinem guten Willen die Staatsmänner, die das Werk begonnen haben, unterstützen."

Diese einen gewissen hohen Idealismus vortäuschenden Schlußworte mögen mit der von mir gegebenen Charakterisierung dieses Blattes verglichen werden, um zu der Erkenntnis zu gelangen, wie es in seiner harmlosen Aufmachung und sehr geschickten psychologischen Einstellung auf politisch unkritische Gemüter einen verderblichen Einfluß ausüben konnte, und wie wichtig es ist, mit kritischem Sinn an Presseerzeugnisse heranzugehen, deren Richtung und Zweck nicht unumstößlich feststeht.

Das Spottbild des französischen Nachrichtendienstes im Ruhrkampf

Die Franzosen fanden mit ihren Nachrichtenblättern zur Widerlegung der Hetz- und Falschmeldungen über das besetzte Gebiet nicht überall die Gegenliebe der Bevölkerung. Zwar nahmen manche das Blatt als Geschenk gern an, weil man sein Butterbrot darein einwickeln und das Papier auch sonst noch auf manche Art nützlich verwenden konnte. Aber die Mehrzahl der Bevölkerung hatte für diese Art von Berichtigung und politischer Franzosenpropaganda kein Verständnis. Man sann auf Mittel, das Propagandablatt wohlschmeckender zu gestalten, und da verfiel man auf den glücklichen Gedanken, es nach dem Muster mancher französischer Zeitungen mit Spottbildern auszustatten, die auch dem eiligen oder den Text nicht beachtenden Leser das nahebrachten, was ihm die französische Pro-

paganda sagen wollte. Aus der reichen Galerie dieser Spottbilder des Nachrichtenblattes sollen ein paar bezeichnende Proben gegeben werden.

Auf einem reklamehaft wirkenden, eine ganze Seite füllenden Bilde sehen wir eine Brunnennymphe, die „Wahrheit" unterschrieben, die zur Hälfte in einem Brunnen steht und sich in einem Spiegel beschaut. Es soll wohl das Symbol für die Aufklärungsarbeit des „Nachrichtendienstes" sein. Alle wichtigen innen- und außenpolitischen Ereignisse der Lage im Ruhrgebiet werden durch den Nachrichtendienst im Spottbild gezeigt.

Ein Lieblingsthema ist natürlich der passive Widerstand, der in einen „spontanen" Widerstand umgedeutet wird. Der Reichskanzler Cuno wäscht als ein neuer Pilatus seine Hände in Unschuld, darunter sehen wir einen harmlos des Weges gehenden französischen Offizier und hinter ihm einen Hakenkreuzler, der mit einem Revolver den Franzosen rückwärts zu erschießen droht (siehe Bild). In immer neuer Aufmachung wird das Thema von der „kranken Mark" behandelt. Der Reichskanzler Cuno geht als Zirkuskünstler über ein schmales Seil und trägt an einem Balancierstock die Mark. Das Seil aber bricht unter seinen Füßen, demgegenüber wird dann die stabile Haltung des Francs gerühmt. Mitten im Sturm steht Marianne, die Trikolore schwingend, auf dem Franken, den das Meer verschlingen will. Darüber liest man: „Fluctuat nec mergitur", er wird nicht untergehen! (S. Bild). Auf einem anderen Bilde sitzt der deutsche Michel auf einer Bank und bläst Seifenblasen in die Luft. Die Schüssel, aus der er die Lauge nimmt, ist mit Hakenkreuzen geschmückt, mehrere Seifenblasen sind bereits geplatzt: Der passive Widerstand, der Frankensturz und Ludendorff. Dagegen schweben die Rentenmark, Rußland und das Moratorium noch in der Luft. Eine neue Seifenblase hatte der unermüdliche Michel soeben fast fertig, auf der man das Wort „Revanche" liest. Marianne schaut ihm, hinter einem Zaun versteckt, spöttisch zu, an dem auch der Amerikaner und der Engländer mit bedenklichem Gesicht den Michel bei seinem gefährlichen Treiben beobachten. Die französische Rheinlandpolitik wird auch ständig im „Nachrichtendienst" behandelt. Aus den Fluten des Rheines taucht der alte Flußgott Vater Rhein. Auf seinem linken Ufer steht Marianne, sie hat dem Alten ein Band gereicht, auf dem die Zauberworte der Revolution in Frankreich zu lesen sind:

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit". Er reicht das Band der auf dem rechten Ufer zaghaft und unschlüssig stehenden mit der republikanischen Mütze geschmück-

ten deutschen Republik. Darüber steht: „Versöhnung?". Oder wir sehen einen französischen Soldaten an der Grenze des besetzten Gebietes, das durch Stacheldraht vom übrigen Deutschland abgetrennt ist, die Wacht am Rhein halten, während

ein bolschewistischer Brandstifter, die Brandfackel und den Dolch in der Hand, und ein Hakenkreuzler mit dem Revolver heranschleichen. Im unbesetzten Gebiet haben sie ihre Arbeit verrichtet, der Rauch brennender Städte steigt auf, und im Hintergrund droht eine ganze Reihe Galgen. In Form eines Kalenders wird ein deutschvölkisches Spruchkalendarium gegeben, in dem jeden Tag ein Ausspruch irgendeines Deutschen abgedruckt wird, der den Kriegswillen der Nation beweisen soll. Als dann der „Nachrichtendienst" am 3. September 1924 mit der Nr. 206 des II. Jahrganges sein Erscheinen einstellte, da verabschiedete er sich von den Deutschen in einem bezeichnenden Bilde. Ein französischer Soldat, Schaufel und Hacke über die Schultern gelegt und die Maurerkelle dazu, worauf bezeichnenderweise das Wort „Nachrichtendienst" vorgedruckt ist, verabschiedet sich von dem guten deutschen Michel, der die Zipfelmütze über den Kopf gezogen, friedlich seine Pfeife raucht, während sein Töchterchen, die deutsche Republik dem scheidenden Gast einen Blumenstrauß überreicht. Im Hintergrund ist eine große Brücke, ihre Bogen tragen die Aufschrift: „Dawesgutachten" und „Londoner Abkommen" und auf ihr lauert ein Hakenkreuzler. Unter diesem Bilde liest man die Warnung des nun aus dem Ruhrgebiet scheidenden Nachrichtendienstes: „Mein Werk ist beendet, paß auf, Michel, daß der dort auch nicht die Brücke sprengt!"

Ein Presseschicksal im Ruhrkampf

Von Dr. Heinrich Staab in Neuß a. Rh.

Ich fasse die freundliche Einladung, meinen kleinen Fall zu erzählen, so auf, daß ein Einzelfall von vielen im Rahmen dieses Heftes dazu dienen soll, dem Leser ein Bild zu vermitteln, wie es im Ringen des besetzten Gebietes zuging. Denn Einzelschicksale sind nichts, wenn es um ein Gesamtziel geht.

Schon im Spätherbst 1922 verdichteten sich die Anzeichen einer verschärften Haltung der Besatzungsbehörde gegenüber der rheinischen Presse. In Neuß fand ein Wechsel des belgischen Delegierten statt, wie er auch anderswo eingetreten sein soll. Bis dahin hatten wir in unserem Bezirke, abgesehen von der ersten Zeit der Besetzung, als Zeitung keinerlei Konflikte mit den Besatzungsbehörden, erfreuten uns vielmehr der Möglichkeit, offen zu den politischen Dingen Stellung nehmen zu können. Vor allem an der französischen Politik gegen Deutschland durften wir offen Kritik üben. Die belgische war ja auch nur Schlepptaumeinung und in der ganzen Zeit des Poincaréschen Regimes niemals initiativ. Dem unmittelbar Beteiligten konnte es nicht entgehen, daß Kritiken, die im französischen Gebiet bereits schwer geahndet wurden, im belgischen keine Beanstandung fanden.

Da setzte am 11. Januar 1923 der Ruhreinbruch ein. Am 13. desselben Monats erschien in unserer Zeitung, der „Neuß-Grevenbroicher Ztg." zu Neuß, ein Aufsatz „Gewalt über Recht". Wenige Tage darauf wurde ich als der verantwortliche Schriftleiter zum Büro der „Sûreté militaire" bestellt. Ein hochpeinliches Verhör begann mit der Aufforderung, den Namen des Verfassers zu nennen, was ich unterschriftlich unter Bezugnahme auf das geltende Presserecht ablehnte.

Das Folgende kann ich kurz abmachen. Es folgte eine Vernehmung der anderen, eine Vorstellung des Delegierten an die Zeitungen nach der anderen. Es begann der Kampf der Verordnungen. Deutsche Erlasse wurden mit Verboten der Besatzung geahndet. Inzwischen war eine Vorladung vor das Kriegsgericht zu Aachen zum 31. Januar infolge der Verkehrsunterbrechung vergeblich gewesen und die Sache auf unbestimmte Zeit vertagt. Man konnte also mit einem gewissen Verzweiflungsmut seine journalistische Pflicht in der Front des passiven Widerstandes tun. Es entwickelten sich Themen und Redewendungen, nach deren Abhandlung man gleich nach Hause gehen konnte, um Besuchsmontur für den Gang zur Besatzungsbehörde anzulegen. Die Beunruhigung nahm kein Ende. Smeets und

die anderen dunkeln Drahtzieher arbeiteten in ihren Blättern empörend. Die „Rheinlandskorrespondenz" brachte überraschend intime Informationen. Man hatte Gelegenheit, die Schurken der jounalistischen Aera des Separatismus, deren Geldgeber bekannt waren, vor dem rheinischen Volke bloßzustellen. Sehr bewähren konnte sich auch die Verbindung mit dem Pressedienst des Reichskommissars für die besetzten Gebiete, solange die Willkür der Besatzung ihn duldete.

Ein Dorn im Auge jedes Propagandisten wie der Bevölkerung waren die Bekanntmachungen der Besatzung. Sie haben nirgendwo lange geklebt und nur achselzuckende Beachtung gefunden. Das Empörende an ihnen war ihr politisches Pharisäertum, das zum Himmel schrie. Ein solches Ding suchte, als nach der Besetzung der Eisenbahnen die Eisenbahner getreu den Weisungen ihrer Leitung den Dienst niederlegten, die Reisenden gegen die Braven aufzuputschen. Da hieß es, die Bahner hätten leichtfertig die Verkehrssicherheit gestört und die Besatzungsbehörden deshalb alle Maßnahmen ergriffen, um die Sicherheit zu gewährleisten. Umgekehrt war die Reihenfolge. Was wollte man tun? Eine offene Polemik gegen diese Bekanntmachung hätte das Erscheinen der Zeitung gefährdet. Also wartete man einige Tage und polemisierte dann gegen diese Lügen als angebliche Äußerungen des Pariser „Echo". Das war ja nun nicht der Stein der Weisen, aber wer in allem rücksichtslos seinen jounalistischen Auftrag im Rahmen des passiven Widerstandes erledigen wollte, konnte damit sein Gewissen beschwichtigen, ohne allzu große Gefahr zu laufen. Trotzdem wurde unsere Zeitung für mehrere Tage verboten. Auf Grund welcher Haltung im einzelnen hat man nicht erfahren, konnte sich also nicht danach einrichten. Es kamen schriftliche Hinweise der deutschen Regierung, deutsche Verordnungen zum passiven Widerstande zur Kenntnis der Bevölkerung zu bringen, nachdem die Besatzung sie bereits verboten hatte und lustig ihre Tendenzlügen unter Berufung auf fadenscheinige Ordonnanzen in die Zeitungen preßte. Das geschah bald ohne die kommunale deutsche Behörde, bald mit deren Vermittlung. Oft war auch vorgeschrieben, solche Dinge auf der ersten Seite zu bringen. Man mußte zähneknirschend gehorchen. Das Kapitel „Ausgewiesen, verhaftet, bestraft" wurde zur ständigen Rubrik. Immer enger schnürte sich um den Hals der Redakteure die Rheinlandordonnanz mit der berüchtigten „Würde und Sicherheit der Besatzungstruppen".

Es bedeutete ein gewisses Gefühl der Erleichterung, als ich mit einer Reihe Kollegen zum 8. März 1923 endlich die Vorladung vor das neu eingerichtete Kriegsgericht zu Krefeld bekam. In dem prächtigen Gerichtssaal am Nordwall saßen wir beisammen mit Zollbeamten, die ihrer Dienstpflicht treu geblieben waren. Der Gerichtshof zog mit der namentlich Militärgerichten innewohnenden Feierlichkeit ein. Voran einer mit dem senkrecht hochgehaltenen Degen. Wir erhielten von den Gendarmen hinweisende Püffe, uns zu erheben. Vier Militär- und ein Zivilrichter leierten ihr „je juge" herunter. Man suchte als Angeklagter hinter diesen bärbeißigen Grauköpfen oder hinter den knabenhaften Milchgesichtern zu lesen. Von ihrer Stimmung hing das Schicksal der nächsten Zeit ab. Einer nach dem andern wurde aufgerufen. Ich stand plötzlich vor dem Gerichtstisch. Wieder nach Verlesung der Anklage die so oft gehörte und abgelehnte Frage „Wer hat den Artikel verfaßt?" (Man hatte den Artikel bei einer plötzlichen Haussuchung beschlagnahmt und kannte den Verfasser!) Ich berief mich — mehr in psychologisch erklärbarer Erregung als im bewußten Affront — auf das „in allen Kulturstaaten anerkannte Pressegeheimnis, demzufolge ich keiner inländischen noch ausländischen Behörde Auskunft geben könne, da ich selbst hafte". Die Wirkung war eine unerwartete: Der Gerichtshof fühlte das Wort „Kulturstaaten" in einem bestimmten Sinn im Ohre. Erregt antwortete der Zivilrichter, wir Deutschen seien auch keine Kulturnation, wir hätten es im Kriege nicht anders gemacht. Ich ließ mich verleiten, zu entgegnen: „Das war im Kriege, aber wir haben doch jetzt den Frieden unterzeichnet". Da ging es erst richtig los. Ich bat um meinen Spruch, indem ich angab, auf politische Debatten verzichten zu wollen. Der Staatsanwalt, ein kleiner Mann

mit stark mongolischen Gesichtszügen, erhob sich zu einem langen Plaidoyer. Danach war ich ein Rebell. Und wenn solche Leute, wie ich, noch länger in den Redaktionsstuben ihr Handwerk ausübten, ging es „nicht nur um die Sicherheit der Armee, sondern um Ihre eigene, persönliche Sicherheit, meine Herren Richter". Den Rechtsanwalt ließ man reden. Er konnte, obwohl einer der besten Anwälte der Ruhrkampfzeit, nichts mehr ändern. Spruch: 6 Monate Gefängnis, 100000 Mark Geldstrafe und sofortige Verhaftung. Mit einem wegen Schlägerei Verurteilten wurde ich von der Gendarmerie einbehalten, bekam den Sitz in der vergitterten Anklagetribüne und zog nach Räumung des Gerichtssaales durch eine versenkende Wendeltreppe zwischen Mauern und durch schwere Türen in eine Gefängnisstube ein. Ich kann über die Gefängniszeit im Rahmen dieses Aufsatzes nur allgemeine Angaben machen. Nach 14 Tagen ging es unter militärischer Bedeckung, gefesselt, zur Strafanstalt Anrath, die als „Abstellgeleise" für Langbestrafte galt. Hier hatten wir es gut, da die Bewachung nur von deutschen Gefängnisbeamten gestellt wurde. Während in Krefeld das Rauchen verboten war und man selbst beim Spaziergang nicht sprechen durfte, vielmehr in engstem Hofe oft zu 80 Personen eine halbe Stunde jeden zweiten Tag im Kreise hintereinander laufen mußte, hatten wir in Anrath eine Stunde vor- und eine Stunde nachmittags Spaziergang. Für mich hörte die Herrlichkeit bald auf. Zwei Gendarmen holten mich am 14. April wieder zum Gefängnis Krefeld. Eine neue Anklage lag vor: Ich sollte eine geheime Versammlung gehalten haben. Ich wußte nicht, worum es ging.

Am 8. Mai ging es nach mehreren Verhören nach Aachen, wo ich am 21. Mai zu weiteren zwei Monaten und der entsprechenden Geldstrafe verurteilt wurde. Es handelte sich um folgendes: In einer Versammlung der Zentrumsjugendgruppe zu Büderich bei Neuß hatte ich einen Vortrag gehalten. Diese Versammlung war nicht angemeldet gewesen. Die Tatsache, daß sie in der Schule stattfand, die im letzten Augenblick gemietet wurde, verstärkte wohl den Eindruck einer Geheimversammlung. Auch die Bekanntmachung in der Zeitung beruhigte die Besatzung nicht. Seltsam war, daß keine Zeugen vernommen wurden und das Gericht sehr überrascht war, als beim Anklageaufruf sich herausstellte, daß der zweite Angeklagte Rechtsanwalt Dr. Breuer, Leiter des Vereins, schon am 1. Mai ausgewiesen worden war.

Im Aachener Gefängnis war die Behandlung durch den flämischen Kommandanten, den Gendarmeriechef und seine flämischen Landsleute ehrenvoll. Die Wallonen gebärdeten sich dagegen, als müßten sie das durch Willkür und Fanatismus wettmachen. Nach einem achttägigen Urlaub zur Regelung dringender Familienverhältnisse kehrte ich im Juni wieder nach Aachen zurück. Kaution stellte liebenswürdigerweise der Verlag einer Aachener Bruderzeitung. Interessant war, daß die Belgier sich alle über unsere „Dummheit", zurückzukehren, wunderten. Manche haben Urlaub bekommen. Einer unserer älteren Beamten mußte sogar vor der Verschickung nach Verviers (Belgien) nach Berlin reisen, um der Hochzeit seiner Tochter beizuwohnen. Er kehrte pünktlich zurück und wurde wieder deportiert. Alle Urlauber dachten nicht nur an ihr gutes Gewissen, sondern bedachten vor allem die Rückwirkung auf das Los ihrer noch erträglich gehaltenen Mitgefangenen. Daß jemand nicht zurückkam, habe ich nur anderswo in einem Falle unter Umständen erlebt, die das Los der Zurückbleibenden nicht verschlimmern konnten.

Im Juli ging es wieder zum Gefängnis Anrath, wo binnen wenigen Tagen 120 eigentliche politische Gefangene beisammen waren. Bürgermeister, ein Landrat, Kommunalbeamte, alle Grade der Post und Bahn, Männer aller Parteien, Ärzte, Polizeibeamte mit einem alten Polizeimajor, Redakteure, Arbeiter und Bauern, Geschäftsleute und Schüler. Leute von den Völkischen bis zu den Kommunisten waren zusammen. Die deutsche Gefängnisverwaltung gewährte alle Erleichterungen, bis ein Verbrecher, der von den Belgiern schon gleich nach dem Kriege wegen Raubmordes zu Jahrzehnten Zuchthaus verurteilt war, infolge Streites mit dem Strafanstaltsleiter der belgischen Gerichtsbehörde unser „gutes Leben" anzeigte. Wir erlebten

Vorgänge, die an Aufregung nichts fehlen ließen. Das Gefängnis wurde von Geheimpolizei überrumpelt, die Beamtenschaft vernommen (irgendwo hatte einer „Deutschland über alles gesungen", ein Gefangener hatte „Ruhrgelder" ausgegeben, einer hatte einen photographischen Apparat u. a. m.). Der Leiter der Anstalt erhielt 6 Monate Gefängnis. In das Gefängnis kam belgische Besatzung, strenge Einzelhaft wurde angeordnet und den meisten, auch Beamten, wurde der Charakter als politischer Gefangener aberkannt. Sie kamen in die „nichtpolitische Abteilung", mußten Gefängniskleidung tragen und Gefängniskost essen.

Endlich am 12. November 1923 schlug die Stunde der Freiheit. Die Ungeduld war aufs höchste gestiegen. Täglich quälten einen die Zeitungsmeldungen über die perfide Separatistenkomödie. Freunde erzählten beim Viertelstündchen Besuch, wie prachtvoll und spontan im lieben Neuß die Abwehr organisiert war. Die Lumpen kamen nicht. Aber in Krefeld wüteten sie. Eines Tages kam ein Trupp dieses bewaffneten Gesindels zur Strafanstalt Anrath, um Freiwillige zu werben, d. h. Verbrecher zu befreien. Ein alter Werkmeister trat dem Häuptling der schwerbewaffneten Rotte gegenüber. Er erkannte in ihm einen ihm unterstellt gewesenen Häftling. Man erklärte ihm und seinen Genossen, sie sollten sich von dannen heben, man kenne als Beamte seine Pflicht. Die verdutzten Kerle schoben unter Drohungen ab.

Die Stunde der Freiheit war nicht ohne Bitternis. Viele hatte man kommen und gehen sehen. Man hatte sich angewöhnt, in den Gesichtern derjenigen zu forschen, die wenige Tage und Stunden vor der Befreiung standen, die zum letzten Male die Nacht auf dem Strohlager zubrachten. Nun stand man selbst davor. Aber die Ausweisung aus der lieben Heimat und jedenfalls eine lange Zeit Ungewißheit standen bevor. Noch eine Nacht im Gefängnis zu Krefeld, ein entsetzlich langer Tag mit stündlichem Warten, dann gings zusammen mit einem Postdirektor aus Duisburg-Ruhrort mit der Regiebahn über Geldern nach Büderich bei Wesel. Hier wurden wir der Wache übergeben, die uns in den Zug nach Wesel setzte.

Ich bin im August des nächsten Jahres (1924) erst „begnadigt" worden. Die Bemühungen lieber Freunde haben die Rückkehr zur alten Arbeitsstätte beschleunigt.

Wissenschaftliche Rundschau

Rußland im deutschen Schrifttum der Gegenwart (II)

Von Ernst Drahn in Berlin

Zu den Zustandsschilderungen Sowjetrußlands[1]) gehört in erster Linie ein Kartenwerk, das bei Georg Westermann in Braunschweig die Presse verließ. Es ist von einem Ungarn, A. Radó, nach amtlichen russischen Quellen entworfen und vielfarbig ausgeführt. Im Verhältnis von 1:4 Millionen zeigt die „Politische und Verkehrskarte der Sowjetrepubliken" nicht nur das europäische Rußland, sondern auch die angrenzenden Staaten im Westen bis zur Linie von Stettin und Brünn. Im Norden reicht sie ungefähr bis zur Linie Nordkap—Novaja-Semlja, im Süden über die Konstantinopel—Nordostecke Persiens hinaus. Im asiatischen Rußland geht die Ostgrenze der Karte ungefähr bis zur Linie Aralsee—Ob. Kleinere Nebenkarten zeigen Petersburg, Moskau im Maßstab 1:400000 und das gesamte russische Reich 1:30 Millionen. Die Rückseite des Umschlags gibt in Schwarzdruck das Kohlenrevier des Donez in 1:800000 wieder. Der Karte ist ein Textheft mit statistischen Angaben über Flächeninhalt, Bevölkerung, politische Gliederung, Ortsgrößen, Änderung von Ortsnamen, Wirtschaftsgebiete beigegeben. Ein Ortsregister macht die Feststellung der Ortslage leicht. Wer genauer über Rußland Bescheid wissen will, benutze J. P. Trainin: „Der Verband der sozialistischen Sowjetrepublik." (Hoym, Hamburg).

Eine gewisse Grundlage für zahlenmäßige Kenntnis des großen Ostreiches vermittelt uns der ziemlich kritische Spectator (Kriegsname für Nachimson) in seinem Band „Wirtschafts-

[1]) Vgl. den ergänzenden Aufsatz im Juliheft „Entwicklung des Bolschewismus", S. 271 ff.

Statistisches Handbuch für Sowjetrußland", Berlin 1922. Aber auch die offiziellen Statistiken soll man nicht so achselzuckend abtun, wie es häufig geschieht. Mag auch für manche Angabe der Wunsch, daß es so sein möge, bestimmend gewesen sein, so liegt doch kein Grund vor, ihnen viel weniger zu glauben, als den offiziellen Statistiken anderer Länder und Institutionen. So steht textlich, graphisch und illustrativ jedenfalls auf seltener Höhe das große Prachtwerk: „Fünf Jahre Sowjetherrschaft in Rußland." Eine Zustandsschilderung, die die „Handelsvertretung der S.S.S.R." in Berlin herausgegeben hat. Von der gleichen Stelle aus kamen in den Vertrieb das „Handbuch für Handel und Industrie der S.S.S.R.", Berlin 1924 ff., und die Zeitschrift „Aus der Volkswirtschaft der S.S.S.R.", die die nur offiziöse „Russische Korrespondenz", die seit 1920 bestand, 1923 ablöste. Der leichten Übersicht wegen empfehlenswert ist die neueste Broschüre dieser Art Zustandsschilderungen: „Acht Jahre Sowjetmacht" (Carl Hoym Nachf., Hamburg).

Sehr in Aufnahme gekommen sind in letzter Zeit Rußlandreisen von Arbeitern unterschiedlicher Nationalitäten. Auf Einladung von Gewerkschaften und anderer sowjetistischer Institutionen hin wird ihnen gruppenweise das Anschauenswerte in der S.S.S.R., besonders in Moskau und Petersburg, gezeigt. Die Zurückgekehrten veröffentlichen gewöhnlich später einen Bericht. Mir liegt ein solcher unter dem Titel „Rußland. Offizieller Bericht der englischen Gewerkschafts-Delegation nach Rußland, Nov.—Dez. 1924" vor. Er erschien auch in deutscher Sprache, „Neuer Deutscher Verlag, Berlin 1925. Ein „Bericht der deutschen Arbeiter-Delegation" über ihre Rußlandreise ist bei der „Viva", Berlin, herausgekommen. Die Äußerungen über die Zustände in Rußland im Inhalt dieser Berichte sind verhältnismäßig günstig, so günstig, daß die sozialdemokratische Partei, die selbstverständlich aus Gründen der Konkurrenz in ihren antibolschewistischen Veröffentlichungen alles schwarz in schwarz malen läßt, gegen solche Berichterstatter Ausschlußverfahren anstrengt und die Berichte auf den hohen Parteiindex setzt. Nun kann man wohl annehmen, daß solchen Rußlandreisenden nicht die verlottertsten Betriebe, die schlechtesten Mietskasernen, minderwertigsten Landschulen und vernachlässigte, sanitäre Einrichtungen gezeigt werden, aber daß es doch nicht gar so schlecht mit Rußland stehen muß, zeigt eine Äußerung eines Kritikers dieser Berichte. Gustav Schuler äußerte in einer Dezembernummer der „Metallarbeiterzeitung": „Eines steht fest, die russische Regierung versucht mit aller Kraft, etwas Besseres zu schaffen. Und dazu sind die russischen Kommunisten andere Kerle als die deutschen ... Kommunisten ..." Was Schuler auszusetzen hatte, war in der Hauptsache, daß er seine Fragen durch einen Dolmetscher stellen mußte und diesem gegenüber mißtrauisch in bezug auf richtige Übermittlung der Gespräche war. Er wundert sich, daß die Fabrikarbeiter angehalten waren, während des Besuches bessere Kleidung anzulegen, daß Gefangene von Bewaffneten begleitet werden. Ich glaube, beides kann er in Deutschland auch zeitweise beobachten. Er erzählt von einem Arbeiter, der 58 und 46 Rubel usw., von einem anderen, der 42 im Monat verdiente. Bei uns in Deutschland kenne ich Postunterbeamte, die in der Großstadt Frau und Kinder mit 100 Mark im Monat erhalten sollen. Dabei sind die Lebensverhältnisse in Deutschland teurer als in Rußland. Man kann also wohl mit einigen Einschränkungen den Berichten glauben, glauben auch schon darum, weil auch andere Rußlandreisende, z. B. Sven Hedin, der das Zarenreich kannte, von den Sowjetstaaten einen verhältnismäßig günstigen Eindruck erhielten. Sven Hedin schildert seine Reise plastisch wie immer in dem Werk: „Von Peking bis Moskau" (F. A. Brockhaus, Leipzig).

Auch die russischen Arbeiter entsenden Delegationen in das Ausland zum Besuche ihrer Standesgenossen. Die Beschreibung eines solchen in Japan erschien unter dem Titel V. Waksow: „Sieben Tage, die Japan erschütterten." Mit einem Vorwort von A. Losowsky im Führer-Verlag, Berlin. In diesem Verlage, der besonders Propagandaliteratur für die Moskauer Gewerkschaftsinternationale herausbringt, erschien von A. Aluf: „Die Gewerkschaften und die Lage der Arbeiter in der Sowjetunion 1921—1925". — In die Reihe der Zustandsschilderungen gehört auch ein Sammelwerk, das von den Vorständen der „Internationalen Vereinigung für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie", den Professoren F. v. Wieser, Wien, L. Wenger, München, und Peter Klein, Königsberg, herausgegeben ist (Verlag Dr. Walther Rothschild, Berlin): „Der Staat, das Recht und die Wirtschaft des Bolschewismus". Achtzehn deutsche und slawische Gelehrte haben Beiträge geliefert, die sich mit den Themen des Titels auseinandersetzen, unter ihnen auch Moskauer und Petersburger Professoren. Dem Staatsrecht des neuen Rußlands widmete Prof. N. Timaschew seine Aufmerksamkeit. Ein umfangreicher Band, „Grundzüge des sowjetrussischen Staatsrechts", ist bei J. Bensheimer in Mannheim erschienen. Im gleichen Verlage hat Rechtsanwalt Dr. Freund, Berlin, in guter Übersetzung die Texte sowohl des Zivilrechts als auch des Strafrechts und der Strafprozeßordnung herausbringen können. Übrigens kündet auch J. C. B.

Mohr, Tübingen, ein großes Lieferungswerk: „Das Recht Sowjetrußlands" an und versendet Subskriptionsaufforderungen.

Neben solchen Aufklärungsschriften über Verwaltung, Recht und Gesetz fehlt es trotz der sonst überreichen Literatur über die S.S.S.R. immer noch an einer Arbeit, die sich wissenschaftlich mit der russischen Polizei befaßt. Vielleicht bringt in diese Terra incognita die internationale Polizeiausstellung Licht, die in diesem Jahre (Sept. — Okt.) Berlin veranstaltet. Allerdings haben wir auch schon in der deutschen Literatur Werke, die das Thema behandeln. Unter ihnen macht Georg Popoffs „Tscheka" (Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt a. M.) von sich reden. Tatsächlich besteht in Rußland eine Institution dieses Namens schon seit Jahren nicht mehr. Sie hatte durch scharfes Zugreifen mit ähnlichen Methoden, wie die alte zaristische Gendarmerie, die Ochrana, unter dem Volkskommissar Dserschinskij Furcht und Schrecken in die Reihen der Gegenrevolutionäre getragen, so daß sie auch in Deutschland zum politischen Kinderschreck wurde. Popoff ging als Journalist nach Moskau und kam auf eine oder die andere Weise mit den herrschenden Gewalten in Konflikt. Er wurde eingesperrt und erzählt nun über Behandlung und Unterkunft der Untersuchungsgefangenen haarsträubende Dinge. Es ist anzunehmen, daß man ihn nicht so lind und lau wie die Gebrüder Barmat, Kutisker und andere willkommene Ausländer in Deutschland behandelt hat; zu glauben ist ihm auch wohl, daß die Fäden aus der Lubjanka Nr. 2 sich weit über das europäische Ausland spannen, genau wie vor 1914 das Gebäude der Ochrana in Petersburg der Mittelpunkt eines polizeilichen Spinnennetzes war, das den Erdball deckte. Burzew hat vor Jahren oft genug Belangreiches darüber in seiner Zeitschrift „Byloje" erzählt. Alles aber zu glauben, was Popoff enthüllt, geht doch über die Fähigkeit eines normalen, naiven Gemütes. Nicht schlecht ist, wie sich die russischen Machthaber den Angriffen des Autors gegenüber verteidigen. Sie erklären nicht nur die Auslassungen Popoffs für Ausgeburten einer wild gewordenen Phantasie, sondern sie leugnen auch die angegebenen, politischen Motive der Verhaftung ab und erzählen in der „Inprekor", Wien, daß sich Popoff innerhalb seines Moskauer Hotels in einer Art kriminell betätigt habe, die in Deutschland der § 175 des Strafgesetzbuches verfolgt. Der Zustand der russischen Wehrmacht ist in vielen deutschen Veröffentlichungen geschildert, die im Aprilheft 1926 der S. M., „Militärische Schulung der Jugend im Ausland", S. 38 f. aufgezählt sind. Man kann nur feststellen, daß dieses Machtmittel fest in der Hand des Staates liegt und einen wesentlichen Faktor bei innen- und außenpolitischen Auseinandersetzungen bilden wird. Die Eigenart der kommunistischen Partei in Rußland und in den Staaten, die eine der III. Internationale angeschlossene Organisation besitzen, lernt man kennen, wenn man sich mit der Schrift L. M. Kaganowitschs: „Der organisatorische Aufbau der K.P. R.", vertraut macht (Carl Hoym Nachf., Hamburg 1926). Die Betriebszelle als Grundlage für die politische Organisation, die in diesem Buch nach ihrem wesentlichen Ausmaß dargestellt wird, bedeutet einen entschiedenen Bruch mit dem bisherigen Organisationssystem der Parteien. Bisher schmiegte sich dieses dem wahltechnisch-geographischen Aufbau in den Staaten an, nunmehr hat die Organisation eine wirtschaftlich-geographische Grundlage. Man verlegt damit auch die Grundlage des Kampfgebiets und hat heute organisatorisch ein gemeinsames Aufmarschterrain für wirtschaftliche und politische Auseinandersetzungen geschaffen. So ist das kleine Buch wichtig für den, der sich mit dem Wesen der Arbeiterorganisationen beschäftigt. Über das Memoiren- und biographische Material russischer Politiker wurde schon verschiedentlich in dieser Zeitschrift berichtet. An Neuheiten auf diesem Gebiete liegen jetzt vor: „Lenin ruft die werktätigen Frauen", Erinnerungen an Lenin von Clara Zetkin (Verlag „Viva", Berlin 1926). In der Tat ist die Herausgeberin die berufene Person, uns in der Frauenfrage zu unterrichten, da sie lebenslang die proletarische Frau und ihre kulturellen und politischen Nöte untersuchte und klarlegte, natürlich vom Standpunkt der radikalen Sozialdemokratie aus. Des weiteren bescherte uns die fleißige Feder des schon häufig erwähnten E. Hurwicz einen Band Biographien „Staatsmänner und Abenteurer" — Russische Porträts von Witte bis Trotzki 1891—1925 (C. L. Hirschfeld, Leipzig). Das Buch schildert historisches Geschehen, wie es sich in den Menschen Graf Witte, Gapon, Rasputin, Nikolaus II., Kerenskij, Zeretelli, Denikin, Machno, Lenin, Trotzkij u. a. m. verkörpert. Der Verfasser hat schon auf Grund seiner früheren erfolgreichen Arbeiten das Recht, gehört zu werden. Sein Werk enttäuscht auch diesmal nicht. Zuletzt bleibt noch übrig, auf eine neue Zeitschrift hinzuweisen, die zu Anfang dieses Jahres ihr Erscheinen begann: „Osteuropa" ist ihr Titel, der Berliner Professor Otto Hoetzsch ihr Herausgeber im Auftrage der „Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas" (Sitz Berlin). Damit hat sich diese wissenschaftliche Vereinigung, die bisher nur in viel beachteten Vortragsfolgen vor die Öffentlichkeit trat, ein Organ in der literarischen Öffentlichkeit geschaffen, das, nach allen Seiten unabhängig, wissenschaftliche

Arbeiten in laufender Folge veröffentlicht. Die Monatsschrift ist im gleichen Sinne eine Kulturtat, wie die Veröffentlichung „Das neue Rußland", als dessen Herausgeber die „Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland in Deutschland" (Sekr. Berlin-Pankow) zeichnet.

Als starke Gesamterfassung sei die Schrift „Räterußland nach Lenins Tod" von Axel de Vries, Chefredakteur des Revaler Boten, genannt, die anderthalb Jahre nach ihrem ersten unscheinbaren Auftreten[1]) (Reval 1923) nunmehr in Buchform und ergänzt im Verlag Kurt Vowinkel-Berlin vorliegt. Ebendort erschienen von Prof. Georg Obst „Russische Skizzen", die besonders wegen ihres Bildmaterials von Dauerwert sind. H. v. Rimscha „Der russische Bürgerkrieg" u. s. w. erwähnten wir als gutes Buch schon im ersten Artikel. Sein Verfasser legt Wert auf die Feststellung, daß er seinen Namen von Geburt an trägt und daß er sich als Deutscher fühlt und betätigt.

Aus Zeit und Geschichte

Neuere Kritik des Weltkrieges

Die Verfasser der meisten militärischen Darstellungen des Weltkrieges, die uns bald nach der Katastrophe beschert wurden, standen noch viel zu sehr unter dem Einfluß der seelischen Erschütterungen des gewaltigen Erlebens, als daß ihnen, auch bei bestem Willen, ein ungetrübtes Urteil möglich gewesen wäre. Wir erinnern uns der Tatsache, daß der deutsche Generalstab erst nach Beginn des 20. Jahrhunderts in seinen „Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik" eine wirklich objektive Geschichte des Krieges von 1870/71 herauszugeben anfing.

Nun sind aber in den letzten Jahren von deutschen und österreichischen Offizieren und Historikern ebenso wie von solchen der Feindseite so viele Erinnerungswerke und Darstellungen veröffentlicht worden, daß ein sicherer kritischer Führer durch diese verwirrende Fülle allen willkommen sein wird, die sich von den entscheidenden Momenten ein möglichst richtiges Bild machen wollen. Und das ist Pflicht jedes verantwortungsbewußten Deutschen angesichts des leichtfertigen und mangelhaft begründeten Aburteilens, wie es heute, sei es aus unzureichender Kenntnis, sei es aus parteipolitischer Voreingenommenheit nur zu oft geübt wird. Wenn der Historiker Memoiren an sich als Quellen betrachtet, deren Zuverlässigkeit stets schärfster Prüfung bedarf, so gilt das natürlich erst recht von Werken, die nach einem verlorenen Kriege geschrieben sind. So haben sich z. B. für viele Verfasser gewisse Verhältnisse oder Vorgänge, die ihnen persönlich öfter oder dauernd lästig gewesen sind, derart in den Vordergrund gedrängt, daß sie ihre auf verhältnismäßig beschränktem Beobachtungsfeld gemachten unerfreulichen Wahrnehmungen für allgemeingültig ansehen, ja wohl geneigt sind, gerade darauf den Verlust des ganzen Krieges zurückzuführen.

Ganz allgemein hat der alte Feldmarschall Moltke über die Eignung des Feldherrn zur Schilderung eigener Taten einmal folgendermaßen geurteilt: „Denen die Geschichte machen, ist es nicht leicht Geschichte zu schreiben, denn keine der Öffentlichkeit zu übergebende Darstellung eines Feldzuges oder überhaupt einer geschichtlichen Begebenheit kann den Einblick in die inneren Beweggründe, die Schwankungen in der Meinung, das sukzessive Fortschreiten der Entschlüsse darlegen, welches zum schließlichen Resultat führt." Er zeigt uns aber auch den einzigen Weg einer fruchtbaren Kritik: „daß es unendlich viel schwieriger ist, zu handeln, als hinterdrein zu urteilen, und daß in der Regel das geradezu unzweckmäßig und widersinnig Erscheinende ganz verschwindet, sobald man die Motive, die tausend Reibungen und Schwierigkeiten übersieht, die sich der Ausführung entgegengestellt haben".

So der unbestrittene Sieger in zwei großen Kriegen. Möchten seine Worte eine Warnung sein vor aller vorschnellen Besserwisserei und besonders denen Zurückhaltung im Urteil auferlegen, die nie vor dem Feinde selbständig ein verantwortliches Kommando geführt haben.

In vorbildlicher Weise wird Moltkes Forderungen gerecht ein Wegweiser durch die massenhafte Kriegsliteratur, den uns Generalleutnant Kabisch in dem Werke Streitfragen des Weltkrieges[2]) darbietet. Der Verfasser hat im Kriege teils in hohen Generalstabsstellungen, teils als Truppenführer gewirkt. Das Buch zeigt nicht nur einen weiten, vorurteilsfreien Blick, sondern auch ein zwar vorsichtig abgewogenes, aber durchaus entschiedenes und selbständiges Urteil. Auf Grund seiner persönlichen Beziehungen zu vielen der maßgebenden Führer vermag Kabisch auch manches wertvolle Neue mitzuteilen.

[1]) Vgl. den Aufsatz von Dr. Fritz Hasinger „Räterußland nach Lenins Tod" im Dezemberheft 1924 „Der Glaube an das Proletariat". [2]) Stuttgart 1924, Bergers Literar. Büro u. Verlag

Er beschränkt seine Untersuchung auf einige der viel erörterten strategischen Hauptprobleme des europäischen Landkrieges und behandelt nur die Feldzugspläne, den Fall Prittwitz, den Marnefeldzug 1914, den Streit zwischen Falkenhayn und Hindenburg über die Offensive in Litauen, ferner Saloniki, Verdun und die deutsche Märzoffensive 1918. Außerdem erfährt die Heerführung des Feldmarschalls Conrad eine besondere kritische Beleuchtung.

In jedem Kapitel werden zunächst unter Verwertung aller erreichbaren in- und ausländischen Quellen die Ereignisse übersichtlich dargestellt. Bei der anschließenden Auseinandersetzung mit der Literatur wird die militärische Auffassung unserer Gegner mit besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt, weil das dem Verfasser förderlicher erscheint, als wenn „wir uns beständig im Gefühl eigener Vollkommenheit sonnen". Zuletzt gibt er dann stets ein eigenes sorgfältig begründetes Urteil ab. Seine Darlegungen sind fast immer überzeugender, wenn ich auch gerade seiner Ablehnung der Offensive im Frühjahr 1918 trotz ihrer glänzenden Begründung nicht beipflichten kann. Die Front brannte darauf, endlich wieder aus den Gräben heraus zu kommen, war bereit, dafür alle blutigen Verluste einer Offensive auf sich zu nehmen, und hat mehr als das auch geleistet. Eine strategische Defensive aber, bei der man dem Gegner nötigenfalls zunächst Vorteile überlassen mußte, um ihn dann durch Gegenstoß der Reserven desto sicherer zu fassen, hätte wohl dem deutschen Heere vom August 1914, kaum aber dem vom Frühjahr 1918 zugemutet werden können.

Im allgemeinen werden gerade die psychologischen Momente von Kabisch besonders verständnisvoll behandelt. Wenn er bei den für den Rückzug vom 9. September 1914 verantwortlichen Offizieren sowie bei unseren gebildetsten Staatsmännern und klügsten Köpfen ein „greisenhaftes Vorwiegen grübelnder Intelligenz über das Kraftbewußtsein jugendlichen Lebenswillens" feststellt, so trifft er damit einen Punkt von entscheidender Bedeutung für Deutschlands Zukunft. Er sagt dazu u. a.: „Denken wir uns Konstantin Alvensleben[1]), denken wir uns Friedrich Karl[1]) an Bülows Stelle am 8. und 9. September! Diesmal hatte Frankreich seinen Foch, seinen Sarrail, als wir einen Bülow hatten — wie es seinen Clemenceau einem Hertling, einem Prinzen Max gegenüberstellte." Man darf vielleicht hinzufügen, daß jene Rastlosigkeit und Hast, die in den Jahrzehnten vor dem Kriege dem deutschen Leben ihren Stempel aufdrückten — „wir trieben seit den 70er Jahren Raubbau an unseren Kräften" heißt es in einer höchst lesenswerten Schrift des Majors v. Rabenau[2]) —, auch auf den Generalstab nicht ohne Einfluß geblieben war. Gerade die durch unausgesetzten Wettbewerb gesteigerte Schulung auf höchste Anspannung, die den deutschen Generalstab zu seinen einzigartigen Leistungen im Kriege befähigt hat, mag auch wieder dazu beigetragen haben, daß mehr als ein Führer und Führergehilfe schon mit geschwächten Nerven in die große Prüfung eintrat. Zustimmen muß man auch dem, was Kabisch in seiner Schlußbetrachtung zur Offensive von 1918 über den Unterschied des bloßen Willens zum Siege vom unbedingten Glauben an den Sieg ausführt. Wie mit dem Schwinden der Zuversicht nach dem Mißerfolg der großen Frühjahrsangriffe das Scheitern des ganzen Feldzuges von 1918 unvermeidlich näher rückte, so haben wir den Krieg überhaupt letzten Endes vielleicht deshalb verloren, weil im deutschen Volke noch nicht der Glaube an den ihm bestimmten weltgeschichtlichen Beruf lebt, wie er die Seelen der Franzosen, Engländer und Amerikaner erfüllt.

Von den beiden nächsten Grenzgebieten der Strategie berührt Kabisch das übergeordnete, die Politik nur, wo es unerläßlich ist. Dagegen zieht er öfter das Gebiet der Taktik heran, indem er seine Ausführungen im Text durch Mitteilungen von Frontkämpfern erhärtet, die in einen auch sonstige Ergänzungen enthaltenden Anhang aufgenommen sind.

Das ist um so wertvoller, als die meisten bisherigen Kriegsbücher entweder als Truppengeschichten die Ereignisse vorwiegend von unten her oder hauptsächlich von oben unter strategischen Gesichtspunkten beleuchten. Die entscheidende Bedeutung der psychologischen Faktoren gerade im Weltkriege kann aber nur dann recht erfaßt werden, wenn der Geschichtschreiber die ständige gegenseitige Einwirkung und Abhängigkeit von Erleben, Stimmung und Kampfwert der Truppe auf der einen, den Maßnahmen der Führung auf der anderen Seite im Auge behält. Aussichtsvolle Ansätze zu einer solchen von der Zukunft zu erhoffenden Darstellungsweise sind schon hie und da zu bemerken. Jedenfalls hat Kabisch durch seine glänzende Zusammenfassung unseres gesamten jetzigen Wissens über die von ihm behandelten Fragen Grundsteine gelegt, ohne die künftig keine Forschung weiterbauen kann.

---

[1]) Errangen als Führer des III. Armeekorps und des 2. Armee am 16. August 1870 durch zähes Ausharren den Sieg von Mars-la-Tour gegen gewaltige Übermacht.

[2]) Die alte Armee und die junge Generation. Berlin 1925, S. 143.

Ähnliche Ziele wie er verfolgt der in der kriegsgeschichtlichen Literatur seit lange rühmlich bekannte Generalleutnant v. Moser. Seine „Ernsthaften Plaudereien über den Weltkrieg“[1]) behandeln gleichfalls in der Hauptsache die „große Führung“. Er gibt aber ein Bild des gesamten Kriegsverlaufes, eingeteilt in drei Abschnitte nach den Männern, die jeweils an der Spitze der Obersten Heeresleitung standen. Er will in seinem Werke klarstellen, welcher Anteil am Kriegsausgange zufällt: erstens der deutschen militärischen Führung, zweitens den politischen Organen des deutschen Volkes einschließlich der Presse und öffentlichen Meinung, drittens Deutschlands Verbündeten und Gegnern. Demgemäß wendet er den Beziehungen von Krieg und Politik — auch innerer — besonderes Augenmerk zu.

Am Schluß seiner Betrachtung des verhängnisvollen Moltkeschen Führungsabschnittes tritt er der weitverbreiteten Ansicht, als sei mit der Marneschlacht eigentlich schon der ganze Krieg verloren gewesen, mit dem durchaus zutreffenden Hinweis entgegen, daß nur die Führung, keineswegs aber das deutsche Heer besiegt war. Von dem verheerenden Eindruck dieses Mißerfolges in der Welt draußen hat man sich freilich bei uns damals kein Bild gemacht. Schon in diesen Tagen fing auch, wie Moser hervorhebt, in Deutschland jene Schönfärberei an, jene Scheu die Wahrheit zu sagen, die den Enttäuschungen des Sommers 1918 eine so katastrophale Wirkung verliehen hat.

Bei einer zusammenfassenden Würdigung Falkenhayns, den er sonst scharf kritisiert, meint Moser, daß bei seinem Rücktritt noch „nirgends Unentbehrliches oder Unersetzliches verloren“ gewesen sei. Dagegen ist doch verschiedenes einzuwenden. Zunächst hat Falkenhayns hinhaltende Kriegführung die Mittelmächte unersetzliche Zeit verlieren lassen: wir wurden schwächer, unsere Gegner stärker! Die Bedeutung der Sommeschlacht als Großkampfschule für das englische Heer hebt ja Moser selbst hervor. Zweitens wurde nicht rechtzeitig jene Heranziehung aller personellen und materiellen Kräfte des deutschen Volkes eingeleitet, die dann unter Hindenburgs Namen überstürzt nachgeholt werden mußte. Im Winter 1914/15 in Angriff genommen, hätte sie wohl ein ganz anderes Bild ergeben. Schließlich darf man nicht verkennen, daß die Schlachten um Verdun und an der Somme das deutsche Heer nicht nur physisch überanstrengt, sondern zum ersten Male auch sein Gefühl unbedingter Überlegenheit erschüttert haben.

Die Übernahme des Oberbefehls durch Hindenburg und Ludendorff gibt dem Verfasser dann Gelegenheit, ihr beiderseitiges Verhältnis dahin zu kennzeichnen, daß die volkstümliche Persönlichkeit Hindenburgs vor allem moralisch erhebend wirkte, Ludendorffs ungeheure Arbeits- und Tatkraft aber rasch in tatsächlicher Stärkung der Front durch Truppen und Kampfmittel fühlbar wurde. Dazu sei noch bemerkt, daß wir durch diese Doppelbesetzung eigentlich erst einen Zustand erreichten, wie er bei den Heeren unserer Gegner von vornherein bestand. Da Wilhelm II. weder ein großer Feldherr war, noch es nach Lage der Dinge in der Art sein konnte, wie ein Friedrich der Große oder Napoleon, lastete auf Moltke wie auf Falkenhayn die Verantwortung des Feldherrn und des Generalstabschefs zugleich. Man darf die Dinge vielleicht so ansehen, daß für Deutschland Oberbefehlshaber und Chef des Generalstabes erst vom Herbst 1916 ab durch verschiedene Persönlichkeiten verkörpert wurden.

Mosers Bestreben, nicht nur zu kritisieren, sondern auf militärischem wie politischem Gebiet auch anzugeben, wie es besser gemacht worden wäre, veranlaßt ihn gelegentlich zu anfechtbaren Vorschlägen. Im ganzen aber hat er uns ein lehrreiches Werk geschenkt, das ernste Vertiefung lohnt. Daneben hat er für alle, denen heute Zeit und Kraft zu eigenem gründlichen Studium der Weltkriegsfragen fehlt, „Das Wichtigste vom Weltkriege“[2]) in einem Vortrag zusammengefaßt, der hoffentlich nicht nur selbst viele Leser findet, sondern sie auch zum Durcharbeiten der „Ernsthaften Plaudereien“ anregt. Wenn derartige summarische Übersichten so breit fundiert sind und maßvoll kritisieren, wie es bei Moser der Fall ist, sind sie verhältnismäßig unbedenklich. Weniger läßt sich das behaupten von der neuesten Schrift des ehemaligen Polizeiobersten Müller-Brandenburg[3]), dem man gern zugeben wird, daß er aus warmem Herzen für Vaterland, Volk und Armee heraus geschrieben hat. Bei dem alten Vorkämpfer des Wehrvereins mag viel enttäuschte Liebe mitsprechen; auch steht in dem Büchlein manches Zutreffende und Beachtenswerte. Aber mit seinen scharfen Urteilen über „Fehler“ wird es gerade bei jenen links gerichteten Kreisen, für die es doch wohl zunächst bestimmt ist, überheblichem Verdammen Vorschub leisten.

Kabisch hat seinem Buche als zweiten Teil eine „Einführung in die kritische Betrachtung der Strategie im Weltkriege“ beigegeben, die dem Nichtsoldaten die Notwendigkeit fach-

[1]) Stuttgart 1925, Chr. Belser.
[2]) Stuttgart 1926, Chr. Belser.
[3]) Von Schlieffen bis Ludendorff, Leipzig 1924, Ernst Oldenburg.

männischen Studiums klarmachen und ihn vor Irrwegen seines Urteils bewahren soll. Deutlichgenug haben die zahlreichen Differenzen und Mißverständnisse während des Weltkrieges gezeigt, daß für Staatsmänner, Diplomaten und Politiker die Kenntnis gewisser militärischer Grundbegriffe unentbehrlich ist. Darum hatte auch General v. Conrad schon vor dem Kriege einmal vorgeschlagen, jüngeren österreichischen Diplomaten durch einen Generalstabsoffizier strategische Vorträge halten zu lassen: der Ballplatz lehnte ab. Wenn aber Moser das ganze Volk oder mindestens alle Gebildeten soweit zu strategischer Urteilsfähigkeit erziehen will, daß sie nötigenfalls ihren Einfluß geltend machen können, so rückt die Gefahr eines anmaßlichen Dilettantismus doch bedrohlich nahe. Für die führenden Männer müssen wir freilich solche Kenntnisse um so mehr verlangen, als bei uns Fachmenschentum und Ressortgeist wohl gerade deshalb besonders üppig wuchern, weil sich der Deutsche seinem Beruf so völlig hinzugeben pflegt, daß er nicht ahnt, was nebenan vorgeht.

Mögen auch die Völker aus der Geschichte wenig lernen, so können und müssen das doch die führenden Persönlichkeiten tun. Jeder weiß, was Napoleon oder Bismarck ihren historischen Studien verdankten. Darum darf sich eine objektive Geschichtsschreibung des Weltkrieges wohl die Aufgabe stellen, Deutschlands künftige Führer vor der Wiederholung verhängnisvoller Fehler zu bewahren. Sie kann aber auch schon heute wesentlich zur Überbrückung der tiefen Spaltungen beitragen, die das deutsche Volk zerreißen, indem sie die öffentliche Meinung anleitet, das Handeln der Heerführer aus ihren Beweggründen zu begreifen, anstatt kurzerhand über sie abzuurteilen. So allein kann das Volk zur Ehrfurcht vor jenen Männern erzogen werden, deren ungeheure Leistungen und Hingabe es nicht mindert, daß sie als Menschen gelegentlich geirrt haben und schließlich unterlegen sind.

München. Heinrich Heide.

Der geistige Krieg gegen Deutschland

Wohl die wenigsten Deutschen wissen etwas von den gegen Deutschland gerichteten geistigen Boykottorganisationen der Entente. Deshalb ist die soeben in zweiter erweiterter Auflage unter jenem Titel erschienene Schrift zu begrüßen, die der Professor an der Universität Halle-Wittenberg, Georg Karo, geschrieben hat. Sie war ursprünglich nur als Sonderdruck der „Mitteilungen des Verbandes der Deutschen Hochschulen" erschienen, ist nun aber auch im Buchhandel zu haben. Professor Karo gibt einen klaren Überblick über diese Boykottbewegung, die nichts anderes ist als eine Übertragung des Versailler Friedensdiktats auf das Gebiet der Wissenschaft. Die vereinigten alliierten Akademien haben in den Jahren 1918 und 1919 dreimal in Brüssel getagt und an Stelle der früheren internationalen Assoziation der Akademien aller großen Kulturländer zwei neue, rein alliierte wissenschaftliche Vereinigungen gebildet. Nach den Satzungen dieses Konzerns sind die deutschen wissenschaftlichen Körperschaften „zunächst bis 1931" (!) von den beiden Organisationen der Entente ausgeschlossen. Es sind das der Conseil International de Recherches (International Research Council) für die Naturwissenschaften und die Union académique internationale für die Geisteswissenschaften. In den Tagen der allmächtigen Kriegspsychose ist der tiefste Zweck der Entente-Organisation nicht so klar zum Vorschein gekommen. Immer deutlicher wurde es aber, daß man es hier gar nicht mit der Zusammenfassung wissenschaftlicher Kräfte verschiedener Länder, sondern mit einem organisierten Weltboykott gegen Deutschland zu tun hat. „Der oberste Forschungsrat beherrscht mit seinem starren Statut alle ihm unterstellten Organe, und er wiederum ist ein gefügiges Werkzeug in der Hand weniger Vertreter der Entente-Hauptmächte." Es liegt auf der Hand, daß hier eine große Gefahr nicht nur für die deutsche Wissenschaft, sondern für die wissenschaftliche Arbeit der ganzen Menschheit droht. Es hat an Mißstimmung und Gegenströmungen unter den Neutralen nicht gefehlt, und auch in den Staaten der Entente hat sich Widerspruch erhoben. Aber diese einzelnen Stimmen haben eine Veränderung der Satzungen des Forschungsrates bisher nicht erzielen können. Neben der Behandlung deutscher Gelehrter und Gelehrtengruppen als ebenbürtiger Mitarbeiter an der menschlichen Wissenschaft ist vor allen Dingen die Sprachenfrage von großer Wichtigkeit. Die deutsche Sprache muß im internationalen gelehrten Verkehr wieder als vollkommen gleichwertig neben der französischen und englischen anerkannt werden. Die Vertreter der deutschen Wissenschaft sind nicht dazu da, französische Kulturpropaganda treiben zu helfen. Das ist auch auf der letzten Tagung des Hochschulverbandes in Darmstadt vortrefflich ausgesprochen und begründet worden. Neutrale Forscher haben die drohende Hegemonie französischer Kulturpolitik und die Notwendigkeit, ihr entgegenzuarbeiten, schon früher erkannt. Professor Karo steht es außer Zweifel, daß der Eintritt in die Ententeorganisationen für Deutschland nur vom Übel sein kann. Wir

lüden uns große unproduktive finanzielle Lasten auf und wären im Rate auch dann machtlos, wenn sich die Neutralen uns anschlössen, denn England mit seinen Dominien, Frankreich mit seinen engeren und weiteren Vasallenstaaten (den Kolonien, der kleinen Entente) würden die Mehrheit bilden. Wir würden die einzige uns noch gebliebene Souveränität, nämlich die auf dem geistigen Gebiete, aufgeben. Aber auch „die einfachste Würde verbietet uns jede Annäherung an den aus Haß und Verachtung gegen uns geborenen Conseil International de Recherches, auch wenn er ein wenig umgestaltet würde." Der ehemalige badische Staatspräsident Dr. Hellpach, chauvinistischer Anschauungen unverdächtig, hat die für uns gegebene Haltung in folgenden treffenden Worten gekennzeichnet: „Die wahre Internationalität der Wissenschaft wird um so eher wiederkehren, je peinlicher die Deutschen auch in wissenschaftlichen Dingen auf die ruhige, aber bestimmte Wahrung ihrer nationalen Würde bedacht sind. Bis dahin können wir getrost auf solche Veranstaltungen verzichten... Wer was will gelten, der mach' sich selten."

Ihre besondere Bedeutung erhält die zweite Auflage von Karos Schrift durch den Abdruck der Adresse französischer Intellektueller an Polen vom 15. Mai 1925. Die 600 Unterzeichner nennen sich selbst die geistige Elite Frankreichs. Die in dieser Adresse gegen Deutschland gerichteten Verleumdungen, sechs Jahre nach „Friedensschluß", sind ein vollkommen unmotivierter Ausbruch des Hasses, den man nicht übersehen darf. Es sind Namen von hohem Klang, unter denen besonders zahlreich die Theologen vertreten sind. Professor Karo sagt, das könne nicht wundernehmen, beginne doch der Mitherausgeber des großen Dictionnaire d'Archéologie chrétienne et de Liturgie, Dom Leclercq, den Artikel Germanie mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß ihn das Alphabet zwinge, sich mit „une terre et race maudites", mit „einem verfluchten Lande und einer verfluchten Rasse" zu beschäftigen. Das geschah im Jahre 1924!

Für jeden Deutschen, der es mit der wissenschaftlichen Zusammenarbeit der Völker ernst meint, ist es selbstverständlich, daß diese in Freiheit geleistete Zusammenarbeit wünschenswert, ja notwendig ist. Aber noch gilt das Wort, das Bismarck über die Teilnahme der Deutschen an der Pariser Weltausstellung 1876 gesagt hat: „Im Privatleben würde ein anständiger Mann eine an jedermann ergangene Einladung in das Haus eines anderen unbenutzt lassen, wenn dieser andere öffentlich bekundet, daß er ihn haßt und verachtet, aber in seinem Hause dulden werde, wenn jener der Einladung dennoch Folge leistet." Das hat gar nichts mit Chauvinismus zu tun, wohl aber mit dem normalen Stolz, den man in diesen Zeiten jedem Deutschen ansinnen kann.

In der Kirche der Sorbonne in Paris hängt ein großes Kriegsgemälde, in dessen Mittelpunkt der Weltheiland, vom Kreuze schwebend, Frankreich, das mit gezücktem Degen vorwärts stürmt, segnet. Unter der Gestalt Frankreichs winden sich der deutsche Kaiser, der deutsche Kronprinz und sterbende deutsche Krieger; im Vordergrunde liegt der Leichnam einer — natürlich von den Deutschen erschlagenen — Frau mit ihrem toten Kinde. Am 19. März dieses Jahres sprach Emil Ludwig in der Sorbonne über Goethe und Napoleon, über das Genie der Tat und seinen „platonischen Bruder". Es wird in Deutschland kaum jemanden geben, der den starken Beifall der Hörer der Sorbonne[1]) Herrn Emil Ludwig nicht neidlos gönnte.

München. Tim Klein.

Deutsche Geschichte und deutscher Charakter

Groß und kühn, weitausgreifend ist die Überschrift, die Karl Alexander v. Müller seiner Aufsatzsammlung gegeben hat.[2]) Wenn wir es nur mit politisch-historischen Essays zu tun hätten, so möchte man fast zweifeln, ob solches Thema nicht zu Gewaltiges verspricht. Aber darum handelt es sich hier nicht. Worte, Sätze und Bilder sind aus deutschem Erleben heraus, von der deutschen Geschichte und vom deutschen Charakter geformt worden. Es ist wirklich nur ein einziges Thema, über das hier gesprochen wird — der Verfasser sagt es uns selbst in der Einleitung — der deutsche Zusammenbruch am Ende des Weltkrieges.

[1]) Seit diese Zeilen geschrieben wurden, hat der Verfasser unserer „Gegenrechnung", Prof. August Gallinger von der Universität München, in den Münchener Neuesten Nachrichten vom 9. Mai 1926 zum ersten Mal die deutsche Öffentlichkeit darüber anfgeklärt, was es mit den Vorlesungen deutscher Schriftsteller vor den „Hörern der Sorbonne" für eine Bewandtnis hat. Diese Vorlesungen finden in einem kleinen 40—50 Personen fassenden Hörsaal vor einem Publikum von Ausländern statt. Die Zahl der anwesenden Franzosen darf auf etwa 10 geschätzt werden. D. Schr.

[2]) Karl Alexander v. Müller, Deutsche Geschichte urd deutscher Charakter. Aufsätze und Vorträge. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1926.

Auch diejenigen Aufsätze, die in die Vorkriegszeit fallen, sind nur Variationen. Wir wohnen einer Bismarckfeier bei, April 1914, und schon steht riesengroß die deutsche Gefahr vor uns: der enge Raum, die schwierige äußere Lage, „ringsum dem Einfluß und dem Angriff offen". Oder uns wird ein deutscher Mann geschildert, wie der Demokrat Friedrich Theodor Vischer, erklärt aus dem süddeutschen Milieu, so wie es nur ein Süddeutscher ganz verstehen kann — und gleich schauen wir ein Stück der lebendigen und reichen deutschen Geschichte, wird uns der deutsche Charakter mit seinen Tiefen und Ecken gegenwärtiger. Dann kommen die Ansprachen des großen Krieges, die K. A. v. Müller von dem Forum der S.M. aus hielt, nicht schulmeisterlich, aber eindringlich, mit wachsender Sorge, wie sie so viele deutsche Patrioten in fortschreitenden Kriegsjahren erfüllt hat. Heute ließ er Worte vergangener Menschen mit unheimlicher Bedeutung für das Gebot der Stunde reden, morgen suchte er die Gegenwart aus der Vergangenheit zu deuten, er zeigte immer das Bleibende, Durchgehende, nicht die Parallelen. Nur weniges davon konnte naturgemäß in die vorliegende Sammlung aufgenommen werden, aber wie wurde die erzieherische Aufgabe des politischen Historikers im „Fichte und Machiavelli" vorbildlich gelöst. Dem deutschen Volke, wenn es nur hören wollte, wurde ins Bewußtsein gehämmert, daß deutscher Idealismus sich sehr wohl mit harter Erfassung der Tatsachen verträgt, so wie es Fichte vermocht hat. Welche indirekte Anklage gegen die deutsche Politik der letzten Jahrzehnte, wenn er Fichte sagen läßt, daß mehr als die Hälfte der entstandenen Kriege durch große ständige Fehler der Angegriffenen entstanden seien, welche dem Angreifer Hoffnung auf ein glückliches Gelingen gaben. Die „Zwiesprach" war und ist Bekenntnis, persönliches Bekenntnis des einzelnen und von Tausenden. Mehr als dies ist es Kriegsdichtung im besten Sinne, deren Mängel man so oft beklagt, weil man das Gute am Wege liegen ließ. Prunkloser lassen sich Wort und Idee „Deutschland" kaum umkleiden als es in dem Schlußsatz geschah: Vater: „Und ihr Überlebenden alle, welches unendliche Werk bleibt euch, welcher ewige Garten, in den ihr alles Unsagbare dieser Zeiten einpflanzt, Liebe und Leid, Grimm und Qual, Hoffnung und Hingebung, Stolz und Demut, wie unsere Toten alles in ihn hineingepflanzt haben — sag es mein Sohn mit einem Wort." — Sohn: „Deutschland."

Dann kam das Ende. Zuerst die Tage ohne Hoffnung in die Gegenwart, aber noch im Glauben, Deutschland würde sich schließlich doch noch für die Ehre der Nation ermannen. In dieser Zeit sind die „Historischen Glossen" entstanden. Dann sehr bald nach dem Zusammenbruch „Das Ende der deutschen Flotte". Diese rein sachliche Darstellung der letzten Tage der deutschen Flotte bedeutet auch heute noch Erschütterung für den Denkenden. Karl Alexander v. Müller schrieb sie mit innerster Überwindung, um Deutschland zu sagen, den kranken verblendeten Volksgenossen in die Ohren zu schreien, in welchen Abgrund man gestürzt sei und welches Vermächtnis man ohne äußerste Not preisgab. In die kommenden Jahre der Verzweiflung, der seelischen Folterung und der neu aufkeimenden Hoffnung führt alles übrige, was er uns noch einmal vorlegt. Das meiste natürlich. Denn jetzt wurde es erst möglich, ohne Selbstberuhigung und Vertuschung den Fragen nachzugehen: mußte es so kommen und wie geschah dies alles? Manche von uns haben die beiden Aufsätze, die an die Spitze der Sammlung gestellt wurden, „Deutschlands Geschichte und deutscher Charakter" und „Die deutsche Erhebung vor hundert Jahren und heute" als Vortrag gehört. Sie waren gewachsen aus besonderer Not der Stunde, hier Ruhreinbruch, dort innere völkische Zerrissenheit. Das Besondere, das in diesen Vorträgen lag, sie taten weh, ohne zu zerstören, sie erhoben, ohne leichtfertigen Optimismus zu erlauben. Wir hörten kein kluges Wort davon, daß es notwendigerweise so kommen mußte, keine überhebliche Prophezeiung, wie sich die Zukunft gestalten werde, sondern nur immer das eine: rein zufällig, ohne Zusammenhang mit deutscher Geschichte und deutschem Charakter kam die große Katastrophe nicht über uns, kein Wunder wird sich auch ereignen, wenn nicht das Lebendige unseres Wesens das Tote und Starre überwindet. Wir sind das Volk der Gegensätze: „Die gegenwärtige Not wäre schier unerträglich, wenn wir uns nicht daran erinnerten, daß es in der deutschen Geschichte immer ein Auf und Nieder gegeben hat", so ungefähr sagte uns Karl Alexander v. Müller im historischen Seminar schon im Sommer 1919. Das ist sein Glaube, den nicht Fatalismus, sondern Liebe zu Deutschland gebar. Aus dieser Liebe heraus legt er Deutschland schwere Verantwortung auf. Er hat ihr am Ende des Aufsatzes „Deutsche Geschichte und deutscher Charakter" Ausdruck gegeben: „Es ist etwas in unserer Brust, was uns glauben macht in aller Not — nicht Stolz auf das, was unser Volk schon geleistet hat, sondern im Gegenteil ein Gefühl der Verpflichtung, was ihm noch obliegt, das Gefühl, daß wir Deutsche unsere Aufgabe in der Geschichte noch nicht erfüllt haben, daß alles Größte uns bisher immer wieder vor der Vollendung abgebrochen ist, daß unser Schicksal selbst uns immer wieder neue Wege auferlegt."

Die Leser der „Süddeutschen Monatshefte" kennen vieles schon, was in der vorliegenden Sammlung steht. Ist das ein Grund, sie nicht mehr zu lesen? Pflegt man

denn Bruchstücke eines musikalischen Werkes zu hören, ohne Verlangen zu tragen, das ganze Werk kennenzulernen? Jetzt, wo die Melodie des ganzen Liedes da ist, klingt sie voller, eigenartiger und im ganzen neuartiger. Trotz der Zeitgebundenheit birgt sie überzeitliche Werte in sich.

Berlin. Dr. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode.

Die Rückbildung der deutschen Volkswirtschaft

Der große Prozeß der Umbildung und Durchorganisierung unserer Wirtschaft wird in einer Schrift von Max Marcuse in zusammenfassender Darstellung und fesselnder Sprache behandelt.[1]) Der Verfasser versteht es, aus der Überfülle der wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Ereignisse die leitenden Gesichtspunkte herauszugreifen und auch dem volkswirtschaftlich nicht geschulten Leser in knapper Form ein anschauliches Bild von der Entstehung der gegenwärtigen Krise zu geben, und zugleich den Weg zu markieren, auf dem ihre Überwindung erhofft werden kann. Wie es zu der Krise kam, wird an Hand der Lage unserer wichtigsten Produktionszweige geschildert. In der organischen Rückbildung der Wirtschaft bis zur Wiedergewinnung einer rentablen Produktionsgrundlage sieht der Verfasser mit Recht den einzigen Weg, der aus der Krise hinausführt. Das wirksamste Mittel dazu scheint ihm, nach Beseitigung aller Rückstände aus der Inflationszeit, die Vereinigung der Arbeitsmethoden der alten Welt zu sein. Dadurch ließe sich verhüten, daß das Übergewicht Amerikas und der erwachende asiatische Osten das in sich zerrissene Europa aus dem Sattel heben. Dieser Gedankengang führt den Verfasser zu dem jetzt so viel erörterten Plan der „Vereinigten Staaten von Europa", dessen Verwirklichung er, in allerdings etwas zu großem Optimismus, schon in nicht ferner Zeit erhofft. Wer sich der jahrzehntelangen Arbeit erinnert, die das Zustandekommen des deutschen Zollvereins erforderte, wird nicht erwarten, daß „Pan-Europa" so schnell vor unseren Augen entsteht.

München. Alexander Elfenbein.

Politische Neuerscheinungen

Ernest Judet, dem wir wichtige Enthüllungen zur Politik Poincaré Iswolsky in der Humanité verdanken, schrieb bereits 1920 ein polemisches Buch gegen Clemenceau (Le véritable Clemenceau, Ferdinand Wyss Berne 1920) das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Das Buch führt zu tief in Interna der französischen Innenpolitik vor dem Kriege hinein, um als reine Geschichtsquelle gelten zu können, immerhin wirft es interessante Schlaglichter auf den Tiger. Die kriegstreiberische Rolle des Journalisten, die zerstörende Arbeit des Friedensmachers Clemenceau kann billig nicht bezweifelt werden. Bedenken steigen auf, wenn Judet Clemenceau selbst für das Verschleppen des einheitlichen Oberbefehls Frühjahr 1918 verantwortlich machen will, von dem Mann, der das Wort „ich führe Krieg und nichts als Krieg" sprach, ist alles andere als Sabotierung aller zum Siege notwendigen Mittel zu erwarten.

Über die Entstehungsgeschichte der russischen Revolution gibt Prinzessin Paley (Souvenirs de Russe 1916/19, Paris, jetzt auch deutsch: Erinnerungen aus Rußland, Awa-Verlag, Hamburg) wertvolle Aufschlüsse. Prinzessin Paley ist die morganatische Frau des Großfürsten Paul, des Sohnes des Zaren Alexander II. Die Bolschewisten ermordeten ihren Mann und ihren Sohn Wladimir. Eine schwergeprüfte Frau erzählt hier ihre Leidensgeschichte, man wird Genauigkeit aller Angaben nicht erwarten dürfen. Um so höher ist der Wert für das psychologische Verständnis der russischen Revolution. Wir sehen hier die klassische Entwicklung: Schwäche und Korruption des herrschenden Regimes, Blindheit und zu spätes Einlenken. Entladung der allgemeinen Spannung. Es kommt zur Auflösung jeder Ordnung und zu Versuchen ihrer Wiederherstellung. Darauf der Sieg der Radikalen und der Beginn des eigentlichen Terrors. Man ist zunächst überrascht, wie lange sich noch Mitglieder der kaiserlichen Familie frei bewegen durften, und dann wieder unter dem überwältigenden Eindruck, wie wenig menschliches Mitleid sich bei den Bolschewisten fand, um wenigstens die Unschuldigen zu schonen.

O. St.

---

[1]) Max Marcuse, Die Rückbildung der deutschen Volkswirtschaft, ihre Ursachen und ihre Bekämpfung. Heft 88 der Finanz- und volkswirtschaftlichen Zeitfragen, herausg. von Georg v. Schanz und Julius Wolf. Verlag von Ferd. Enke, Stuttgart.

Tagebuch

Die Wahrheit über Südtirol 1918—1926

Unter diesem Titel ist im Verlage der graphischen Kunstanstalt Josef C. Huber in Diessen vor München eine kleine Schrift von dem bestbekannten Hans Fingeller in Südtirol erschienen, die in gedrängter und doch erschöpfender Weise die Entwicklung der Lage in Südtirol auf Grund verbürgten Tatsachenstoffes bis in die allerletzte Zeit darstellt. Das Büchlein, ein kleines Meisterwerk, getragen von tiefempfundener Heimatliebe ohne jedoch den Weg objektiver und sachlich gehaltener Darstellung zu verlassen, ist auch in der Gliederung des Stoffes als vollendet zu bezeichnen. Ausgehend von Südtirols Geschichte, daran anschließend und im engen Zusammenhange stehend ein Kapitel über die Geschichtsfälschungen, ein weiteres über das deutsche Volkstum in Welschtirol, des heutigen Trentino, dessen Behandlung man zum Großteile in den bisher über Südtirol erschienenen Broschüren vermißte, als vierter Teil die Verletzungen des Selbstbestimmungsrechtes an Südtirol, im Anschlusse daran die Stellung Südtirols zur Annexion durch Italien, Italiens Versprechungen, Italiens Minderheitenstandpunkt, die Brennergrenze, eine Bedrohung weiteren deutschen Gebietes, die Volkszählungsergebnisse, politische und administrative Wahlen leiten zum Entnationalisierungsprogramm Senator Tolomeis über. Den Unterdrückungsmaßnahmen gegen die Gemeindeverwaltungen und Gewaltakten gegen Einzelpersonen und Privateigentum sind weitere Teile gewidmet.

Auch das Wirtschaftsleben Südtirols, die kirchlichen Verhältnisse, und vor allem auch die Schuldfrage, die für das kulturelle Leben für die Zukunft des Deutschtums in Südtirol von weittragender Bedeutung ist, werden eingehend unter Verwendung authentischen Materials behandelt.

Der letzte Teil der kleinen Schrift hat die bisherigen Ergebnisse der nationalen Politik Italiens zum Gegenstande. Der Verfasser vertritt in diesem Kapitel den einzig und allein berechtigten Standpunkt, daß die Entnationalisierungspolitik Italiens in Südtirol nicht nur begreiflicherweise starken Gegendruck, sondern auch den festen, unerschütterlichen Willen ausgelöst hat, auch weiterhin im Kampfe auszuharren und der Väter Art und der Mutter Sprache unverbrüchliche Treue zu bewahren. In dem kurzen, als willkommen zu bezeichnenden Anhange werden die beiden Brandreden Mussolinis, die Rede Stresemanns sowie die des österreichischen Bundeskanzlers Ramek im ungekürzten Originalwortlaute wiedergegeben. Die bisher über die Südtirolerfrage erschienene Literatur hat durch diese kleine Zusammenstellung eine wertvolle Bereicherung erfahren.

Innsbruck. Egon v. Lentner.

Germanische Kunst

Wenn es ein Kunstgebiet gibt, das uns Deutsche am meisten interessieren könnte und sollte, so ist es sicher das der Kunst unserer germanischen Vorfahren. Wenn jemand lächeln sollte beim Lesen dieser drei letzten Worte, etwa weil er seit Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes" auf die auch in unserem, wie in jedem anderen europäischen Volke eingetretene Mischung der verschiedensten Typen hinzuweisen imstande ist, so mag er das tun. Sein Lächeln wird die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß das, was germanische Stämme, Skandinavier, Angelsachsen, Goten, Langobarden, Franken, Vandalen u. a. geschaffen, mit zu den herrlichsten Erzeugnissen aller Kunst gehört und daß sie diese ihre Kunstübung nicht nur auf ihrem ursprünglichen Heimatboden, sondern überall da ausgeübt haben, wohin sie ihr ins Weite strebender Sinn und die Schicksale der Völkerwanderung geführt haben.

Diesen Spuren nachzugehen hat sich ein sehr inhaltsreiches und vom Verlag Wasmuth vornehm ausgestattetes Buch zum Ziel gesetzt, dessen Titel lautet „Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen von der Völkerwanderung bis zu Karl dem Großen". Als Verfasser zeichnet Albr. Haupt. Die vorliegende Auflage ist bereits die zweite; die erste war schon vor dem Kriege vergriffen. Es ist nicht weiter verwunderlich, daß die zweite erst 1923 erscheinen konnte; der lange Zeitraum ist ihr zugute gekommen, weil sie ganz neu durchgearbeitet werden konnte.

Das Buch ist ein hohes Lied germanischer Kunst. Kein Wunder, wenn deren Zeugen fast überall in Europa zu finden sind; saßen doch vom 6. Jahrhundert n. Chr. an germanische Stämme in fast allen europäischen Ländern: die von ihnen gegründeten Reiche gingen unter; eine andere Kultur kam herauf, die ihre Elemente anderswoher, hauptsächlich aus dem Süden holte. Die germanische Eigenart versank. Aber sie hat, wie gesagt, stolze Spuren hinterlassen, und man freut sich aufrichtig und ehrlich, daß es Deutsche gibt, die diesen Spuren

wieder nachgehen, sie ans Licht ziehen und uns Spätgeborenen zur Erbauung aufweisen. Lange genug hat uns der Humanismus das Wissen um unsere Voreltern vorenthalten. Es war kein echter Humanismus, denn, wenn dies Wort etwas bedeuten soll, so ist das doch in dem Goetheschen Sinne: Zweck und Ziel allen menschlichen Wissens ist der Mensch. Dann aber darf dies Wissen nicht starr auf das Gebiet der zuletzt gekommenen klassischen Kultur gerichtet bleiben, denn auch diese hat Anleihen gemacht bei anderen, früheren Kulturen, wie dies übrigens auch die Germanen taten; aber wie die klassischen Völker, so haben auch die Germanen das Lehngut verarbeitet und in ihrem Sinne umgestaltet. Man darf also von einer germanischen Kunst mit derselben Berechtigung sprechen, wie von einer klassischen, und dies klar und deutlich herausgehoben und bildmäßig aufgezeigt zu haben, ist das Hauptverdienst des vorliegenden Werkes.

Trotz allen anscheinend widersprechenden Symptomen läßt sich seit dem für uns so unglücklichen Ausgang des Weltkrieges doch eins gut und scharf beobachten: daß sich der Deutsche mehr und mehr auf sich selbst und seines Volkes Geschichte besinnt. Wenn dies vorläufig vielleicht nur unsere Besten tun, so macht das nichts und ist in Ordnung.

Haupt gebührt deshalb unser aufrichtiger Dank für sein schönes Buch!

München. Adolf Dirr.

Englisches

Der anglikanische Bischof von Gibraltar pflegte sich zu tragen wie ein katholischer Prälat, dessen Sprengel Südeuropa war. „Ich glaube, ich gehöre Ihrer Diözese an, Mylord", sagte der Papst lächelnd, als er ihm einmal begegnete.

*

Bleiben wir bei unserer alten Firma „Gott und Sohn", war der letzte Trumpf eines puritanischen Predigers auf der Kanzel.

*

Ein englischer Bischof des 17. Jahrhunderts pflegte vor der Schlacht die Neutralität Gottes zu erbitten mit der Begründung: „Wir selbst sind zwar Sünder, aber die Feinde sind auch keine Heiligen."

*

Als der General Wellington zum Kanzler der Universität Oxford ernannt wurde, machte der Erzbischof Whateley eine offizielle Eingabe um das Kommando des Gardekavallerieregiments.

*

„So etwas hat man doch in Wirklichkeit noch nie gesehen", sagte ein Besucher vor Turners Bildern. „Aber wären Sie nicht froh, wenn Sie's gesehen hätten?" erwiderte der Maler.

*

Brüderlichkeit („fraternité") in England: das Erstgeburtsrecht des Ältesten.

*

Die beiden großen Humoristen Dickens und Thackeray, die sich persönlich nicht kannten, weil sie sich nicht ausstehen konnten, stießen eines Tages in der Garderobe des Athenäum-Clubs zusammen, indem beide denselben Hut ergriffen. Die Szene war so komisch, daß sie selbst auf Humoristen wirkte, und sie schüttelten sich zum erstenmal die Hand.

*

„Haus der Trinität" (Trinity-House) heißt ein Gebäude in London, das einer Körperschaft zur Förderung des Schiffahrtswesens gehört. Ihre Mitglieder haben eine eigene Tracht und nennen sich ältere und jüngere Brüder. Bei einem Empfang auswärtiger Abgeordneter trug Mr. Asquith diese Tracht, und einer der Gäste fragte ihn, was sie bedeute. Der englische Dissenter erklärte: „Ich bin ein älterer Bruder der Trinität". „Ah — das gibts bei uns zuhause nicht," erwiderte höflich der Fremde.

*

Der alte Gladstone ließ sich eines Tages gerade Southey vorlesen, als der Prinz von Wales, der spätere König Eduard VII., ihn besuchte, und darauf drang, daß er gleich ein Buch lese, das er, der Prinz, aufs höchste schätzte (es war Marie Corellis Barabbas). Nachdem ihm eine Stunde aus diesem vorgelesen worden war, sagte der loyale Gladstone ein einziges Wort als Urteil: „Southey!"

K. A. v. M.

Gedanken

Das dauerhafteste Ergebnis der Philanthropie des 18. Jahrhundert sagt Thompson, war die Guillotine.

*

Man fragt sich manchmal, warum auch die tollsten Perversitäten in Literatur und Kunst das Publikum nicht noch viel verrückter machen, als es der Fall ist. Der Grund ist wohl, daß niemand sie eigentlich ernst nimmt, weder das Publikum noch die Autoren.

*

Auch die Angst vor dem Aberglauben kann Aberglauben sein.

K. A. v. M.

Novelle in Weiß

Von Ernst Penzoldt

Der kleine Trommler René Collignon marschiert als letzter der Nachhut der Großen Armee in Rußland. Er hat seine große Bärenmütze längst verloren und trägt eine Haube von Schnee über dem braunen Haar. Denn es schneit seit drei Tagen in großen, freundlichen Flocken langsam, lautlos und schwebend vom Himmel. René Collignon ist sehr müde und seine große bunte Trommel so schwer, daß er fürchtet zurückzubleiben. Die Soldaten vor ihm sind alle wie er beschneit und müde von mühsamer Wanderung. Ein Geruch von Brand ist noch in ihren Kleidern und Haaren. René Collignon ist aber schon ganz von Sinnen und nur noch Marsch, gequälter Rhythmus. Er ist verstummt und beinahe bereit, hinzusinken mit den großen freundlichen Flocken, aufzugehen im Weißen, und er spürt, daß ihm leichter wird. „Gib mir deine Trommel, René Collignon", hört er neben sich sagen und wird einen Augenblick wach von seinem Namen. Der andere nimmt die große Trommel und tritt hinter ihn. Dann ist es wieder still wie vorher, endlose Wanderung im Weißen. Und immer kommt es noch leise, weiß an weiß vom Himmel, im Weißen versinkend. Sonst ist aber nichts ringsumher, kein Dorf, kein Tier, kein Baum. Da wendet sich plötzlich René Collignon um, daß er ihn sehe, der für ihn seine Trommel trug. Und jener trug sie wirklich noch, obgleich es doch so unsinnig war, zu denken, daß man je wieder trommle. Collignon sah den andern an und erkannte ihn freundlich. Doch geriet er dabei ins Taumeln und fiel seitwärts. Als er im Schnee lag, begehrte er nicht mehr aufzustehen. „Schlafen, so war ihm, und alles ist wieder gut." Er sah noch einen Augenblick Unzähliges leise und leicht senkrecht auf sich herabschweben, dann schlossen sich seine Augen, ganz gab er sich hin dem süßen, gefährlichen Schlaf. Nicht gleich nahm es der andere wahr. Schläfrig und stumpf war er wie alle. Nun aber bückte er sich hinab zu dem müden, beschneiten Gesicht und rüttelte Collignon: „Aufstehen, du! He! Wach auf!" rief er. Er griff ihn ins Haar und versuchte ihn hochzureißen. „Collignon," brüllte er, „vorwärts, oder ich lasse dich liegen. Collignon, die Kosaken kommen! Es ist jetzt nicht Zeit zu sterben!" Aber Collignon mochte nicht. „Schlafen," sagte er unwillig leise. Schon waren die Soldaten so weit, daß sie im Blicke zergingen. Und dann sah man nur noch rings den ewig fallenden Vorhang sanfter, vergänglicher Flocken. Sie schwebten unendlich herab, Weißes zu Weißem. Der also Vereinsamte warf die Trommel von sich und schlug zornig mit dem Riemen den schlafenden Collignon. Schon verschneiten die Spuren, als der Trommler sich regte. Er schrie laut auf, denn die Hiebe brannten auf seinen frierenden Händen. Der andere aber war stark und hob ihn auf statt der Trommel, bereit ihn zu tragen, wenn er nicht gehen wolle. Ein Schluck Branntwein machte Collignon vollends wach. Dann trug ihn der Gefährte auf dem Rücken mit sich, den schwindenden Spuren des Heeres zu folgen. Da aber Collignon merkte, daß es dunkler wurde, erschütterte ihn das Vergängliche und, da er noch ein Knabe fast war, begann er leise zu weinen. Der andere sagte kein Wort. Als er einmal rastete, fragte ihn Collignon, wie er denn heiße. Er nannte sich: Marcel Rossignol. Es hatte zu schneien aufgehört, und als die Ebene blau vom Abend wurde, sagte Collignon, daß er jetzt wieder gehen könne, und nahm sich zusammen. Nach einer Weile aber, da es schon finster war — nur der Schnee leuchtete matt — merkten sie, daß sie die Spur verloren hatten und im Kreise gegangen waren. „Ist das nicht deine Trommel, Collignon,"

sagte Marcel und stieß mit seinem Fuß an einen großen Schneepilz. Sie war es. „Nicht weinen jetzt," brummte Marcel. „Es genügt, daß wir leben, auch fern und ganz verlassen." „Aber um meinetwillen ..." begann Collignon. Marcel setzte sich auf die Trommel. „Was willst du? Wir könnten ebensogut auf dem Marktplatz von Aubigny sitzen, und es hat eben geschneit. Macht es dich furchtsam, daß es nun nicht so ist?" Sie waren ja nun unendlich verlassen in der einsamen Ebene. „Was ist dein Beruf, Collignon?" fragte Marcel. „Dichter," antwortete schüchtern der Trommler. Er sagte es, obgleich es doch unsinnig war, es jetzt zu denken, hier bei der großen bunten Trommel in Schnee und Nacht, ganz nahe am Tod, und er lächelte. Marcel schrieb ihre Namen groß in den Schnee und teilte sein Brot mit René, ehe sie sich aufmachten weiterzugehen. Sie schwiegen wieder lange. Einmal ragte ein Arm, eine starre Hand aus dem Schnee, wie ein Ast beschneit. Sie sahen es beide und verschwiegen ihre Gedanken. Marcel begehrte nur immer ein kleines Licht in der Ferne zu sehen oder einen Hund zu hören. Manchmal meinte er wirklich, einen kleinen Schimmer im Hintergrund der Nacht zu schauen. Aber es war wohl nur Sehnsucht, die es erschuf, als sei es. Er hörte auch Schlittenglöckchen und dachte an warme, dampfende Pferde so stark, daß sich das Finstere formte und groß und warm auf ihn zukam. Da packte ihn Collignon: „Ein Pferd!" schrie er. Da raste es schon dunkel vorbei und war wieder Nacht. Später aber begegnete ihnen ein Baum; da war es nicht mehr so einsam. Dort rasteten sie daran gelehnt und wärmten einander. Jeder meinte, der andere schlafe, und wachte mit Mühe. So wachten sie beide.

Als es hell wurde, sahen sie, daß sie nahe bei einem Bauernhof genächtigt hatten. Collignon sah ihn zuerst, und sie gingen hin. Sie klopften an, und ein kleiner Junge im Schafspelz öffnete. Er erschrak nicht vor ihnen, sondern sagte etwas auf russisch, das „Soldat" bedeuten mochte, und ließ sie freundlich ein in die heiße Stube. Es ist wohl seltsam, dem Tode entronnen zu sein, dachte Marcel, und es ist nicht anders, als ob eine Tür gehe. So selbstverständlich und gar nicht wunderbar. Sie sahen eine junge Frau in der Stube stehen, eine Schale heißer, dampfender Milch in den Händen. Es gelüstete sie sehr, davon zu trinken. Sie gab ihnen beiden, und sie lachten, da sie sich nicht verstanden. Es war aber keine Feindschaft gegen sie, so elend waren René und Marcel. Vom Ofen kletterte der Bauer herab, und Knechte und Mägde sahen neugierig durch die kleinen Fenster herein. Draußen war Sonne. Marcel trug René, der schon im Sitzen schlief auf das Ofenbett, und beide schliefen tief bis zum Abend. Als Collignon erwachte, sah er das Gesicht der jungen Frau über sich geneigt. Sie machte sch, sch, wie einem Kinde. Marcel sah es und staunte, ob des hellen Haares der jungen Frau, so blond war sie, fast weiß. Nun trugen auch die beiden Soldaten zottige Schafspelze und halfen den Knechten ein wenig. Sie wohnten auch im Stall mit den Pferden ganz nahe. Abends saß Marcel noch wach auf der Futterkiste und sah heiter zu, wie Collignon schlief. Am Tage saß die junge Frau in der Stube und ließ geschickt die Spindel tanzen. René Collignon saß bei ihr und las ihr, obgleich sie ja nichts verstand, seine Sonette mit lauter Stimme vor. Er hielt dabei das kleine rote Buch weit von sich und hob begeistert die Hand empor. Die junge Frau lächelte: „Oh," sagte sie, als er stolz geendet, und bewunderte ihn, weil er lesen konnte. Auch Marcel mußte lächeln, der gerade dazu kam. Dann aßen sie alle zusammen aus einer Schüssel in der engen heißen Stube. Am Nachmittag aber spannte der Bauer den Schlitten an, heimlich die Kosaken zu holen.

Der kleine Franzose Collignon aber hatte ein feuriges Herz. Ach, es war wunderbar, dem Tode entronnen zu sein und zu lieben. Die junge Frau aber lachte ihn aus, als er entzückt und bebend vor ihr niederkniete. Sie stand auf und wärmte die Hände am Ofen, als sei niemand da. René Collignon kniete noch, die Hand auf dem feurigen Herzen mit gesenkter Stirn. So ließ ihn die Frau allein. Ihr kleiner Knabe im Schafspelz öffnete nach einer Weile die Tür und lugte hinein, sagte freundlich das Wort, das „Soldat" bedeuten mochte, erschrak aber, da er René knien sah. Da entlief er zu seiner Mutter.

Als René abends so lange nicht in den Stall kam, wurde Marcel unruhig. Er fand die junge Frau in der heißen Stube am Spinnrocken, aber die Spindel tanzte nicht. Sie wußte nicht, wo Collignon geblieben war. Aber der Junge deutete ins Freie. „Ach, Collignon," sagte Marcel und machte sich auf, den Verliebten zu suchen. Er sah seine taumelnde Spur in den Schnee gebrochen und folgte ihr mit der Laterne tief in die Nacht hinein. Einmal mußte René gestolpert sein, denn der Schnee war zerstört. Immer wieder rief Marcel des Gefährten Namen durch die hohle Hand in die Finsternis. Aber der Wind riß ihn fort. Marcel fand den Törichten im Schnee liegen mit geschlossenen Augen, Rauhreif an Wimpern und Haar. Renés Hände aber waren zerrissen vom Harst. Er begehrte nicht aufzustehen. Schlafen, so war ihm, und alles ist wieder gut. Marcel aber bückte sich zu dem müden bereiften Angesicht und rüttelte Collignon. Aber Collignon mochte nicht. Da teilte Marcel seine Wärme mit ihm und erweckte ihn zum zweiten Male; er hob ihn auf. Der Wind ruhte und Flocken schwebten herab auf die beiden, als sie sich ins Unbekannte, Weiße wandten zu neuer mühseliger Wanderung. „Komm, René!" sagte Marcel, und sie gingen.

Da formte sich plötzlich das Finstere, groß und warm kam es von allen Seiten, braune, dampfende Pferde und dunkle, feindliche Reiter mit tödlichen Lanzen. „Marcel, die Kosaken!" schrie Collignon und stellte sich vor den Gefährten. Er hielt das kleine rote Buch der Sonette weit von sich und hob begeistert die Hand. Die Lanze fuhr durch seinen Hals tief in Marcel Rossignols Herz. Sie sahen noch einen Augenblick unzähliges Weißes leise und freundlich auf sich niederschweben. Dann gaben sie sich ganz hin dem süßen unendlichen Schlaf.

Unfall auf der Straßenbahn

Novelle von Theodor Heinrich Mayer

Wie später von der Polizeibehörde erhoben wurde, hatte Franz Hausner schon in seiner Jugend nicht viel getaugt. Sein Vater schickte ihn zu einer ganzen Reihe von Handwerkern in die Lehre, im Anfang zeigte er jedesmal außerordentlichen Fleiß, verfiel dann bald in ein haltloses Projektemachen, warf mit den verstiegensten Plänen herum, statt sich die Kenntnisse praktischer Arbeit anzueignen, und erklärte schließlich, in dem betreffenden Beruf nicht das Ziel seines Lebens ersehen zu können. Der Vater gab ihm für solche Großsprechereien ein paar Ohrfeigen und machte mit ihm einen neuen Versuch bei einem anderen Meister.

Nur bei einem Dachdecker hielt er es längere Zeit aus, nach seiner Behauptung, weil es ein beseligendes Gefühl wäre, im Dienst der Menschen und doch hoch über ihnen zu stehen, in Wirklichkeit wohl nur deshalb, weil er in die Tochter des Meisters verschossen war. Aber das Mädel, heimlich einem andern zugetan, lachte nur über die hartnäckige Werbung des Burschen. Da wollte er ihr einmal einen Beweis furchtloser Kühnheit geben und pflanzte auf dem First eines Neubaus an gefährlicher Stelle ihr zu Ehren eine Fahne auf. Das Mädel winkte ihm von unten zu, in ehrlichem Erstaunen über seinen Wagemut, er nahm dies für den so sehnsüchtig erwarteten ersten Liebesbeweis, winkte zurück, wagte sich dabei zu stark vor und glitt ab. Ein Sandhaufen, der noch vor dem Haus lag, verminderte die Gewalt des Sturzes, Franz kam mit einem Bruch beider Beine davon und behielt davon ein starkes Hinken im rechten Fuß. Anna hatte ihn im Spital öfters besucht, wohl nur aus Mitleid, aber immerhin bestärkte das seine Hoffnung, sie nun doch zu erringen. Sein erster Gang führte zu ihr, aber sie dürfte über seinen heischenden Ton verärgert gewesen sein, machte dann eine sicherlich nicht taktvolle Bemerkung über sein Hinken, worauf er sie tätlich bedrohte und ohne das Dazwischentreten ihres Geliebten wohl schwer verletzt hätte. Es kam zu einer Verhandlung, aber der Richter nahm Sinnesverwirrung an, und Franz ging frei aus.

Eine gewalttätige Veranlagung des Burschen war also erwiesen, wenn sie sonderbarerweise auch erst dreißig Jahre später zu einer neuen Auswirkung kam. Franz fand eine Beschäftigung bei der Straßenbahn, zuerst in den Remisen; aber da sich sein Hinken verschlechterte, wies man ihm den sitzenden Posten eines Weichenwärters an, den er bis zum 12. Dezember, dem Tag des Unfalls, in zufriedenstellender Weise versah. Auch über sein Privatleben ließ sich während der dreißig Jahre nichts Nachteiliges erheben.

Soweit der Polizeibericht.

An dem erwähnten Tag trat Franz Hausner um vier Uhr nachmittag seinen Dienst an. Es war schon dämmerig, als er das winzige, gerade einer sitzenden Person Raum gewährende Hüttchen auf dem Grillparzerplatz betrat. Fast nur aus Glas bestehend, gewährte es nach allen Seiten freien Ausblick, durfte aber während des Dienstes natürlich niemals verlassen werden. Der kleine elektrische Heizkörper auf dem Boden hielt die Temperatur recht erträglich.

Der Verkehr war jetzt, eine Stunde vor Geschäftsschluß, noch ziemlich schwach, der Dienst erforderte keine besondere Konzentration, der Wärter brauchte bloß auf die Stirntafeln der herannahenden Züge zu achten und den Weichenhebel in die rechte oder linke Kerbe zu setzen, je nachdem der Zug rechts hinauf in die Lenaustraße oder links in die Raimundstraße hinab zu fahren hatte.

Franz konnte sich ungestört seinen gewohnten Betrachtungen hingeben. Hübsch war es in dem gläsernen Häuschen — wenn die Vorübergehenden, die durch den nassen Schnee stapfen mußten, den Mann drinnen sitzen sahen, so beneideten sie ihn sicher um seine Geborgenheit. Hausner meinte es wenigstens und hielt sich darob für einen Erlesenen im Straßengetriebe der Großstadt. In Wirklichkeit hatte natürlich niemand einen Blick für das so wichtige Organ des öffentlichen Verkehrswesens. Höchstens daß ein junger Mann, der auf frierenden Füßen, den Kragen hoch aufgeschlagen, seit einer halben Stunde auf sein Mädchen wartete, einen gleichen gewärmten Glassturz über sich wünschte, bis das endliche Erscheinen der Ersehnten andere, zärtlichere Wunschgedanken in ihm erweckte.

Franz im Gehäuse fühlte sich aber weiter als einen Mittelpunkt im rastlosen Getriebe der Stadt. Rings um ihn hasteten Menschen, Fahrzeuge, Gedanken, das Leben — er aber ruhte inmitten wie ein hoher Gebieter, hielt ein stählernes Szepter in der Hand, zwang großen roten Wagen eine Richtung auf, und sie gehorchten. Ihre Räder ächzten unter solchem Gebot, knirschten, wenn er sie vom Geradweg in scharfer Kurve nach links fahren hieß, mußten sich doch fügen. Oder sie glitten mit Schwung, in sanftem Bogen nach rechts die Lenaustraße hinauf, schmiegten sich wohlig in die blanken Schienen, sandten leises Summen und flirrendes Glanzlicht zu ihm als Dank, den er mit gnädigem Nicken entgegennahm.

Er war das Ruhende, der stumme Befehl, die Ordnung, der Sinn.

Und er sah bis in die Seele dessen, das ihm untertan war. Nur er konnte beobachten, wie verschieden die tiefere Art der Wagen war. Manche setzten ganz weich auf die Schienen auf, ihr Rollen glich einem zufriedenen, zustimmendem Brummen — das waren junge Wagen, die noch die richtige Spurweite und genau abgestimmte Federn besaßen und sich wie etwas zärtlich Geliebtes ganz in die Hand ihres Herren gaben. Andere kamen wieder schlenkernd und holpernd daher, trugen Auflehnung in jedem Ton ihres Bewegens, polterten auf die Platte der Weiche, daß der hohle Boden darunter dröhnenden Widerhall gab, als wollte auch er sich über den Zwang der Menschen entrüsten; ließen ihr Gewicht mit voller Kraft aus den harten Federn gegen die Spitzschiene schlagen, als könnten sie da was zerstören; bäumten sich dann in zornig-vergeblichem Rückstoß auf — das waren die Wagen, in denen der Eigenwille des Stahles erwachte und sich dem von Anbeginn über ihn gesetzten Gebieter, dem Menschen widersetzen wollte. Dann gab es noch manche, die dem Ausdienen nahe waren, in den Schienen hin und her wackelten wie ein alter Mensch mit schwankendem Gang, mit durchgebogenen Federn dumpf fortrollten und in die Weiche sanken, als fielen sie geduldig in die Knie, und dann

behutsam, ohne Stoßen und Lärmen weiter glitten, um an ihrem geschwächten Körper ja keine Beschädigung zu erfahren.

Bei solchen Wagen überlief den Mann im Gehäuse immer ein leiser Schauder: auch für ihn kam einmal die Welt, wo seine Knie in ausgeleierten Lagern schlotterten, seine Arme unelastisch wurden wie abgebrauchte Federn, sein Rücken sich durchbog gleich einem Fahrgestell, das baldigst ausrangiert werden mußte. Und ein Würgen schloß sich um Kehle und Herz: war der Dienst, den er da versah, wirklich das Große, das er in ihn dachte, hatte er das Leben, das ihm zubestimmt war, wirklich ausgelebt, hatte er nichts versäumt, das ihm zu einem festlichen Tag hätte werden können, zu einer Stunde der Freude, einer Minute der Größe?

Wie eine einzige, ungeheure, prangend erleuchtete Auslage breitete die Stadt ringsum alle Schätze des Erlebens und Besitzens, aber er durfte die Räume nicht betreten, wo man dieses Gut verhandelte oder auch verschenkte, er saß gegenüber als Gefangener in einem anderen, armseligen Gehäuse, war nichts als eine Hand, die einen Hebel einmal nach links, einmal nach rechts schob.

In solcher Kümmernis wagte er dann nicht aufzusehen, um dem nahen und doch so fernen Glanz nicht zu erliegen, ließ seine Augen über den Boden gleiten, wo sie auf den Spiegelbildern in den schmutzigen Lachen ruhen blieben. Menschen eilten darüber hin, wühlten den Grund auf, verwirrten die Bilder, verzerrten jeden Schein. Das tat wohl, wenn alles Gefüge dort gestört schien ... am liebsten wäre er selber hinausgeeilt und hätte dabei mitgeholfen ... da hätte er wenigstens einen Widerschein der Wirklichkeit aus eigener Kraft zerbrochen ...

Aber es war ja seine Pflicht, in gläsernem Gehäuse geringen Dienst zu versehen ...

Der Königsmantel, über und über mit erträumter Wirklichkeit bestickt, fiel von ihm ab, ewigkeitsfern dünkten ihm die Zeiten, wo ihm dieser Dienst als ein stolzes Herrentum erschien. Er hob die Augen wieder, richtete sie auf die Menschen in den vorbeifahrenden Wagen. Auch sie waren ihm alle ganz nahe, jeden Zug ihres Gesichtes erfaßte er — aber halten konnte er sie nicht, nicht mit den Händen, nicht mit dem Blick ... als Lebendige glitten sie an ihm vorüber, wurden Fernes, im Schauen Erstarrtes, schon wenn der Wagen um die Ecke bog, dunkelten zu einem vergeblichen Erinnern ...

Einmal nur aus engem Gehäuse vor sie hintreten, ihrem Entschweben Halt gebieten, ihre Gedanken auf ihn selbst zu sammeln: seht, da bin ich! Mich müßt ihr schauen, es gibt in dieser Minute nichts neben mir!

Sein Leben stand vor ihm auf. Eine Zeit gab es einmal, wo sein Wille keine Grenzen erdulden wollte, hundert Wege zu unerfaßbaren Zielen beschritt, sie zuletzt als gering erkannte neben der Beglückung, die von einer großen Liebe ausgehen konnte und darum alle Kraft des Lebens in ihre Richtung trieb.

Vergeblich auch das ... Körper und Seele wurden lahm in furchtbarem Sturz von einer Höhe ... ja, auch an einem 12. Dezember war es, und dreißig Jahre vergingen seitdem ... ein Menschenalter ... in gleichem Schritt erneuerte sich auch die Zeit ... Er versuchte, sich die Projekte ins Gedächtnis zurückzurufen, mit denen er die Menschen in seinen Bann ziehen wollte, die Erfindungen, um derentwillen sein Namen sich über die ganze Welt schreien mußte ... in einem Dunkel lag alles begraben, er besaß nicht mehr die Kraft, es ans Licht der Gegenwart zu ziehen.

Mehr denn je wurde er sich seines Schicksals bewußt. Jämmerlich saß er in seinem gläsernen Gehäuse gefangen, nicht einmal so viel galt er, daß man acht auf ihn hatte, wenn es auch nur aus lässigem Mitleid oder spöttischer Neugierde geschehen mochte ... ein Nichts war er, ein Automat, in den man jeden Samstag den Lohn warf, damit er funktionierte ...

Ein Unbekanntes wuchs in ihm empor. Vor dreißig Jahren war es der Ruf der Gewalt gewesen, der in jeden Menschen gelegt ist, wenn ihn auch nur Erlesene zu hören vermögen. Heute war es nur noch der Wille zur Tat, zu irgendeiner Tat, die ihn aus seinem Gehäuse hob, als Menschen in eine Mitte der Menschen stellte, die Augen vieler auf ihn zwang ...

Er lachte mit verzerrtem Gesicht. Eine Tat ... Tag um Tag saß er in einem Glaskäfig, erschöpfte allen Sinn seines Lebens darin, einen Hebel nach rechts und nach links zu stellen ... und eine Frau trug daran schuld ... Wie tief stand sie damals unter ihm und unter der Fahne, die Zeichen für alles stolze Wehen seiner Seele sein sollte ... selbst heute, ein Menschenalter später, war der Wille zur Rache nicht erstorben ... und ihn zu erfüllen, schien keine Tat zu gering ...

Er richtete seine Blicke auf die Menschen, die in den jetzt schon überfüllten Wagen vorbeifuhren. Die wußten nichts von dem Mann, der ihnen in seinem Gehäuse diente, hatten nur Eile im Sinn oder die Schau auf eine Frau, die ihr stummes Fragen kokett erwiderte ... die Blonde, die es mit so lockendem Lächeln tat, war in ihr nicht Anna Wieser erstanden, die damals seines Lebens Schicksal wurde? In jedem Zug, jeder Bewegung glich sie ihr ... wenn sie auch nur die Ähnlichkeit mit jener andern verband, es genügte, damit die Rache an ihr Halt fand ...

Und wie leicht es jetzt zu einer solchen Tat kommen konnte ... der Zug hielt auf dem Gefälle nach links in die Raimundstraße, unmittelbar nach der Weiche, weil ein Kohlenwagen, dessen Rad niedergebrochen war, plötzlich das Geleise versperrte ... der Mann im Gehäuse brauchte bloß den Wechsel falsch zu stellen, und der nächste Zug, der schon Schwung nahm für die Steigung der Lenaustraße, fuhr auf den ersten auf, viel konnte dabei wohl nicht geschehen, aber Glassplitter flogen herum, zerschnitten vielleicht auch der blonden Dame das kokette Gesicht ...

Das Klirren von Glas ... von allen Seiten lockte es ihn, war ein Klang, in dem schon Gebot, Gewalt, Berückung lag ... und ein Gleichnis: auch ihn trennten nur gläserne Wände von allem großen Leben da draußen und von der Tat, die dort Geltung erzwang ... freie Bahn mußte er sich schaffen, alles Widerstehende rammen, zersplittern ...

Ein Zug mit drei Wagen kam heran, „Tolmeinerplatz über Lenaustraße" stand darauf. Jetzt, jetzt mußte es geschehen ... aber Auge und Arm, dreißig Jahre lang durch eine Nervenleitung verbunden, vermochten sich nicht gleich auf die neue Schaltung einzustellen, ganz von selbst schob die Hand den Stellhebel von links nach rechts.

Nein, nicht ganz ... die Spitzschiene mußte geklemmt sein ... ja, das war es, ein Kohlenstück rollte von dem beschädigten Fuhrwerk auf die Schienen, gerade in den Wechsel hinein ... die Weiche blieb nach links angelegt ... der Zug fuhr darüber, bog in die falsche Richtung ein ... durch die Erschütterung lockerte sich das Kohlenstück, sprang wieder heraus ... die Hand, immer noch auf den stärksten Druck nach rechts eingestellt, fand plötzlich keinen Widerstand mehr, drückte den Hebel in die Kerbe ... zu spät, Glas klirrte, klirrte lauter als die Schreckens- und Schmerzensschreie von Menschen ... zu früh, denn die beiden Beiwagen wurden schon auf das richtige Geleise abgelenkt, entgleisten, ohne ihre lebendige Kraft dem Triebwagen mitzuteilen ... aber gläserne Wände waren zersprungen, hatten einen Ruf der Befreiung in alle Welt hinausgesandt ... klirrendes Glas, nie vergaß man den hellen, schneidenden Ton ...

Er riß die Tür des Hüttchens auf, gab auch den Mann drinnen frei.

Menschen drangen auf Hausner ein, beschimpften ihn. Ein paar Sekunden lang wankte er — es war doch nicht so leicht, Mittelpunkt von Augen und Gedanken zu werden ... die ganze Gedrücktheit von dreißig Jahren brach wieder hervor, sammelte sich in der einen Gebärde des Armes, der auf etwas Schwarzes neben den Schienen wies.

„Ich kann nichts dafür ... die Kohle hat sich da eingeklemmt ..." Er wollte noch hinzufügen: „... ihr seht doch den schwarzen Fleck drinnen in der Schiene ..." Aber irgend etwas ließ diese Begründung seiner Verantwortung nicht über seine Lippen kommen.

Die Leute, rasch besänftigt, zweifelten übrigens auch so seine Angaben nicht mehr an, das Kohlenstück lag ja wirklich neben der Schiene. Es war nicht viel geschehen, einige der Fahrgäste hatten leichte Schnittwunden davongetragen. Die Scharen der Neugierigen, die sich in dichten Scharen angesammelt hatten, begannen sich zu lichten. Besondere Sensation war ja von einem solchen bedeutungslosen Unfall auf der Straßenbahn nicht zu erwarten. Ein eleganter Herr,

der sich dem Schutzmann gegenüber als ein hoher Beamter legitimierte, hatte den Unfall von Anfang an verfolgt und erklärte die Verantwortung des Weichenwärters gleichfalls als glaubwürdig.

Der Mann aus dem Gehäuse, eben noch der Mittelpunkt aufgeregter Menschen, fiel wieder in seine vorige Bedeutungslosigkeit zurück. Enttäuscht, bedrückt, verstört sah er, wie sich der Kreis um ihn öffnete. Der eine und der andere warf noch einen gleichgültigen Blick auf ihn, löste sich dann mit den Augen und mit allen Gedanken von ihm los. Nicht einmal für einen kleinen Unfall bedeutete er etwas ...

Die letzte Erregung der Neugierigen wandte sich den Verletzten zu. Ein paar Männer ließen sich mit Sacktüchern die blutenden Hände verbinden, eine anscheinend sehr hübsche blonde junge Dame preßte einen Schal an die Wange, unter dem gleichfalls ein dünnes Streifchen Blut hervorsickerte. Der Herr neben ihr zog ein Paketchen Watte aus seiner Tasche, befreite es von der Papierhülle: „Ich bin Arzt, gnädiges Fräulein, und freue mich, Ihnen dienen zu können ..." Wobei die Freude ersichtlich der reizenden neuen Bekanntschaft und weniger der ihr zu erweisenden Hilfe galt.

Die letzten, die noch bei Hausner gestanden waren, schon ohne ihn mehr zu beachten, machten ein paar Schritte vor, um die blonde Dame besser angaffen zu können.

Dem Einsamen wirbelte es um den Kopf. Er wußte nicht mehr, daß etwas, das er gewollt hatte, ohne sein Hinzutun durch einen Zufall tatsächlich geschah — nur der Wirklichkeit des Willens erinnerte er sich. Wenn er sich dazu bekannte, stand er vielleicht wieder in einer Mitte ...

„Das mit der Kohle ist nicht wahr!" schrie er auf. „Ich allein bin schuld, ich habe den Wechsel absichtlich falsch gestellt ... die Frau dort sollte einen Denkzettel bekommen, sie gleicht jemand, den ich hassen muß ..." Seine Stimme wurde leiser. „ ... und dann wollte ich das Klirren von Glas hören ... ja, das Klirren ..."

Der Schutzmann drehte sich auf dem Absatz herum. „Was sagen Sie da?" fragte er mit scharfer Stimme.

„Die gläsernen Wände sind zersprungen ... die Frau blutet ... beides wollte ich haben ..."

Nun wandte sich auch der junge Arzt um. „Haben Sie gehört, gnädiges Fräulein ... eine Selbstbeschuldigung ... der Fall wird plötzlich interessant ..."

Der Schutzmann hatte schon sein Notizbuch aus der Tasche gezogen, begann ein regelrechtes Verhör. Aber Hausner hatte auf die nach allen Regeln der Kriminalistik gestellten Fragen immer nur die gleiche Antwort.

„Die Wände aus Glas sollten klirren ... diesen Klang mußte ich hören ... und was nur noch ein dunkles Bild in mir war, blutet jetzt ... so ist es recht ... die andere damals wurde nicht blutig, man fiel mir in den Arm ..."

Immer mehr Leute sammelten sich an. Der Arzt hatte schon den Arm der reizenden jungen Dame in den seinen gelegt. „Der Schutzmann geht die Sache falsch an — hier müßte ein Psychoanalytiker stehen!" flüsterte er, und die Dame nickte. „Ja, Freud ..." Sie hatte einmal diesen Namen in Zusammenhang mit der Psychoanalyse nennen gehört. Die Nachbarn schnappten das Gespräch auf, gaben es in einem Dutzend von Varianten weiter. Schon begann man sich zu drängen und zu stoßen, um den Übeltäter besser sehen zu können. Die Verwundeten wiesen die Hilfe der Sanitätsdiener zurück, die ihnen die Wunden regelrecht verbinden wollten, ihre Aufmerksamkeit war auf Wichtigeres gerichtet.

Ein Weichensteller der Straßenbahn, der aus ganz verrückten Motiven absichtlich einen Unfall herbeiführte — so was war noch nicht dagewesen.

Hausner drehte sich ein wenig im Kreis, sah vierzig, fünfzig Augenpaare starr auf sich gerichtet. War es nicht Irrsinn, was er tat? Aber die Zahl derer, die für ihn, nur für ihn Blicke und Gedanken hatten, wuchs mit jeder Sekunde. Schimpfworte fielen — nicht mehr gegen ihn, bloß gegen Unverschämte, die sich auf einen Platz in den ersten Reihen vordrängen wollten. Auf allen Bänken in der Nähe standen Leute. Jungen kletterten auf die Laternen. Ein Repor-

ter, dem man bereitwillig Raum gab, stellte sich neben den Schutzmann und machte sich Notizen.

Der Weichensteller atmete tief. Morgen lasen Hunderttausende in den Zeitungen von ihm, erörterten seinen Fall mit anderen Hunderttausenden ... morgen stand er in der Mitte ... vielleicht nur einen Tag, aber doch einen Tag lang ... wie glücklich machte das ...

Er zog den Stellhebel aus seiner Fassung, schwang ihn hoch, schlug damit die Wände seines Schutzhäuschens ein. „Hört ihr es — so hat es geklirrt! Es darf nicht sein, daß gläserne Wände um einen Menschen sind ... es hat keinen Sinn, seine Augen frei zu machen und seinen Leib im Kerker zu halten ... ihr müßt den Wechsel auf freie Bahn für alle seine Wünsche stellen ..."

„Fabelhaft interessant ..." murmelte die junge Dame, hing sich fester an ihren Begleiter. Die Neugierigen waren schon auf einige hundert angewachsen, versperrten die Seitenfahrbahn der Straße, so daß man den Verkehr ablenken mußte.

Ein zweiter Reporter war auf das Dach des entgleisten Wagens gestiegen und nahm die Szene mit seiner Nachtkamera auf.

Hausner sah das Blinken der Linse. Nun kam auch sein Bild in die Zeitungen ... ganz ruhig mußte er sein, damit es gut ausfiel ... Er reckte das Haupt empor, hielt es starr. Eine Minute lang, eine zweite. Bis der Reporter rief: „Die Aufnahme ist ja schon lange vorüber ... danke bestens ... wenn die Herrschaften wollen, mache ich eine zweite, für den Morgenboten ... bitte ein wenig auseinander zu treten ... etwas links, Herr Schutzmann, damit der Täter in den Mittelpunkt kommt ... ja, so ..."

Hausner hob wieder sein Haupt, und die andern erschauerten leise vor seinem Blick. Die Verklärung eines Menschen lag darin, der nach jahrzehntelangem Suchen an einem ersehnten Ziel steht und sich darüber nicht zu fassen weiß.

„Ich bin in der Mitte gestanden ... ganz in der Mitte von allen ..." flüsterte er vor sich hin, als ihn zwei Schutzleute an den Armen packten und fortführten.

Mamynha

Wiener Zeitroman von Eduard Paul Danszky

(6. Fortsetzung)

Noch immer stand das Volk vor den Kundmachungen der Behörden ratlos, las zweimal, dreimal, ohne Verständnis des greisen Friedenskaisers Bekenntnis zum Krieg, ging kopfschüttelnd, stumm auseinander. Aber in Mittags- und Abendstunden, wenn Fabrik und Kontor ihre ermüdeten Massen der Straße anheimgab, die überfüllte Straßenbahn die Menschen kaum zu befördern vermochte, zogen Kriegsfreudige hinter deutschen und österreichischen Emblemen mit erhitztem Zuruf, marschierte Militär unter den Blutfanfaren des Radetzky- und Eugenmarsches zu den Bahnhöfen, von Kindern und Eltern, von Frauen und Schwestern begleitet. Der k. u. k. Zwang erhielt die pompöse Aufmachung. Wein und Tabak stimmte für den Sieg empfänglich. Frauengunst lachte dem Helden. Mädchen brachten gerührt ihre Keuschheit dem Vaterlande zum Opfer. Widerstand der Eltern zerschmolz, Ehen wurden sozusagen unter freiem Himmel geschlossen, die Bräute des Kriegsgottes sahen wie glückliche Witwen aus.

Endlich wirkte die deutsche Erhebung wie ein gigantischer Strom, der alles mit sich fortriß. Der heldenhafte Aufwand des Bundesgenossen, die große Gebärde, mit welcher die Sackgasse auf dem Balkan gemeinsam gesprengt, der Vernichtung drohende Wall der Feinde, in dessen Lücken sich fast die ganze Welt einschob, durchbrochen werden sollte, spornte zum Äußersten an. Man wollte nicht zurückstehen, mit dem starken Bruder gegen Tod und Teufel aus-

harren. Die bewegliche Phantasie gab ihr rauschendes Gold für unscheinbares Eisen, aus welchem die trauernden Genien der Zeit Tausenden den unbeirrbaren Charakter wie einen Panzer zu schmieden begannen.

Fehrbach trug die Offiziersuniform wie ein Kostüm, hatte mit dem Handwerk noch nichts gemein, das auf Vernichtung des Lebens gerichtet war, welches er in allen Formen geliebt, angebetet hatte. Aber er wußte, wie die Zeit jedes Gewand kleidsam machte, wie schnell man in die Tracht hineinwuchs. Da drei Bataillone des Regiments gegen Rußland gedacht waren, hatte er noch Zeit gewonnen. Mit dem Unvermeidlichen war er vollständig abgefunden.

Sollte er durch die heroische Frau, welche ihr Schicksal wie eine Krone trug, sich beschämen lassen? Seinen Blick vor der anklagenden Qual ihrer Augen nie rein erheben dürfen? Er hatte furchtbaren Anteil an ihrem Schicksal. Vor ihrer traumhaften Begegnung war sie nur Priesterin ihrer mütterlichen Liebe, unnahbare Fürstin ihres Schmerzes gewesen, der schon ein weltliches Lächeln hatte, war in dem Lebensstrom wie eine verhängte Gondel dahingefahren, bestimmt und willig, fremdes Glück zu tragen, eigene Seligkeit nur in diesem Tragen. Nun war sie durch ihn sinnlosem Aufruhr und Sturm überantwortet worden.

Mit solch purpurroten Gedanken und Träumen verbrachte Fehrbach die grauenvolle Bereitschaft in der Kaserne, leistete müßigen Dienst, da er noch uneingeteilt war, nur zu ewiger Kontrolle und Inspektion verwendet; eilte in freien Stunden durch erregt belebte, streifte durch gemiedene, lebensferne Gassen. Vor seiner Mutter hatte er endgültigen Abschied vorgegeben, da der Schmerz des täglichen Abschiednehmens seine Nerven zerrieb. Als Kameraden, der bis zum letzten mit ihm aushielt, hatte er zwar bedrückten Gewissens — nur die Schauspielerin vertragen, welche ihm unheimlich nahe gekommen war, welche ihm ahnungslose Treue bewies. Mit ihr hatte er das Ringcafé wieder besucht, weil er gehofft hatte, die Freundin würde ihn schützen können. Aber die Greise waren wie eine Muräne über ihn hergegangen. Sie waren wie infiziert, künstlich verjüngt, von der unfruchtbaren Begierde getragen, die Jugend irgendwie zu ersetzen. Wer in Felduniform erschien, wurde sofort als ihr persönlicher, patriotischer Beitrag an die große Zeit reklamiert, sie rückten mit jedem einzelnen aus, genossen die grauenvollen Martern, welche seiner warten mochten, in ihrer Anteilnahme voraus. Die kluge Freundin war von dieser nutzlosen Betriebsamkeit seltsam ergriffen, gleichwohl rief sie, die Zeit und ihre Jugend betrauernd: „Wo ist eine Hilfe, da auch Greise Krieg führen? oder — —". Fehrbach verstand sie. Ja, die nicht müssen, scheinen von dem Müssen der andern geradezu berauscht.

Auch Ruf hatte mit ihnen eine gehaltvolle Stunde gesessen, über die Entwicklung der Dinge trostlos. Da er militärfrei war, begriff er das grauenvolle Los der zu Mord und Tod Tauglichen in einer gesteigerten Visionskraft, welche das handwerkmäßig Mögliche nicht kannte. Die alten Kumpane, welchen er früher in die dunkelsten Winkel ihres phantastischen Daseins zu folgen vermocht hatte, waren ihm plötzlich schal geworden.

Einige von den Alten fand Fehrbach nicht vor; die Brüder Sonnenschein waren beide krank, der Musiker in Karlsbad, wo ein akutes Gallenleiden Heilung finden sollte, der Bankbeamte in Nauheim, um seinen Herzmuskel zu stärken. Von den übrigen mußte Fehrbach einzeln Abschied nehmen, selbst Fremden die Hand drücken, deren Namen er nie gehört, die während des stillen Wunsches, welchen sie ihm mitgaben, noch anonym blieben. Die leisen Worte des alten Markörs, der vier Söhne auf einmal hatte fortziehen sehen, waren wie der kummervolle Zuruf einer Kassandra: „Herr von Fehrbach, ich verstehe von Politik und Prestige natürlich gar nichts, aber ich frage vernünftige Menschen, ob denn das alles notwendig ist?" Fehrbach hatte keine Antwort. Ihm war wohler, als die vergrämten Greisengesichter, auf welchen die Not der Zeit wie eine Welle des Fiebers zuckte, vor seinem Blick verblaßt waren.

Dann war er allein in die Johannesgasse, zu seiner Tante, gegangen, in das Kloster der Ursulinen. Sie hatte ihm durch die Gitterstäbe der Besuchszelle mit ihren glühenden Fingern auf Stirne, Lippen und Brust Kreuze gezeichnet, in ihrer abgründigen Gläubigkeit wie ein

Axiom festgestellt: „So, nun bist du in der heiligen Hand des Gekreuzigten, nun kommst du gesund zurück. Ich habe dein Leben von ihm in einer Novene frei bekommen, dir geschieht nichts." Sie war schon wie eine Vertraute dieses Gekreuzigten, wußte genau um all seine heimlichen Wege; seine Maßnahmen waren in ihren Augen wie erkündbare Gepflogenheiten. Er füllte sein Herz ganz mit ihrem Glauben an. Ging fort, wie wenn er vom Tod beurlaubt wäre.

Endlich kam an einem Vormittag eine Karte des Generaldirektors. Kinder und Frau seien seit ein paar Tagen zurück, wenn er marschbereit wäre, möge er sich noch für eine Stunde frei machen. Er selbst wäre durch dringende Sitzungen am Nachmittag zwar abgehalten, aber er hoffe, daß sie sich bald dauernd wiedersehn würden. Fehrbach erbat sich sofort Urlaub. Der Regimentsadjutant, an den er, da er dem Stab angehörte, gewiesen war, lachte, als er Fehrbachs Gesicht sah. „Na, da steckt bestimmt eine Frau dahinter, genügen dir ein paar Stunden?" Fehrbach war über die Einschränkung enttäuscht. Der Hauptmann sagte sehr ernst: „Wir gehen heute Nacht ab."

Fehrbach kam feldgrau auf den Opernring, wurde sofort in den Salon gewiesen. Ein anmutiges Bild überraschte ihn. Wäre der Gegensatz dieses Bildes zur trostlosen Kasernenöde nicht so augenfällig gewesen, er hätte der tiefen Rührung kaum Herr werden können. Mamynha stand mit den Kindern in Alt-Wienertracht vor ihm, die Mutter in blassem Mauve mit Krinoline, das sonst fast weiß strahlende Haar gescheitelt, über den Ohren in geflochtenen Zopfhäufchen, wegen des dichten Anliegens gelb, wie Korn bei der Ernte. Die Kinder schön wie Theaterfiguren, ihre Bewegungen der Pracht der Kleider gemäß, ungemein graziös und festtäglich. Er küßte Elisa mit all dem stürmischen Feuer, das Mamynha entgegenglühte. Sie verstand ihn sogleich, war rot wie ein Mädchen, lud zum Sitzen an dem reizenden Tisch ein, auf welchem in Alt-Wiener-Porzellan serviert wurde. Nach Kaffee und Gugelhupf spielten die Kinder im Nebenzimmer. Fehrbach hielt die Hand der geliebten Frau, war unfähig zu reden. Welchen Schwur vermochte er noch zu leisten, welche Wendung wußte seine Liebe, sein Unglück noch tiefer, verständlicher auszudrücken, als dieses stumme Handinhandsitzen? Einen Augenblick kamen Mamain und die Schwestern, sagten ihm adieu, alle mit einem mutigen Lächeln auf ihren Zügen. Die Mamain küßte ihn, segnete ihn, wie er aus dem beschwörenden Ton der Worte schloß, denn ihr heimatloser Kummer flüchtete in die portugiesische Sprache. Aber sie ließen ihn gleich mit Mamynha allein, waren nur irgendwo in der Nähe, wie wachende Engel, wie Schutzgeister einer Liebe, die sie nicht ganz verstanden.

Da Fehrbach aufrecht stand, fiel ihm ein englischer Stich ins Auge, eine Komposition nach Lancret gestochen, welche mit der eben aufgelösten Gruppe eine seltsame Ähnlichkeit hatte. Den Fond des Bildes bildeten Gartenkulissen, in der halben Tiefe rechts spie ein Steinbrunnen durch zwei Delphinköpfe Wasser in das Halbrund einer korbartigen Muschel, den oberen Brunnenrand hielt ein kindlicher Liebesgott erklettert, den rechten Arm an eine Metallverzierung gelegt, die linke Hand zu eindringlicher Aufforderung den drei schönen Damen und ihrem jungen Freund entgegengehalten; Sonne war nur in der sanften Spiegelung der Wolken, in der matten Unbewegtheit der Blätter zu sehen. Der Schönen im Vordergrund schien die überraschende Ansprache des dreisten Cupido die geschmeidigen Glieder gelöst zu haben. Unter dem bauschigen Gewand war die Linie der weitgeöffneten Schenkel kühn angedeutet. Die Sachlage war klar durch die Verse:

„Boast not my Power (thus Cupid seems to say)
Your Noon of Youth must like this Noon of Day
glide gently off! Nature will run her Course;
Youths fires extinct, I'm then of little force!"

Mamynha war leise hinter ihn getreten. Er kehrte ihr plötzlich sein Gesicht zu, es war blutleer, verstört. Als ob sie allein diese Erde belebten, legte er plötzlich seine Arme um sie, nicht irgenwie gewaltsam, sie mochte kaum eine Umschlingung spüren. Der Reifenrock behinderte ihn. Aber seine Arme hielten Nacken und Büste, sein Mund öffnete ihre Lippen. Es waren

vielleicht nur Sekunden, aber Mamynhas grenzenlose Ohnmacht dehnte ihre Wehrlosigkeit über das Bewußtsein des Überfalles einen unendlich kostbaren Augenblick aus. Dann befreite sie sich ganz sanft, da ihre Hände, wo sie seinem Blut nahe kamen, ihn wollüstig ermatteten. Dieser Augenblick hatte indes hingereicht, ihnen zu vollem Bewußtsein zu bringen, was alles sie sich versagten, wie unbegreiflich ihr Opfer war. Sie saßen nebeneinander, mit sinnlos klopfendem Herzen. Er sagte: „Ich bin über unser wankelmütiges, unentschlossenes Schicksal zu tiefst betroffen. Scheint nicht die Art, wie es uns in letzter Stunde vor dieses Bild geführt, die eindringlichste, gewissermaßen unwiderruflichste Mahnung: Nützet den Augenblick, vielleicht ist eine andre Stunde euch nicht mehr gegeben?"

Mamynha hatte ihr bezauberndes, eigenwilliges Schütteln mit dem Kopf. „Nicht diesen grotesken Betrug an unserm wahren Glück kann es meinen, Geliebter! Der Sieg wäre zu leicht — mit der Angst des langen, des vielleicht dauernden Verlustes im Herzen. Unser Schicksal muß ehrlicher mit uns verfahren, als unsre verzweifelten Nerven, unser geplagtes Blut es vermögen."

Er küßte ihre feine Hand, welche aus der reizenden Spitzenkrause wie eine Kunstschöpfung hervorwuchs und wie gezeichnet, wie eben entworfen dalag. „Wie weit vermögen Sie voraus zu denken, lieber Engel?" sagte er träumend. „Möge der Himmel ein einziges Mal vergönnen, daß die gespalteten Hälften, mir ist bei dem grausamen Abreißen dieses Traums, als würde eine Hand von meinem Körper geschlagen, wieder zusammenheilen, verwachsen, wie etwa Lebendiges." Sie lächelte gläubig: „Man muß nur die tiefe Kraft, den letzten Willen zu seinen Träumen haben. Wollen wir nun Ihr Rezept anwenden, Ferry? Sie haben Ihr Schloß noch immer wieder gefunden, wollen wir einmal sehn, ob unser gemeinsamer Traum eindringlich genug ist, daß wir unserm Schlosse begegnen? Und nun gehen Sie mit diesem Gedanken ruhig von mir. Nehmen Sie dies, Ferry!"

Sie gab ihm ein kleines Medaillon von geschliffenem Onyx, mit blauer Seide gefüttert, darin eine winzige Locke ihres blonden Haares. „Sie müssen es auf der Brust tragen," sagte sie noch mit ungeheurer Wichtigkeit.

Er küßte sie schnell noch einmal, versicherte wie zum Trost für sie und ihn: „Ihr Bild, Ihr Name wird immer wie ein Stern über mir sein. Jeder Gedanke wird nur durch Sie, für Sie Bewußtheit haben."

Sie drückte noch einmal seine Hand, sah in seine Augen, als müßte sie ihren Ausdruck rasch auf ein fertiges Bild übertragen, wie ein Maler, welcher ein allerletztes Licht aufsetzt, eine besonders leuchtende Farbe. Dann schritt sie zurück vor die Komposition des Lancret, las die schelmischen Verse: „Nature will run her Course, Youths fires extinct, I'm then of little force!" Dieses Bild würde sie nun jeden Tag ansehn; es sollte ihr helfen, an ihre Jugend zu denken. Sie suchte danach die Kinder auf, setzte sich neben sie auf den Teppich, half ihnen alles aufbauen und niederreißen, was ihre eigenwillige Einbildungskraft ersann und verwarf.

Die Stadt war stiller, das Leben an seiner Oberfläche wenigstens dünner geworden. Der großen Gebärde entsagend, flutete letzte Pracht des Herbstes sanft von den Straßen ab, staute sich schüchtern in Haus und Hof, suchte die Enge. Niemand mochte sich vor dem grausamen Schicksal dauernd bemerkbar machen und ihm den Weg zeigen in die versteckten Winkel des eigenen Daseins. Sobald Amt und Beruf die Menschen freigab, begruben sie sich in häuslicher Stille, schlossen sich dichter zusammen, klammerten sich an die Familie an. Jeder war schließlich des andern unsicher geworden, umfaßte den nächsten Besitz: Eltern die Kinder, Eheleute den Ehegenossen. Mit diesen teilte man die Erinnerung an Fehlende, schon Geopferte oder Bedrohte. Nebeneinander Lebende waren plötzlich herznah zusammengefügt, die Möglichkeit nur des Verlustes, der Trennung festigte die lockere Gemeinschaft. In den mittleren Ständen vollzog sich bisweilen die Rückkehr zu ersten Anfängen der Gesellschaft; man sondierte wählerisch, siebte energisch, stieß Fremdes, konventionell Gesuchtes oder Geduldetes ab, Freundschaft erprobte sich rascher, Zusammengehörigkeit wurde an Opfern gemessen, immer

wieder erhärtet, wenn auch da und dort plötzlich Nahe und Nächste entglitten. Vereinzelt auftretender Mangel am Lebensgute, das die Existenz erwärmt, verschönt und verklärt hatte, zwang zu sparsamer Beschränkung, bloße Stockungen im Bezug des Unbedingten übertrieb die Sorge des Haushaltes gespenstisch. Ängstliche forderten schon versteckt geheimes Feilbieten der Ware, Überhalten begann, sinnlose Teuerung. Das Volk entgalt alles! Ihm wurden Rationen streng abgezirkelt nach Leistung und Aufgabe; Fleisch wurde nur mehr dem Mann, dem Erhalter, Butter und Milch allein den Kranken, Kindern und Wachsenden zugeteilt. In jedem Haus vollzog sich heroisch die Katastrophe erzwungenen oder gewollten Verzichtes.

In jenen Tagen waren kriegferne Frauen, gering oder vornehm, ganz Herz und beseelte Güte, leisteten einer erträumten Gerechtigkeit Konfidentendienste. Sie teilten alles mit allen, fühlten Wohlstand und Habe unter den Fingern zerrinnen, suchten dennoch krampfartig die Zeit mit dem unbegreiflichen Schicksal irgendwie zu versöhnen. So auch Mamynha. Ihr abgründiges Leid, ihre stumpfe Verzweiflung, in körperlichem Unbehagen, im Versagen der Nerven täglich tiefer verwurzelt, riß die gebundenen Hände mit letzter Entschlossenheit hoch, sprengte die Fesseln, suchte in der Zwecklosigkeit lebendigen Sinn und verbesserte im kleinen, übersehbaren Bereich die tausend Fehler der Vorsehung. Da im eigenen Haus jeglicher Vorrat an ihrer kritiklosen Gebseligkeit rasch zuschanden wurde, selbst was von Payerbach kam, immer wieder zu dürftigem Reservebestand für Kinder und Dienstboten zusammenschmolz, zog sie unerbittlich Thumayer und Heller heran, vor allen Direktor Kienberg, der einer Schokoladefabrik vorstand und seinen Wohltätigkeitssinn mit melancholischem Schwerenötertum zu einer gefährlichen Einheit verband. Die kluge Frau umgab ihn mit einer Garde anmutiger Mädchen aus ersten Familien, welche geschickt sein glosendes Herz in Sackgassen platonischen Eiferns und Schwärmens führten. Zeitweise mobilisierte sie die krankhaft lebendige Herreninsel des Ringcafés, soweit ihr Greisentum mit dem Notwendigsten selbst versorgt war, verfügte kühn über Schobers Verwalter, ließ täglich von ihrem Mann sich neue Adressen nennen. Sobald der Generaldirektor sie von diesem Geben ganz erfüllt sah, half er bei allem mit, setzte auf ihre Unermüdlichkeit seine Hoffnung, die charitative Geste würde auch anderes unter ihnen gemeinsam machen. Bisweilen schwindelte ihn bei den Summen, die durch ihre Hand glitten, obgleich sie vorerst nur Künstler unterstützt hatte, welche von dem puritanischen Eifer gegen Luxus und Aufwand zunächst bedroht, zerrüttet, erledigt waren. Öffentliche Sammlungen, überhaupt die organisierte Hilfe, welche Würde und Rang gab, lehnte sie ab, beschränkte ihr Rettungsfieber auf persönliches Eingreifen, auf die verschleierte Wohltat. Sie beriet sich über den gerade betroffenen Haushalt mit jenen Personen, welche den Umfang ihrer Hilfsbereitschaft gleichsam kongenial überblickten und nur das Unbedingte in Anspruch nahmen; aber dies wurde in gewissen Zeiten regelmäßig ergänzt. So blieb ihr immer ein Allerletztes in Händen, ward sie vor der Ausplünderung klug bewahrt, nicht mutlos gemacht oder durch Ohnmacht behindert. Ihr eigener Tisch war einfach gehalten, mit dem Einverständnis ihres Manns Mamain und Carola beigezogen, deren selbständiges Wirtschaften in der Gußhausstraße eingestellt. Zwar schien allen ihre gebrechliche, durch die neue Ruhelosigkeit doppelt beanspruchte Lebenskraft deutlich gefährdet, doch konnte gegen diesen Weg, auf welchen sie gleichsam das Schicksal gedrängt hatte, nicht Einspruch oder Bedenken erhoben werden, da man ihre kindliche Seele von dieser Tätigkeit so rührend betrogen und weltabgewandt sah, ohne daß den Kleinen Liebe und Fürsorge fühlbar entzogen wurde. Die Kinder kamen immer zuerst. Ihr Wohl und Gedeihen durfte auf Hindernisse nicht stoßen, hierin war sie unerbittlich. Den alten Sprachlehrer des Knaben, einen trotz langen Aufenthaltes in Wien waschechten Franzosen, aus dessen ruinenhaften Daseinsbeständen grotesk einen Augenblick lang das Gespenst der Gloire die Zähne bleckte, mußte ihr Mann unbedingt frei bekommen. Sie übersah Geringschätzung und Mißtrauen, welche dieses humane Verwenden in gewissen Kreisen ihr eintrug, mit anmutigem Nichtbegreifen; der alte Mann durfte, so oft er erschien, mit ihnen den Mittagstisch teilen, die Internierung war vollständig aufgehoben. Ganz heimlich hoffte

sie Edoardo in England ähnlich gesichert, man wußte ihn in der Hut Gewicht habender Sympathien. Was sonst von ihr geschah, spielte sich meist in ihrem Hause selbst ab. Fremde Wohnungen zu betreten vermied sie, um der verschämten Armut nicht Dankbarkeit aufzubürden. Das Erniedrigende der Wohltat, selbst wenn ihr Vorwand ein Auftrag zu förderndem Werk war, blieb ihr instinktiv bewußt, sie selbst hatte zulange sich unwürdig beschenkt gefühlt.

Zu solche Dinge begreifendem Denken war sie unfähig geworden, sie hielt den Verstand nur in zaghafter Beschränkung ganz auf das Nächste gerichtet. Ihre Emsigkeit, sich hinzugeben und zu verlieren, war wie ein Schöpfwerk, an dem ihr Frauengehirn gleich einem Vorspann immer im Kreis herumging, ermattet und dennoch ruhelos, mit Scheuklappen bewaffnet, immer im Kreise herumging, bis es abgeschirrt wurde, wenn Erschöpfung und Schlaf kam. Niemand wagte sie aufzuwecken, aus dieser Mühle herauszuführen; man hoffte, mit dem Gewöhnen an dieses augenblickliche Schicksal würde von selbst die Flucht in den vollen Wirrkreis des Daseins sich vollziehen und die ermattete Frau endlich nur demütige Magd des Alltäglichen werden, ohne Hoffnung und Kraft zur Erhebung, zur Auflehnung gegen eine zu eng gefühlte Bestimmung. Aber das Elend war epidemisch geworden, das Leid wuchs lawinenartig. Der Generaldirektor war täglich entschlossen, der traumhaften Güte der Frau Einhalt zu tun, fand indes nie den Mut, schuf neue Einnahmen, da er sein Los, an dem der andern gemessen, noch immer leidlich erträglich fand. An Hilfe der Kastengenossen war nicht mehr zu denken. Die täglich eintreffenden Züge mit Verwundeten, Kranken und Krüppeln, die Unzulänglichkeit alles Vorgesehenen, der Mangel an Mitteln und Räumen, die vorläufigen Opfer nur unterzubringen, stellte auch an die Vermögenden, wenn der Appell an ihre Menschenpflicht nicht zu persönlichem Makel werden sollte, so hohe Anforderungen, daß man den Frauen ihren verblendeten Eifer nachgerade als Hysterie auslegen mußte.

Mamynha war von diesem Versiegen der stärksten Quellen wohl eingeschüchtert und zaghaft, doch gab sie so leicht nicht den Kampf auf, plagte ihr unermüdliches Gehirn, bis es plötzlich durch einen furchtbaren Schlag von selbst leer war, unempfänglich für alles. Zwei Tage waren Mamain und Carola bereits den gemeinsamen Mahlzeiten ferngeblieben, auch zu den kleinen Arbeiten nicht mehr erschienen, an welchen sie zu ihrer Unterstützung beteiligt waren. Es lag in diesem Fernbleiben so wenig Absonderliches, daß ihrer Angst um die Mutter eine tiefere, unheimlichere Bewandtnis zugrunde liegen mochte. Sie fürchtete die gefährliche Wendung ihres eigenen Schicksals, ahnte das dunkelste, unübersehbarste Ereignis, denn in der Mutter war sie selbst bedroht, ihr Kindsein war letzte Voraussetzung ihres Wesens, von dieser Seite entmündigt, war sie dem Leben nicht mehr gewachsen. Welchen Anlaß sie auch in Gedanken nahm, jeder steigerte, vermehrte die Angst. Jeder einleuchtende Grund ließe sich durch telephonischen Anruf irgendwie geltend machen; aber die Leitung war unterbrochen, das Telephon der Mamain den ganzen Tag abgestellt. Auch Erminia und der Mann schienen von geheimem Kummer bedrückt, der sich wie immer in vermehrter Rücksicht gegen sie kundgab, alles andeutete, nichts verriet.

Am dritten Tag, es war ein Sonnabend, verließ sie endlich das Haus, nachdem sie die Kinder Erminias Obhut befohlen hatte. So rasch sie vermochte, schritt sie die Akademiestraße entlang gegen den Karlsplatz zu. Die herrliche Kirche war wie vor ihre fliehende, ruhlose Seele breit aufgetürmt, Zuflucht und Frieden versprechend, wie eine versteinerte, überirdische Mutterseele mit kühler Allmächtigkeit lockend, einladend. Aber sie hastete an den schimmernden Stufen vorbei, hatte das schaudernde Gefühl, sie würde die letzte nicht mehr ersteigen können, so schwer sank Mutlosigkeit in ihre Knie. Sie bog mit letzten Kräften von der Alleegasse in die Gußhausstraße ein, hielt beklommen, erschöpft vor dem Haus der Mamain, an das dunkle Tor angelehnt. Wagen, Menschen, Tiere schoben sich wie Theaterfiguren an ihr vorbei. Eine Bettlerin kam auf sie zu. Sie machte einen so hilflosen Eindruck, daß die Frau sich abwandte. Aber endlich raffte sie alles an Kräften zusammen, von der grausamen Spannung der Nerven emporgerissen, stieg die Flurstufen hinauf zum Hochparterre, schnellte

die kleine Türklingel. Der Ton schrillte ab wie das Läutwerk eines Weckers bei Nachtzeit. Dieser grauenvolle Alarm umriß bereits deutlich das Unglück. Der angstvolle Weg erhielt plötzlich phantastische Vorbedeutung. Nur dem Unglück rannte man so entgegen. Sie zitterte am ganzen Körper, die Füße waren schon schwer, fast unbeweglich. An der geöffneten Tür nahm sie die Mamain in Empfang, trug sie beinahe auf ihren starken Armen. In dem verdüsterten, kleinen Salon sprang Carola neben einem runden Tisch auf, starrte ihr aus geschwollenen Lidern entgegen. Ein schwarzes Kleid, an dem sie gearbeitet haben mochte, reihweise gesteckte Nadeln glitzerten auf, glitt aus ihren Händen zu Boden. Mamynha sah in das ruhige, bleiche Antlitz der Mutter, während Carola lautlos in den Nachbarraum schritt. Sie sah dieses vertrauteste Antlitz plötzlich gealtert, unsagbar gealtert. Ihr einziges Gefühl war Mitleid mit diesem Gesicht, dessen krankhafte Ruhe die Furcht in ihr bannte, wie Windstille die Segeln ermattet. Dann ward sie von den starken Armen in einen Fauteuil gesetzt; die Mutter war vor ihr niedergesunken, das Haupt so nahe, daß sie zum erstenmal die ergrauten Schläfen wahrnehmen konnte. Auch die schwarze Farbe des Kleides fiel ihr mit einemmal auf. Nun vermochte sie endlich zu fragen: „Was ist dir, Mamain? Liebe, gute Mamain?" Ihre Hände hatten sich schon gefunden. Die Mamain sah sie unverwandt an, ihre tief eindringenden Blicke waren wie bleierne Lote, die den Seelengrund des geliebten Kindes abmaßen, nach dem genauen Stand seiner Lebenskraft. Sie sagte: „Ich habe beunruhigende Nachrichten aus England." Sie rückte sich damit ganz in den Vordergrund des Unglücks, als ob es nur sie allein betroffen hätte, bot ihre ganze Brust diesem Unglück, damit es die andern verschone. Mamynha war von dieser Täuschung ganz tief gerührt, obgleich ihr bewachter Schmerz nur dieses einen Stichwortes geharrt hatte, um das Unheil in vollem Ausmaß zu übersehen. Aber ihr Herz schlug dennoch weiter, wie an das dunkel pochende Mutterherz angeschlossen. Ja, ihr Blut war wie mitgeführt von den stärkeren Strömen des Blutes der Frau, die beide Arme um sie gelegt hatte. „Welche Zeit, Mamynha!" sagte sie nach Minuten. „Welche Menschen!" Mamynha löste sich sanft aus der Umschlingung. „Gib den Brief!" bat sie, „Edoardos Brief, Mamain!" Das alte Gesicht war ganz fahl. Das dunkle Herz bebte dem Kinde hörbar. Ihr Schmerz hatte in diesen drei Tagen aus dem kristallenen Salz ihrer Tränen Stufen gebaut, welche sie Mamynhas Schmerz langsam hinanführen wollte. Nun übersprang das Kind alle Stufen, rüttelte an der letzten Tür des Unfaßbaren.

„Woher, Kind, weißt du von einem Brief?" Es war ihr ganz unverständlich. Ob sie nicht vorgeben durfte, sie hätte gar keinen Brief? Aber Mamynha war unbeirrbar. Die Mamain erhob sich langsam, mit Bewegungen einer Hundertjährigen. Von der Kommode nahm sie die Bekenntnisse des Aurelius Augustinus, einen uralten Lederband, aus dem Jahr Siebzehnhundert. Sie gab ihn Mamynha wie Gift und Gegengift. Auf das Vorblatt des Buches waren Verse geschrieben, ganz dicht und eng, Zeile an Zeile. Mamynha kannte die Handschrift. Ihr Blick empfand Sehnsucht, darüber zu weilen; doch sie entnahm der Mitte des Buches Edoardos Brief. Mit ganz heißen, ausgetrockneten Augen las sie:

„Liebe Mama! Ich habe nur wenige Augenblicke vor mir. Man hat mich verurteilt gegen alles Recht und Gewissen. Die Zeichnungen waren nur für meinen Beruf bestimmt. Aber die Menschen vermögen in diesem Augenblick nur zu glauben, was ihrem unseligen Haß, ihrer grauenvollen Leidenschaft noch gemäß ist. Mein einziger Trost, meine Rechtfertigung vor Dir und mir ist, daß Du, geliebte Mama, und die Schwestern nie fassen werdet, wessen man mich beschuldigt. Man hat mit Gewalt einen Deutschen aus mir gemacht, es ist anders gelungen, als meine Henker vermeinen. Ja, ich bin nun ein Deutscher, nicht weil Brasilien durch einen feilen Beamten mich abgelehnt, im Unglück bin ich ein Deutscher, — aber nichts auf der Welt hätte einen Spion aus mir machen können. Glaub dieser stolzen Versicherung, arme, liebe Mama! Küsse Carlotta von mir, ohne ihr die ganze Wahrheit zu sagen. Aber — o, welche Tücke in dem unfaßbaren Verhängnis, meine Schande ist aller Welt Angelegenheit, — Carlotta erfährt vielleicht durch die Zeitungen alles? Hier sind alle Blätter voll,

‚the germain spy', ich bin ein Titel geworden. Niemand wagt oder wünscht mir zu helfen. Dabei war ich mit der Tochter des Chefs beinahe verlobt — ich habe Dir nichts geschrieben, Du hättest ein Mädchen gesegnet, das Volk spielt, wo es Mensch sein könnte. Aber man lobt meine männliche Haltung. Welche Komödie dieser schamlose Prozeß, in welchem das Urteil trotz heiligem Anruf des überirdischen Richters schon fertig dalag, nur durch ein Wunder entkräftbar. Diese Haltung verdanke ich Dir, geliebte Mama, denn vor diesem sinnlosen Schicksal wäre auch meine Unschuld verzweifelt niedergebrochen. Dieses aufrechte Wesen hat man dem Spion nicht zugetraut. O, welche grauenhafte Lüge in dem Bedauern, nicht den ehrlichen Feind in mir sehen zu können. Ein Blatt schrieb: An der Front könnte man dieser Haltung ritterliche Achtung nicht ganz versagen, aber dem Mann, der die Gastfreundschaft eines freien Volkes mißbraucht, um es treulos zu verraten — usf. Mama! Sage Carlotta lieber alles, damit sie es nicht von Fremden erfährt. Freilich, wie wirst Du es zuwege bringen, allerärmste Mama? Wie wird ihre Jugend, ihr edles Herz dies begreifen können? Mamynha! Ihr nennt sie nun so! O, unsre glückliche Kindheit. Warum haben wir die Heimat in Rio verlassen, da wir uns doch verlieren müssen? Schlimmer verlieren müssen, als durch das Fieber, Mama! Aber seid dennoch stark und mutig, wie ich es bin, bis zuletzt. ‚Esta e vida! Um frenesi!' Edoardo. P. S. Man hat mir Eure lieben Bilder zurückgegeben, welche humanen Henker! Ich werde mit Euren lieben, treuen Gesichtern von hier scheiden. Adieu Mama, Adieu Carlotta, Erminia, Carola! Tausend Küsse! Noch einen Kuß für Carlotta!" ...

Wie oft hatte sie die teuren Schriftzüge überlesen, jeden Satz, jedes Wort! Welcher entsetzliche Traum, daß dies alles war, was von Edoardo geblieben. Welche Vorstellung: Der mutige, edle, der allerbeste als Spion beschimpft, hingerichtet, wo tausend Schufte erzwungenen Tod des Helden sterben, mit einem Fluch auf den Lippen, daß sie nicht Millionen Keime des Lebens mit einer Faust dafür zernichten konnten! Die Mamain küßte sie plötzlich weich, schattenhaft! Sie sagte: „Edoardos Kuß für dich, Mamynha. Ich habe ihn geboren, mit derselben Freude wie dich, ich kann dir seinen letzten Kuß geben."

Mamynha nickte. Nun war alles vollzogen, sie saßen, wie wenn sie allein von einem Begräbnisse heimgekehrt wären. Dann sagte die Mamain: „Nun haben wir nur noch uns." Sie holte leise Carola ins Zimmer, welche von Tränen ganz überströmt war. Mamynha nickte ihr entgegen, empfing sie, drückte sie an sich, sagte ohne Vorwurf: „Wie gut hast du es, Carola, daß dein Herz dich weinen läßt."

Sie mußten sie gleich darnach auf die Ottomane betten. Der Atem würgte sie, Brechreiz kam, während auf ihrer Stirne kalter Schweiß in Tropfen stand. Ein irrsinniges Schlucken stieß ihren Kopf wie gegen eine unsichtbare Wand! Sie rieben ihr kölnisches Wasser in die Haut ein, wuschen ihr Gesicht und Hände. Auch alten, feurigen Wein flößte ihr die Mamain ein, bis ihr Blut wieder kreiste. Da erhob sie sich, ging in dem abendlichen Düster des Zimmers auf und nieder, über dem weichen Teppich, der sie an die Kindheit erinnerte. Wie oft hatte sie auf diesem Teppich im Zimmer der Mutter mit Edoardo gesessen, gespielt, getollt! Edoardo! Sie sah seine Züge ganz deutlich vor sich aus den roten Feldern des Teppichs treten. Die Züge des Knaben. Welches wahnwitzige Schicksal! Die lichte, feine Stirne in Schmutz gestampft, die blauen Augen geblendet vom Ekel an der entgötterten Welt, für immer erloschen. Sie entsann sich des letzten Bildes, das er ihnen von England geschickt. Sie hatten erfreut und stolz festgestellt, daß er ganz wie ein Engländer aussehe. Unsagbare Bitterkeit stieg in ihr auf. Engländer! Gleichwohl war sie unfähig, Haß zu fühlen. Ihr Schmerz war so vorherrschend, ihre Enttäuschung an der Menschheit so trostlos, daß für nichts andres mehr Raum blieb; was halfen Feindschaft und Haß, wenn das Beste erledigt war? Alle Not, alle Verzweiflung, die diese Irdischkeit gab, war gegen ihr Herz wie ein Bündel giftiger Pfeile gezückt. Nicht sieben Schwerter, hundert vergiftete Pfeile! Was übrig blieb, dünkte sie grauenvoll; auch wenn sie der Kinder gedachte. Wie sollte man sie bewahren, schützen? Wo gab es noch Schutz? O, kleines, unmündiges Herz der ahnungslosen Elisa! Sie irrte noch immer in dem kleinen

Zimmer auf und nieder, in einer trostlosen Diagonale, von Türe zu Fenster, von Fenster zu Türe. Aber nun traten Mamain und Carola auf sie zu. Die Mamain war wie ein geübter Fischer, sie angelte nach dem Leid mit verfänglichem Haken. Sie sagte: „Du mußt nun das Vorblatt lesen, Mamynha." Die Angeredete war betroffen, daß sie gleichsam gewaltsam an Fehrbach gemahnt werden mußte. Sie nahm den alten Lederband in die Hand, entzifferte Fehrbachs winzige Schrift:

„Jede Mutter muß wie Monica glauben:
Daß Liebe allmächtig sein kann wie das Schicksal,
allem Ewigen ebenbürtig. Denn Mutterliebe ist
bereits: Gnade!
Monicas Hände waren um Gottes Knie geklammert;
gegen diesen Starrkrampf des Gebetes
ist Gott machtlos.

Irgendwie ist jeder muttergeborene Sohn
ein Augustinus.
Ein Lebensschiffbrüchiger,
an dem Eiland der Liebe gestrandet.
Sein irrender Weg ist ein Umweg,
der dicht an dem Herzen der Mutter
in Gott mündet."

Mamynha hielt das geschlossene Buch über ihrem Schoß in den Händen. „Ein edler Betrug, Mamain!" sagte sie leise. „Alles was er gesagt und geschrieben, ist nun ein solcher Betrug!"

„Warum, Kind?" fragte die Mamain. „Warum? Edoardo ist meinem Herzen nie so nahe gewesen, Mamynha, wie am Ende dieser grauenhaften Flucht zu mir."

Mamynha nickte gedankenfern. Sie saßen nun dicht um sie. Mamain und Carola an dem Tisch, der an die Ottomane gerückt war, auf welcher Mamynha sich niedergelassen hatte.

Die Mamain sprach sehr behutsam. „Es ist, wie wenn sich das furchtbare Unglück schon lang angekündigt hätte. Wir waren nur blind, nur halb sehend! Erinnerst du dich, wie geblendet wir von seinem Ebenbild in Payerbach waren? Nun kommt es mir wie eine Abspaltung von Edoardos Wesen vor. Ja, Kinder, Fehrbach in diesem kurzen, unwahrscheinlichen Auftauchen und jähem Verschwinden einen Sommer lang, war wie eine vorgestrige Mahnung, dem rasch enteilenden Kind in Gedanken näher zu sein. Mir war, wenn ich Fehrbach sah, als sähe ich durch seinen Blick in Edoardos liebe, treue Augen. Die andern konnten es nicht verstehn, wir selbst mochten es nicht so klar aufgefaßt haben; aber in diesem Augenblick, wo allen klar ist, daß wir den einen nicht wiedersehn können" — sie war von Mamynhas Blicken schmerzlich betroffen, die mit unseligem Feuer durch die Dunkelheit glänzten. Noch nie hatte sie die hellen Augen so weltabgewandt leuchten sehen, dunkel vor Schmerz. Auch ihre Stimme war so schmerzdunkel. „Sie sind schwer voneinander zu trennen; aber Fehrbach wird nicht als Spion sterben, er ist nicht von so unglücklichem Blut!" Die Mamain nahm ihre Hände, küßte sie demütig, eine Magd ihrer Liebe, verwies ihr beschwichtigend nur den Kleinmut, der gegen das Blut eiferte und die Geburt befleckte. „Sagtest du nicht, Mamynha, er würde zurückkommen? Du wüßtest es so bestimmt?"

„Ja!" nickte Mamynha, „aber mit welchen Kräften, Mamain, soll ich warten, warten und leben? Und wozu von doppeltem Unglück sprechen? Genügt nicht von beiden eins, das Herz um alle Lebensfreude zu bringen? Wer weiß, arme Mamain, ob es nicht unrecht ist, von ihm zu sprechen?"

Die Mamain gab nicht nach. Der Name, welchen sie heilsam gewählt, wurde immer wieder sanft, innig heraufbeschworen. „Es ist nicht unrecht, von ihm zu sprechen, Mamynha! Auch in dieser Stunde dürfen wir an ihn denken. Wir werden in ihm immer unsern Edoardo

haben, er muß ihn fortsetzen, Mamynha. Man müßte dem Menschen die Bäume verbieten, die Blumen und Sterne. Wofür Gott unser Aug und Herz geöffnet, weil es nach seinem Willen da ist — wie könnte es unrecht sein?"

Sie war in der Tiefe ihres Mutterschmerzes noch glücklich, daß sie solche Trostworte fand, um ihr lebendes Kind zu stützen, da sie dem toten Kind nicht mehr zu helfen vermochte. Schon fanden sie einige Fehrbachgedanken, welche von Tod und Erlösung gehandelt, gingen, das gewaltsame Auslöschen des Sohnes und Bruders immer wieder gräßlich vor Augen, der kleinen Wahrheitsspur nach, welche in gewissen Gedankenfunden des Freundes zu lesen und halb zu verfolgen war. Das Ergebnis war für ihren Fall nicht tröstlich. Fehrbach hatte gegen Todschlag und Selbstmord geeifert, hatte das mähliche, naturgeplante Hinsterben als dem Leben sowohl wie dem Tod gemäßes Verwesen hinstellen wollen. Verwesen nur in dem Sinn gedacht: sein Wesen zu Ende führen! Zeit und Ort war für dieses Abdienen unsrer Endlichkeit nicht von Belang, einzig die heilige Demut und Freude: diesen herrlichen, langsamen Opferprozeß nicht gewaltsam zu unterbrechen, damit die Seele, das Bewußte an uns — gleich ermüdet, gleich wohlig ermattet wie der erschöpfte Körper — von uns abgleiten könnte, geteilt oder ungeteilt, ins Nichts oder zu Gott! Wenn aber das blutheiße, lebensvolle Gehäuse der Seele mit einem Schlag, völlig sinnlos zertrümmert würde, wohin sollte die unvorbereitete Seele sich alsdann wenden? Die scheinbar abergläubische Meinung der Alten: gewaltsam Getötete fänden nicht Ruhe, habe ihm oft zu denken gegeben; auch ihm sei bei dem Anblick eines Selbstmörders nicht anders zumute, als flattere die vertriebene Seele ratlos um die kalten Gebeine des Leichnams.

So ergänzten sie sich langsam, was von des Freundes Gedanken in ihnen noch mindeste Farbe hatte, wollten gerade zu trostreicherem Ausschweifen sich Mut machen, als unversehens die Türklingel schrillte. Obgleich sie nicht furchtsam waren, schraken sie doch, an ihren Nerven geschwächt, unheimlich zusammen, als ob der gellende Ton, der in dem Dunkel der stillen Räume länger als möglich nachhallte, nur der Alarm wäre, welcher neues Unheil anmelden sollte. Aber Carola, welche sich endlich beherzt aufgerafft hatte, kam mit dem Generaldirektor zurück, dessen Stimme sie auf ihr vorsichtiges Fragen sofort erkannt, bevor sie zu öffnen geneigt war. Er fand in der vorwaltenden Dämmerung sich sehr schwer zurecht und stand sekundenlang unschlüssig. Dann ging er auf die Mamain los, küßte ihre Hand und sprach seine Teilnahme aus. Carola drückte er wortlos die Rechte. Zuletzt ging er auf Mamynha zu, hob sie behutsam auf, sagte mit unbemeisterter, echter Ergriffenheit: „Du hast nun nur die Kinder und deinen Mann, Lotte!" Er hielt dabei ihre Hände fest, aber jede Gewalt vermeidend. „Das Schicksal verweist dich immer wieder auf uns, es ist nicht anders mehr zu verstehen." Sie war verschüchtert dankbar. Er bat: „Wollen wir nicht Licht machen, Mama? Es nützt nichts, dem Leben auszuweichen." Er suchte den Schalter, da die Frauen regungslos dastanden. Das Licht, obgleich es von matten Birnen kam, schmerzte die tränenentzündeten Lider. Auch Mamynha vertrug es nur schwer, obwohl ihre Tränen sich noch nach innen verströmten. Betroffen überschatteten sie ihre Augen. Der Generaldirektor erblickte zum erstenmal Mamynhas Gesicht in Handnähe. Es sah unbedingt wie das Gesicht einer gefährlich Erkrankten aus. Angst befiel ihn. Furchtbare Angst. Er vermochte nicht untätig zu sitzen, schüttelte alle Trauer und Feierlichkeit ab. „Wir müssen nach Hause, Lotte, du mußt an die Luft kommen. Wir wollen einen kleinen Umweg machen. Überhaupt mußt du für dich etwas tun, Lotte! Du siehst gar nicht gut aus. Die verdammte Humanität gegen andere Leute muß endlich aufhören, verstehst du? Komm, komm! Wir wollen nun gehn!" Er sprach unaufhörlich auf sie ein, stützte sie an sich, fürsorglich, ihre Arme mit einer Vorsicht anfassend, als fürchtete er, ihr weh zu tun. Nur seine Worte waren nicht ganz von der gleichen Vorsicht bewacht. Er beschuldigte schließlich versteckt alle Welt, daß sie mithelfe, die kindliche Frau krank zu machen.

Mamynha hatte sich bereits fertig gemacht. Sie küßte Mamain und Carola und schritt mit ihrem Manne hinaus, durch die Tür. Aber im Vorzimmer kehrte sie um und sagte: „Ihr müßt nachkommen, Mamain, Erminia weiß ja von nichts. Ich bin dazu nicht mehr imstande!"

Der Generaldirektor holte sie lächelnd zurück und gestand, Erminia hätte durch ihn bereits alles erfahren; aber die Schwiegermama und Carola könnten natürlich trotzdem mitkommen, wenn es Lotte etwa beruhigen sollte. Es sei durchaus verständlich, daß sie an diesem Tag — das Unglück liege ja leider um Wochen zurück — ordentlich zusammenhalten wollten. Nur das Milieu hier behage ihm nicht, die alten Erinnerungen seien zu sehr mit den seit Kindheit vertrauten Möbeln verwoben. Er bot Mamynha den Arm und führte sie sanft in den Abend hinaus. Er redete tief beruhigend auf sie ein, erinnerte, daß sie einen ganz alten weißen Bordeaux hätten, ein Glas davon würde ihr sicher sehr wohl tun. Das Essen könne man ihr ans Bett bringen; ob sie seine Gesellschaft vertrüge? Er wolle ihr gerade heute zur Seite stehen, aber ihr ja nicht lästig fallen. Sie fasse alles so furchtbar schwerblütig an, das Leben sei solcher Überfeinheiten nicht würdig.

Endlich waren sie angelangt. Die Mädchen kamen gelaufen, nahmen sie gleich in Empfang. Nunã trug sie ganz ohne Hilfe wie eine Beute ins Schlafzimmer.

Der Generaldirektor traf rasch einige Anordnungen. Als Mamynha vernahm, daß er den Hofrat anrief, ließ sie ihn davon abstehn, überzeugte ihn eindringlich, daß sie nur erschöpft von den Aufregungen wäre; sie würde bestimmt schlafen können, er möge ihr Gute Nacht sagen. Sie würde zu aller Beruhigung auch morgen im Bett bleiben, würde sich schonen. Ja, sie würde sich bestimmt schonen. Er küßte sie, verließ sie, heimlich entschlossen, Krenelli und seinen eigenen Bruder unbedingt kommen zu lassen.

Nunã zog sie heute allein aus, saß auf dem Boden, schnürte die hohen Schuhe geduldig aus. Plötzlich mit strahlendem Lächeln gab sie ihr eine Feldpostkarte, erklärte, sie hätte sie für die gute Senhora in Empfang genommen. Täglich warte sie heimlich den Briefträger ab. Nun sei ihre Mühe belohnt, ihre Mühe würde immer belohnt werden! Fehrbach schrieb: „Liebe, gnädige Frau! Ich lebe! Es ist unwahrscheinlich, bisweilen grotesk, aber ich lebe! Ihr Stern ist unheimlich wirksam. Wie mir im Anblick dieser Gewißheit zumute ist, kann ich nicht schreiben. Was kommen mag ist belanglos, denn über meinem ‚inferno' schwebt sanft unser Stern. Mamynha! Wo sind nun Brüder und Schwestern? Bewahren Sie mir nur die eine!"

Mamynha lächelte. An der Schwelle des Schlafes kehrte sie noch einmal zurück. Ja, sie würde sich schonen, sagte sie leis in den verlassenen Raum. Ob sie gesund würde? Sicher! Es war wie eine Zwiesprache mit Luftgestalten. Denn Nunã war schon hinausgeglitten, ohne das süße Lächeln selbst zu sehn, aber in ihrem kleinen Zimmer, im tiefsten Dunkel sah sie auf einmal dieses Lächeln aufleuchten wie ein magisches Zittern des Mondes auf dem Meere der südlichen Heimat...

Mamynha schlief bis in den nächsten Abend hinein. Der Generaldirektor war den Tag über zu Hause geblieben. Aber die Mamain hatte ihn vollständig beruhigt, es sei ein gesunder Schlaf, eine Art Selbsthilfe, zu welcher der erschöpfte Organismus leider gezwungen wäre. Am späten Nachmittag erst, gegen sechs Uhr etwa, hatten sich ihre Augen geöffnet. Zum Glück hatte sie als erstes die gute Mamain lächeln gesehn, davon war sie so beruhigt, daß sie Tee mit Milch und ein weiches Ei zu sich nehmen konnte. Darauf mußte ihr Mädchen sie rasch frisieren, damit sie die Kinder empfangen konnte. Sie taten unbändig froh, als ihre Mamynha für alles ein freundliches Lächeln hatte. Sie zeigte ihnen nur, was an ihr gesund war: ihre Liebe! Erzählten sie schnell erfundene Märchen, in welchen schon Kriegsgreuel geheimnisvoll eingemischt waren, die sie von törichten Dienstboten nur halb aufgefangen, dann überbot sie die kleinen Fälscher mit einer ebenso unwahrscheinlichen Zaubergeschichte, in welcher der edle Feind, ein englischer General, einem gefangenen Deutschen, ob seiner aufrechten, ritterlich-feurigen Haltung Leben und Freiheit schenkte. „Schöne Märchen," sagte sie lächelnd, der guten Mamain ihre heimliche Träne mit sanftem Schelten des Blickes ver-

weisend, „schöne Märchen, beinahe für diese Welt zu schön! Aber wenn ihr groß und gut sein werdet, wenn alle Menschen, wie ihr, edel und wohlgesittet sein werden, dann wird es keine Kriege mehr geben!"

Als der Generaldirektor leise eintrat, sah er Nunā am Werk, wie sie der Schlummernden unfühlbar das Haar von den Kämmen und Nadeln befreite. Er trat ganz dicht heran und nickte der Schwarzen versonnenen Dank zu. Aber er verließ mit ihr das Zimmer, wartete, bis sich die Tür ihrer Mansarde schloß. Dann suchte er Thumayer auf, der im Ringcafé seiner harrte. Heller und Ruf waren verständigt, man mußte im Kartenspiel etwas Vergessenheit suchen.

An einem der letzten Herbsttage kam plötzlich Krenelli unangesagt, schüchtern, mit fahriger Geste beruflichen Wohlwollens. Auch Rosen hatte er in den Händen, aber sie hatten nichts zu sagen, waren gleichsam Requisit des früher beliebten Frauenarztes.

Mamynha rief die Mamain. Sie dachte: auf alle Fälle.

Er war gegen dieses Mißtrauen machtlos, beruhigte ohne Pathos, stellte Menschenschicksale wie eine Wand vor sie hin, damit zwischen ihm und ihrer Furcht etwas wäre und von seiner aufgedrungenen Erscheinung ablenkte. Spitzer hätte Veronal genommen! rief er sehr vorwurfsvoll. Es hätte kein Anlaß hierfür bestanden, nichts Menschlich-Triftiges könnte geltend gemacht werden. Er hätte den Leuten geholfen, den hohen Zins bezahlt, ihnen die Hauptlasten abgenommen. Und nun dieser Selbstmord, um ihn als Menschen und Arzt zu schädigen, bloßzustellen; eine sinnlose Rache — wofür?

Die Mamain kam. Krenelli beugte sich tief über ihre Hand, sprach sein Beileid aus. Er hätte zwar eine Karte geschrieben, aber nun möchte er neuerlich aufrichtigen Anteil nehmen. Das Schicksal ginge grotesk-gewalttätig vor, man wüßte nicht Rat noch Hilfe. „Denken Sie, Spitzer!" rief er, sich steif an die Kante des Stuhles setzend, den die Mamain ihm angeboten.

Die Frauen besprachen erregt den gräßlichen Ausgang. Mamynha beharrte darauf: man habe diesen Ausgang kommen sehn. Aber ihr Gedankengang stockte. Die Schuld der Frau war plötzlich halb auf sie selbst abgewälzt. Freilich, welche Voraussetzungen dort und in ihrem Fall!

Krenelli glitt vorsichtig näher. „Es sterben täglich Tausende junger Leute! Schon diese Tatsache erledigt das Alter. Die Anständigen tragen der grausamen Zwangslage Rechnung, versagen sich Wein und Tabak. Mir gehen nun so viele alte Patienten sang- und klanglos hinüber. Auch die Brüder Sonnenschein sind fast gleichzeitig gestorben. Der Musiker am 11. Oktober in Karlsbad, der Bankbeamte am 20. in Wien. Die Kur hat in beiden Fällen die Katastrophe beschleunigt. Ja, gräßlich, unheimlich, aber Selbstmord zu begehn, ist dennoch verabscheuungswürdig. Das blutrünstige Antlitz der Zeit versöhnt doch mit den kleinen, persönlichen Leiden. Was ist denn der einzelne noch?"

Die Frauen starrten ihn an, überrumpelt von diesem herzlosen, unbeteiligten Volteschlagen, dieser zynischen Zeitdiagnose. Mamynha rief ganz überwältigt: „Aber warum hört man von alldem nichts? Ruf hat doch gestern erst angefragt. Man sollte die Lektionen aufnehmen. Niemand hat einem das leiseste nur verraten oder angedeutet."

„Ja, gnädige Frau, man wollte Sie schonen, ich nehme es an; obgleich ich diese Ängstlichkeit, dieses übertriebene Zartgefühl gerade jetzt nicht teile. Als Arzt vermag ich nur festzustellen, daß dem Kranken geradezu nützlich ist, zu wissen: wie schwer es die andern haben, wie alle Welt leidet. Das gibt für den eigenen Zustand die richtige Einschätzung, bringt dem Bewußtsein ein neues, gesundes Übergewicht. Ja, gnädige Frau, man bekommt wieder die Oberhand, und glückliche Seelenstimmungen sind das wertvollste bei jedem Genesungsprozeß."

Mamynha sah in den Herbsttag hinaus. Blätter wirbelten, halbnackte Äste schwankten im Winde. Kastanien lagen in flachen Mulden, in Wassermulden, welche wie aufgeschnittene Schläuche an den Fuß der alten, rissigen Stämme gepreßt waren. Am Himmel wölbte ein ärmliches Blau immer wieder kleine Kuppeln zwischen den jagenden, graugelben Wolkenkämmen. Der Film der Straße flimmerte unruhig. Menschen eilten an Auslagen vorbei,

nur mit dem Anprall der Windstöße kämpfend. Ja, nun war überall Kampf, erbitterter Kampf.

Der Hofrat hatte mit der Mamain eindringlich gesprochen. Hatte sie vom Fenster geschickt an entlegene Stellen des geräumigen Zimmers geführt. Als Mamynha sich langsam umwandte, sah sie ein gewisses Einvernehmen schon hergestellt; aber diese durch die Sachlage bedingte Bundesgenossenschaft beunruhigte nicht; wo die Mamain mitging, war keine Gefahr.

Krenelli stand plötzlich vor ihr. „Nun wollen wir einmal nachsehen, Frau Lotte!" Auch an die Mamain kam Wort und Geste wie ein Appell an das verständige Mutterherz: „Darf ich bitten, gnädige Frau?"

Sie half Mamynha das lindenfarbige Hauskleid öffnen, über die strahlende Frisur heben. Es war eine unsagbar nüchterne Entblätterung, ein Raub ohne Feuer! Der Hofrat kam hüstelnd näher, sein halbes Greisentum, sonst lockere Maske, ward vorgeführt, mit Anstand getragen. Die Augen während des Auskultierens geschlossen. Er nickte Anerkennung dem Schlag des Herzens, dem ruhigen Strömen in der Aorta. Winzige Geräusche an der Mitralklappe störten ihn nicht, die schöne Frau war anämisch. Die leichte Schwellung des Leibes mochte der Zeit entsprechen, vielleicht war die Frucht leicht irritiert? „Brav!" sagte er abschließend. Niemand wußte, ob er damit der Natur ein ‚suffizienter' erteilte, oder ob die Zensur auf seine Beobachtung allein Bezug hatte.

„Wissen Sie den genauen Tag, Frau Lotte? Ja, ja, wir haben in Payerbach schon darüber gesprochen, aber immerhin, immerhin!"

Er führte, indes Mamynha ihre Kleidung ordnete, die Mamain ‚für ein paar Minuten' hinaus. Zurückgekommen sah er der jungen Frau mit aufmunterndem Lächeln entgegen. „Einige Worte nur, Frau Lotte! Der gewissenhafte Arzt ist Freund des Patienten, Vertrauensmann. Ihr Zustand bietet zu Beunruhigungen nicht Anlaß, dennoch ist meine Pflicht, zu fragen, ob ihre Mutterschaft sie bedrückt? Sie verzeihen, ich begreife, daß schöne Frauen durch solche Aussichten aus dem Gleichgewicht gebracht werden können, aber ich frage ausdrücklich: ob schwerwiegende Gründe geltend gemacht werden können? Ich würde zu Ihrer Verfügung stehen, auch gegen gewisse Vorurteile, gegen die Willensäußerung einer bestimmten Seite."

Schamhafte Röte war wie verflochtenes Glühen auf ihrem Antlitz. Wie eine luftlose Flamme schwelte ein heiliges Zürnen in ihrem Herzen. Ihr Gehirn war in feindliche Hälften gespalten. In der einen dachte es fiebernd: Rettung, Flucht vor dem Verhängnis. In der andern vollzog sich blutträge: Man muß das Schicksal walten lassen, auf Gnade und Ungnade sich Gott ergeben. Sie lehnte gefaßt sein Anerbieten ab, mit kühlem, verschleiertem Danken. Er krümmte sich leise weg, spürte melancholisch das Abweisende, den Heroismus, der vielleicht verzichtete, weil der Partner mißfiel. „Ich bedaure, Ihr Vertrauen nicht zu besitzen," stellte er schon ernüchtert fest; „aber es war meine Pflicht."

Sie fand plötzlich Worte, dankte überschwenglich, bat um Hilfe gegen die Atemnot, gegen das furchtbare Würgen. Sie wollte so gern wieder singen, sie müsse es! Ob es denn nicht ein Mittel gäbe gegen diesen Brechreiz, durch den ihr jedes Erwachen, jeder Morgen vergällt sei? Noch nie hätte Schwangerschaft Martyrium für sie bedeutet, besonders am Beginn, nach drei — vier Monaten schon.

Er griff nach ihrer Hand, maß noch einmal Blutdruck und Puls: „Nun machen Sie alles geltend, was dieses Martyrium im bedingten Fall als unnütze Grausamkeit aufscheinen läßt."

Sie lachte beinahe hysterisch: „Nein, nein! Sie mißverstehen mich, ich denke an keinen Kompromiß, ich suche aus meinen Mutterpflichten nicht den lasziven Ausweg."

Er nickte abschließend, im Grunde war er unbeteiligt, das eigene Leid, der grauenvolle Selbstmord Spitzer, hatte ihn nur zu allem befähigt, auch zur Gefühlskontroverse mit seinem Auftraggeber, dem Generaldirektor. Er verschrieb ihr Tropfen und Pulver. „Natürlich lassen sich diese kleinen Übel beheben, mit Erfolg bekämpfen. Das wichtigste sind aber die Nerven! Wollen Sie nicht doch ein Sanatorium aufsuchen? Sie haben es ja so leicht, Ihr

Schwager ist doch Chefarzt und Eigentümer einer erstklassigen Heilanstalt! Die Kinder kann man nicht als Einwand gelten lassen, wenn es um die Gesundheit geht. Was haben denn Kinder von einer kranken, überreizten Mama? Nein, nein! Dies verstehe ich nicht, Sie müssen mir verzeihen, wenn ich Verständnis dafür nicht aufbringen kann."

Sie schnitt den Wortschwall des Übereifrigen mit einer edlen, frauenhaften Geste ganz plötzlich ab. „Wir wollen sehen," sagte sie freundlich; mit jener Freundlichkeit, mit welcher allerhöchste Frauen einem Wohltätigkeitsfeste beiwohnen. „Wir wollen sehen, Herr Hofrat!"

Er murmelte vor sich hin: „Schön zusammennehmen, Frau Lotte!" Er fühlte selbst, daß sein Zuspruch irgendwie nicht am Platz war. Im Vorzimmer fragte er die Mamain: „Geht es den Kinderlen gut, sind sie wohl? Ja? Sehr erfreulich, sehr erfreulich, gnädige Frau!" Mamynha kam mit den Rosen nach, die er gebracht hatte, händigte sie dem Verblüfften ein. In ihrer Stimme war ein sanftes, schwermütiges Beben. „Diese Blumen, Herr Hofrat, legen Sie Spitzer in unser beider Namen mitten aufs Herz. Werden Sie die Kraft dazu haben? Auch die Freundlichkeit, Herr Hofrat? Ja? Dann schönen Dank für die Blumen."

Er richtete sich zu ganzer Länge auf, bog die Brust ruckartig ein paarmal heraus, repräsentierte. Ihr Auftrag würde selbstverständlich genau vollzogen werden, minutiös!

Mamynha strich über die grauen Haare der Mamain, die im Gesicht des Kindes forschte. Sie klingelte , Nunä kam, gleich nach ihr die Zofe. „Die Mamain ist heute mein Gast", lachte die junge Frau unter Tränen. „Man soll hier servieren!"

Die Zofe stellte Tropfen und Pulver auf ein kleines Tischchen. Zurückkommend strich das Mädchen ganz fein, religiös sozusagen, über Mamynhas Hand, sagte mit einem das Dreiste abbittenden Lächeln: „Ich war gleich selbst in der Apotheke, damit die gnädige Frau rasch gesund wird. Was gäbe man nicht dafür? Das Herz!" ‚Herz' hatte bei ihr eine ganz unerhörte Bedeutung wie bei sehr rührenden Romanen. Sie war ganz rot, als Mamynha ihre Wange liebkoste, rot wie Samt. „Sie sehen heute gesund aus," schmeichelte sie.

Mamynha nickte: „Das kommt von einem winzigen, ganz winzigen Glück! Man sollte zwar heute nicht glücklich sein, Sophie; zwei alte Herren sind gestorben und Spitzer hat Veronal genommen. Und dennoch kann ich plötzlich lachen, Sophie, verstehn Sie das?"

Ja! sagte das Mädchen geheimnisvoll-wichtig, die Karte sei gerade zuvor abgegeben worden, anderntags finde das Begräbnis statt. Bei dem Wort Begräbnis hatte sie wieder ganz große Augen. „Daß Herr Spitzer nun begraben wird!" sagte sie erschauernd. „Er hat so schön gespielt."

Die Mamain hatte mitgeholfen. Von sechs fiebrigen Händen war einladend der Tisch gedeckt. Mamynha ließ noch eine einzige Rose in einer schlanken Kristallvase aufstellen, eine Rose von dunkler Röte. Im Hinausgehn raunte das Mädchen leise der schwarzen Nunä zu: „Welche Einfälle Mamynha hat!" Im geheimen nannten sie alle ‚Mamynha'. Aber in Nunäs Gehirn war Mamynha noch das Mädchen, das Kind; dieses Wissen um damals war wie Brasilien und der opalfarbige Ozean gegen Wien und die Donau. Um so viel fühlte Nunä ihren Stolz auf die ‚minha senhora' berechtigter als alle andern.

Die Frauen saßen allein wie an fremder Hochzeitstafel. Mit derselben Freude und feierlichen Erregtheit, welche den Anlaß in der romantischen Form hat und vom Zeremoniell den ganzen Duft in die Poren aufnimmt. „So ist das Leben, Mamain! In einem Meer von Trauer und Unglück schwimmt eine vergoldete Nußschale. Darüber ist man so froh. Morgen werden wir zu Spitzers Begräbnis gehn, es wird mich furchtbar aufregen." Sie faßte sogleich ihr Herz an, als hätte der morgige Schmerz schon darin Wohnung.

Die Mamain riet von der Teilnahme ab. Aber Mamynha erklärte, sie könne sich nicht entziehen. „Du weißt nicht, wie wir gestanden haben. Es ist ganz unmöglich, einen Menschen so teilnahmslos begraben werden zu lassen, in dessen armem Herzen man so furchtbar zu Hause war. Ich muß dabei sein, wenn ich gesund bin."

Die Mamain fühlte sich wirklich begastet. Sie ließ ihr Kind reden, zeigte durch freundliches Nicken, daß sie jedes Wort der Gastgeberin ungewogen als Offenbarung hinnahm.

Mamynha fuhr fort: „Solche Ehen, Mamain! Weißt du, daß Spitzer ganz dasselbe Schicksal hatte wie ich? Ist es dir gar nicht aufgefallen? Einen bestimmten Schnitt haben unsre Schicksale gemein: eben dies Nicht-anders-Können, verstehst du? dem Spitzer nun auf einmal in einem längst fälligen Anfall von Ekel ein Ende gemacht. Er hat bestimmt gewußt, daß nicht die Untreue der Frau das Furchtbare war, sondern seine eigene Ohnmacht, seine zynische Duldung des Hausfreundes. Nun ist mir alles ganz klar, da er den Hofrat den Zins bezahlen ließ. Denk dir, Krenelli hatte die Wohnung bezahlt und wie viel andres! Darunter litt wohl der arme Teufel am meisten. Und gerade darin sind wir ähnlich. Ich lasse den Mann den Zins bezahlen, verstehst du? Ich dulde, daß mein Mann ein Generaldirektor ist und für mich Miete bezahlt. Ja, er bestreitet den ganzen Aufwand. Täglich wird ein Stück meiner Seele von ihm gegen bar eingelöst!" Sie lachte. Die Mamain verwies ihr dieses sich selbst zerfleischende Lachen mit unendlicher Sanftmut und Geduld.

„Gute Mamain. Ich bin reich, ja, meine Mitgift ist unangetastet, war nur geliehen, ist nun mit Zinsen wieder zurückerstattet und liegt weiter auf Zinsen. Einiges ist zwar nun aufgewendet für ein paar arme Teufel, aber das Leben bestreitet der Mann; mein Geld ist den Kindern bestimmt, damit ist es klug ausgeschaltet, ich bin eine Bettlerin. Wie könnte ich je die Kinder und euch, Mamain, mein Glück bezahlen lassen? Aber das ist es ja nicht. Man kann alles den Mann bestreiten lassen, wenn man es nicht als Kauf fühlt, wenn man sich nicht bezahlt weiß, wenn die Gegenleistung nicht so entsetzlich mit der Leistung verbunden ist."

Die alte Frau kannte jede zerrissene Faser dieses langsam verblutenden Herzens, welchen Namen das Kind auch immer dem Schmerz gab, kannte das trostlose Verhängnis der eigenen Ohnmacht. Noch nie hatte den Fluch ratloser Liebe, zum Zusehn verdammten Mitleids sie grauenhafter gefühlt. Dem verfänglichen Trost ihrer Worte selbst mißtrauend, begann sie: „Auch meine Ehe, Mamynha, war nicht der volle, sich gleichbleibende Segen des Glückes; der Sonnenschein, welcher davon in eure kindlichen Augen gestrahlt, war von zwei willigen Herzen dem trüben Tag nur aufgesetzt, euch zu täuschen. Aber dazu gehört ganzer Verzicht, bedenkenlose Entäußerung, Kind, wozu du vielleicht nicht fähig bist? Vielleicht nur in einer ganz großen Liebe, in einer Leidenschaft, welche sich selbst so vergißt und wegwirft, daß alles, was von dem geliebten Mann kommt, beseligend ist und kostbar, auch Verrat, Gewalt und Roheit. Anders vermagst du dich nicht zu verlieren. Dein Unglück und Fehler ist, daß du noch ganz das Mädchen und Kind bist, auch als Mutter und Frau. Du hast nicht Wesentliches von dir abgegeben; eine wenig Hoheit und Stolz nur, welches du gut angemerkt hast. Aber dein eigenwilliges Herz hat den gleichen Schlag wie damals. Vielleicht warst du auf richtigem Weg, bist dann plötzlich erschrocken stehen geblieben, hast dich krankhaft auf dich zurückbesonnen. Dies ist in der Ehe unmöglich. Ich habe so jung wie du die Ehe geschlossen. Vielleicht hatte ich mehr Sorge und Arbeit als du, aber wichtig war doch das eine, daß ich weniger auf deinen Papa einwirken konnte, als er auf mich. Dennoch war dieses Farblassen des Wesens uns beiden gemeinsam. Wer nicht mit den Augen des andern zu sehn, mit dessen Ohren zu hören, mit dessen Taste zu spüren vermag, ist zur Ehe nicht fähig, Mamynha. Ich habe dir diese Erkenntnis in kleinster Münze lange schon dargeliehen, du wußtest im jeweiligen Augenblick damit nicht richtig zu schalten, vielleicht war euer Wesen auch zu sehr verschieden? Aber wenn du mehr von deinem Mann übernommen hättest, wie man Krankheiten mit ihren eigenen Keimen bekämpft — o, es schüttelt dich nun bei dem bloßen Gedanken — doch verwittert das Felsenartige unsrer Art nicht durch einen Regen, der die Poren erfüllt, nicht durch einmaliges Anwärmen der Sonne ... Du hättest sein eigenes Wesen, Bruchstücke davon — seiner Ungebärdigkeit, seinem zeitweise rohen Ansinnen entgegengehalten, er hätte auf sich selbst die Hauptbürde geworfen, dich nur an der Oberfläche erreicht, der Kern deines von Fremden umhegten Wesens hätte leicht triumphiert. Eheleute sind oft wie Nachbarvölker, Artmischungen, besinnen sich zeitweise nur ihres Besonderen, legen ohne allerletzte Nötigung nicht Wert und Gewicht auf das Unveräußerliche ihres Bestandes. Du hast Panzer und Schild nicht gewollt,

hast Haupt und Herz unbewehrt dem Streich entgegengehalten, immer wie damals als Kind! Darin warst du mit Edoardo eins! Man hat euch selten bedroht, aber wenn ihr mit andern gebalgt, ihr wart nie gedeckt. Dazu wart ihr zu edel und eigenwillig, zu stolz und kindlich-verblendet. Sieh, ich kann von den Gedanken nicht los, daß Edoardo in letzter Stunde das feindlich-erregte Land hätte verlassen können. Mein Bruder in Hamburg, dein Onkel André, hat ihn im richtigen Zeitpunkt beschworen, den amerikanischen Konsul für ihn bemüht, er wollte nicht, Kind! Er hätte auf neutrales Gebiet flüchten können, von dort leicht die Verbindung mit seiner Braut aufrecht erhalten können. O, was nützt nun das müßige Wägen der nicht verwendeten Möglichkeiten! Aber ich hab so viel nachdenken müssen über euch beide, und schlaflose Nächte haben so scharfe, klare, eisklare Gedanken."

Sie saßen ganz dicht umfangen, so daß ihre Hände und Arme um die vereinigten Körper wie Rettungstaue geschlungen waren, welche sie beide emporziehn oder versenken mußten.

Mamynha flüsterte: „Wir wollen nun nicht mehr sprechen, Mamain! Viel ist wahr, entsetzlich war, was du weißt; aber Edoardo ist tot und ich lebe, solang es mir vergönnt ist, lebe ein Leben, welches so klar ist wie deine Gedanken, lebe es mit aller Kraft, die ich von den Kindern habe, leidend aber willig! Freilich, auch deine Erfahrung von dem schrittweisen Aufgeben des Eigenen, des allzu Ichgemäßen, ist richtig; aber bleibt nicht am wichtigsten, was ein Herz dabei einhandelt? Wem du es hingibst? Sonst wäre ja unser Frauentum griffig wie eine Münze, die von Hand zu Hand geht und ihre Prägung vollständig verliert. Was käme dabei erst heraus? Gewiß, Mamain, du hast recht, das Leben ist so. Die meisten, fast alle sind so abgegriffene Münzen, sehen einander so grauenhaft ähnlich, alle glatt, nur dem Gewicht nach noch unterschiedlich, von ihrem Antlitz ist nichts mehr zu sehn."

In der folgenden Zeit blieb das Leben für Mamynha nur Bürde, demütig von ihr getragen nach einem verhängnisvollen Gebot Gottes. Auch unbedingte Unterwerfung, wozu sie endlich sich verstand, machte das Gewicht dieser leidvollen Bestimmung nicht leichter; eher schien ihr von Tag zu Tag mehr zugemutet, je williger sie alles erlitt. Zusehends schwand ihre Gesundheit dahin, körperliches Behagen wurde seltener, Nervenschmerzen stellten sich ein, welche Krenelli auf Erkältung zurückführte. Zeitweise erstarrte sie vor der furchtbaren Angst, die Beweglichkeit ihrer Glieder ganz zu verlieren, wenn fieberartig Ermattungen durch ihr Blut rieselten, die Muskel erschlafften, den geschmeidigen Körper wie in einen unwillkommenen Schlaf bannten. Heißes Baden, welches das Übel, vor allem die Lethargie ihrer Muskel gebessert hatte, durfte sie des wachsenden Kinderkeimes wegen nicht üben, Abreibungen halfen vorübergehend. In einer Nacht rettete sie Nunã, rieb, sobald alles schlief, die Herrin mit heißem Öl ein, umhüllte Schenkel und Beine mit warmen Tüchern, türmte einen Berg von Decken über die reglos Liegende, welche nach einem ungefährlichen Schlafmittel rasch entschlummert war. Am frühen Morgen wachte die Arme entsetzt auf, entsetzt über einen unverständlichen Traum, aber froh, Arme und Beine nach Lust rühren zu können. Nunã, welche vor ihrem Bette noch wie am Abend gekauert hatte, wurde abgeküßt, zur Belohnung der gräßliche Traum ihr vertraut:

„Denk dir, in dieser Nacht bin ich gestorben, wirklich gestorben! Aber ich sah und hörte euch alle, nahm alles wahr, was um mich und mit mir geschah. Nur sprechen konnte ich nicht, aber vielleicht hätte ich es vermocht, ich war nicht versucht dazu. Ihr habt mich richtig begraben, o, garstige Milchmutter Nunã, auch du hast dazu mitgeholfen, und wie habt ihr euch alle beeilt! Aber ihr habt mich so wunderhübsch angezogen; kein Spiegel sagte mir dies, ich wußte, daß ich schön war wie nie im Leben. Ich war wie aus weißem Wachs von einem herrlichen Künstler gebildet, ohne Sünde, ohne Begehren in meinen Zügen, mit weißem Blut. Dann ward ich mit schwerem, metallenem Sarg versenkt in die Erde, ohne Angst, ohne Schmerzen, ohne irgendein Gefühl von früher; nur daß ich alles wußte und sah, daß ich spürte, was mit mir vorging. Denn es ereignete sich viel mit mir, unsagbar viel. Leben, winziges Leben

kam und durchdrang mich, Wurzeln griffen wie ohne Schwere und Kraft, wie stofflos in mein Fleisch, durchstießen, durchwuchsen mich wie während einer Narkose, zogen das weiße Blut aus meinen Adern langsam empor; alles stieg in mir und erhob sich, im selbst war schwebende Erde, versenktes und wieder erwachendes Leben. Ich war außer mir vor Staunen, daß mir dies alles nicht weh tat, daß ich so leicht begriff, wie es nach dem Tod sein mußte, daß ich gar nicht empfindlich war. Aus der Grube hätte ich euch rufen, vieles euch sagen wollen, aber wie? Vorher hatte ich nicht diese Sehnsucht, solang ihr dawaret. Ja! Aber eure furchtbar verdutzten Gesichter! Du sahst genau so perplex drein wie eben jetzt, ihr wart alle riesig perplex! Mein Mann aber, der Herr Generaldirektor, hatte Carola am Arm, denk dir! Ich sah ganz genau meinen Ehring an ihrem Ringfinger, sah es durch die schwarzen Lederhandschuhe. Meinst du, daß sie zu ihm paßt? Sie ist freilich älter als ich, bedeutend älter!"

Nunā hatte sich über sie geworfen wie eine verwundete Tigerin. Aber ihr tränenüberströmtes Gesicht, mit welchem sie die grausame Wiedergabe des Traums an dessen Quelle zurückbeschwor, tat gute Wirkung. Mamynha sprang aus dem Bette, ließ sich warm frottieren, zog wollene Strümpfe an und suchte in den ängstlichen Gesichtern der andern die Züge des Traums. Aber den Traum selbst erzählte sie nur der Mama.

Später, um neun Uhr etwa, erhielt sie unverhofften Besuch. Eine Rote-Kreuz-Schwester ward angemeldet. Erstaunt sah Mamynha die Diakonissin vor sich, Thumayers Schwester Henriette. Sie nahm sie sehr freundlich auf, führte sie in ihren kleinen Salon, hieß sie niedersitzen, dachte sofort an Fehrbach. Sie selbst schritt auf und nieder, nachdem sie heiter wie noch nie versichert hatte, für Kriegshilfe käme sie nicht mehr in Frage.

Die Schwester nahm sie entschlossen unter den Arm.

„Kommen Sie, gnädige Frau," bat sie schmeichelnd, „zeigen Sie mir Ihre Wohnung! Ich habe von dieser Wohnung soviel gehört! Während des Gehens kann ich mein Anliegen besser vorbringen, Sie werden meine Bitte sicher erfüllen. Mein Wunsch weicht von der üblichen Bettelei weit ab, es ist etwas, was Sie mit ganzer Seele tun können, sonst wären Sie nicht Mamynha."

Und wirklich führte sie die Frau Generaldirektor durch alle Räume, mit dem Herrenzimmer beginnend, welches gerade von den Mädchen instand gebracht wurde. Auch in das kleine Tropendorado, zu ihrem Papagei brachte sie die Schwester, erinnerte sich rasch des ersten Besuches Fehrbachs, sah blitzschnell alles Erlebte, den ganzen Sommer vor sich. Zärtlich hielt sie die Hand der Schwester Fehrbachs wegen. ‚Ich habe nur das Tier in mir getötet!' Sie wußte die Verse auswendig. „Sagen Sie mir nun, warum Sie zu mir gekommen sind!" ermunterte sie mit derselben Zärtlichkeit. Ehe sie sich zu wehren vermochte, hatte die Schwester ihre Hand an die Lippen geführt, auch die Finger ganz sinnlos küssend. Dann sprach sie ruhig, von Wort zu Wort nüchterner und verständiger, dennoch mit der Wärme, welche der werbenden Absicht nottat. Sie sei von dem kaiserlichen Rat schon seit Kriegsbeginn fort, habe sich zum Roten Kreuz gemeldet, Stabsarzt Krenelli — ja, der Hofrat sei Stabsarzt geworden, habe sie gleich in einem großen Reservespital untergebracht. Sie sei sehr begeistert gewesen, nicht für den Krieg, für die armen Soldaten nur, welchen man ja irgendwie helfen müsse. Der Dienst sei, bei Gott, nicht leicht, da es ständig an Menschen und Mitteln mangle, aber sie habe zum Glück gesunde Nerven, eine unheimlich kräftige, eine ideale Gesundheit. Und nun wolle sie ihre Bitte vorbringen: die gnädige Frau sänge doch so über alles schön. Von dieser Gottesgabe müßten ihre Verwundeten auch etwas haben, darum bitte sie recht innig, Mamynha möge den Kranken an einem Nachmittag vorsingen. Ja? Sicher würde sie es tun, sicher!

Mamynha war ganz rot. Ihre Freude, guten Menschen zu dienen war oft wie Scham bei ihr. Als schämte sie sich zuzeiten, daß andren Menschen etwas not war, woran sie Überfluß hatte. Aber diese Freude lag auf dem dornigen Weg ihrer Liebe, ihrer fernschwebenden Sehnsucht. „Natürlich!" rief sie begeistert, „natürlich, Schwester, wird man Ihren Ver-

wundeten die schönsten Lieder vorsingen. Wenn es sie nur nicht stört, ihren Zustand am Ende verschlimmert, denn der Gegensatz ist zu groß, zu furchtbar."

„Ach Gott, gnädige Frau, die meisten spüren es nicht so sehr, kommen Sie nur! Freilich hab ich noch eine andre, eine sehr unbescheidene Bitte: lassen Sie uns Ihren Flügel hinschaffen; denn wie mein schönes Programm Ausgaben verursacht, ist es erledigt. Auch müssen Sie Alfons Ruf mitbringen, damit es ganz herrlich und vollkommen wird. Sie ahnen ja nicht, welche Freude Sie allen machen werden!"

Schnell war alles besprochen, ein Tag festgesetzt. Einige Zeit müßte sie schon zum üben haben, meinte Mamynha, sie habe ja an ihrem armen Körper so grauenhaft zu leiden gehabt, daß an ihren Gesang sie kaum mehr gedacht hätte. Nur an dem Tag von Spitzers Begräbnis wäre ihr ein kleines, sehr trauriges Lied gelungen, dem armen Spitzer zu Ehren.

Schwester Henriette war überaus dankbar. Während der letzten Worte waren sie schon in den Salon gelangt. Ohne daß Mamynha es recht gewahr wurde, hatte die kluge, energische Schwester sie in einen Armstuhl verstaut, war auf dem runden Brokatkissen, welches den Füßen bestimmt war, niedergelassen, die schöne Frau mit ihren rüstigen Armen umspannend. Nun sah sie ihr ganz tief in die Augen und dieser liebevoll dreiste Blick schloß alles auf, rückte ihre Frauenherzen so nahe, daß sie nur deren tiefste Tiefe staunend erblickten, an welcher ihre Liebe gebettet lag, vielleicht dieselbe Liebe. Alles Beiwerk: Temperament und Bildung, Kaste und Geist war verdeckt und vergessen.

„Darf man Sie nicht einmal ansehn, liebe gnädige Frau? Ich bin freilich nicht älter als Sie, aber ich habe immer klar sehen müssen, ich mußte gewissermaßen dazusehn. Ihre körperlichen Martern scheinen mir auch in Anbetracht sehr geschwächter, vielleicht sogar: erkrankter Nerven — der Schwangerschaft nicht angemessen, in solchem Ausmaß bestimmt nicht. Auch hab ich Ihren Zustand vielleicht bereits einmal erlebt und mitgemacht. Ich habe ein Kind geboren; später, als mich die stete Gefahr, die Angst vor der chronischen Mutterschaft zu sehr bedrückte, meinen schwierigen Lebensgang geradezu hemmte, ließ ich mich operieren und bin seitdem unfruchtbar."

Mamynha sah in das milchweiße Gesicht mit den verstreuten Sommersprossen. Zum erstenmal war ihr dieses Gesicht ganz vertraut, ganz wohlgefällig. „Armes Kind!" sagte sie tief mütterlich. „Ihr Kleines können Sie nicht bei sich haben?"

„Nein! Nur während meines Urlaubs, das ist im Jahr ein paar Tage. Diese wenigen Tage müssen so viel an Liebe geben wie bei andern ein ganzes Jahr."

„Schrecklich!" flüsterte Mamynha, an ihre kleine Elisa erinnert.

„Nein, es ist nicht gar so schrecklich, gnädige Frau! Das Kind lebt bei meiner Mutter, erfährt nichts davon, daß es ein Kind der Liebe ist, wie man uneheliche Kinder so tief bezeichnend umschreibt, und ich selbst habe Ruhe. Es ist das Los der meisten Frauen und Mädchen, welche arbeiten müssen. Arbeitenden Müttern sind die Kinder immer zur Last. Ihre Liebe schlummert, gilt nur in Gefahren, in entscheidenden Stunden, sonst, für den Werktag muß sie schlafen. Nur müßige Menschen können ihrer Liebe, ihrem Hasse sich hingeben."

Mamynha war von diesen harten bewußten Worten befremdet, doch verstand sie die Verbittertheit der Sprechenden, war dankbar, daß sie nicht anklagte, daß sie die fahle Wahrheit nur mit dem gemäßen, passenden Namen nannte.

Die Schwester strich nach diesem fast ungewollten Abschweifen über den Leib der Schwangeren, bat diese Ungeniertheit mit einem Blick ab, gestand, daß sie von Krenelli hinlänglich unterrichtet wäre. „Er bespricht viele Fälle mit mir, damit ich im Notfall gewissermaßen zur Hand bin, wenn es entschlossenen Handelns bedarf. Mehrmals habe ich ihm bei gefährlichem Eingreifen mit Glück assistiert. Hier bin ich entschieden beunruhigt. Sie müssen unbedingt einen andern Arzt aufsuchen, gnädige Frau. In unserm Spital leistet gerade ein Deutschböhme Dienst: Doktor Hilsner! Ihm können Sie sich getrost anvertrauen. Ich bin einem solchen Ideal unter Ärzten noch nicht begegnet. Auch als Mensch ist er merkwürdig, er hat eine Nonne

geheiratet, eine ehemalige Vinzentinerin, und ist ihretwegen katholisch geworden. Sie leben wie gute Christen, wie Christen der ersten Jahrhunderte. Oft kommt es mir so vor: der unbeugsam-gütige Mensch will nur allen beweisen, daß man als Christ sich in jeder Stunde bewähren kann. Bisweilen nimmt sich sein Handeln aus wie eine heilsame Zurechtweisung heutiger Christen, welche ihr Christentum wohl geerbt haben, aber dieses Erbe planlos und schimpflich vergeuden, zum mindesten damit nicht zu wirtschaften verstehen. Seien Sie mutig, gnädige Frau, kommen Sie zu uns, vielleicht nach ihrem Konzert? Doktor Hilsner betreibt seinen Beruf wie Priestertum, nicht als bevorzugtes Geschäft, welches dem Kunden keine Möglichkeit läßt, sich einzuschränken."

„Beste, Klügste!" wußte Mamynha nur auf diese liebevollen Mühen, zu welchen die gute Schwester sich ohne Ende verstand. „Wir wollen sehen!" Dies war ihr gewöhnliches, duldsames Abwehren. Leider hatte die Schwester nur diese Stunde, aber beglückt von Mamynhas Zusage wollte sie gar nicht länger säumen, um die bevorstehende Überraschung allen möglichst bald anzuzeigen.

Mamynha dachte an diesem ganzen Tag mit grenzenlosem Staunen, wie human ihr eigenes Schicksal mit ihr verfuhr. Mit diesem grenzenlosen Staunen schlief sie ein, so lebensmüde wie sie an diesem Morgen erwacht war. Im Halbschlaf murmelte sie: „Ach, Schwester Henriette, welcher Arzt vermag da zu helfen, wenn ein Kind ohne Liebe geboren wird? Wenn nicht nur die Seele, wenn auch der Leib die Sünde nicht tragen will, nicht tragen kann? Erzwungene Lust ist Sünde!" ...

Dennoch brachten die nächsten Tage Musik, fleißiges Üben! Mamynha sang wieder. Zwar gewöhnlich nur eine Stunde im Tag, während welcher sie Ruf behutsam einübte, aber bisweilen fand sie noch eine den lastenden Sorgen abgelistete rasche Gelegenheit mit Erminia zu wiederholen, wo sie allein versuchte, womit Ruf sie geplagt hatte. Da der Atem ihr zeitweise versagte, hatte Ruf Mühe, die Stimme nicht zu überbürden. Aber er ruhte nicht eher, bis jeder Ton fest saß, den früheren Wohllaut hatte, bis ihr Gesang die alte Schönheit wieder empfing. Mamynha war angespannt zu edelstem Wollen, zähesten Aushalten. Mehr als je war ihr die Kunst heiligste Zuflucht, Asyl! Sie mußte den Tag darnach einteilen. Schon die Morgenstunde bekam Eifer und Wichtigkeit, beginnend mit kleinen Übungen der Atemtechnik. Hierauf wurde der Haushalt besprochen und überall mitgeholfen, die Kinder versorgt, bis um elf Uhr Ruf kam. Am Nachmittag, wenn sie schlafloser Nachtstunden wegen nicht allzu müd war, saß sie mit der Mamain im kleinen Salon über einer Handarbeit, zuzeiten mußte sie Nuná auf einem Schemel vor sich haben. Außer diesen beiden half ihr niemand mit ähnlicher, sich selbst ausschließender Zähigkeit der Hingabe, mit jenem Verständnisse, welches auch Unbegreifliches noch begriff. Bei aller Liebe vermuteten doch die andern, wenn auch mit heimlichsten Falten der Stirne nur, daß ihr Unglück in ihrer Hand läge; erwarteten immer wieder, daß sie endgültig sich aufraffte, zusammennahm. Freilich ward sie dauernd wie ein Kind gehegt, zur Unmündigkeit geradezu angehalten, aber ihre Mitwirkung an kleinem Verrat doch zeitweise versteckt gefordert, über ihr Versagen nicht selten der Kopf geschüttelt. Auch die Besten suchten sie an ihren Mann mit List zu verkuppeln, legten unüberbrückbare Enttäuschung als Schmollen, als weibchenhafteste Koketterie aus. Die Tragik des Mannes war, daß er Totes lebendig machen, den Leichnam der Liebe liebkosen wollte; daß er stets zur Gewalt sich berechtigt glaubte, wenn er reuig sie hinterher abbat und der Entheiligten billigen Weihrauch streute. Das Martyrium der zweiten Empfängnis hatte er planvoll vergessen, ihr ohnmächtiges Ringen mit Tod und Siechtum als Ehepflicht gebucht. Die Gnade des Himmels, die bei Elisa Nachsicht gezeigt, wurde eigensinnig auf eine letzte Probe gestellt. Ihr ausgeschalteter Wille sollte das Wunder leisten, zu welchem ihre betrogene Liebe nicht fähig war. Aber was half ihre demütige Unterwerfung, wenn ihr Wesen selbst sich auflehnte, wenn Stärkeres in ihr als ihr Wollen zu spät gegen die Gewalt aufstand? Der sechste Monat hatte bereits unerträgliche Schmerzen, grauenhaftes Unbehagen, Stim-

mungen von unbegreiflicher Melancholie gebracht. Immer wieder mußte sie ihre karge Widerstandskraft stählen, alle Hilfskräfte zusammenfassen; was je belebend und hell in ihr Leben gespielt, oft in Gedanken nehmen und wie einen Talisman von Stunde zu Stunde tragen. Alte Erinnerungen aber lebten von selbst, wenn sie sang, wenn sie zum Singen nur sich anschickte.

Für ihr Konzert im Reservespital war alles geprobt; doch mußte der Tag verschoben werden, da Ruf einige Tage in Graz konzertieren sollte. Die Unternehmung schien auch von vornherein einträglich genug für ihn, sie mußte den angebotenen Verzicht sowohl wie seine Bereitwilligkeit ablehnen, die Reise ihr zuliebe aufzuschieben.

Am ersten Tag seiner Abwesenheit las sie Wagners Briefe an Frau Wesendonk, am zweiten Tage war sie ruhlos, durch Nachfühlen des fremden Leidens in ihr eigenes rückfällig geworden.

Nach fast schlafloser Nacht, in deren fieberhaftem Verlauf ihre Liebe in fremdartige, wollüstige Phantasien sich hüllte, stand sie ganz früh auf, weckte Erminia, verließ mit ihr das Haus, um einen Tag in Payerbach zu verbringen. Da ihr Mann mit dem Auto nach Wiener-Neustadt gefahren war, mußten sie den Weg zum Südbahnhof zu Fuß antreten. In der Jaquingasse, sie waren eben die lange Mauerumfriedung des botanischen Gartens entlang geschritten, drang aus der Klosterkirche zu dem Spiel einer sanften Orgel Gesang der Nonnen. Sogleich faßte Mamynha die lächelnde Erminia unter und zog sie in die zu so früher Morgenstunde fast leere Kirche.

Erminia war nicht ganz einverstanden, fürchtete mit der lebensfeindlichen Bürde dieser Stunde, mit diesem Verzicht in Hymnen — beladen zurückzukommen. „Wird es dir denn nicht wohl tun, Carlotta, wenn du Payerbach wiedersiehst? Wir wollen die lieben Wege ganz schnell durchwandern." Mamynha schüttelte mit dem Kopf. Aber bald darauf zog sie Erminia doch aus dem Bereich des Klosters. Schon waren sie aufgefallen. In ihren schwarzen Trauerkleidern mochten sie sich wie Weltflüchtige ausnehmen und der Phantasie der Neugierigen einfältigen Grund zum Bereden geben. „Ich weiß Besseres, Mamynha, komm!"

Eine volle Stunde saßen sie im botanischen Garten, ergingen sich zeitweise auf beinahe gänzlich verlassenen und gemiedenen Wegen, suchten ein paar Treibhäuser auf, wo sie ihre Schwestern aus dem brasilischen Süden begrüßten. Nur schwer gelang ihnen die Trennung. Irgendwie war die Ähnlichkeit ihres Schicksals in ihrem Bewußtsein rasch beleuchtet. Gefangene sie und diese! Vertrieben aus reicher, romantischer Heimat, hinter Mauer und Glas! Wehmütig lächelnd benannten sie sich nach den grünen Schwestern: jene du, diese ich! Darnach begleitete Erminia die plötzlich erblühte Mamynha, welche schon von dem rüstigen Gehen, von der Nähe der Heimatflora lebhafte Farbe bekommen hatte, nach der Stadt zu. Durch den Nonnengesang war Mamynha an die Ursuline erinnert, an Fehrbachs Tante. Wie ein freudiges Lächeln war dieser Gedanke in ihr aufgeblitzt. Auch in Payerbach hatte sie Fehrbach begegnen wollen, damit er ihr treues Gedenken in der blutrünstigen Ferne spüre; nun würde sie ihm viel näher sein, ihm eine verstärkte Welle tröstenden Glückes zusenden.

Am Opernring trennte sie sich von Erminia, schritt schnell durch die Kärntnerstraße. Hier stolzte auch zu frühen Stunden des Tages aufreizender Müßiggang. Dreist fragte Blick und Gebärde sich an. Sie mußte die Augen senken, Kriegswitwen hatten sonderlichsten Anwert, sie galt als Kriegswitwe. Der Begriff bohrte sich grausam in ihr Gehirn: Edoardo und Fehrbach. Starr sah sie vor sich hin, teilnahmslos an der fadenscheinigen Eleganz, welche sich allenthalben aufdringlich vorführte. Nein, ihr Trauerkleid schützte sie nicht, ein Sprühregen zudringlicher Blicke fegte an ihren Zügen vorbei, immer wieder schoß Schamröte in ihre Wangen. Endlich bog sie in die Johannesgasse ein, gefolgt von hallenden Schritten. Wie gehetzt, halb zur Strecke gebracht, erreichte sie müde das Klostertor. Erst in dem eisigkühlen Flur besann sie ihr Vorhaben blitzartig, doch schien ein Zurück ihr nach allem unmöglich. Vor der kleinen, ganz düsteren Innenpforte riß sie mechanisch an dem Glockenzug, dumpf-

klagendes, rostig jammerndes Läuten schwang durch die ängstliche, angstaufscheuchende Stille. Eine Nonne kam, wie zur Abwehr mit einem lauten Lob Christi grüßend.

„Mater Genofeva" artikulierte Mamynha unter eigenartigem Gruseln. ‚Mater Genofeva.' Der fremdartige Name war Vorwand für alles, während unheimlich das Dunkel an sie heranwuchs, gleichsam mit den scheuen Augen der Nonne sie bannend.

„Wen darf ich melden?" — Mamynha erschrak. Welchen Namen sollte sie nennen? Welchen Grund, welche Absicht kundgeben? Ihr Eindringen schien plötzlich ihr selbst sinnlos. „Frau Generaldirektor Kamm" sagte sie tonlos.

Die Nonne nickte. Der Rang war wie ein Schlüssel zu allen Türen.

„Bemühen Sie sich, gnädige Frau, die Stufen hinauf, hier links, ich öffne." Sie zog an einer Drahtleine, jenseits des Gitters, die Türe nach den Stockwerken sprang auf. „Bitte schließen!" beschwor die ängstliche Stimme.

Sie schloß hinter sich, war wie gefangen; auch hier fehlte die Klinke, ein schwarzer, von tausend Händen polierter Eisenknopf war alles. Während sie mühselig die enggeführten Stufen hinanstieg, mit schwindelnden Schläfen, fiel ihr zu spät ein, sie hätte sich als Fremde vorstellen müssen; aber sie lächelte sich Mut. Es war unnütz, wie Fehrbachs Tante in ihren Gedanken lebte, würde sie darnach nicht fragen. Sie trat in die nächste Besuchszelle, in welche der kurze Stiegengang von selbst einmündete. Es war ein niedriges, flaches Gewölbe, durch ein bogenförmiges Gitter in zwei ungleiche Räume geteilt. Auch das Fenster, das nach der Gasse ging, war mit dicken Eisenstäben vergittert, überdies noch das spärliche Licht durch Vorhänge aufgefangen. Zwei Armstühle aus Holz, uralt, täuschten Bewohnbarkeit vor.

Sie blieb stehen, vor Erregung zitternd, bang wie ein unbesonnenes Kind, das unfolgsam sich in Gefahr begeben. Plötzlich acht hallende Glockenschläge in seltsam gejagtem Rhythmus, ein kläffender, eiserner Puls, von dem das Gelaß bebte, wovon ihr eigener Körper ohnmächtig mitschwang. Wie wenn mit einem Hammer an ein riesiges Metallbecken gepocht würde, um Tote aus ihrem Schlaf zu wecken. Dann ward die Türe hinter dem schwarzen Gitter geöffnet, eine von flatterndem Schleier umhüllte Gestalt kam mit dem Rücken zuerst, wandte sich plötzlich ihr zu, lüftete schnell den Kopfschleier, der raschelnd, knisternd über der gesteiften, enganliegenden Leinenhaube scheuerte. Zwei große, blaue Augen leuchteten aus einem faltenlosen Antlitz, das vor der weißen Haube, dem weißen Kollar der Klostertracht in ein bildhaft-schmales Oval geflüchtet war. „Gelobt sei Jesus Christus!" Es klang wie ein heller Hymnus, unsagbar freudig. Sie schritt dicht an das Gitter heran, legte die beiden Hände an das eintönig-düstre Geflechte, warf die großen Augen wie Scheinwerfer auf Mamynhas Gesicht. „Eine fremde Dame, welche Überraschung! Auch keine ehemalige Schülerin! Vielleicht schickt sie Gott zu mir? Bestimmt, ganz bestimmt schickt sie Gott zu mir."

Da Mamynha fassungslos schwieg, Fehrbach zu hören vermeinte, den in den Zügen der Sprechenden sie gesucht, hob sich die Nonne ungemein lebhaft auf die Fußspitzen, wie um ihr näherzukommen. Dann steckte sie ihre weißen Finger durch die winzigen Quadrate des Gitters, welche nicht einmal einer schmalen Hand Durchlaß gewährten.

„Geben Sie mir Ihre Hand" rief sie, fügte, um alle Zweifel rasch zu zerstreuen, „Mater Genofeva" ihrer Aufforderung bei. Mit den weißen und schwarzen Tüchern kam sie Mamynha wie eine Riesenschwalbe vor, zwischen Himmel und Erde pendelnd. „Kommen Sie, liebes Kind!"

Mamynha sah nur die leuchtenden, blauen Augen, in welchen eine besinnungslose Freude aufschwamm, unbewußt, in keinem Einklang mit dem unergiebigen Augenblick; dann fühlte sie ihre Hand von den warmen Fingern umklammert. Die Finger der andern Hand drangen durch benachbartes Gitterwerk, wie führend, weiterlockend, bis Mamynha in dem linken Armstuhl gebettet saß und sprach, urplötzlich. Wie wenn sie zum erstenmal redend geworden wäre. Sie sei mit Erminia, ihrer Schwester, an diesem Morgen in der Jaquingasse gewesen, zufällig hätte sie die Messe gehört, den wunderbaren Gesang der Nonnen. Und dieser Gesang hätte ihr Mut gemacht, hätte wie von selbst sie hieher geführt. (Schluß folgt).

Die wohlerzählte Anekdote

Johann Peter Hebel, der das Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes und die alemannischen Gedichte schrieb, gehört zu den Menschen, die mehr geworden sind, als sie vielleicht wollten. Er gestaltete die Anekdote, jenes gepflegte Erbe des ältern Schwankes, jener kleinen Geschichte, die im Rahmen von Satzung und Freiheit, von gepflegter Sprache und feinem Humor, lehrhaftem Wesen und tragischem Ernst sich bewegt, wobei Possierlichkeit mit knappem Ausdruck und die Anmut des feinen Wortes sich mit Biederkeit und Würde verbindet. Die Kultur der Zeit, alles, was Menschen, Ideen und Dinge den Mitlebenden und Miterlebenden bedeuteten, sei es nun tragisches Geschehen oder ein gelungener Scherz, lebt in diesen Geschichten auf; das Absonderliche wird erträglich und das Wunderliche und Wunderbare irgendwie begreiflich, vielleicht, weil eine erlesene Kultur uns seltsam gedämpft scheint, vielleicht auch, weil sie sich im absonderlichen Spiegel des Hebelschen Charakters bricht. Form und Gesinnung, Inhalt und Ausdruck, auch der wohltuende Ausgleich zwischen Phantasie und Verstand bestimmen dies kleine Kunstwerk. Dazu kommt noch der Reiz der Vergangenheit, ein gemütlicher Rationalismus, viel Güte, viel Menschlichkeit, viel Verständnis für alles Einfache und Volkhafte. Hebel erzählt nach Art des Volkes: an Stelle der Unterordnung tritt das Nebeneinander der Bilder, der Ideen und Vergleiche, an Stelle logischer Sprache die verknüpfende (assoziative) Rede. Das liest sich alles ganz einfach, vergnüglich fast, und man verzeiht es Hebel gern, wenn hie und da solche Schlichtheit etwas gewollt erscheint. Alles in allem genommen scheint seine Sprache lauter, in jenem bukolischen Sinne, den nur ein ganz tiefes Weltgefühl hervorzubringen vermag.

Den heutigen Menschen ist ein Teil der alemannischen Gedichte das Beispiel einer wunderlichen Anpassung antiker Form an volkstümliche Gegenstände: Hebel verwandte, bei einigen dieser Gedichte, ein hexameterähnliches Gebilde, und da zeigt sich, überraschend und beruhigend zugleich, wie der Hexameter etwas ganz anderes wird als beabsichtigt: er wird zum Gespräch, zur rhythmisch belebten Zwiesprache, zum Sprechvers reinster Art; er wird zum Anhalt, fast zum lockern Gerüste der deutschen Gedanken; er hält etwas zusammen, das vielleicht Gefahr liefe, auseinanderzustürzen. Dazu belebt er die Sprache, sanft zwar, doch nicht unkräftig; man fühlt die sechs betonten Silben, aber man freut sich mehr der unbetonten, die für den Deutschen die Freiheit bedeuten, und die zudem, des Gegensatzes wegen, in unserer Sprache die betonten Silben erst heben.

Eine neue Ausgabe der Werke Hebels hat Dr. Wilhelm Zentner veranstaltet (bei C. F. Müller, Karlsruhe, Preis 16,50 Halbleinen, 25,— Halbleder). Er hat mit aller Sorgfalt die Gedichte und Anekdoten gesammelt und zur Erklärung alles getan, was möglich war. Die Lebensbeschreibung Hebels, die er schrieb, fällt vor allem in den letzten Teilen durch schlichte Sprache und schöne Menschlichkeit auf. Es ist besonders erwähnenswert, daß der dritte Band der Ausgabe die biblischen Erzählungen Hebels bringt, die als Prosa an sich genommen von hohem Reiz sind. Im Anhang werden Proben von Predigten und Aufsätzen Hebels gegeben, deren einer, „über Geister und Gespenster" durch merkwürdige Gedanken auffällt. Der Text wird durch keinerlei Anmerkungen gestört; alles Erklärungsbedürftige, desgleichen ein Wortverzeichnis, ist in einem Anhang zusammengefaßt.

Köln-Marienburg. Albert Klöckner.

Neuerscheinungen

Vor dem Sturm. Erinnerungen an Erzherzog Thronfolger Franz Ferdinand. Von seinem Privatsekretär Paul Nikitsch-Boulles, herausgegeben von Karl Toth. Berlin, Verlag für Kulturpolitik. In mehr als einer Beziehung aufschlußreich. Vor allem sieht man wieder, wie verheerend überlange Regierungszeiten wirken wie die des Kaisers Franz Joseph. S. 82

steht, Anfang Juni 1914 sei einer der bedeutendsten Programmpunkte für die Zusammenkunft Wilhelms II. und des Thronfolgers gewesen, „ob es nicht angezeigt wäre, dem seit langem schwerkranken Dreibund endgültig den Todesstoß zu versetzen". Wichtig ist die Darstellung der Ereignisse des Frühsommers 1912 (S. 133ff.): warnendes Schreiben König Carols vor dem unmittelbar drohenden ersten Balkankrieg, Warnung vor Schwächung der Türkei, Notwendigkeit eines Ultimatums an die anderen Balkanstaaten, Franz Josephs Anfrage in Berlin, Berliner Optimismus, neue dringendste Warnung Carols, Berliner Euphorie, erster Balkankrieg, Erschütterung der mittelmächte-freundlichen Regierung Rumäniens, König Carol erklärt zum Kriege gezwungen zu sein, zweiter Balkankrieg. Ebenso wichtig S. 148: Franz Ferdinand und Conrad v. Hötzendorf für nachdrücklichsten Schutz des türkischen Kolonialbesitzes gegen Italien, Conrads Sturz. Wichtig die Darstellung der 150000-Franken-Affäre Essad Paschas wegen der Eifersucht Österreichs und Italiens in Albanien. Menschlich versucht der Verfasser dem ermordeten Thronfolger gerecht zu werden, ohne jedoch im geringsten lakaienhaft oder servil zu werden. Jedenfalls ist das Buch von Belang, und seine Herausgabe ein Verdienst (20 ganzseitige Photographien).

Auf die wissenschaftliche Bedeutung der Veröffentlichung „Milet: Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen seit dem Jahre 1899", herausgegeben von Geheimrat Theodor Wiegand, dem Direktor an den staatlichen Museen zu Berlin, wurde in Heft 3 des Jahrgangs hingewiesen. Nunmehr ist dem von Professor Hubert Knackfuß bearbeiteten Südmarkt ein weiterer Band gefolgt, von Arnim von Gerkan, der die Kalabaktepe, den Athenetempel und Umgebung behandelt (56 Abb. im Text, 6 Beilagen und 29 Tafeln. Verlag Schoetz & Parrhysius in Berlin). Eine Besprechung der wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Ausgrabungen liegt außerhalb des Rahmens unserer Zeitschrift. Was hingegen sehr zu betonen ist, wurde neulich bereits ausgesprochen: während nämlich ausländische archäologische Forschungen vielfach mit einem Spektakel publiziert werden, der an die Gepflogenheiten von Provinzjahrmärkten in Süditalien erinnert (z. B. der Tutenchamen-Rummel), ist es deutsche Art, das Ergebnis jahrelanger Forschung ohne Aufsehen vorzulegen. Wir verdanken dem Verlage Schoetz und Parrhysius eine Anzahl wertvoller Einzeldarstellungen aus der antiken Kunstgeschichte, wie die Bände über die Akropolis und die griechischen Bronzen. Auch dieses monumentale Werk über Milet ist gediegen ausgestattet.

Als Nachtrag zu unserem Hefte „Die deutsche Jugendbewegung" seien zwei Erscheinungen verzeichnet. Hans Heyck versucht in dem Roman „Die Halbgöttin und die Andere" (Leipzig, Staackmann, geh. 5, Leinen 7 M.) die Bewegung künstlerisch zu bewältigen. Nachdem die Jugendbewegung offenbar eine so komplizierte Sache ist, daß die an ihr aktiv Beteiligten selbst sich über sie alles andere als einig sind, kann ein Nichtbeteiligter über das Thema überhaupt nichts sagen und muß sich auf die Feststellung beschränken, daß das Buch Heycks frisch und anregend geschrieben ist, daß die Gestalten gesehen sind, daß es ganz bestimmt ein bemerkenswertes Dokument der Zeit ist und der Probleme, die die Jugend bewegen. Vielleicht ist Jugend„bewegung" überhaupt zum mindesten ebensogut passiv aufzufassen wie aktiv. Jedenfalls erfährt man aus dem Buch über diese Bewegung mehr als aus den längsten Artikeln über sie. Die andere Erscheinung ist Rudolf G. Bindings „Deutsche Jugend vor den Toten des Krieges" (bei Karl Rauch in Dessau hervorragend schön gedruckt erschienen): eine Erinnerung an die Einweihung des Langemarck-Denkmals auf dem Heidelstein in der Rhön (im nördlichsten Zipfel von Bayern, nahe der hessen-nassauischen Grenze, westlich von Fladungen), in edler gehaltener Sprache, würdig, phrasenlos, ein Dutzend Seiten nur, aber so gewichtig wie manches Buch, auf den letzten 4 Seiten eine positive Verkündung von einer Idealität, bei der Stellen aus des Perikles Leichenrede bei Thukydides anklingen.

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 19. Juli 1926.
Verantwortlicher Herausgeber: I. V. Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

Fremdes Blut für Frankreich

Von Oberst Ludwig von Oertzen in Berlin

In Deutschland bringt man dem Wesen der Fremdenlegion wenig Verständnis entgegen. Wir können uns schwer denken, daß man zu diesen aus Ausländern geworbenen Truppenteilen Vertrauen haben kann. In Deutschland befanden sich zwar unter den Söldnern des Absolutismus auch Ausländer, aber doch nicht überwiegend. Und die damals zeitgemäßen Mittel, unter diesem hemmungslosen Volk Manneszucht zu halten, können in Deutschland seit langem nicht mehr angewandt werden. Die Franzosen stehen anders zu diesen Dingen. Sie haben fast zu jeder Zeit Ausländer in ihren Diensten gehabt.

Im früheren Mittelalter finden wir besonders Schotten und Iren; dann stellte Italien Condottieri-Mannschaften; dann folgten deutsche und schweizerische Landsknechte. Als Karl V. den deutschen Landsknechten bei Strafe verbot, in französische Dienste zu treten, erließ Franz I. folgendes bezeichnende Rundschreiben an die deutschen Fürsten: „Das so edle und blühende Frankreich, mit Euch Fürsten Deutschlands durch eine Art von Brüderlichkeit eng verbunden, erblickt Ihr jetzt angegriffen und abgesperrt von den heftigsten Feinden. Um so großer Wut zu widerstehen, haben wir in unserem Lande kein Fußvolk, weil unsere Vorfahren unsere Bauern mehr an den Ackerbau als an den Krieg gewöhnten. Deshalb bedürfen wir der Fremden, wie wir immer ihrer bedurften, wenn uns ein großer Krieg heimsuchte.“ Frankreich beanspruchte damals ebenso das Recht, Deutsche seine Schlachten schlagen zu lassen, wie heute auf Grund des Vertrages von Versailles.

Ludwig XV. hatte neben 138000 Franzosen 45000 Ausländer unter seinen Fahnen. 1752 zählte das französische Heer 82 französische und 12 deutsche, 10 schweizerische, 2 italienische, 1 irisches Infanterie-Regiment und 56 französische Kavallerie-Regimenter neben 3 deutschen, 1 irischen, 3 ungarischen.

Die französische Revolution schaffte für kurze Zeit die ausländischen Söldner ab, aber schon in demselben Jahre rief die Nationalversammlung die Soldaten ihrer Gegner zum Eintritt in ihre Regimenter auf, versprach ihnen dafür die dreifarbige Kokarde und eine lebenslängliche Pension.

Napoleon verstärkte seine Heere durch Massen ausländischer Truppen. In der großen Armee, die er nach Rußland führte, waren die Garde und das I. bis IV. Korps sogenannte französische; aber auch in ihnen standen neben 156 Bataillonen 88 Bataillone Ausländer. Die anderen Korps, V. bis XII., stellten die Hilfsvölker.

Seit 1831 besteht die Fremdenlegion. Diese Truppe hat sich in Frankreich in dem nationalsten aller Jahrhunderte gehalten. Die Franzosen fanden nichts dabei und haben mit diesem Hinwegsehen über die Grundsätze des Nationalismus gute Geschäfte gemacht. Die Franzosen verstehen die ausländischen, fremdsprachigen Soldaten, die sie in ihre Regimenter stecken, an sich zu fesseln und sie dahin zu bringen, daß sie für den Sold ihr Leben hingeben. Wenn sie das nicht könnten, würden sie nicht mit solcher Zähigkeit an dieser Organisation festhalten, die in Europa einzigartig ist. Wie würde die F.L.[1]) die öffentliche Meinung der ganzen Welt aufregen, wenn es nicht die Franzosen wären, die sich ihrer bedienen!

Frankreich hat die Regimenter der F.L. immer dort verwendet, wo ernste und verlustreiche Kämpfe erwartet wurden und wo schwere Arbeit zu leisten war. Die Fremden-Regimenter haben fast nie versagt. Algier, Syrien, Indochina, Madagaskar und Marokko sind mit ihnen erobert und unterworfen worden. Sie kämpften in Spanien, in der Krim, wo sie sich besonders beim Sturm auf den Malakoff aus-

[1]) Künftighin in diesem Hefte als Abkürzung für Fremdenlegion gebraucht.

zeichneten; in Italien und Mexiko, wo die Fremden-Regimenter die Hauptlast des Kampfes trugen; die Erinnerung lebt heute noch in der Legion. Der Gedenktag von Camerone wird jährlich, auch bei den kleinsten Posten der Legion, gefeiert. 1870/71 stritten die Fremden-Regimenter gegen Deutschland in den Loire-Kämpfen und an der Lisaine und waren an dem Niederwerfen der Commune beteiligt. Im Großen Kriege ist eine geschlossene Einheit (Bataillon oder Regiment) an der französisch-deutschen Front verwendet worden. Die Deutschen waren vorher aus diesem Truppenteil entfernt. Die F.L. hat aber während des Krieges den Franzosen die militärische Arbeit in Nordafrika geleistet und ihnen gestattet, die französischen Truppen von dort auf den westlichen Kriegsschauplatz zu ziehen.

Überall hat sich die F.L. bewährt. Aus dem Munde eines ihrer Führer stammt das Wort: „Noch niemals hatte ich die Ehre, bewunderungswürdigere Soldaten zu befehligen. Man kann alles von ihnen verlangen."

Die Leistungen, die die F.L. aufzuweisen hat, auch jetzt kürzlich wieder in den Kämpfen gegen die Rifkabylen, lassen sich mit den Mitteln einer harten Manneszucht allein nicht aus der Truppe herausholen. Die französische Führung muß verstehen, einen starken Korpsgeist in dieser buntzusammengewürfelten Schar großzuziehen. Im Großen Kriege sollen Angehörige von 51 Nationen für Frankreich in ihr geblutet haben. Jedenfalls sind die Truppenteile der F.L. militärisch als sehr gut zu beurteilen; ihre Verwendungsfähigkeit ist unbeschränkt. Sie nehmen dem französischen Volke einen großen Teil der regelmäßigen Blutopfer ab, die die französische Politik zur Erreichung ihrer Ziele verlangt. Uns dünkt, nicht nur die Franzosen sollte man tadeln, daß sie Ausländer als Fremdenlegionäre für sich sterben lassen, sondern auch die Regierungen der Länder, aus denen die Opfer für Frankreich stammen, daß sie nicht Mittel finden, diesem Mißbrauch der Volkskraft für die Ziele eines fremden Staates Einhalt zu gebieten.

Die Fremdenlegion in der franz. Kolonialpolitik

Von Rittmeister a. D. Wilhelm von Trotha in Halensee

Mit der französischen F.L., ihrem Entstehen, ihrer Geschichte und ihrer Verwendung ist die Geschichte Frankreichs seit 1831 auf das engste verknüpft. In der Zeit nach dem Weltkriege, kann man sagen, steht und fällt Frankreichs Geschick mit der Legion, die heute nicht mehr nur eine Schutztruppe in der Hauptsache für das nordafrikanische Kolonialreich Frankreichs ist, sondern schlechthin die Schutztruppe, unter deren Sicherheit Frankreich seine militärischen Aushebungen zugunsten der Verstärkung seiner Armee durchführt, die für Frankreich kämpfen und sich aufreiben lassen muß, um schließlich noch neben den kriegerischen Leistungen das Land kolonialwirtschaftlich zu bearbeiten und zu erschließen. Die nach Süden, in die Wüste hineingetragene Kultur in Tunis und Algier — in geringem Umfange wohl auch schon in Französisch Marokko — ist in erster, fast einziger Linie das Werk der F.L., im besonderen das der Strafbataillone und Kompanien. Frankreich hat der Legion den großspurigen Namen „Corps d'élite" gegeben. „Korps des Todes" wäre die richtigere Bezeichnung.

Unzertrennlich von der Legion sind alle Kolonialkämpfe der Franzosen, und die Geschichte der F.L. schreiben, heißt die Kette von Aufständen fast des letzten Jahrhunderts in Algier, Tunis, Marokko sowie der Eroberungen von Madagaskar, Dahome und Hinterindien schildern, denn größere Erfolge waren den Franzosen meist erst dann beschieden, wenn sie in ihrer Rücksichtslosigkeit „das Blut der fremden Männer" verspritzten, von denen Oberst Bouquereau in seiner Festansprache am Geburtstage des Bei von Tunis im Jahre 1913 sagte:

„Zu allen Zeiten waren die Legionäre bereit, Blut zu opfern für Frankreichs Ruhm; immer taten sie es mit Freuden. Darum hört mich, ihr Mütter Frankreichs! Wenn einer dieser

fremden Männer verblutet, so spart er das Leben eines euerer Kinder. Weiht unseren namenlosen Helden Tränen der Erinnerung, denn ihr Mut erhält Glück und Freude in französischen Familien."

Die Psychologie der Franzosen stellt sich den fremden Söldnern gegenüber ganz anders ein als die unsere. Einmal sieht jeder Franzose seit Jahrhunderten in sich eine Art „kleinen Herrn der Welt", der sich alles erlauben darf, namentlich, wenn er Soldat ist. — Frankreich huldigt heute, ja heute noch viel mehr als zu den Zeiten der drei Ludwige, des XIII., XIV., XV., der für jeden Franzosen feststehenden These: „Der französische Soldat ist der Soldat Gottes"[1]) — und ganz besonders den Fremden gegenüber, die er als Söldner bezahlt, und die auch jeder Franzose als Abschaum der Welt ansieht.

Die Gründung der F. L. fällt in die Zeit der letzten Kämpfe der Franzosen um die Eroberung Algiers im Jahre 1830. Algier und bestimmte Plätze von Tunis waren im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts die Mittelpunkte, von denen aus die Schiffahrt im Mittelmeer und im Atlantischen Ozean an der nordafrikanischen Küste durch Seeräuber auf das schwerste geschädigt wurde. Dieser Urgrund führte zu den schnell aufeinander folgenden Zwistigkeiten, die 1827 den Kampf der Franzosen gegen Dei Hussein hervorriefen. Da die militärischen Unternehmungen der Franzosen bis 1830 keine durchschlagenden Erfolge erzielten, wurde in diesem Jahre eine für damalige Zeiten ungemein starke Expedition zur endgültigen Eroberung Algiers ausgerüstet, die im Mai 1830 in Algier landete und der 1831 die nach der Julirevolution gebildete F.L. angegliedert wurde.

Fremde an der Revolution beteiligt gewesene Elemente, verzweifelte Lumpen und desertierte Soldaten, denen Straffreiheit für ihre Vergehen zugesichert wurde, falls sie drei oder fünf Jahre Dienst in der Fremdenlegion nähmen, wurden in der zweiten Hälfte des Jahres 1830 von dem Abenteurer Baron de Boegard zu einer Söldnertruppe angeworben. In einer Stärke von 1600 Mann schiffte die Regierung des Bürgerkönigs Louis Philippe diese Legion 1831 nach Algier zum Kampfe gegen die Araber-, Berber- und Beduinenstämme des Landes ein. Damit begann das Werk blutiger Arbeit in jenen heißen Ländern, das wohl nie ein vollkommenes Ende finden wird. Die Geschichte der F.L., soweit sie politisch bewertet werden muß, ist eine Kette von Kämpfen gegen die Freiheit der nordafrikanischen Stämme, die also im Legionär ihren Todfeind sehen. Der Kampf ist daher aufgebaut auf dem uralten Gesetz der Wüste: „Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut".

Der fast hundertjährige Weg der Legion ist eine lange und breite Blutspur in Nordafrika, Madagaskar, Dahome und Hinterindien-Tonkin — eine Blutspur, die freilich ebenso spurlos vom heißen Sande der Wüste oder den Urwäldern und Dschungeln aufgesogen ist, wie der einzelne Legionär gleich einem Windhauch als Mensch und Soldat verschwindet. Den Haß der Eingeborenen kennt Frankreich genau. Es hat darauf seine noch heute in Tunis, Algier und Marokko geltende Sicherheitspolitik den Eingeborenen, wie der Legion gegenüber errichtet und auch bisher mit Erfolg durchgeführt. Die Eingeborenen werden gegen die Legion und die Legion gegen die Eingeborenen ausgespielt. Daß diese Taktik Bestand haben kann, wird allgemein bezweifelt.

Im Jahre 1832 sehen wir die Legion an den Kämpfen gegen die Araber und an der fast völligen Niedermetzelung des Stammes der El-Uffia teilnehmen. Dieses Vergehen legte den Grund zur Blutrache. Inzwischen war die Legion durch Neuanwerbungen auf 4000 Mann erhöht und die Truppe in 4 Bataillone eingeteilt worden. Schon im folgenden Jahre wurde das eine dieser Bataillone durch Araber überfallen und fast bis auf den letzten Mann niedergemacht. An allen sich nun besonders um die Provinz Constantine entwickelnden Kämpfen war die Legion mit schweren Verlusten beteiligt. Sie wurde mit dem Anwachsen ihrer Aufgaben mehr

[1]) Vgl. den Aufsatz von Franz Buhl, Französische Revanchepolitik, im Januarheft 1917 der S. M. „Äußere Politik".

und mehr verstärkt. In die großen Kämpfe bei Makta am 28. Juni 1835 trat sie mit 6 Bataillonen in einer Gesamtstärke von 5600 Mann ein, erlitt aber so schwere Verluste, daß sie für afrikanische Kämpfe nicht mehr in Betracht kam. So wurde sie nach erneuter Auffüllung im Jahre 1835 für 500000 Francs an Spanien zum Kampfe gegen die Karlisten verkauft. Der Legionär war damit ein internationales Handelsobjekt geworden. Auch in diesen Kämpfen schrumpfte die F.L. infolge des aufreibenden Kleinkrieges und durch völlig unzureichende Verpflegung, trotz ihrer militärischen Erfolge, so stark zusammen, daß schließlich im Jahre 1837 von 7000 gelandeten Legionären noch 400 am Leben waren.

Im gleichen Jahre wurde aber in Frankreich für die Kolonialkämpfe in Algier eine neue F.L., 2 Regimenter stark, errichtet, die sofort wieder nach Algier gebracht wurde und im Oktober an dem Sturm auf Constantine rühmlichsten Anteil nahm. Mit der Einnahme der Hauptstadt war die ganze gleichnamige Provinz in die Hände der Franzosen gefallen und Aufgabe der Legion war es nun, das eroberte Land zu halten und Pionierdienste zur Erschließung des Landes zu leisten.

Die Legion war damals in 2 Regimenter mit 6 Bataillonen formiert, von denen das 1., 2., 3., 6. Bataillon nur aus Deutschen und einigen Schweizern bestand. Demnach machte das deutsche Element schon damals 66 vH aller Legionäre aus.

Zur Vervollständigung des Bildes sei noch angeführt, daß die Franzosen nach der Eroberung Algiers 1831 sofort begonnen hatten, aus Eingeborenen neue Regimenter zu bilden, die die Namen Turko- und Zuaven-Regimenter führten und als Vorläufer der heutigen afrikanischen Tirailleur-Regimenter der französischen farbigen Armee anzusprechen sind.

Die nach 1835 neuformierte Legion kämpfte tapfer weiter und nahm rühmlichen Anteil an den aufreibenden Einzelkämpfen gegen den arabischen Nationalhelden Algiers, Abd el Kader, dessen Truppen erst 1840 bei Miliana durch die F.L. entscheidend geschlagen werden konnten, womit in diesem Teil Algiers Ruhe geschafft wurde, nachdem auch Abd el Kader hatte landesflüchtig werden müssen. In immerwährenden Kämpfen stand die F.L. trotzdem gegen die nie zur Ruhe kommenden Eingeborenenstämme und so mußte sie infolge der fortlaufenden hohen Verluste, die nicht durch Neuanwerbungen gedeckt werden konnten, 1849 in ein Regiment zurückformiert werden; sie trug in dieser Zeit die Bezeichnung: „Fremdenregiment".

Nach der Thronbesteigung Napoleons III. wurde wieder ein zweites Regiment aufgestellt, so daß die Legion im Jahre 1854 wieder in den Krimfeldzug entsandt werden konnte. Sie nahm an den schweren Kämpfen rühmlichsten Anteil und wurde nach beendeter Kampftätigkeit in der Krim 1857 dem in Großkabylien in Nordafrika kommandierenden Marschall Bugeaud zugeteilt. Sie half an ihrem Teile mit, dieses Land endgültig unter das Szepter Frankreichs zu zwingen. Dieser ganze Eroberungskrieg hatte 1841 begonnen und sich über 16 Jahre hingezogen. Teilaufstände waren aber auch in späteren Zeiten dauernd zu verzeichnen und auch heute ist das Land nach Süden nur insoweit einigermaßen ruhig, als Legionsexpeditionen in die Wüste vordringen können.

Der Löwenanteil an der Erschließung des Landes fällt der Fremdenlegion zu. Die eigentlichen Kulturträger in Algier waren die Legionäre; fast alle befahrbaren, festeren Straßen, Brunnen, Wassergräben, Festungen, Forts, Blockhäuser, Kasernen, Länderrodungen, Anpflanzungen, Plätze, Eisenbahnen sind von Legionären angelegt.

General Mercier, ein alter Legionsoffizier, sagte einmal in bezug auf die nichtmilitärische Arbeitsleistung der Legion:

„Die Fremdenlegion ist eine sonderbare Truppe, bei ihr gibt es keine Hindernisse. Verlange ich den Bau einer Eisenbahnlinie, so wird sie gebaut, Ingenieure, Techniker und Architekten, die mit derartigen Dingen vertraut sind, treten als gewöhnliche Soldaten hervor und die Arbeit wird gemacht. Ist es nötig, eine Amputation vorzunehmen, und ist kein Militärarzt zu haben, so tritt ein Arzt aus den Reihen der gewöhnlichen Legionäre hervor und verrichtet die Arbeit. Mit der Legion kann man eben alles machen!"

Kaum aus den Kabylenkämpfen zurückgekehrt, wurde die Legion 1859 der in Italien kämpfenden Armee Mac Mahons, der übrigens auch ein alter Legionsoffizier war, zugeteilt und hat bei Magenta und bei Solferino ruhmreich mitgekämpft. Im Jahre 1862 ist das 2. Regiment wieder aufgelöst worden. Es ist anzunehmen, daß bei den verschiedenen Reduzierungen der Legion die Geldfrage und die geringe Zahl der Angeworbenen eine gewisse Rolle gespielt haben, denn schon sehr bald wird immer wieder das 2. Regiment neu errichtet. Möglich ist, was in früherer Zeit von ehemaligen Legionären berichtet wurde, daß ein ausgesprochenes Werbesystem damals noch nicht vorhanden war. Dieses wäre also eine Erscheinung der neueren und besonders der Nachkriegszeit, die für den heutigen kulturellen Tiefstand Frankreichs bezeichnend ist. In früheren Zeiten hat allem Anscheine nach die Zahl der von selbst der F.L. zuströmenden Abenteurer genügt.

Ob aus Menschlichkeitsgründen oder aus Mangel an Zulauf läßt sich nur schwer feststellen, jedenfalls löste Napoleon III. die Legion 1862 auf. Den Hauptdienst in Algier taten an ihrer Stelle die 1831 formierten Turko- und Zuaven-Regimenter. Die Turko-Regimenter waren aus den Eingeborenentruppen der früheren Kabylenfürsten gebildet worden, die als angeworbene Söldnertruppen ihren Dienst bei ihren heimatlichen Fürsten wohl taten, als französische Truppen aber deshalb dauernd keine Verwendung finden konnten, weil sie in Massen desertierten; 1838 mußte diese Eingeborenentruppe aufgelöst werden. Der Rest von 2 Kompanien wurde in die gleichzeitig mit den Turkoregimentern gebildeten Zuavenregimenter, in denen Franzosen dienten, verteilt.

Mehr und mehr hatte sich im Laufe der Jahre eine Verwendung der Legion bei überseeischen Expeditionen herausgebildet. So befahl Napoleon III. 1863 eine Neuaufstellung der F.L. Er entsandte ein Bataillon mit den anderen Truppen nach Mexiko, während die größeren Teile der Legion wieder nach Algier, und zwar auf die südlichsten Posten kamen. Von den 800 nach Mexiko abtransportierten Legionären sollen nur wenige Mann Europa wiedergesehen haben.

Das Standquartier der F.L. war von nun an Sidi-bel-Abbès, ihr Kampfgebiet lag, soweit Nordafrika in Frage kam, in den beiden Provinzen Oran und Constantine. Die frei im Lande lebenden Araber, besonders die Kabylen und Beduinen, zu denen sich Räuberbanden gesellten, wehrten sich dauernd gegen die französische Herrschaft, so daß sich die F.L. in einem fortwährenden Kampfe mit diesen Teilen der Eingeborenenbevölkerung befand. Der Hauptgrund zu den neuen Unruhen war in der Bestrafung eines der Araberhäuptlinge der Ulad Sidi im südlichen Oran zu suchen. Diese Kämpfe währten bis zum Jahre 1867. Mit Ausnahme von kleineren Unternehmungen hatte die F.L. in dieser Zeit Kampfruhe und wurde nun zu angestrengtestem Arbeitsdienst herangezogen.

Der militärische Oberbefehlshaber mit fast unumschränkter Gewalt in Algier war zu dieser Zeit seit dem Jahre 1864 Marschall Mac Mahon, dem auch die Legion unterstellt war. Sie hatte bis 1870/71 wiederholt Expeditionen in die noch nicht zur Ruhe gekommenen Provinzen Oran und Constantine durchzuführen. Jeder neue Posten, der in die Wüste vorgeschoben wurde, mußte von den Legionären erobert, erbaut und vollkommen eingerichtet werden.

In dieser Zeit schwankte die Stärke der Legion zwischen einem und zwei Regimentern. Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 1870 verblieb die zu der Zeit gerade wieder einmal zwei Regimenter starke Legion zunächst in Algier. Erst nach dem Zusammenbruch des zweiten französischen Kaiserreiches 1870 und der Aufstellung der durch Gambetta geschaffenen Volksheere wurde ein Regiment der F.L., aus dem alle Deutschen entfernt worden waren, der Armee an der Loire eingegliedert und kämpfte bei Orléans gegen die deutschen Armeen. Das ist das einzige Mal vor dem Weltkriege, daß Legionssoldaten gegen deutsche Truppen im Felde gestanden haben. 1872 wurde wieder einmal das eine Regiment aufgelöst, erstand aber schon 1874 wieder unter dem Namen „Légion étrangère".

Anfang der 80er Jahre begann Frankreich, nachdem es sich von den Schlägen von 1870/71 dank der Gutmütigkeit der Sieger und besonders der ausgesprochen friedlichen Politik Bismarcks erholt hatte, seine Kolonialpolitik auf eine breite Grundlage zu stellen, und zwar mit der Eroberung von Madagaskar und Tongking und der Erweiterung seines hinterindischen Kolonialbesitzes.

Durch die ewigen Grenzkämpfe und Überfälle durch chinesische Seeräuber sah sich Frankreich 1885 zu einer starken Expedition unter der Führung des Generals de Négrier gezwungen. Diesem Expeditionskorps wurde auch ein Regiment der Fremdenlegion zugeteilt, das nunmehr als Truppe dauernd mit einem Bataillon in Tongking stationiert wurde. Bei dieser Expedition sind die klassischen Worte Négriers gelegentlich einer Ansprache an die Legionäre gefallen, die den ganzen Zynismus und zugleich auch die ganze Verachtung der Vollblutfranzosen gegenüber den Legionären zeigen, und die sich jeder Deutsche merken sollte: „Legionäre, ihr seid Soldaten, um zu sterben, und ich sende euch dahin, wo man stirbt!" In dem Zeichen kämpften und starben die Legionäre immer für Frankreich. Nicht die feindlichen Waffen allein, sondern das furchtbare Fieberklima und die Gefahren der Dschungeln rafften mehr als 80 vH aller Legionäre dahin.

Gelegentlich der Beisetzung eines Legionärs in Tonkin hielt der Hauptmann einer Kompanie folgende Ansprache:

„Adieu, Legionär, auf Wiedersehen! Seht, Legionäre, hier liegt ein braver, tapferer Soldat, der in Tonkin für Frankreichs Ehre gekämpft, sich durch seine Tapferkeit besonders ausgezeichnet hat und sich die ‚Gallons de soldat de la première classe aux feux' verdiente. Diese Ehre sowie die letzte Ehre, die ihm Frankreich erweist, seine Überreste umflort mit der Trikolore Frankreichs zu bestatten, nachdem er für die glorreiche Nation gestorben, ist ehrenvoller, als irgendwo in einer Ecke der Welt vaterlandslos zu sterben."

Diese Rede hielt der Hauptmann der 21. Kompanie einem gefallenen deutschen Legionär! Im übrigen ist eine solche Beerdigung eine große Ausnahme, denn der größte Teil der Legionäre wird überhaupt nicht begraben, sondern von den Aasgeiern, Schakalen und Hyänen gefressen, wo sie auf dem Marsche liegen geblieben oder im Gefecht gefallen sind, nachdem ihnen, wenn möglich, Waffen und Munition abgenommen worden sind.

In gleicher Weise wie in Tonkin nahm auch ein Teil der Legion an den 1883 beginnenden Kämpfen auf Madagaskar teil. Auch hier raffte das Klima den größten Teil der Mannschaften hinweg. Dieser Eroberungskampf endigte erst 1896. Während Tonkin und Nordafrika dauernd Legionsbesatzungen haben, ist auf Madagaskar zurzeit kein Teil der Legion stationiert.

Von 1882 bis zum Ausbruch des Weltkrieges war die Legion in zwei Regimenter zu 6 Bataillonen zu 4 Kompanien mit je einer Depotkompanie je Regiment formiert und schwankte in der Gesamtstärke zwischen 8000 bis 13000 Mann. Ein Regiment ist im Verein mit Kolonialtruppen auch im Weltkriege in Frankreich verwendet worden. Die deutschen Legionäre wurden wie 1871 sofort bei Kriegsausbruch in die südlichsten Saharastationen verschickt, wo sie im dauernden Kampfe mit aufständigen Araber-, Beduinen- und Kabylenstämmen lagen.

Nach Beendigung des Weltkrieges begann Frankreich sofort in großzügiger Weise die Fremdenlegion auszubauen. Den Grund hierfür sehen wir in der ungeheuren Verstärkung seiner farbigen Armee; denn der Legionär ist auch heute noch der Polizeisoldat der französischen Kolonien zur Sicherung der Aushebung der farbigen Soldaten und zur Niederhaltung unruhiger Eingeborenenstämme.

Deshalb wurde durch Ministerialbeschluß festgelegt, daß die F.L. mit dem Jahre 1921 auf 4 Regimenter Infanterie, 1 Regiment Kavallerie, 1 Regiment Artillerie und 1 Bataillon Pioniere mit einer Gesamtstärke von 25000 Mann gebracht werden sollte. Noch im gleichen Jahre setzte ein Ministerialbeschluß dann für das Jahr 1923 eine nochmalige Verdoppelung der F.L. fest, so daß sie von da an 50000 Mann

stark sein sollte. In den offiziellen Etatsstärken der französischen Friedensarmee sind diese letzten Zahlen insofern nicht zu finden, als die Durchführung der Verdoppelung der Regimenterzahlen nicht angegeben ist. Ebenso scheint das etatsmäßig vorgesehene Artillerie-Regiment nur auf dem Papier vorhanden zu sein. Es ist bis heute nirgends in Erscheinung getreten.

Die Höchststärke von 50000 Mann ist trotz angestrengtester Werbetätigkeit nach übereinstimmenden Aussagen heimgekehrter deutscher Legionäre nie erreicht worden. Man nimmt an, daß die F.L. im Höchstfall etwas über 30000 Mann erreicht hat.

Der jetzt zur Beratung stehende Entwurf des Ausbaues der „nationalen Verteidigung in Frankreich", der die Heranziehung aller Franzosen, Männer und Frauen, verlangt, sieht vor, daß in der Heereszusammensetzung allmählich ein Stand von 5:6 weißer zu farbiger französischer Soldaten erreicht werden soll, d. h. daß die farbige Armee später stärker sein soll als die weiße! Die farbige Armee hat zurzeit eine Stärke von 240000 Mann. Von diesen gehen allein rd. 30000 europäische weiße Vorgesetzte und 60000 in Frankreich stehende farbige Soldaten ab, so daß für die Kolonialbesatzung nur noch 150000 Mann aktive farbige Soldaten übrig bleiben, demnach also auf drei farbige Soldaten ein weißer Legionär kommt. Die eingeborene Truppe soll ja auch nicht durch die Legion im Zaume gehalten werden, sondern die unruhigen und meuternden Farbigenstämme in den unzugänglichen Teilen des Landes.

Die Verwendung der F.L. gegen die Eingeborenen ist taktisch sehr geschickt, denn der aufsässige Araber weiß ganz genau, daß in der F.L. die Fremden, besonders die Deutschen, und so gut wie keine Franzosen stehen. So setzt gerade hier ein politisches Moment ein, das dazu angetan ist, uns Deutsche als Nation auch den Arabern, Beduinen und Kabylen gegenüber in ein falsches Licht zu setzen.

Von dieser Seite betrachtet, ist die Legion mit ihren vielen Deutschen eine große politische Gefahr, die leider dadurch äußerlich einen rechtlichen Anstrich für die Franzosen erhält, daß in Teil V, A I, Kapitel 3, Artikel 179, des Versailler Vertrages die Anwerbung von Deutschen vorgesehen ist:

Deutschland verpflichtet sich, vom Inkrafttreten dieses Vertrages an keine Militär-, Marine- oder Luftschiffahrtsmission in fremden Ländern zu beglaubigen oder dorthin zu senden, noch irgendeiner solchen Mission das Verlassen ihres Gebietes zu erlauben. Es verpflichtet sich ferner, geeignete Maßnahmen zu treffen, um deutsche Reichsangehörige zu hindern, deutsches Gebiet zu verlassen, um in die Armee, Marine oder die Luftstreitkräfte irgendeiner fremden Macht einzutreten oder denselben angegliedert zu werden, um bei der Ausbildung zu helfen oder Unterricht im Heer-, Marine- oder Luftfahrwesen zu erteilen.

Die alliierten und assoziierten Mächte kommen überein, für ihr Teil vom Inkrafttreten dieses Vertrages an in ihre Armeen, Marinen oder Luftstreitkräfte deutsche Reichsangehörige zur Beihilfe in der militärischen Ausbildung nicht aufzunehmen oder sie ihnen anzugliedern oder überhaupt keinen deutschen Reichsangehörigen als Lehrer im Militär-, Marine- oder Luftfahrwesen anzustellen.

Diese Bestimmung berührt jedoch nicht das Recht Frankreichs, gemäß den französischen Militärgesetzen und Verordnungen Rekruten für die Fremdenlegion anzuwerben.

Ehe sich Deutschland nicht von dieser Bestimmung, der leider eine deutsche Nachkriegsregierung und ein deutscher Reichstag in seiner Mehrheit durch Annahme des Versailler Vertrages zugestimmt hat, aufgehoben ist, wird es schwer sein, dieses politische Moment gegen uns aus der Welt zu schaffen.

Heute zählt die F.L. 6 Infanterie-Fremdenregimenter, 1 Fremdenreiterregiment und Pionier- und Genie-Kompanien, die auf die einzelnen Regimenter verteilt sind. Die Regimenter sind mit 1., 2., 3., 4. Fremdenregiment bezeichnet. Die Nummern 2 und 4 erscheinen doppelt und zwar nochmals in den beiden Fremdenregimentern in Tonkin und in Syrien.

1. Fremdenregiment: Garnison Sidi-bel-Abbès, Provinz Oran, Algier:

28	Compagnien, je 230 Mann	6440 Mann
1	Compagnie montée (auf Mauleseln beritten)	350 „
1	„ instruction (Depot)	750 „
1	„ hors rang (Schreiber, Musiker, Burschen usw.)	200 „
1	„ Maschinengewehre	350 „
1	„ Genietruppe	250 „
1	„ passage (Sammelkompanie für Leute, die zur Truppe abgehen oder nach Tonkin und Syrien kommen)	1000 „
	Zusammen	9340 Mann

Die anderen 5 Regimenter setzen sich zusammen aus:

12	Compagnien, je 350 Mann	4200 Mann
1	Compagnie montée	350 „
1	hors rang	300 „
1	„ Pioniere	350 „
1	„ Genietruppen	300 „
	Zusammen	5500 Mann

Das Reiterregiment hat eine Stärke von 2000 Mann, so daß die Sollstärke der ganzen Legion rund 38000 Mann betragen müßte.

Die Garnisonen sind:

1. Fremdenregiment Sidi-bel-Abbès in Algier
2. „ Meknes in Marokko
3. „ Fez und Taza in Marokko
4. „ Marrakesch „ „
2. 2tes Regiment in Tonkin
2. 4tes Regiment in Syrien

Das Reiterregiment steht in Friedenszeiten in Suz in Tunis.

Ein Oberkommando der F.L. gibt es nicht. Sie ist militärisch eingegliedert dem 19. französischen Armee-Corps in Algier. Das 1. Fremdenregiment stellt auch den Nachschub für die Regimenter in Tonkin und Syrien auf und sendet sie nach dort ab.

Von den 4 Regimentern in Algier und Marokko liegen nur die Regimentstäbe im Garnison-Quartier. Die Truppen selbst sind in den Sommermonaten im Felde und auf „Colonne", im Winter beziehen sie ihre Posten in Marokko.

Zum Schluß sei auf die Mitteilung des französischen Kriegsministers vom Mai 1926 hingewiesen, nach der die F.L. bei der Umformierung der französischen Armee, der neuen autonomen Kolonialarmee in einer Etatsstärke von nur noch 20000 Mann eingegliedert werden soll.

Wann und ob dies geschieht, hängt von der Bewilligung dieser Allgemeinveränderung von Regierung, Senat und Deputiertenkammer ab.

Weder die Kommandos der Fremdenregimenter, noch das algerische Generalkommando, noch die französische Heeresverwaltung geben Verlustlisten oder Rechenschaftsberichte über den Verbleib der Legionäre heraus. Kein französisches Ministerium, geschweige denn Parlament hat je über den Verbleib der Legionäre eine Anfrage an das Kriegsministerium gerichtet. Geht ein Legionär mit Tod ab, so wird er in den Listen gestrichen, ein neuer tritt an seine Stelle und damit ist der Fall erledigt. So ist die Zahl der vielen Tausende von Deutschen, denen die F.L. allein seit 1919 das Leben gekostet hat, nur schätzungsweise mit 30—40000 anzugeben. Man nimmt wohl auch in halbamtlichen Kreisen nicht mit Unrecht an, daß die 29000 nie wieder zum Vorschein gekommenen und verschollenen deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich Opfer der F.L. geworden sind.

Ersatz und Werbeverfahren

Von Oberst a. D. Max Blümner in Berlin-Wilmersdorf

Der Mannschaftsersatz für die Fremdenlegion soll nach französischem Militärgesetz durch freiwillige Verpflichtung von Ausländern[1]) oder durch deren Wiederverdingung erfolgen. Franzosen werden nur in wenigen Ausnahmefällen, die der Zustimmung des Kriegsministers bedürfen, eingestellt. In der Fremdenlegion nutzt also Frankreich unter Schonung der eigenen Rasse die Angehörigen anderer Völker für seine Zwecke aus. Hiergegen spricht sich u. a. Graf Montgelas mit den schärfsten Worten aus[2]): „Es ist ein seltener Tiefstand der Zivilisation, daß es heut noch möglich ist, den Leichtsinn und zeitweilige Verirrungen junger Leute dazu auszunutzen, daß sie in fremden Weltteilen unter dem Zwange einer mittelalterlichen Disziplin ihre Gesundheit und ihr Leben für die imperialistischen Zwecke einer Regierung opfern, die möglicherweise dem eigenen Volkstum der unglücklichen Legionäre die schwerste Schädigung zufügt."

England und die Vereinigten Staaten von Amerika haben es durchgesetzt, daß Angehörige ihrer Staaten nicht in die F.L. aufgenommen werden. Deutschland stand der Legionswerbung außerhalb der Reichsgrenzen immer machtlos gegenüber.

Strafbarkeit der Werbung

Auf deutschem Boden ist die Werbetätigkeit allerdings strafbar, und zwar nach § 141 des Reichsstrafgesetzbuches: „Wer einen Deutschen zum Militärdienst einer ausländischen Macht anwirbt oder den Werbern der letzteren zuführt, ingleichen wer einen deutschen Soldaten vorsätzlich zum Desertieren verleitet oder die Desertion desselben vorsätzlich fördert, wird mit Gefängnis von 3 Monaten bis zu 3 Jahren bestraft." Die Werber können unter Umständen auch nach § 234 wegen Menschenraub oder nach § 144 wegen betrügerischer Verleitung zur Auswanderung bestraft werden. Auf Grund dieser strafgesetzlichen Bestimmungen hat das kaiserliche Deutschland eine Werbung auf deutschem Boden niemals geduldet. Die französische Regierung hat in Vorkriegszeiten auch immer behauptet, innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches sei niemals angeworben worden, und Ministerialdirektor Dr. Lewald hat im Reichstag am 4. Januar 1913 erklärt, amtlich sei kein Fall erwiesen, daß Werber auf deutschem Boden zur F.L. angeworben hätten. Unzweifelhaft aber ist es nach den Aussagen vieler Legionäre doch geschehen[3]) und der belgische Gesandte in Paris, Baron Guillaume, hat es in seinem Bericht an den belgischen Minister des Äußeren Davignon vom 4. März 1911[4]) bei Besprechung eines Zwischenfalls bezüglich der F.L. bezeugt:

„Wie ich übrigens höre, wird in Deutschland längs der französischen Grenze andauernd eine regelrechte Propaganda getrieben, um Desertionen aus der deutschen Armee in die französische Fremdenlegion herbeizuführen."

Das Werbesystem war eben damals viel zu geschickt angelegt, als daß eine Werbung auf deutschem Boden amtlich nachgewiesen werden konnte. Die Werbestellen hatten ihren Sitz niemals im Reichsgebiet und die Agenten konnten nur heimlich und unter den äußersten Vorsichtsmaßregeln ihrem unsauberen Handwerk nachgehen.

Friedensvertrag und Werbung

Das neue, „freistaatliche" Deutsche Reich hat sich durch Unterzeichnung des Vertrages von Versailles des Rechtes begeben, gegenüber einem fremden Staate die Freiheit seiner Bürger im eigenen Lande zu schützen (s. oben S. 389).

---

[1]) Auch Ausländer, die in Frankreich leben, werden in die F.L. eingestellt, wenn sie sich noch nicht volle 8 Jahre in einer französischen Familie oder einem französischen Fremdenheim aufgehalten haben. [2]) In „Der Deutsche Gedanke" von P. Rohrbach, 2. Jahrg., Nr. 24. [3]) So erklärt z. B. Georg Mentler („Selbsterlebtes in der Fremdenlegion", Michael Prögel, Ansbach), daß er 1890 in Straßburg, und Chr. Müller („5 Jahre Fremdenlegionär in Algerien, Marokko und Tunis"), daß er 1894 in Stuttgart angeworben sei. [4]) Belgische Aktenstücke 1905—1914, Berichte der belgischen Vertreter in Berlin, London und Paris an den Minister des Äußeren in Brüssel. Herausgegeben vom Auswärtigen Amt, Berlin. E. S. Mittler & Sohn.

Damit hat Deutschland den Franzosen einen Schein des Rechts zur Anwerbung von Deutschen in die Hand gegeben und sieht ruhig mit an, wie im Widerspruch mit dem RStGB. die Franzosen im besetzten Gebiet offen und unter dem Schutz militärischer Gewalt eine umfangreiche Werbetätigkeit für die F.L entfalten.

Die Entwürdigung geht aber noch weiter:

1. Das Deutsche Reich bezahlt sogar die Kosten für die Werbung auf deutschem Boden. 1919 waren es 200 Mill. G.-M., die in den Etat der Besatzungskosten für die Werbetätigkeit eingestellt waren.
2. Die deutsche Regierung duldet es, daß deutsche Zeitungen im besetzten Gebiet gezwungen werden, Werberufe für die F.L. zu veröffentlichen (siehe Saarbrückener Zeitung Nr. 158 vom 11. Juni 1919).
3. Die deutsche Regierung läßt es zu, daß deutsche Staatsbürger von französischen Gerichten zu schweren Freiheitsstrafen verurteilt werden, weil sie auf deutschem Boden Landsleute vor der F.L. gewarnt haben.

So wurden zwei junge Deutsche durch das französische Kriegsgericht zu Mainz am 8. Okt. 1925 zu 10 und 12 Jahren Kerker verurteilt — angeblich wegen Spionage, in Wirklichkeit aber, weil sie Legionswerber in Nähe von Arbeitsnachweisen und Bahnhöfen des besetzten Gebietes beobachtet und ihnen die Opfer, die mit Hilfe von betäubenden Mitteln (Zigarren, Zigaretten, Schokolade, Getränke) in die F. L. verschleppt werden sollten, wieder entrissen hatten. Dieser Vergewaltigung von zwei seiner treuesten Söhne auf deutschem Boden steht das Reich tatenlos gegenüber.

Karl Hartung, der im Ruhrkampfe seine Stellung als Polizeiwachtmeister in Düsseldorf verlor, und dann in Kehl a. Rh. kaufmännisch tätig war, warnte dort einen jungen Deutschen vor der Legion. Dafür wurde er von den Franzosen wegen Spionageverdacht verhaftet, seiner ganzen Habe beraubt und zwei Jahre lang unter fürchterlichen Mißhandlungen im Gefängnis gehalten. Schwer krank wurde er dann stellungslos und ohne Mittel in das unbesetzte Deutschland abgeschoben. Die deutsche Regierung hat nichts gegen diese Gewalttaten unternommen, sie hat dem sich für deutsche Belange opfernden Mann nicht einmal eine Entschädigung gezahlt.

Ein weiterer Fall: Das französische Militär-Polizeigericht in Mainz verurteilte nach Locarno einen Schriftleiter wegen eines Aufsatzes „15000 Deutsche in der Marokkoarmee", zu 15 Tagen Gefängnis und 1000 M. Geldstrafe, weil er die Anwerbung zur F.L. richtig gekennzeichnet hatte.

Verbrecher?

Man findet leider häufig die Ansicht vertreten, die Legion sei eine Herde zusammengelaufener Verbrecher, um die es nicht schade ist. Das trifft für die Deutschen nicht zu und jetzt weniger denn je. Die Franzosen verbreiten geflissentlich diese Unwahrheit, um das Bestehen einer so kulturfeindlichen Einrichtung zu beschönigen und die menschenunwürdige Behandlung der Legionäre, besonders der Deutschen, zu begründen. Sind die Legionäre Menschen zweiter Klasse, Verbrecher oder sittlich Verkommene, dann hat die Legion sie erst dazu gemacht.

Natürlich hat die Legion auch solche aufgenommen, denen in der Heimat der Boden zu heiß war und die wegen irgendeines Verbrechens in die F.L. geflüchtet sind, um dort unter falschem Namen in einem anderen Leben unterzutauchen. Das sind aber immer nur verschwindend wenige gewesen. Wer wollte jene leichtsinnigen jungen Leute wohl Verbrecher nennen, die aus Furcht vor Strafe bei geringfügigem Vergehen aus dem Elternhaus, aus der Lehre oder aus dem Heeresdienst entwichen und den Werbern in die Hände gefallen sind?

Einen großen Teil der Angeworbenen stellten alle Zeit die deutschen und österreichischen Handwerksburschen und Arbeiter, die Süddeutschland und Elsaß-Lothringen, ja Frankreich und Belgien durchwanderten, um nach einem alten deutschen Zuge die Welt kennen zu lernen. Wars nicht Not, List oder Gewalt, so wars der jugendliche Drang nach Abenteuern, durch Indianergeschichten, Erzählungen von Karl May u. dgl. angeregt, der die jungen Burschen dann in die F.L. trieb.

Auch die Erwerbslosigkeit führte viele, nach dem Kriege wohl die meisten aller angeworbenen Deutschen, der Legion zu.

Im Großen und Ganzen ist das Werbesystem immer das gleiche gewesen, im einzelnen aber hat die Art der Werbung, je nach Ort und Opfer gewechselt.

Die Werbetätigkeit vor dem Weltkriege

Die Werbestellen

Wie schon angedeutet, lagen die Werbebüros für die Legion nicht in Deutschland, sondern in Frankreich bis auf die beiden geheimen Geschäftsstellen in Basel und Luxemburg. Der Hauptwerbeort für die Deutschen war Nancy, wo in den Jahren vor dem Kriege der Elsässer Bastiany als „commissaire spécial" der französischen Regierung seine Geschäftsstelle auf dem Hauptbahnhof hatte. Belfort und Epinal waren Unterwerbeorte, Lunéville und St. Dié in den Vogesen Nebenstellen. Längs der ganzen deutschen Grenze befanden sich Werbestellen, z. B. unmittelbar vor Metz auf den Bahnhöfen in Mars la Tour, franz. Avricourt, Pont á Mousson und Pagny; weiterhin in Frouard, Verdun, Bar le Duc, Longuyon, Mézières, Petit Croix, Chalons s. M.; natürlich war in Paris eine Hauptgeschäftsstelle, die ihre Nebenstellen auf allen Pariser Bahnhöfen hatte.

Die Werber

Die Kommissare betraten deutschen Boden nicht; das Wild wurde ihnen von haupt- oder nebenberuflich tätigen Werbern zugetrieben; auch half jeder Franzose, wenn sich Gelegenheit bot, bei diesem Gimpelfang der Deutschen mit.

Als Werber bediente man sich, wie auch heute noch, meist alter, mit Ruhegehalt entlassener Unteroffiziere und Mannschaften der F.L. oder der Kolonialtruppen, besonders geborener Elsaß-Lothringer, die Deutsch und Französisch beherrschten und sich zu ihrem kümmerlichen Ruhegehalt nach 15jährigem Dienst durch die Werbung einen Nebenverdienst schaffen mußten. Neben den angestellten Agenten gibt es noch zahlreiche Gelegenheitswerber, die sich als entlassene Legionäre wieder in Deutschland niedergelassen haben und bei Nachweis einer vermittelten Anwerbung eine Vergütung erhalten. Die altgedienten Legionäre haben sich zu Vereinen (sociétés d'anciens légionaires) zusammengeschlossen, die von der französischen Regierung gefördert werden, um ihre Werbetätigkeit anzuregen; es ist auffallend, daß ihre Vorsitzenden fast durchgängig deutsche Namen haben[1]). Derartige Vereine gibt es vermutlich auch in Deutschland (München?). Bezeichnend ist die Anweisung, die der französische Kriegsminister 1912 über die Verwendung der alten Legionäre als Werber gab (Geheim J. III. L. M. 1864/1912, Seite 16):

„Die angestellten Legionäre werden von den Sonderkommissaren mit allen Einzelheiten vertraut gemacht; auch sollen sie sich nie länger als ein bis zwei Wochen in Deutschland aufhalten. Reisegebühren und Auslagen werden vom Sonderkommissar bezahlt. Für jeden brauchlichen, neu geworbenen Legionär erhält der Werber eine Vergütung von 20 Frs. Namentlich soll bei den neu eingetretenen preußischen Soldaten, den Rekruten in Elsaß-Lothringen, eine gute Agitation entfaltet werden. Ist doch die Fahnenflucht an der annektierten Landesgrenze nicht allzu schwer. ..."

Werbung in Elsaß-Lothringen

Daß die Elsaß-Lothringer damals mehr als die Hälfte aller deutschen Legionäre ausmachten, lag zum Teil an der Nähe der französischen Grenze, zum Teil aber auch daran, daß gewisse Elemente im Reichslande gegen alles deutsche Wesen und das deutsche Heer in unverantwortlicher Weise hetzten. Leider duldete unsere Regierung deutschfeindliche Bestrebungen von Vereinen wie „Jeunesse lorraine" oder dem Metzer „Lorraine sportive", der uniformiert, mit Blumen in französischen Farben geschmückt und unter den Klängen französischer Hörner Sonntags auf die Dörfer zog und Unlust gegen den deutschen Heeresdienst bei der Jugend schürte.

So fanden die französischen Werber, denen ihre Vertrauensleute (Gastwirte, Händler usw.) die Musterungstermine, die Ankunft der Rekruten u. dgl. mitteilten, den Boden gut vorbereitet, um Gestellungspflichtige und verblendete Rekruten zur Flucht über die Grenze anzustiften, häufig unter der Vorspiegelung, als Söhne ehemaliger Franzosen wären sie dem Vaterlande der Eltern den Heeresdienst schuldig. In Wirklichkeit hatten fast keine Elsaß-Lothringer 1871 für Frankreich optiert, ihre Söhne konnten daher nach dem französischen Gesetz nicht im national-französischen Heere dienen, sie wurden vielmehr rücksichtslos in die F.L. eingestellt.

[1]) Laut Feststellung des Majors a. D. Frhr. v. Autenried, Charlottenburg.

Das Hinüberlocken nach Frankreich

Die Werber knüpften, wie zufällig, ein Gespräch mit ihren Opfern an, gaben sich als wohlhabende Kaufleute oder Fabrikanten aus, und setzten ihnen ein gutes Essen und reichliche Getränke vor. Im Gegensatz zum schweren Dienst in der Kaserne schilderten sie in unwahrer Weise das bequeme Leben und die gute Arbeitsmöglichkeit in Frankreich und boten ihnen schließlich eine Stelle an, die dort „zufällig" frei wäre; nötigenfalls zahlten sie auch die Fahrkarte bis zum nächsten Werbeamt. Niemals aber erwähnten sie die F.L., damit sie nicht als Werber ertappt und die jungen Leute nicht stutzig wurden. Waren diese erst jenseits der Grenze, dann wurde offen für die Legion geworben. Hierbei wurden sie hingezogen, bis ihnen das Geld ausging; arbeitslos im fremden Lande, ohne Paß und oft unkundig der Sprache, waren sie bald völlig in der Hand der Werber. Wollten sie nicht von französischen Gendarmen über die Grenze zurückgeschafft und in Deutschland wegen Fahnenflucht oder Entziehung vom Heeresdienst bestraft werden, so mußten sie sich für die Legion entscheiden, zumal ihnen der Dienst als angenehm, die Löhnung als reichlich und die Verpflegung als gut hingestellt, eine schnelle Beförderung und eine hohe Rente nach der Entlassung in Aussicht gestellt wurde.

So wurde z. B. Georg Mentler[1]), der 1890 als Freiwilliger in ein Metzer Regiment eintreten wollte, in Straßburg von drei freundlichen Herren überredet, sich erst in Frankreich beruflich zu vervollkommnen. In Nancy erging es ihm dann wie geschildert.

Die Werbetätigkeit wurde von französischen Unternehmern längs der deutschen Grenze (z. B. von der „Société Alsacienne-Lorraine de construction mécanique" in Belfort) unterstützt; sie stellten jeden Deutschen, der ihnen von den Werbern zugetrieben wurde, in ihren Betrieb ein — allerdings zu einem Hungerlohn, der die Unglücklichen bald in Not bringen und den Werbern gefügig machen sollte.

Aus einer Verhandlung vor dem 4. Strafsenat des Reichsgerichts vom Ende August 1925 erfahren wir, daß der Bauschlosser Franz Xaver Hecht aus Straubing, der 1913 von seinem Metzer Arbeitgeber mit einem Auftrag nach Verdun geschickt worden war, dort in die Hände von Legionswerbern geriet; sie machten ihn betrunken und erschlichen von ihm die Unterschrift unter den Verpflichtungsschein für den fünfjährigen Dienst in der Legion.

Das gleiche Verfahren wandte man bei Wilh. R. aus Steglitz an, der sich 1912 mit Kameraden zu einer Seereise nach Marseille begeben hatte. Nach einer Kneiperei mit Matrosen fand er sich anderntags auf dem Fort St. Jean als Legionsrekrut.

Leopold Gheri[2]), ein Salzburger, geriet auf der Wanderschaft durch Belgien in die Hände eines entlassenen „troupier d'Afrique", der durch eine glühende Schilderung des „romantischen Lebens" in der F.L. den abenteuerlustigen jungen Menschen für die Legion einzufangen wußte. Nicht anders erging es Rudolf Pohlmey[3]), der in Paris in Not geriet, und vom Wandergenossen, einem ehemaligen Legionär, den Werbern ausgeliefert wurde.

Ähnliche Beispiele liegen in großer Zahl vor; denn die Anwerbung mußte bei dem schnellen Verbrauch der Legionäre rege betrieben werden und der französischen Regierung war jedes, auch das verwerflichste Mittel recht, das die Lücken der Fremdenregimenter wieder auffüllte.

Zahl der deutschen Legionäre

Den Anteil der Deutschen an der Zahl der Legionäre jeweils festzustellen, ist schwer, da sie häufig eine falsche Herkunft angeben. Nach allem aber ist anzunehmen, daß in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts durchschnittlich immer 5000 Deutsche in der Legion waren, daß ihre Zahl bis 1910 auf etwa die Hälfte herabsank, bis zum Weltkriege aber wieder erheblich stieg, so daß 1914 anscheinend 60 vH der Legionäre von deutschem Stamme (einschl. Österreicher und Deutsch-Schweizer) waren; in den gefährdeteren südlicheren Teilen von Algerien soll der deutsche Anteil noch stärker gewesen sein.

Ersatz der Legionäre während des Krieges

Der Feldzug forderte unausgesetzt große Opfer an Menschen in Frankreich. Die Werbung für die Legion wurde daher in rücksichtslosester Weise fortgesetzt. Hatte man sich doch entschlossen, die Legion, die nach den Bestimmungen nur außerhalb

[1]) Vgl. S. 391, A. 3. [2]) „Drei Jahre Fremdenlegion" von Leopold Gheri. [3]) „9 Jahre Fremdenlegionär. Selbsterlebtes." Von Rudolf Pohlmey. Klotz, Magdeburg.

Frankreichs verwendet werden sollte, mit Ausnahme der deutschen Legionäre an der Front einzusetzen, und zwar immer an den gefahrvollsten Stellen.

Das Einfangen Neutraler

Da die Legionswerbung im Kriege auf Deutsche (bis auf einige nach Frankreich übergelaufene Elsaß-Lothringer) verzichten mußte, suchte man Neutrale einzufangen; sie wurden wie der „Fremdenlegionär Kirsch", der sich auf seinem abenteuerlichen Weg zur deutschen Front als Schweizer ausgab, nicht für 5 Jahre, sondern nur „für die Dauer des Krieges" verpflichtet. In Auswirkung des Lügenfeldzuges fanden sich zu Anfang des Krieges tatsächlich Angehörige neutraler Staaten, die auf französischer Seite mitkämpfen wollten, um an der „gloire" der „grande nation" Anteil zu haben. In die F.L. gesteckt, bereuten sie diesen Schritt bald bitter.

Da war z. B. ein spanischer Unteroffizier, der seiner Truppe entlaufen war, um sich als einfacher Legionär Kriegslorbeeren zu pflücken; er entfloh wieder nach Spanien und zog die zu erwartende Bestrafung wegen Fahnenflucht der Legionärsbehandlung vor. Da gab es tschechische Studenten, Kaufleute und Kellner, die, als Mitglieder der Sokol-Turnvereine in England ausgebildet, nach Frankreich abgeschoben waren. Auch viele Polen zählte damals die Legion; über die schlechte Behandlung verärgert, freuten sich viele von ihnen über jeden deutschen Erfolg. Alle die Russen, die sich bei der Mobilmachung als Studenten oder Land- und Hüttenarbeiter in Frankreich aufhielten, mußten sich auf Anweisung des russischen Konsuls zum französischen Heeresdienst melden und wurden Legionäre. Auch mit List und Gewalt beförderte man Neutrale und „Freunde Frankreichs" in die F.L. Einem schweizer Mechaniker, der sich im August 1914 arbeitslos in einer französischen Großstadt aufhielt, wurde von der Polizei versichert, er könne eine Stellung in einer Waffenfabrik erhalten, sobald er französische Militärperson geworden sei; er ließ sich daraufhin für die Legion anwerben und wurde wider seinen Willen darin festgehalten. Ein junger Tscheche, der in Paris Medizin studierte und sich bei Kriegsbeginn freiwillig als Krankenwärter beim französischen Heere meldete, wurde zwangsweise in die F. L. gesteckt und mit der Waffe ausgebildet[1]).

Die Begeisterung der Neutralen für die F.L. hörte bald auf, da die für ihren freiwilligen Eintritt mit Mißhandlungen belohnten Legionäre ihre Landsleute warnten. Außer den elsaß-lothringischen Überläufern und einigen Auslanddeutschen, die sich, wie der Fremdenlegionär Kirsch, unter Verschweigung ihrer deutschen Herkunft aus bestimmten Gründen in die Legion einstellen ließen, waren auch einige jüdische Bankiers und Goldwarenhändler aus Paris, die vom Vater her deutsche Staatsangehörigkeit besaßen, in die Legion eingetreten, um der Überführung in ein Konzentrationslager und der Enteignung ihres Vermögens zu entgehen[2]). Mit ihren großen Geldmitteln wußten sie sich in der Legion eine erträgliche Stellung zu schaffen.

Verwendung der deutschen Legionäre

Den Deutschen, die sich bei Ausbruch des Krieges in der Legion befanden, wurde sofort erklärt: sie hätten ihren Dienst weiter zu verrichten, jeder Fahnenflüchtige würde erschossen. Weil man ein Überlaufen zu den deutschen Linien fürchtete, brachte man sie nicht an die französische Front, sondern verwendete sie, um die Kolonialtruppen für den europäischen Kriegsschauplatz freizumachen, im Süden von Algerien und Marokko. Hier hatten sie die aufständischen Araberstämme niederzuhalten und ermöglichten dadurch erst die Aushebung und Verschickung der Eingeborenen nach der französischen Front. Sie haben also dazu beitragen müssen, die französische Kampffront zu stärken.

Ein Amerikaner[3]), der während der Kriegszeit in der Legion in Algerien diente, gibt den Anteil der Deutschen im 1. Fremden-Rgt. im Jahre 1916 auf 70 vH an. Unter anderem waren alle Köche und Krankenwärter Deutsche sowie alle Unteroffiziere bis auf zwei und alle Feldwebel bis auf einen. Selbst ein Major war ein Elsässer und ein Leutnant hatte einen deutschen Namen. Der Krieg räumte dann schnell mit den Deutschen auf. Im dauernden Kleinkrieg mit den für ihre Freiheit streitenden Arabern, unter den maßlosen Anstrengungen und bei den schlimmsten gesundheitlichen Zuständen wurden sie großenteils aufgerieben.

---

[1]) Siehe „Fremdenlegionär Kirsch". [2]) „Memoirs of the Foreign Legion." By M. H., London. Martin Secker, 1924. [3]) Siehe„ Memoirs of the Foreign Legion".

Die entlassenen Legionäre zur Wiederverdingung gepreßt

Diejenigen deutschen Legionäre aber, deren Dienstverpflichtung während des Krieges ablief, wurden, soweit sie noch lebten, im Interniertenlager Frigolet (Dep. Bouches du Rhône) festgehalten. 300 von ihnen sollen nach Dr. v. Papen[1]) 1918 teils durch schlechte Behandlung, Hunger und Kälte, teils durch Versprechungen, Barvorschüsse und Zigarettenspenden von neuem zur F.L. gepreßt worden sein.

Dies wird durch die Aussagen des Franz Xaver Hecht vor dem Reichsgericht im großen und ganzen bestätigt. Als er sich bei Ablauf seiner Dienstverpflichtung im April 1918 weigerte, eine Weiterverpflichtung einzugehen, wurde er nach einem Konzentrationslager in Frankreich gebracht. Hier versuchte man ihn, zusammen mit 120 deutschen Kameraden, durch mangelhaftes Essen gefügig zu machen.

Ein Deutscher, der entfloh, wurde erschossen. Die übrigen wurden bei dem schweizerischen Ausschuß vorstellig. Darauf besuchte ein Schweizer Oberst das Lager und soll ihnen erklärt haben: ihre Vorstellungen seien zwecklos, da die deutschen Legionäre als Auswurf ihres Volkes betrachtet würden. Hecht hat sich dann, wie er sagt, um seine schlimme Lage zu verbessern, nochmals bis Kriegsende für die Legion unter der Bedingung verpflichtet, daß er nicht im Kampfe gegen Deutschland verwendet würde.

Die Werbetätigkeit nach dem Kriege

Der Weltkrieg hat Frankreich ebenso wie Deutschland rd. 2 Millionen Menschen gekostet, die sich in Deutschland auf eine Bevölkerung von 70 Millionen verteilten, in Frankreich auf 39 Millionen. Nach diesem gewaltigen Aderlaß und bei seinem unaufhaltsamen Geburtenrückgang kann Frankreich die Vormachtstellung in Europa mit eigenen Volksgenossen allein nicht verteidigen, sondern bedarf hierzu noch seines umfangreichen Afrika-Reiches, das ihm im Frieden ein Drittel seiner Soldaten, im Kriege aber 3 Millionen Streiter stellen soll. Die Aufrechterhaltung des Kolonialreiches und die gewaltsame Unterdrückung der Eingeborenen kostet viel Truppen und einen fortwährenden Ersatz der immer schnell verbrauchten Mannschaften. Hierzu dienen die vom Ausland bezogenen Fremdenlegionäre.

Wachsender Bedarf an deutschen Legionären

Die Legion war im Kriege größtenteils aufgerieben worden und von den Überlebenden wurden die Polen, Tschechen und Slowenen nach dem Waffenstillstand an die betreffenden Lehnsstaaten abgegeben. So mußte man denn die beiden Fremdenregimenter neu aufbauen und vermehrte sogar noch in den letzten Jahren die Truppenteile der Legion. Die Anwerbung Deutscher wurde daher sofort nach dem Kriege mit Hochdruck betrieben — ganz besonders aber, nachdem man mit den 1921 aus der russischen Wrangelarmee und in den Balkanstaaten angeworbenen Legionären schlechte Erfahrungen gemacht hatte, ebenso wie mit den Russen und Ukrainern, die als landwirtschaftliche Arbeiter am Rhein beschäftigt waren.

Werbeämter auf deutschem Boden

In absichtlich falscher Auslegung des § 179 des Friedensvertrages, gestützt auf Militärgewalt, maßt sich Frankreich das Recht an, im Widerspruch mit deutschen Strafgesetzbestimmungen auf deutschem Grund und Boden amtliche Werbestellen für die F.L. einzusetzen, das besetzte Gebiet also als Rekrutierungsbezirk Frankreichs anzusehen! Und eine deutsche Regierung erklärt sich für machtlos dagegen.

Unter der Hauptwerbestelle für das besetzte Gebiet in Mainz[2]) befinden sich in Anlehnung an die Besatzungsbehörden Werbeämter in Bingen, Kreuznach, Trier, Eschweiler, Aachen, Düren u. a.m.; sie treten als Arbeitsnachweise oder deutsche Handelsgesellschaften auf, stehen aber unter einem französischen Offizier mit teilweis deutschem Personal. Mit dem Abzug der Franzosen aus Köln, Schießplatz Wahn, Düsseldorf und Duisburg sind auch die dortigen Werbestellen, ebenso wie die nichtoffiziellen in Dortmund und Essen fortgefallen. Es befindet sich ferner im Widerspruch mit dem Versailler Vertrag und dem Saarstatut eine Werbestelle in Saar-

[1]) „Die französische Fremdenlegion." Eine Warnung für Deutschlands Söhne. Von Dr. v. Papen. H. Plasnick, Großenhain i. S. [2]) Die Hauptwerbestellen des Westens sollen kürzlich vom besetzten Gebiet, wo die Opfer öfter durch Eingriffe der Bevölkerung und der Polizei wieder entschlüpften, nach Metz und Straßburg zurückverlegt sein.

brücken; in den abgetretenen Gebieten sind in Memel, Graudenz, Posen und Kattowitz für den Osten und in Prag für den Süden Werbestellen, ebenso in Elsaß-Lothringen längs der neuen deutschen Grenze vor allem in Saargemünd. Die polnischen und tschechischen Werbeämter haben das Einverständnis der dortigen Regierungen unter der Bedingung, daß nur Deutsche angeworben werden.

Die Angeworbenen kommen von den Werbestellen zunächst in die Sammellager (centres de rassemblement) Euskirchen (C.R.E.)[1]), Grießheim (C.R.G.), Lacher-Speyerdorf bei Neustadt a. H. und Wittlich. Von da werden sie truppweise nach dem Hauptsammellager Metz (dgl. Straßburg und Zabern?) befördert.

Werbestellen im unbesetzten Gebiet

Die Franzosen scheuen sich durchaus nicht, Werbestellen auch in die neutrale Zone, ja bis ins unbesetzte Gebiet Deutschlands vorzuschieben, z. B. nach Frankfurt a. M., von wo aus die Zutreiber 1920 bis nach Thüringen, ja bis nach Berlin entsandt wurden. In Erfurt wurden damals 16- bis 17jährige Burschen von einem gutgekleideten Manne durch Versprechung günstiger Arbeitsgelegenheit mit nach Frankfurt a. M. genommen und dort im Wartesaal des Hauptbahnhofs einem Werber zugeführt. Nach der polnischen Zeitung „Polwona" vom 17. Juli 1920 wurde der Handlungsgehilfe Richard Müller als Werber der F.L. 1920 von der Strafkammer zu Frankfurt a. M. zu 1 Jahr Gefängnis verurteilt.

Man beobachtete damals häufig, wie die Werbeopfer mit einem Zug aus Frankfurt a. M. in Mainz-Kastell — täglich bis zu 20 Mann — ankamen und von einem elsässischen Dolmetscher nach der Prinz Karl-Kaserne geführt wurden. Ihre Angehörigen umlagerten vergeblich die Kaserne, um sie wieder frei zu bekommen; schließlich wurde die Werbestelle aus der Stadt hinaus nach der Elisabeth-Kaserne verlegt; ihr Leiter war damals ein entlassener Volksschullehrer Drahota aus Mainz.

Arbeitslosigkeit und Vertrauensseligkeit

Frankreich wußte die große wirtschaftliche und politische Not in Deutschland trefflich auszunutzen und die Werbetätigkeit allezeit in die richtigen Bahnen zu lenken. Nach dem Kriege war es ja vor allem die zunehmende Arbeitslosigkeit[2]), die den Werbern ihre Tätigkeit so erleichterte. Wie gern sucht der junge Deutsche den sagenumkränzten Rhein auf; nach altem Brauch wandert er zu Fuß durch die Rheintäler und knüpft hier und da mit lustigem Rheinlandvolk ein Gespräch an. Ahnungslos gibt er auch dem Herrn Auskunft, der sich so teilnehmend nach Heimat und Beruf erkundigt. „Ein günstiger Zufall" will es, daß der Fremde gerade Leute dieses Handwerks sucht. Er stellt gutes Gehalt, freie Wohnung und Verpflegung in Aussicht und der junge Mann willigt ein, zumal die Arbeitsstätte in der Nähe ist, und der nette Herr ihn gleich mitnehmen will; nach rheinischer Sitte trinken sie zuvor noch ein Glas Wein auf ein gutes Arbeitsverhältnis. Aus einem Glas werden mehrere, dazu wird tüchtig geraucht und im halben Rausch gehts in den Zug. Am anderen Morgen erwacht der junge Mensch — jenseits der Grenze. Statt des freundlichen Herrn führen französische Gendarmen den Betrogenen zu seiner neuen Arbeitsstätte — in die Kaserne. Tausenden von jungen Deutschen ist es so gegangen.

So befragte z. B. 1925 im Wartesaal des Bahnhofes Gemünden in Unterfranken ein Unbekannter einen Arbeiter nach den dortigen Arbeitsverhältnissen; er werbe für die Firma H. Holzmann in Frankfurt a. M. Arbeiter für Australien an. Der Gemünder Arbeiter verpflichtete sich für eine zweijährige Arbeitszeit. Durch Anfrage bei der Firma erfuhr man, daß die Sache Schwindel war und es sich nur um eine Anwerbung zur Legion handeln konnte.

Ein Opfer seiner Vertrauensseligkeit wurde dagegen 1920 ein Diener in Leipzig, den ein unbekannter „Fabrikbesitzer Dagobert La Parre" unter sehr günstigen Bedingungen mit auf seine Güter in Nizza nehmen wollte. Trotz einer Warnung fuhr der Diener ab, schrieb noch aus Wiesbaden einen kurzen Gruß an seine Angehörigen; das war die letzte Nachricht von ihm.

Die französischen Besatzungstruppen fördern die Werbung vom Offizier bis zum einfachen Soldaten. Der minderjährige Kö. aus Verden a. Aller war mit drei Kameraden in Mainz auf Arbeitssuche; in ihrer Not bettelten sie auf der Straße einen französischen Soldaten an. Der gab ihnen Bier zum Besten und führte dann die Angetrunkenen zur Werbestelle.

[1]) Im Mai 1925 soll das rührige C.R.E. jeden Donnerstag etwa 30 Geworbene über Trier-Perl-Sierk nach Metz gesandt haben.

[2]) Noch nie war der Andrang zur F.L. so groß wie in diesen letzten Monaten.

Auf Grund einer Zeitungsanzeige, nach der kaufmännisches Personal bei hohem Gehalt gesucht wurde, ließ sich ein junger Innsbrucker 1919 nach Paris locken. Ein Auto brachte ihn in die Kaserne, wo er noch 14 Mann traf, die auf ähnliche Weise betrogen worden waren. Am 13. Tag gelang es ihm zu entfliehen.

„Wiederaufbau"

In den ersten Jahren nach dem Kriege war die Lüge von der Wiederaufbautätigkeit in Frankreich ein beliebtes Werbemittel. Ein Sachse namens Prager oder Prater soll damals in Wien zahlreiche Erwerbslose für diese Arbeiten gedungen haben. Er sicherte ihnen reichliche Entlohnung und eine Sonderprämie von 7000 Kronen zu. Im März 1920 sind etwa 200 Arbeitssuchende mit dem französischen Agenten nach Chambery in Frankreich gefahren; dort erst erfuhren sie, daß es sich um die F.L. handelte, und in der Not und infolge glänzender Schilderung vom Legionärsleben unterschrieben sie schließlich die Verpflichtung. Die sich Sträubenden wurden durch Hunger und Freiheitsentziehung gefügig gemacht.

Auf eine Anzeige in einer deutschen Zeitung fuhr Richard Weiß im Juni 1922 nach Straßburg, um sich zur Arbeit im zerstörten Gebiet Nordfrankreichs zu melden. Er wurde dort mit etwa 250 deutschen Arbeitswilligen nach Dijon verladen, wo angeblich Arbeitsgerät empfangen werden sollte. Da es sich dort „versehentlich" nicht vorfand, wurden sie nach Marseille weitergeleitet und von hier die Reise zur „Arbeitsstelle" zu Schiff fortgesetzt. Nach mehrtägiger Seefahrt fanden sie sich plötzlich in Oran in Algerien, wo sie unter schwarzer Bedeckung nach dem Lager der F.L. gebracht und gegen ihren Willen zu Legionären gestempelt wurden. — Leider sind damals Anzeigen zur Anwerbung Deutscher im französischen Aufbaugebiet in deutschen Zeitungen von den Behörden geduldet worden.

Eine ebenso niederträchtige Art der Werbung schildert v. Papen in seinem Buche. Zwei frühere Legionäre sagten vor der Kriminalpolizei zu M. am 10. Dezember 1920 aus, daß sie im Juni 1919 in Saargemünd von Louis Licht aus Saarbrücken und Wilhelm Bauer aus Landau für das zerstörte französische Gebiet angeworben seien. Unter den Arbeitsvertrag hatten die Werber unbemerkt eine Legionsverpflichtung mit Pauspapier gelegt, so daß sich die zwei Arbeitswilligen durch ihre mit Tintenstift geleistete Unterschrift ohne ihr Wissen zugleich für den fünfjährigen Dienst bei der F.L. verpflichteten. Auf Grund des Legionsvertrags mit der erschlichenen Unterschrift wurden sie trotz ihres Einspruchs zwangsweise in die F. L. gesteckt, aus der sie nach $^5/_4$ Jahren flüchteten. — Den deutschen Behörden sind mehrere dieser Fälle bekannt geworden. Man hat aber nichts davon gehört, daß die deutsche Regierung gegen diese unerhörten Vergewaltigungen deutscher Staatsbürger Schritte unternommen hat.

Oberschlesische Bergarbeiter

Als der französisch eingestellte Völkerbund Oberschlesien vom Deutschen Reiche losriß, wurden Zehntausende von deutschen Bergleuten brotlos; das benutzte die Legionswerbung, um viele dieser Unglücklichen in die französische Bergindustrie zu locken und sie dann durch Not, Betrug oder Gewalt der F.L. zuzutreiben.

Ruhrkommunisten

Der Kommunistenaufstand im westfälischen Industriegebiet im Jahre 1920 war durch General Frh. v. Wattern niedergeschlagen worden; die zersprengten Rotgardisten sammelten die Franzosen in einem Lager bei Siegburg und wußten sie nach guter Verpflegung und vielen Versprechungen zu Hunderten für die F.L. zu werben. Bonner Einwohner beobachteten damals, wie täglich mindestens 10 Rotgardisten unter Führung eines französischen Unteroffiziers auf der Straßenbahn nach Bonn gebracht wurden, um über Mainz-Marseille nach Afrika verschickt zu werden. Welche Ironie des Schicksals: Diese „Nie-wieder-Krieg-Leute" knechten für den französischen Imperialismus in einem der grausamsten Kriege das freie Volk der Araber.

Sonderbündler und Landesverräter

Ebenso liefen den Werbern zahllose Sonderbündler vom Rhein-, Pfalz- und Saargebiet ins Garn. Sie hatten ausgespielt und konnten sich in der Heimat nicht mehr blicken lassen. So ist z. B. der als Führer der Sonderbündler bekannte Krefelder Gastwirt Willi Weiß, in dessen Wirtschaft sich das Hauptquartier befand, in die F.L. eingetreten, wo er jetzt Unteroffiziersdienste tut. — Desgleichen werden alle im Dienst französischer Spionage stehenden Deutschen, die man hierzu nicht mehr verwenden will, unter der Drohung, sie sonst an Deutschland auszuliefern, zur F.L. gezwungen; das geschah besonders beim Abzug der Franzosen aus dem Ruhr- und Kölner Gebiet gegenüber den dort ansässigen Verrätern, die ja bei Rückkehr der deutschen Verwaltung schwere Bestrafung zu erwarten hatten. Auch solche, die das

besetzte Gebiet aufsuchen, um sich einer deutschen Strafverfolgung zu entziehen, werden von den Überwachungs- und Paßprüfstellen den Werbern zugeführt.

Entlassene Polizeibeamte, Freischärler und Reichswehrsoldaten

Um die im Weltkriege bewährten vorzüglichen Eigenschaften des deutschen Soldaten für die Legion nutzbar zu machen, sind die Werber angewiesen, sich besonders an abgehende Reichswehrsoldaten, entlassene Schutzpolizeibeamte und ehemalige Angehörige der Freikorps heranzumachen. So haben sie leider zahlreiche Schutzpolizeibeamte, die seinerzeit durch den rechtswidrigen Einbruch der Franzosen ins Ruhrgebiet um ihre Stellung kamen und anscheinend bei der deutschen Regierung kein Verständnis für ihre Lage fanden, durch falsche Versprechungen für die Legion geködert. Leider verfielen auch verdiente, tapfere Soldaten bei Auflösung der deutschen Freikorps durch Betrug und Gewalt der Legion.

Otto Peukert, der nach dreimaliger Verwundung im Kriege beim Grenzschutz Schlesien (Dtach. Hasse) bis 1920 tätig war, nahm auf eine Zeitungsanzeige hin als Elektrotechniker Arbeit bei den französischen Kasernen in Gleiwitz an; darnach wurden er und vier andere von den Franzosen mit gleichen Arbeiten in Ludwigshafen in der Pfalz beschäftigt. Bei der Entlohnung wurden die fünf zu einem Essen mit Wein eingeladen, wobei sie bald ihre Besinnung verloren. Am nächsten Tage eröffnete ihnen ein französischer Major, sie hätten sich tagszuvor zur französischen Fremdenlegion verpflichtet. Peukert bestritt das und kämpfte um sein Recht und seine Freiheit, wurde aber nach seiner Aussage gefesselt über Metz, Marseille in die F.L. verschleppt. Als er dort die Annahme des Handgeldes verweigerte, erhielt er 20 Tage Arrest. 1925 gelang ihm die Flucht nach Deutschland.

Ebenso wurden der Reisende Peter Kl. aus Gelsenkirchen und ein Bergmann aus Königsteele im Sommer 1925 durch gespendetes Bier betäubt und der F.L. einverleibt. — Nicht so leicht machte es den Werbern Karl K. aus St. Als er am 24. Juni 1925 nach Magdeburg fahren wollte, um bei der Reichswehr einzutreten, bot ihm auf Bahnhof Hannover ein Herr Zigaretten an, die ihn besinnungslos machten. Anderntags befand er sich in Dortmund, schrieb eine Karte nach Haus und verlor nach einem vorgesetzten Glas Bier wieder die Besinnung. Als er dann in Saarbrücken aufwachte, wollte man ihn unter zwei Mann Bewachung nach Frankreich schaffen; es gelang ihm aber unterwegs aus dem Kraftwagen zu springen und zu entfliehen. Der vaterländische Verband, dem er angehört, berichtet, daß er nach Empfang der Karte aus Dortmund und zweier Karten aus Saarbrücken Verdacht schöpfte und dies sofort der Kriminalpolizei meldete. Diese aber hätte ein Einschreiten mit der Begründung abgelehnt, die deutsche Regierung sei demgegenüber machtlos, da sich K. im besetzten Gebiet befunden hätte.

Bei dieser Einstellung der Behörden ist es kein Wunder, daß die Franzosen sogar versuchen, deutsche Reichswehrsoldaten in die F. L. zu verschleppen. Nach der deutschen Soldaten-Ztg. (Nr. 18/25 vom 25. Sept. 1925) geriet 1925 ein nach dem Rheinland beurlaubter Reichswehrsoldat versehentlich in einen Ort des besetzten Gebiets. Von einem französischen Kriminalbeamten wurde er trotz Gegenwehr festgenommen und auf das Geschäftszimmer der französischen Kriminalpolizei in Mettmann gebracht. Hier versuchte man ihn durch Kaffee mit viel Schnaps betrunken zu machen, um ihn bei glänzendster Schilderung der F.L. hierfür zu pressen, doch ohne Erfolg. Da warf man ihn in das Polizeigefängnis zu Düsseldorf und versuchte ihn über die Reichswehr auszuhorchen — ebenfalls ergebnislos. Darauf wurde er kriegsgerichtlich wegen Betreten des besetzten Gebietes, falschen Passes und tätlichen Angriffs auf einen Beamten zu 45 Tagen Gefängnis unter Anrechnung der Untersuchungshaft und 20 M. Geldstrafe verurteilt. Nach Verbüßung der Strafe, nach 47 Tagen im ganzen, wurde er endlich entlassen. Die ihm bei der Verhaftung abgenommenen Sachen erhielt er nur z. T. zurück. Meines Wissens ist in keinem der angeführten Fälle Rechenschaft von Frankreich gefordert worden.

Das Saargebiet

Nach § 141 des auf das Saargebiet zugeschnittenen Strafgesetzbuches wird derjenige, der es unternimmt, Einwohner des Saargebietes zum Dienst im Heere eines fremden Landes zu veranlassen, mit einer Gefängnisstrafe nicht unter drei Monaten bestraft. Trotzdem wird die Anwerbung zur F.L. sowie ihre Werbestelle in Saarbrücken nicht nur von der Regierungskommission geduldet, sondern sogar unterstützt. Es ist erwiesen, daß die Franzosen in zahlreichen Fällen Saarländer und besonders solche, die in Elsaß-Lothringen geboren sind, dem französischen Heeres-

dienst zugeführt haben. Die Regierungskommission hat es jedoch bisher nicht für angebracht gehalten, gegen derartige Verletzungen der Verträge vorzugehen.

Die politischen Parteien haben sich durch Eingaben an die Saarbrücker Regierung und den Völkerbund gegen dieses Verhalten der Regierungskommission gewandt und der Landesrat des Saargebiets hat gegen die gesetzwidrige Verschleppung von Saarländern in die Legion scharfen Einspruch erhoben. Die Saarbrücker Zeitung hat im Sommer 1925 sogar an Hand von photographischen Urkunden den untrüglichen Beweis von der Legionswerbung im Saargebiet erbracht. Trotzdem nimmt das Treiben der Werber seinen Fortgang und die Regierung greift nicht ein.

Im September 1925 wurde aus Alschbach im Saargebiet gemeldet, daß ein Unbekannter zwei junge Burschen unter dem Vorgeben, ihnen Arbeitsgelegenheit in Frankreich zu verschaffen, bewog, mit ihm zu fahren. Ein Arbeiter aus St. Ingbert aber hatte Verdacht geschöpft und rief durch Fernsprecher die Saarbrücker Kriminalpolizei an, die den Fremden, der unzweifelhaft ein Legionswerber war, bei der Ankunft in Saarbrücken festnahm und die jungen Leute befreite. Desgleichen wurde in Großrosseln i. Saargebiet im Juli 1925 ein Werber ertappt.

Bezeichnend ist das Verhalten der Regierungskommission im folgenden Falle: Ein gewisser Moses aus St. Ingbert suchte im Sommer 1924 mit mehreren Kameraden die französische Werbestelle in Saarbrücken, Vorstadtstr. 42, auf. Während man seine jüngeren Kameraden wegen Schwäche zurückwies, stellte man ihn den Saarbestimmungen zuwider ein. Der Junge bereute den unüberlegten Schritt und sein Vater machte eine Eingabe zur Herausgabe seines Sohnes an die Regierungskommission; diese aber wies ihn ab, weil sie nichts zur Freigabe des jungen Mannes tun könne, da er volljährig sei. 1925 befand er sich noch bei der 12. Komp. des Fremdenregiments von Fez-Dschedid in Marokko. Eine Aufnahme von dort zeigt ihn mit 13 anderen Saarländern, gruppiert um eine Tafel mit der Inschrift: „Es lebe die Saar".

Verschleppung Minderjähriger

Ganz unverantwortlich ist es, daß die unter französischem Einfluß stehende Regierungskommission nicht einmal die Verschleppung Minderjähriger in die Legion verhindert. So wurde z. B. der älteste, noch minderjährige Sohn eines armen Bergarbeiters, des Vaters von 9 Kindern, aus dem Saardorf Berus, in die F.L. gelockt. Um die Minderjährigkeit zu verdecken, wurde der Junge um zwei Jahre älter gemacht. Als dann der Vater im Bergwerk verunglückte, wandte er sich mehrfach an die Regierung wegen Herausgabe seines Sohnes, doch immer vergebens.

Mit der Verschleppung Minderjähriger in die Legion beschäftigte sich auch eine Eingabe über die Mißstände in der Verwaltung des Saargebiets, die die Landesratfraktionen der Deutsch-Saarländischen Volkspartei und der Zentrumspartei am 10. Januar 1925 gemeinschaftlich an den Völkerbund richteten. Es heißt hierin u. a.: „Die Werber der französischen F.L. entführen Minderjährige aus dem Saargebiet, ohne daß die sonst glänzend orientierte Oberste Polizeiverwaltung eingreift. Es macht den Eindruck, als ob die Gesetze nur gegen die Saarländer, nicht aber zu ihrem Schutze da sind. Es rührt sich keine Hand in den dem Herrn Präsidenten Rault unterstehenden Abteilungen des Innern und des Äußeren, um die nach Afrika verschleppten, unglücklichen minderjährigen Fremdenlegionäre in ihre Saarheimat zurückzuführen." Der Eingabe ist ein Verzeichnis von 38 zum Teil minderjährigen Saarländern beigefügt, die widerrechtlich für die F.L. angeworben wurden[1]).

Einspruch des Landesrats

In seiner Sitzung vom 5. Februar 1925 nahm der Landesrat — nicht zum ersten Male — scharf gegen die gesetzwidrigen Zustände bezügl. der Legionswerbung Stellung. Es vergehe kaum ein Tag, sagte unter anderem der Sprecher des Zentrums, Abgeordneter Levacher, an dem nicht irgendeine tief betrübte Mutter oder ein gebeugter Vater zu ihm komme, die ihn um Vermittelung für ihr Kind angingen, das in der F.L. schmachte. 14 minderjährige Saarländer ständen in der Legion in Tunis oder anderen französischen Kolonien. Der Landesrat habe bereits früher eine Eingabe an den Völkerbund gerichtet; die Regierungskommission habe jedoch bestritten, daß im Saargebiet eine Werbestelle der F. L. sei oder französische Garnisonstruppen etwas damit zu tun hätten. Dies widerlegte der Abgeordnete durch Vorlesen des in seine Hände gelangten Berichts eines französischen Majors der Saar-

[1]) Eine neuerliche Denkschrift der Parteien vom Aug. 1926 stellt fest, daß die Klagen über die Verschleppung Minderjähriger noch heute zu Recht bestehen.

Garnisonstruppen über einen Minderjährigen: „Der N. N. hat sich heute zur F.L. gemeldet. Ich habe ihn an das Werbebüro in Metz verwiesen." Nachdem Levacher noch erwähnt, daß er sich anfangs Dezember 1924 an den Präsidenten der Regierungskommission zwecks Freigabe eines minderjährigen Saarländers gewandt, aber bis dahin noch keinen Bescheid erhalten habe, weist er auf den Widersinn hin, daß man ausgerechnet Frankreich die Vertretung der auswärtigen Interessen des Saargebietes übertragen habe; wenn man also in der Sache der F.L. etwas unternehmen wollte, müsse man es durch Frankreich gegen Frankreich tun.

Die Werbestelle in der Bergwerksdirektion

Auch diese Aussprache im Landesrat und scharfe Angriffe in den Zeitungen fruchteten nichts. Die französischen Werber setzen ihr verbrecherisches Treiben mit unglaublicher Frechheit fort in der Zuversicht, daß der Einfluß Frankreichs in der Völkerbundskommission diese Tätigkeit zulasse. Man war nur so vorsichtig, die Werbestelle nach ihrer Aufdeckung im ehemaligen Bezirkskommando der Saarbrücker Vorstadtstraße nun in ein amtliches Gebäude, in die Bergwerksdirektion, zu verlegen, und zwar in die Geschäftsstelle des Vertreters des französischen Auswärtigen Amtes, Köchlin, der auch 2. Vorsitzender der „Société des amis de la Sarre" und Führer des berüchtigten „Saarbundes" ist.

Diese Ungeheuerlichkeit wurde plötzlich durch den Fall Mathäs offenkundig. Der Maschinist Heinrich Mathäs aus Bochum war auf der Suche nach Arbeit im August 1925 auf dem Hauptbahnhof in Essen an einen Werber geraten, der ihn unter Zusicherung guter Arbeitsmöglichkeit über Saarbrücken nach dem Grenzort Hanweiler lockte, um ihn zu Fuß nach Saargemünd zu dem „Arbeitsbureau" zu führen. Mathäs aber wußte, daß Saargemünd bereits in Elsaß-Lothringen liegt, und weigerte sich, weiter zu gehen. Darauf fuhr der Werber mit ihm nach Saarbrücken zurück und brachte ihn, wie Mathäs vor der Staatsanwaltschaft in Saarbrücken unter Eid aussagte, in die Bergwerksdirektion. Hier auf Zimmer Nr. 17 erfuhr er, daß er für die F. L. angeworben werden sollte. Der dortige Beamte erklärte ihm ausdrücklich, daß dieses Bureau Werbungsarbeiten für die Legion zu erledigen habe. Mathäs, über die Legion genügend unterrichtet, konnte sich noch der Werbung entziehen. Die Staatsanwaltschaft hat sich der Angelegenheit angenommen; ob die Zustände dadurch geändert werden, ist eine andere Frage.

Folgen der Werbung im Saargebiet

Die traurigen Folgen des Verhaltens der Regierungskommission machen sich in den Verlustnachrichten aus Marokko ernstlich bemerkbar. Bis Juli 1925 hatte man Kunde, daß bereits 12 jüngere Saardeutsche gefallen waren, 9 aus Hanweiler, 2 aus Kirkel und 1 aus Rohrbach bei St. Ingbert. Über die Zahl der Verwundeten ist nichts sicheres bekannt. Nur ein im Oktober 1925 entlassener 18jähriger Legionär machte darüber einige Angaben.

Als er zur Legion geschafft wurde, traf er in Constantine mit Elsässern und in Oran mit einem frisch aus Metz kommenden Transport von 47 Saarländern zusammen, Leuten aus Saarbrücken, Mettlach, Merzig, Völklingen, Dillingen, Saarburg und dem Birkenfeldischen; man hatte sie unter Arbeitsvorspiegelung nach einer Metzer Grube verschleppt und dort zu Legionären gepreßt. Nach einer Ausbildung von 8 Wochen wurde er mit den Saarländern, Elsässern und anderen Deutschen, zusammen etwa 160 Mann, an die Front geschickt, während Franzosen, Schweden und Holländer zurückblieben. Bei einem Überfall im Abschnitt Taza am 6. Juni 1925 erlitt seine Postenabteilung starke Verluste; er selbst einen Brustschuß. Die ärztliche Behandlung soll derart mangelhaft gewesen sein, daß von 23 verwundeten Saarländern innerhalb 2 Tagen 7 Mann an Wundfieber starben. Da er nicht mehr kv. war, wurde er mit 20 anderen wieder nach Deutschland abgeschoben, bar jeder Mittel, ohne eine Entschädigung oder eine Rente für seine Kriegsverletzung zu erhalten.

Werbung von Elsaß-Lothringern

Die Elsaß-Lothringer nehmen in der F.L. eine besondere Stellung ein. Mit der Annektierung des Reichslandes konnten elsässische und lothringische Legionäre, wenn sie in Elsaß-Lothringen geboren waren und vor dem Kriege dort gelebt hatten, naturalisierte Franzosen und als solche zum Offizier befördert werden, was anders-stämmigen Deutschen versagt ist. Ihrer Sprachkenntnisse wegen sind sie zur Ausbildung und Überwachung der anderen Deutschen in der Legion sowie als Legionswerber und Dolmetscher in Werbestellen und Sammellagern sehr erwünscht. Die Werber stellten daher auch nach dem Kriege den Elsaß-Lothringern eifrig nach, besonders den Ausgewiesenen und Verdrängten im besetzten Gebiet, die man gern mit dem Versprechen

köderte, sie könnten „als französische Heeresangehörige" mit ihren in Elsaß-Lothringen zurückgelassenen Angehörigen und Freunden wieder in Verbindung treten.

Auch der ausgewiesene Oskar G. hatte eine Wiedervereinigung mit seiner in Mühlhausen zurückgebliebenen Frau erhofft, als er 1920 in die Legion trat; er wurde anfangs in Epinal zum Bau von Geschützständen verwendet, bald aber nach Afrika verschickt, wo auch ihn die grausame Behandlung zur Flucht trieb.

Um die Werbung zu erleichtern, verbreiten die französischen Behörden geflissentlich die Behauptung, Elsässer und Lothringer befänden sich nur noch als Offiziere und Unteroffiziere in der Legion. Das trifft höchstens für die Elsaß-Lothringer zu, die jetzt französische Staatsangehörigkeit haben, aber nicht für die vielen Vertriebenen, die auch nur Kanonenfutter abgaben, wie es oben der Saarländer bestätigte.

Werbeschriften

Die Tätigkeit der Werber wird durch deutsch geschriebene Lockschriften und spannende Erzählungen von Abenteuern der Legionäre gut unterstützt[1]). Außerdem versucht man harmlose Aufsätze über die F.L., die aber die Werbung fördern, in deutsche Zeitungen zu bringen. Leider gibt es im besetzten Gebiete — außer der im Solde Frankreichs stehenden Presse — deutsche Blätter, die es mit ihrer Ehre vereinbar halten, solche Werbeaufsätze abzudrucken.

Auch im unbesetzten Deutschland bringt es französische Unverfrorenheit fertig, eine verlogene Flugschrift „Wahrheiten über die Fremdenlegion" durch ihre Vertretungen in Deutschland, z. B. durch das französische Generalkonsulat in Berlin, zu vertreiben. Unter Verschweigung des Drucks und Verlags wird als Verfasser ein angeblicher Fremdenlegionär Emil Schmalz genannt, der das Machwerk 1923 in Offenburg geschrieben haben soll. Es wäre wichtig, zu erfahren, ob die deutsche Regierung gegen die Verbreitung dieser Flugschrift eingeschritten ist.

Der Legionärsvertrag

Erpressung der Unterschrift

Sind die Opfer der Werber erst einmal in der Werbestelle oder im Sammellager, dann hat ihre Freiheit ein Ende; sie werden dauernd überwacht und dürfen das Gebäude (meist eine Kaserne) nicht verlassen. Zunächst werden sie einem scharfen Verhör über militärische, politische und wirtschaftliche Dinge unterzogen. Kommen sie aus einer Fabrik, besonders einer chemischen, so wird aus ihnen herausgeholt, was man dort herstellt und durch welches Verfahren. (Handelsspionage!)

Dann wird ihnen Essen vorgesetzt und bei Wein und Zigaretten schildert man ihnen den „Dienst in der französischen Kolonie" oder in „der Kolonialtruppe" in den verlockendsten Farben und macht ihnen neben der Aussicht auf ein Handgeld von 500 Fr. (jetzt anscheinend nur 750 der entwerteten Fr.) die größten Versprechungen, bis sie schließlich den französischen Schein, den sie meist nicht verstehen, ahnungslos unterschreiben und sich damit für den Dienst in der F.L. für 5 Jahre verpflichten. Wer die Unterschrift verweigert, wird durch Entziehung der Nahrung und Einzelhaft dazu gezwungen. Nutzt auch das nichts, dann wird wirkungsvollere Gewalt angewendet; man sperrt den Betreffenden z. B. in eine Zelle, die bis zu 30 cm Höhe mit Wasser angefüllt ist und alle paar Stunden nachgefüllt wird, bis er gefügig ist.

Nach einigen Legionärsaussagen soll das im besetzten Deutschland unterschriebene Papier nur ein vorläufiger Verpflichtungsschein sein; der eigentliche Dienstvertrag werde erst auf französischem Boden, meist in Metz, nach der endgültigen ärztlichen Untersuchung unterschrieben.

Die ärztliche Untersuchung

Die erste ärztliche Besichtigung wegen der Tauglichkeit ist seit einigen Jahren, da der Menschenfang erfolgreicher ist, etwas gründlicher geworden, aber immerhin noch sehr kurz; es wird nur Wert auf gute Augen, gesunde Zähne und normale Füße gelegt. Früher war die Untersuchung oberflächlich; die Legionärsanwärter wurden

[1]) Leider sind die von ehemaligen Legionären verfaßten Schilderungen — auch ohne französische Einwirkung — oft so überspannt und abenteuerlich verfaßt, daß sie, mit phantasievollen Bildern geschmückt, dann eher anreizend als abschreckend wirken.

z. B. im Gänsemarsch an dem Arzt vorübergeführt und dieser rief bei jedem, wenn er nur seine vier Gliedmaßen hatte, „bon". Damit war dessen Einstellung gesichert. Die Einstellung von geistig Minderwertigen ist hierbei nicht ausgeschlossen. 1920 befand sich ein solcher in der Legion; seine Angehörigen versuchten vergeblich, ihn frei zu bekommen.

Minderjährige

Herkunft, Namen und Alter kann der Angeworbene nach Belieben angeben; es wird nicht nachgeprüft. Früher war das Mindestalter für den Legionär 18 Jahre; seit Juni 1920 wurde es auf 20 Jahre entsprechend der französischen Dienstpflicht, heraufgesetzt. Wollen 18- oder 19jährige in die Legion eintreten, so müssen sie bestimmungsgemäß eine amtlich beglaubigte Einwilligung des Vaters oder Vormunds vorlegen. Um diese Bestimmungen kümmert sich aber niemand bei der Einstellung der Legionäre und niemals wird nach einem Ausweis oder einer Zustimmungserklärung gefragt. Den Allzujugendlichen wird sogleich im Ton, der keinen Widerspruch zuläßt, gesagt: „Sie sind natürlich über 20 Jahre!" Nicht nur vor dem Kriege sondern bis in die neueste Zeit hinein wird immer wieder bezeugt, daß sich dauernd eine große Zahl von Minderjährigen in der Legion befindet. Georg Mentler[1]) erzählt von einem 18jährigen Elsässer aus guter Familie, der in der Legion zum Trunke angehalten wurde und verkommen ist. Chr. Müller[1]) berichtet von einem 17jährigen, der nach 1 Dienstjahr in der Legion durch Überanstrengung den Tod fand. Rudolf Pohlmey[1]) erzählt sogar von einem 14½jährigen deutschen Legionär, dessen Grab er neben dem anderer Minderjähriger auf dem Legionsfriedhof sah.

Auf Ansuchen der Eltern oder Vormünder von minderjährigen Legionären hat die deutsche Regierung es mehrfach durchgesetzt, daß junge Leute deutscher Staatsangehörigkeit, die am Tage des Vertragsabschlusses als Fremdenlegionär nicht volljährig waren, wieder entlassen wurden. Frankreich sucht diese Reklamationen natürlich mit allen möglichen Vorwänden zu hintertreiben, z. B. wird von einer Entlassung abgesehen, wenn der Jüngling bei seiner Anwerbung in unwahrer Weise seine Volljährigkeit bescheinigt hat oder wenn er eine Strafe abzubüßen hat.

Fehlerhafte Anwerbeakte

Herr v. Papen führt in seiner Schrift an, daß das Entlassungsgesuch für einen 15jährigen zurückgewiesen wurde, weil er wegen Fluchtversuchs vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte. Das ist vom rechtlichen Standpunkt aus völlig unhaltbar und die deutsche Regierung durfte sich mit der Zurückweisung nicht zufrieden geben. Es liegt hier einer der Fälle vor, die Dr. Albrecht Weiß in seiner Schrift „Die rechtliche Stellung des deutschen Fremdenlegionärs" als einen fehlerhaften Anwerbeakt bezeichnet; denn die einstellende Behörde mußte von dem Jungen den Nachweis des zurückgelegten 21. Lebensjahres fordern; ohne die Ermächtigung des gesetzlichen Vertreters ist die Zustimmung des Minderjährigen zum Eintritt nichtig.

Das ist Rechtens, wenn auch die französische Regierung nur die Verpflichtung zugeben will, einen Legionär zu entlassen, sobald er unter 18 Jahren ist. Bei einem Verfahren wegen Flucht eines Minderjährigen muß ein Kriegsgericht gerechterweise dahin erkennen, daß keine Fahnenflucht vorliegt, da der Betreffende infolge fehlerhaften Anwerbeaktes gar nicht Legionär war.

Die Franzosen ziehen die Reklamationsverhandlungen derart hin, daß bis zur Entlassung eines Legionärs Jahre vergehen; sie geben ihn auch erst frei, sobald er das Handgeld von 500 Fr. zurückgezahlt hat und das ist für unvermögende Eltern außerordentlich schwer aufzubringen. Der oben erwähnte Kö.... aus Verden, der bei seiner Anwerbung 1920 noch nicht 20 Jahre alt war, wurde erst im September 1922 entlassen. Julius Abendroth, der sich 1920 in der Ulanenkaserne in Saarbrücken als Arbeiter für das zerstörte Gebiet Nordfrankreichs gemeldet hatte und mit 17 Jahren in die Legion eingestellt worden war, konnte nach vielen Anstrengungen der Eltern mit Hilfe des Auswärtigen Amtes und des Roten Kreuzes erst nach 2½jährigem Dienst freikommen.

[1]) Siehe S. 391 bzw. 394.

Was bezüglich des fehlerhaften Anwerbeaktes bei Minderjährigen gesagt wurde, gilt auch, wenn der Zustand des Vertragschließenden die freie Willensbestimmung bei der Werbung ausschloß. War also die Unterschrift unter die Legionsverpflichtung im Zustande der Trunkenheit, unter Gewalt oder in Geisteskrankheit und Geistesminderwertigkeit gegeben, so ist der Vertrag nichtig. Anfechtbar ist er, wenn der Wille des Verpflichteten durch falsche Vorspiegelung, arglistige Täuschung oder Irrtümer beeinträchtigt war. Beides liegt aber, wie wir in vielen Beispielen nachgewiesen haben, in zahllosen Fällen vor[1]).

Die Verschiebung nach Afrika

Bis zum Hauptsammellager Metz, wo in der Regel die Einkleidung vor sich geht, werden die Verpflichteten durch befriedigende Verpflegung, Wein und Zigaretten bei guter Stimmung erhalten; dann aber mit der Überführung nach Marseille ins Fort St. Jean setzt die rücksichtslose, grauenvolle Legionsbehandlung ein. Über die dortigen Schlafräume schreibt J. Abendroth[2]): „Auf dem Boden lag faulendes Stroh, das derartig mit Läusen, Flöhen und Wanzen bevölkert war, daß die einzelnen Strohhalme zu leben schienen." Und über die Beschäftigung, die im Steinekarren, Abortreinigen usw. besteht, und über die Verpflegung im Fort äußert er sich: „Dann wurden wir an die Arbeit getrieben mit rohen Stößen und Flüchen .... je 10 Mann erhielten einen Kübel zusammengekochter Kohlblätter und Kartoffeln. Ohne Gabel, Messer oder Löffel bekamen wir alles vorgesetzt und sahen uns gezwungen, den ekelerregenden Brei mit den Händen aus dem Topf zum Munde zu führen."

Wenn St. Jean überfüllt ist, werden die neuen Legionäre im Fort de Jouvre untergebracht, wo die Behandlung anscheinend besser ist. Hier gibt es einige „Aufmunterungsdeutsche", langgediente Legionäre, die die Aufgabe haben, ihre betrogenen und entrüsteten Landsleute durch Schilderungen des besseren Lebens in Afrika bei gutem Mut zu erhalten und ihnen alle Befürchtungen auszureden. — Nach einem mehrtägigem Aufenthalt in Marseille bringt ein Dampfer den frischen Legionsersatz nach Oran in Algerien, von wo aus die Rekruten den verschiedenen Fremdenregimentern zugeführt werden.

Abwehr gegen die Werbung zur Legion

In der Vorkriegszeit bemühten sich die deutschen Behörden eifrigst, die französische Werbetätigkeit für die F.L. zu bekämpfen, und unterstützten in jeder Weise die bestehenden Stellen zur Warnung vor der Legion; u. a. wurden auch bei allen Truppenteilen Vorträge über die F.L. gehalten. Heutzutage genügen die Abwehrmaßnahmen der Reichsregierung sowie Aufklärung und Warnung bei weitem nicht.

Amtliche Warnung und Abwehrmaßnahmen

Das preuß. Ministerium für Handel und Gewerbe hat unterm 23. April 1925 verordnet, daß in den Fach- und Fortbildungsschulen, in Arbeitsnachweisen und Berufsberatungsstellen in regelmäßigen Zwischenräumen und bei jeder sich bietenden Gelegenheit vor der F.L. gewarnt wird. Wenn, wie behauptet wird, solche Warnungen auswanderungslustige Kreise im Hinblick auf die Marokkokämpfe geradezu zum Eintritt in die Legion gereizt hätten, dann muß die Aufklärung wohl in falscher Weise geschehen sein. Der Unterricht an den genannten Stellen über die Legion und ihre Werbetätigkeit, der auch auf alle Reichswehrsoldaten und Polizeibeamte auszudehnen ist, sollte nach amtlich abgefaßten Aufklärungsschriften erfolgen.

Im allgemeinen entsprechen die von deutschen Gerichten über Werber verhängten Strafen nicht dem furchtbaren Schaden, den sie dem einzelnen und dem Volkstum antun. Wohl hat das Gericht zu Frankfurt a. M. gegen den Privatdetektiv Paul Moysiczik aus Breslau, der wegen Landesverrats vom Reichsgericht zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilt war und nun noch wegen Verschleppung zur F.L. angeklagt wurde, auf eine Gesamtzuchthausstrafe von 12½ Jahren, 5600 M. Geldstrafe und übliche

[1]) Siehe auch über die Rechtsungültigkeit des Legionsvertrags S. 405 und die leider vergriffene Schrift von Victor Reven, Die Fremdenlegion (R. Lutz, Stuttgart).

[2]) „Im Solde Frankreichs." Von Friedrich Wenker.

Nebenstrafen erkannt. Glaubt man aber, daß die 6monatige Gefängnisstrafe gegen den früheren Lehrer Schäfer, der vor kurzem 5 junge Deutsche dem Werbelager Euskirchen auszuliefern versuchte, oder daß die von der Strafkammer Frankfurt a. M. gegen den Werber Richard Müller verhängte Strafe von 1 Jahr Gefängnis abschreckend wirken und die gewissenlosen und gerissen vorgehenden Menschenfänger künftig von ihrem verwerflichen Treiben abhalten wird?

Schwäche der Regierung — Zunahme der Werbung

Im Deutschen Offiziersblatt vom 4. November 1925 wird berichtet, daß man vor einiger Zeit von fünf ergriffenen Werbern, bei denen viel belastendes Material vorlag, zunächst vier laufen ließ und schließlich, auf Druck von Frankreich hin, auch den fünften freigab! Wir können nur dem beipflichten, daß solche Art Einschreiten die Franzosen nicht veranlassen wird, von der Werbung abzulassen.

Dieser Einstellung der deutschen Regierung ist es mit zu verdanken, daß die Zahl der Deutschen in der Legion ständig wächst[1]); im Jahre 1925 waren schon mindestens 70 vH aller Legionäre deutscher Abstammung. Der Telegraphenunion zufolge zählte die F.L. in Marokko im August 1925, 20000 Mann, davon 14000 Deutsche und Deutsch-Österreicher. Von den Verlusten entfielen damals nach dreimonatlichen Kämpfen 2500 Tote und rund 5000 Verwunderte auf die Deutschen. Wenn die amerikanische Hearst-Presse geringere Zahlen verbreitet, so hat diese Fälschung nur den Zweck, die deutsche öffentliche Meinung zu beruhigen und die Abwehrtätigkeit zu schwächen. Frankreich zählt absichtlich nur diejenigen als deutsche Legionäre, die der Legion aus dem Reiche zugeführt werden, und unterschlägt all die Deutschen, die es in Österreich, Schweiz, Polen, den Randstaaten, Tschechien, Rumänien und Südslawien einfängt.

Eine Denkschrift an den Völkerbund

Deutschland hätte bei seinem stärksten Anteil an der Zahl der Legionäre wohl die größte Veranlassung, gegen die Beseitigung dieser europäischen Schmach aufzutreten. Leider ist von deutscher Seite nichts dafür geschehen; wohl aber haben sich die anderen, von der Legion betroffenen Länder zusammengetan und Anfang 1925 dem Völkerbund eine Denkschrift „L'engagement à la légion étrangère et le droit international civil" überreicht, in der scharf gegen die Art der Verpflichtung zur F.L. Stellung genommen wird. Diese 8 Seiten umfassende Schrift bemüht sich, von allem Gefühlsmäßigen abzusehen und nur durch unwiderlegliche juristische Ausführungen die Rechtsungültigkeit des Legionsvertrages nachzuweisen.

Jeder Vertrag müsse ein Erzeugnis des freien Willens sein, dagegen sei der Vertrag, der einen Sklavenzustand herbeiführt, rechtsungültig. Durch Unterzeichnung des Söldnervertrages gehört aber der Legionär dem französischen Staate wie leibeigen an; denn der Staat hat dem Legionär gegenüber alle Rechte, der Legionär allein alle Pflichten; die Gegenleistung des Staates ist fast null. Der Staat ist dem Legionär gegenüber wie der Sklavenbesitzer gegenüber dem Sklaven sein eigener Gesetzgeber und Richter. Der Legionsvertrag unterscheidet sich von einem Sklavereivertrag nur in dem einen Punkte, daß der Söldner nicht verkauft werden kann; dafür aber braucht der Staat dem Legionär gegenüber nicht einmal die Vertragsdauer innezuhalten, sondern kann ihn zu beliebig langem Strafdienst zurückbehalten. Die Legionärsverpflichtung sei ein sogenannter „unmoralischer Vertrag", wie er in jedem zivilisierten Staat für ungültig erklärt wird; er habe alle kennzeichnenden Merkmale eines Sklavereivertrags und könne daher von keinem anderen Staat als gesetzmäßig anerkannt werden.

Es wird schließlich zur Schaffung einer übervölkischen Bestimmung folgenden Inhaltes aufgefordert: „Ein militärischer Vertrag zwischen einem bestimmten Staat und dem Bürger eines anderen Staates ist nur gültig, wenn der anwerbende Staat

[1]) Vgl. S. 386, 390, 394, 395. Eine Aufstellung über die Zusammensetzung des 1. Btl. des 2. Rgt. in Saida (Stärke 850 Mann) am 1. 1. 1921 gibt der ehem. Legionär Walter Hessel: Deutsche 46 vH, Russen 12 vH, Ungarn und Tschechen 11 vH, Dänen 8 vH, Franzosen 7 vH, Österreicher 5 vH, Bulgaren 3 vH, Polen 2 vH, Belgier, Luxemburger, Italiener, Spanier und andere Nationen je 1 vH. D. Schr.

den angeworbenen Fremden naturalisiert. Jederzeit lösbare Dienstverträge bedingen diese Verpflichtung nicht."

Die Verfasser der Denkschrift geben sich der Hoffnung hin, die Franzosen würden niemals mehr Minderjährige einstellen, wenn sie sie naturalisieren müßten, und sie würden für die „Menschenrechte" der als Legionäre naturalisierten Franzosen eintreten. Weit gefehlt! Mit der obigen Bestimmung würde man Frankreich nur das Recht in die Hand geben, anderen Staaten die jungen Arbeitskräfte zu rauben und sie bis zur Vernichtung zu verbrauchen. Die Werber werden schon für frische Ware sorgen. Das einzige Mittel, das gegen die Legion hilft, ist ihre Auflösung; leider hat die sonst so vorzüglich verfaßte Denkschrift diesen Schluß nicht gezogen.

Das Schriftstück mit seinem flammenden Einspruch gegen die Legion hat auf den Völkerbund keinen Eindruck gemacht; er, der sich mit allen möglichen nebensächlichen Dingen beschäftigt, hat für diese, in das Zusammenleben der Völker tief eingreifende Frage keine Zeit. Man sagt, die Urkunde sei auf Betreiben des französischen Vertreters Regnault in einer Versenkung verschwunden — eine Vorbedeutung für den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund und ein Hinweis, wie bei dieser Völkergesellschaft Angelegenheiten bearbeitet werden, die Frankreich unangenehm sind.

Die Legion im Dienst

Von Major a. D. Hans W. Fell in Berlin

Frankreich verdankt seinen afrikanischen und asiatischen Kolonialbesitz zum weitaus größten Teil den Bajonetten der F.L. In den wasserlosen Wüsten Nordafrikas, im Mangrovendickicht Dahomes und Madagaskars, in den fieberschwangeren Dschungeln Tonkins — überall haben die Bataillone der Heimatlosen für den Ruhm ihrer Fahne mit der mageren Inschrift „Valeur et Discipline" geblutet und Zehntausende der schmucklosen schwarzen Kreuzlein mit Namen und Matrikelnummer zurückgelassen, die ihren Weg zeichnen. Legendäre Heldentaten haben sie verrichtet, die kein Lied, kein Geschichtsbuch meldet. Warum sollten sie auch den Tod fürchten? Ihr Leben ist ja tausendmal schlimmer. Die Legion kämpft nicht aus Zwang oder um des Sieges willen, sie kämpft aus „Cafard", aus jenem eigenartigen, tollwütigen Halbirrsinn heraus, dem Sterben und Morden Wollust wird, weil das Dasein nicht mehr zu ertragen ist. Die F.L. ist das einzige Regiment des französischen Heeres, bei dem das Rückzugssignal nicht einmal im Manöver geblasen werden darf.

Vom rein militärischen Standpunkt aus ist die F.L. vielleicht das vollendetste Kampfwerkzeug, das sich ein Führer in Kolonialkriegen — nur für diese wird sie ausgebildet — wünschen kann. Aber mit welchen Opfern wird dieser Ruhm, von dem der arme Söldner selbst gar nichts hat, erkauft! Kein Parlament, keine humanitäre Gesellschaft, keine Regierung fordert Rechenschaft über die Fremden, die seit fast hundert Jahren täglich in allen Ecken der Welt für Frankreich verbluten oder unter unsagbaren Qualen an Strapazen, Überanstrengung und Krankheiten zugrunde gehen. Ihr Tod kostet ja nichts, keine Hinterbliebenenversorgung, keine Pensionen, nichts als das schwarze Holzkreuz, das die Fourgons der Kompanie in reicher Zahl mitführen. Wo sich eine Aufgabe bietet, deren Lösung nur mit Vernichtung der angreifenden Truppe bezahlt werden kann, wo ein Teil der Kolonne geopfert werden muß, um den anderen den Rückzug zu ermöglichen, stets heißt das Kommando: „En avant la légion!" Wir sehen es in unseren Tagen in Marokko und Syrien, wie es seit einem Jahrhundert in Algier, Mexiko, Indien die Regel war: die Vorhut des Marsches gegen den Feind, die Nachhut auf dem Rückmarsche, die Seitendeckung in dem weglosen Gebirgslande des Rif wie des Dschebel Druz bilden die fremden Landsknechte. So schont man das kostbare Blut weißer und farbiger Franzosen, vermeidet peinliche Interpellationen neugieriger Deputierter.

Militärische Ausbildung

Der gleiche Grundsatz beherrscht die Ausbildung der F.L. Rücksichtslosester Einsatz und Ausnutzung aller Kräfte bis zum letzten. Wer es nicht aushält, mag krepieren. Unter diesem Gesichtspunkt angesehen, ist das Ausbildungssystem recht zweckmäßig. Schießen, Felddienst und Exerzieren lernt der Legionär, der ja meist bereits in einem anderen Heere die militärischen Grundbegriffe erfaßt hat, spielend. Die Hauptsache aber ist für ihn marschieren, marschieren bis die Füße ein blutiger Klumpen, die Lungen ein ausgedörrter Fetzen sind, das Gehirn wie geschmolzenes Blei im verblödeten Schädel liegt. Darauf zielt die Ausbildung vom ersten Tage an. Jeden Morgen, wenn das lustig hüpfende Signal zum Wecken über die Backsteinkasernen von Saïda und Sidi-bel-Abbès erklungen ist, wenn die Legionäre in hastender Eile ihr „jus", den starken, anfeuernden Kaffee hinuntergeschüttet haben, beginnt der Tag mit dem berüchtigten „Déjeuner de la légion", dem Legionsfrühstück. Dreißig Minuten Dauerlauf ohne Pause. Seitenstiche, Atemnot, Herzklopfen gibts nicht. „Allez — schieb los!"[1]) Wer nicht mehr kann, wandert, wenn alle Püffe des Korporals nichts mehr nützen, zunächst ein paar Tage wegen Dienstverweigerung in die „salle de police".

Ist der Legionär in dieser Knochenmühle einigermaßen trainiert und in die Grundformen des französischen Reglements eingeweiht, so wird er, meist schon nach vier bis fünf Wochen, in die Kompanie eingestellt und nimmt dann an der zweiten Stufe der Marschausbildung, den wöchentlich mindestens zweimal stattfindenden marches militaires, teil. Für diese Übungsmärsche ist eine Mindestleistung von 40 km vorgeschrieben, die, von den reglementsmäßigen Pausen von fünf Minuten je Stunde abgesehen, in einem Zuge zurückzulegen sind. Das Pensum wird von Zeit zu Zeit auf 50, manchmal auf 60 Kilometer gesteigert. Die Marschübung wird grundsätzlich um 1 Uhr mittags, also in der heißesten Zeit angetreten, nachdem vorher der gewöhnliche Vormittagsdienst abgehalten worden ist. Die Truppe trägt dabei vollständige Feldausrüstung („tenue de campagne d'Afrique") mit vorgeschriebener Patronenzahl, Brennholz, eiserner Portion, Trinkwasser usw. (Die Fremdenregimenter besitzen zwar Feldküchen, müssen aber, da sie häufig in kleinen und kleinsten Abteilungen verwendet werden, ihre Verpflegung im Gepäck des einzelnen Mannes mitführen.) Es wird auf einer der von den Garnisonsorten ausgehenden schnurgraden schattenlosen Militärstraßen bis zur Hälfte der befohlenen Kilometerzahl vormarschiert, dann kehrtgemacht und eingerückt. Irgend eine taktische Idee liegt den Märschen nicht zugrunde, sie dienen ausschließlich der Erhöhung der Marschfähigkeit. Diese Märsche sind selbst für ältere Legionäre eine furchtbare Quälerei, bedeuten eine Auspressung aller Körperkräfte bis zum äußersten. Zurückbleiben, schlappmachen gibt es nicht, ist ein unverzeihliches Verbrechen, das schwerste, das der Legionär überhaupt begehen kann, denn zum Marschieren ist er da. Ist ein Mann gar nicht mehr weiter zu bekommen, so wird er, soweit Platz ist, mit den Schultern hinten an eins der Fahrzeuge gebunden und, wenn er die Füße nicht mehr regen kann, mitgeschleift. Sind diese „bevorzugten" Plätze besetzt, so nimmt man dem Maroden Waffen und Munition und läßt ihn liegen. Schweifende Beduinen und Raubtiere erledigen das weitere. „Marche ou crève" — marschier' oder verreck'!

In der unglaublichen Marschfähigkeit der F.L. liegt im Kolonialkriege, für den sie bestimmt ist, ihr größter militärischer Wert. Keine andere Truppe kann mit derartiger Schnelligkeit an gefährdete Punkte geschoben werden wie sie. Sie erreicht Leistungen, die für Linientruppen undenkbar erscheinen. Das II. Bataillon des 1. Fremdenregiments legte im Jahre 1912 bei einem Vorstoße an die Marokkogrenze in neun Tagen ohne Ruhetag 417 Kilometer zurück, das sind fast 46½ Kilometer am Tage. Die Truppe verlor dabei allerdings, ohne ins Gefecht getreten zu sein, allein 53 Tote und 102 Zurückgebliebene, die auch wohl restlos zugrunde gegangen sind. Noch gewaltigere Strecken bringen die sogenannten compagnies montées hinter sich, bei denen mit stündlicher Abwechslung die Hälfte der Mannschaft auf

[1]) In dem aus allen Sprachen gemischten Legionsjargon = „Vorwärts!"

Maultieren reitet, die auch das Gepäck der zu Fuß marschierenden Hälfte tragen. Die compagnie montée des 2. Regiments stellte im Jahre 1923 bei einem Übungsmarsch in der Umgegend ihrer Garnison den Rekord von 82 Kilometern an einem Tage auf. Bei diesen Ziffern muß man sich vor Augen halten, daß sie unter der unbarmherzigen Sonne Nordafrikas etwas ganz anderes bedeuten als im gemäßigten Klima Mitteleuropas, und selbst hier würden sie eine ungewöhnliche Leistung darstellen. (Übrigens sind alle Vorgesetzten vom Feldwebel aufwärts beritten.)

Nächst dem Marschieren, das immer in erster Linie steht, wird größter Wert auf die Schießausbildung gelegt, in der die Legion auch Vorzügliches leistet, ferner auf Patrouillendienst, Ausnutzung des Geländes und Feldpionierdienst. Gefechtsübungen im europäischen Sinne werden weniger betrieben, da sie auf afrikanischen Kriegsschauplätzen kaum in Betracht kommen. Ebenso wird wenig Wert auf geschlossenes Exerzieren, Griffe usw. gelegt. Das Ziel der ganzen Ausbildung ist höchste Steigerung der körperlichen Leistungsfähigkeit des einzelnen Mannes, auf den es im Kolonialkampfe ja meistens ankommt. Dem dienen auch die nebensächlicheren Dienstzweige, wie Turnen, Boxen, Fechten usw.

Die Ausbildung liegt im wesentlichen in den Händen der Unteroffiziere. Die Offiziere treten in die Erscheinung, wenn die Truppe zum Kriege oder zu größeren Übungen die Garnison verläßt, sowie stets bei den geheiligten marches militaires. Die Folge davon ist, daß der Legionär bei dem an anderer Stelle behandelten eigenartigen Strafsystem der Willkür der fast durchweg brutalen, ungebildeten und moralisch minderwertigen niederen Dienstgrade wehrlos ausgeliefert ist. Die meisten Unteroffiziere sind Franzosen[1]), aber es sind nicht die besten Elemente der Linienregimenter, die sich zum Dienste in der F.L. melden. Meist haben sie etwas auf dem Kerbholz, das sie durch ihren freiwilligen Eintritt in die Fremdenregimenter vergessen machen wollen. Irgendein menschliches Vertrauensverhältnis zu den Vorgesetzten besteht nicht, kann ja auch kaum bestehen. Der Unteroffizier ist der mitleidlose Peiniger, der Offizier kennt seine Leute kaum, ist auch naturgemäß durch eine unüberbrückbare Kluft von diesem Riffraff aller Länder geschieden.

Nach vorsichtiger Schätzung sind seit Aufstellung der Legion etwa 200000 Mann allein im Kampfe gefallen, davon ungefähr die Hälfte bis dreiviertel Deutsche. Wieviele Opfer der rücksichtslose und unmenschliche Raubbau mit Leben und Gesundheit der Landsknechte, den das Ausbildungssystem der Truppe darstellt, im Lauf der Jahrzehnte gefordert hat, wird sich niemals feststellen lassen.

Der Legionär als Arbeitssoldat

Die F.L. hat aber Frankreich seine Kolonien nicht nur erobert, sondern sie auch erschlossen und wertvoll gemacht. Wohl keiner der unzähligen Abenteuerlustigen und Leichtfertigen, die jährlich den listigen Werbern ins Garn gehen, würde auf ihren Schwindel hereinfallen, wenn er wüßte, daß er nicht einem vielleicht schweren, aber in seinen Vorstellungen immerhin romantischen Soldatenleben entgegengeht, sondern in erster Linie ein armseliger, ausgebeuteter Arbeitssklave wird.

Wer durch Algier, Tunis, in neuerer Zeit auch durch Marokko fährt, denkt wohl kaum daran, daß die tadellose breite Chaussee, auf der sein Auto leicht dahinrollt, die erstklassige Bahnlinie, die den Schnellzug bis tief in die Wüste führt, das Werk jener Männer in der blau-roten, heute kakifarbigen Uniform ist, die er mit mißtrauischer Neugier in den Straßen der kleinen nordafrikanischen Garnisonen beobachtet hat. Jener Ausgestoßenen, denen der brave Spießbürger Algeriens gern aus dem Wege geht, trotzdem er ihnen alles verdankt. Sobald die Legion in den jahrzehntelangen blutigen Kämpfen die braunen Herren des Landes wieder ein Stück ins Innere zurückgedrückt, ihre Blockhäuser tiefer in die Wüste vorgeschoben hatte, stellte sie die Flinte beiseite und nahm Schaufel und Hacke, Mauerkelle, Karst und Pflug in die rauhe Hand. Sie kann alles, kein einziger Beruf fehlt in diesem Sammelbecken verlorener Söhne. Der Geometer im Legionärsrock vermaß das Land, der Architekt zeichnete die Pläne der Häuser, der Ingenieur die Karten der Straßen,

[1]) Vgl. aber den Aufsatz Blümner über Ersatz und Werbeverfahren, S. 395 in diesem Heft.

Eisenbahnen und Bewässerungsgräben. Die große Masse ihrer Kameraden aber streifte die Ärmel hoch und ging stöhnend und fluchend an die furchtbare Arbeit unter dem ewig wolkenlosen Himmel. Zehn, zwölf Stunden lang, getrieben von der Fuchtel gefühlloser Vorgesetzter, bedroht durch ein Strafsystem von unmenschlicher Härte. Und wenn sich die Straßen und Bahnen streckten, wenn fruchtbare, wohlbewässerte Felder sich breiteten, wo vordem dürre Wüste war, und die freundlichen weißen Häuschen der kommenden französischen Ansiedler warteten, dann schulterten Geometer, Architekt, Ingenieur und Arbeiter wieder ihre Knarren und zogen weiter, zu neuem Kampf, neuer knochen- und nervenzermürbender Schufterei.

Was Algier ist, wurde es durch die F.L. Ein Beispiel: Vor 60 Jahren war Saïda ein elendes Araberdorf aus wenigen schmutzigen Lehmhütten, umstanden von ein paar struppigen Palmen am Rande eines sumpfigen Tümpels mitten in unfruchtbarer Wüste. Fieberdünste lagerten über der trostlosen Gegend. Heute ist es eine zwar langweilige aber freundliche Kleinstadt mit hübschen Gebäuden und einem schönen öffentlichen Park, umgeben von Weinbergen und wertvollem Ackerland, auf dem zahlreiche Bauern ihr Brot finden. Legionäre des 2. Regiments haben die ersten Häuser, die öffentlichen Gebäude, die mächtigen Kasernen gebaut, haben das Land auf viele Kilometer im Umkreis drainiert, haben den Park, der ein Museum der nordafrikanischen Flora ist, unter Leitung eines ihrer Kameraden, eines gelehrten Botanikers, angelegt.

So war es seit fast hundert Jahren, so ist es heute. Die gesamten öffentlichen Arbeiten in den Garnisonsstädten der Fremdenregimenter werden von Legionären ausgeführt. Vor mir liegt der Wochendienstplan einer Legionskompanie. Er führt fünfmal an Vor- oder Nachmittagen aus: Arbeitsdienst nach Anordnung des Platzkommandos. Die Zusätze des Feldwebels zeigen, daß darunter etwas anderes zu verstehen ist, als der Arbeitsdienst, den wir in der alten Armee kannten:

15 Mann zu Arbeiten im Stadtpark,
30 Mann zu Straßenarbeiten,
40 Mann zu Arbeiten für die Stadtverwaltung,
10 Mann zum Futterholen für die Spahikaserne,
10 Bestrafte zu Reinigungsarbeiten im Eingeborenengefängnis usw.

Wir sehen schon aus dieser kurzen Aufzählung, daß der Legionär von Militär- und Zivilbehörden als Mädchen für alles betrachtet wird. Nicht nur, daß er, der weiße Soldat, dem farbigen Spahi die Arbeit des Futterholens abnehmen muß, er wird sogar dazu verwendet, reine Zivilarbeit zu leisten, ja, man mutet ihm die Erniedrigung zu, den eingeborenen Strolchen und Verbrechern ihr verpestetes Gefängnis zu reinigen. Alle diese Arbeiten gehören zum normalen Dienst des Legionärs und werden nicht etwa besonders entlohnt. Die Ausbeutung geht aber noch weiter. Es ist gang und gäbe, die Legionäre als Sklaven an Privatunternehmer zu vermieten, und zwar werden sie auch dazu kommandiert, ohne daß man sie um ihre Einwilligung fragt. Sie erhalten dann eine gewisse, weit unter den ortsüblichen Löhnen liegende Entschädigung, müssen aber einen Teil davon an die Kasse ihrer Kompanie abliefern.

In den neuerschlossenen Teilen Marokkos geht ihre Kolonisationsarbeit genau so weiter, wie es die Truppe seit ihrer Gründung gewohnt ist. Auch dort kämpft nur der kleinere Teil, der andere scharwerkt an Bahn- und Wegebauten.

Es mag auch hier an die auf gleichem Gebiete liegende nur noch um viele Grade entsetzlichere Fronarbeit der Strafabteilungen erinnert werden, auf die an anderer Stelle näher eingegangen wird. Denn die Disziplinar-Bataillone gehören zur Legion — dreiviertel ihrer Angehörigen sind ehemalige Legionäre. Das Werk, an dem diese weißen Slaven zurzeit in der Einöde der Südsahara arbeiten, ist für Frankreich im höchsten Maße lebenswichtig: es sind die strategischen Bahnlinien und Heerstraßen, die die Verbindung zwischen Äquatorial-Afrika, dem Reservoir der schwarzen Armee, und dem Mittelmeer darstellen werden.

Löhnung

Und diese todesmutigen Soldaten, diese ausgezeichneten, unermüdlichen Arbeiter sind für Frankreich so billig, daß der erbärmlichste chinesische Kuli eine derartige Entlohnung ablehnen würde. Wenn man alle ethischen und nationalen Bedenken gegen die Legion beiseite läßt, so ist es schon unter rein materiellen Gesichtspunkten kaum glaublich, daß sich in unserem real denkenden Zeitalter noch Leute zu Tausenden finden, die ihr Leben, ihre Gesundheit und ihre Arbeitskraft auf fünf lange Jahre für einen solchen Spottpreis verkaufen.

Wie die Besoldungsverhältnisse sich unter der Einwirkung der gegenwärtigen französischen Inflation entwickelt haben, läßt sich nicht genau feststellen. Ich lege daher die Zahlen der Friedenswährung zugrunde. Danach erhält der Gemeine (soldat 2. classe) am Tage 5 Centimes, d. h. nach deutschem Gelde 4 Pfennige! Diese fürstliche Summe aber ist nun nicht etwa reines Taschengeld, für das sich der Legionär „amüsieren" kann, sondern davon muß er auch noch einen Teil seines Putzzeuges bestreiten. Der Gefreite (soldat 1. classe) erhält 10, der Obergefreite (caporal), auf dem die Hauptlast des Dienstes ruht und der bereits Strafgewalt besitzt, 15 Centimes. Die Löhnung der Unteroffiziere ist demgegenüber leidlich, etwa um ein Drittel höher als in den Linienregimentern. Aber wie wenige Legionäre bringen es so weit! Wenn man von der militärischen Leistung absieht, so bringt jeder Legionär durch seine Arbeit allein das Vieltausendfache dessen ein, was er kostet. Ein schamloseres Ausbeutungssystem dürfte es auf der Welt nicht geben.

Versorgung

Ebenso sind die Versorgungsverhältnisse. Anspruch auf Pension oder Verstümmelungsrente hat der Legionär auf Grund seines Vertrages nicht. Wenn Frankreich in den letzten Jahren einzelnen Schwerverwundeten kleine Renten zahlt — in einem mir bekannten Falle bei völliger Zerschmetterung und Lähmung eines Beines 120 Inflationsfranken im Vierteljahr — so ist das eine Vergünstigung, die jeden Augenblick wieder aufgehoben werden kann. Erst nach fünfzehnjähriger Dienstzeit, also nach dreimal erneuertem Vertrag, hat der Legionär die Wahl zwischen einer einmaligen Abfindung von früher 1500 Goldfranken oder einer Anstellung im niederen Zivildienst Algeriens als Straßenwärter, Gefangenenaufseher oder ähnlichem. Das erreichen natürlich nur die allerwenigsten.

Die Beförderungsaussichten in der F.L. können für diese armselige Entlohnung keinen Ersatz bieten, sie sind für Ausländer kläglich. Auf dem Papier allerdings steht jedem Legionär sogar die Offizierslaufbahn offen. In Wirklichkeit aber sind selbst die Unteroffiziere zu etwa vier Fünfteln Franzosen. Im Jahre 1914 waren unter den beiden Regimentern (damals neun kriegsstarke Bataillone) drei ausländische Offiziere, zwei Dänen und ein Norweger, die aber gleich als Offiziersaspiranten aus ihren heimatlichen Armeen in die Legion übergetreten waren. Unter den Adjudants (Feldwebel) waren sieben Ausländer, nach den mir gewordenen Auskünften durchweg frühere Offiziere anderer Heere. Also auch hier gibt es nichts, was etwa als ideeller Anreiz zum Eintritt in die F.L. reizen könnte.

Verpflegung

Die Verpflegung der F.L. in der Garnison ist nicht schlecht. Wie sie sich ihre Kasernen selbst baut, ihre Uniformen schneidert, so zieht sie sich auch ihre Lebensmittel an Fleisch und Gemüse selbst. Der Krebsschaden liegt hier in der Kompaniewirtschaft. Wie in den Söldnerheeren des 18. Jahrhunderts erhält auch in der Legion der Chef eine gewisse Pauschalsumme, für die er seine Kompanie unterhalten muß. Unterschleifen, und zwar vom Kapitän bis zum Küchenunteroffizier, ist dadurch Tür und Tor geöffnet. Selbst an den Legionären, den Ärmsten der Armen, wissen sich gewissenlose Vorgesetzte noch zu bereichern.

Sanitätsdienst

Unter jeder Kritik schlecht ist die sanitäre Versorgung der F.L. Der französische Militärarzt genießt an sich wissenschaftlich geringen Ruf, und die Sanitätsoffiziere der Legion sind wegen ihrer Unfähigkeit, Brutalität und Gewissenlosigkeit berüchtigt. Das Übel liegt aber auch schon im ganzen System und ist vielleicht der deutlichste Beweis dafür, wie wenig in den Soldknechten Frankreichs der Mensch geachtet wird. Wer sich krank meldet, ohne geradezu zusammenzubrechen, gilt als Drückeberger und wird, fast stets ohne Untersuchung, „non malade" geschrieben.

Das aber bedeutet nach Legionsgebrauch mindestens acht Tage prison (Mittelarrest). Die Zustände in den Lazaretten sind derartig, daß ich Legionäre gesprochen habe, die lieber mit 41° Fieber Dienst taten, als in jene Pesthöhlen zu gehen.

Innerer Dienst

Absolute Herrscher im inneren Dienst sind Feldwebel und Korporal. Sie können einem mißliebigen Legionär nicht nur das Leben auf seiner Stube zur Hölle machen, sondern ihn auch mit leichter Mühe in das unerbittlich arbeitende Räderwerk der Strafmaschine hineintreiben, das den Unglücklichen meist bei den Zéphirs enden läßt. Der Tag des Legionärs ist vom frühen Morgen bis um sieben Uhr abends von militärischem und Arbeitsdienst ausgefüllt. In den spärlichen Pausen und nachher ist er von der schwierigen und bei der Armut der Leute unter ständigem Materialmangel leidenden Instandhaltung seiner Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung in Anspruch genommen, auf die in der Legion peinlich genauer Wert gelegt wird. Daß das Kasernenleben bei einer nach Nationalität, Bildung und Herkommen so verschiedenartig zusammengesetzten Truppe für einen seelisch empfindlichen Menschen zur unerträglichen Qual werden muß, bedarf keiner Erklärung. Eine Atmosphäre von Rohheit, Verderbtheit und Lastern jeder nur denkbaren Art lastet über den Kasernen der Legion.

Wer nach Beendigung des aufreibenden Dienstes noch Zeit, Lust und vor allem Geld hat, mag in die Stadt gehen. Auch dort aber wartet seiner nichts, was ihn nur auf Minuten sein elendes Dasein vergessen machen könnte. Das Bürgertum meidet den Legionär wie die Pest, kein noch so einfaches Mädchen würde sich mit ihm einlassen. Die Eingeborenen hassen und die Angehörigen anderer französischer Truppenteile verachten ihn. Es bleibt ihm nur, wenn er noch ein paar Sous besitzt, die Kantine oder einige sog. Cafés niederster Sorte. Er, der dieses Land mit seinem Blute gewonnen und zu einem der wertvollsten Besitztümer Frankreichs gemacht hat, ist ein Paria, über den jeder Lump sich erhaben dünkt.

Urlaub gibt es natürlich für den Legionär überhaupt keinen.

Wenn nicht sein Leben, so mindestens fünf Jahre, fünf endlose, qualerfüllte Jahre seines Lebens hat der Legionär geopfert, wenn er leichtsinnig oder verzweifelt genug war, den teuflischen Kontrakt des Werbers zu unterschreiben. Nichts findet er von der vielleicht erträumten farbigen Romantik des ruhmgekrönten Soldaten, sondern nur ein graues, unsäglich nüchternes Dasein zermürbender Arbeit, unausdenkbarer Strapazen und nie endender Leiden, wie es kein Zuchthaussträfling in irgendeinem zivilisierten Lande auch nur annähernd zu ertragen hat.

Die Kriegsschauplätze der Legion

Von Generalmajor a. D. Prof. Dr. Karl Haushofer in München

Nach dem ersten französischen Kolonialreich, das zwar ohne Verständnis der Massen für seinen großartigen Aufbau und die weiten, darin beschlossenen Möglichkeiten, aber doch von großzügigen Männern mit umfassenden Zielen aufgerichtet war und das in dem Riesensturz Napoleons bis auf einige letzte Trümmer begraben wurde, hat das zweite Königtum und die zweite Republik, das zweite Kaiserreich und die dritte Republik ein zweites Kolonialreich geschaffen. Es wurde ein Gebilde von großer Raumweite und mit bedeutenden Möglichkeiten, aber eben doch aus einer zweiten Wahl, als Nachlese des vom Angelsachsentum übrig Gelassenen und vielfach auf Nebengeleisen zusammengebracht. Es hat viel Gewalt und Blut gebraucht, bis es zusammengeleimt war, und der Kitt ist größtenteils deutsches Blut, das der berühmten Fremdenregimenter und Legionen, gewesen.

Wohl wissen wir aus alter Erfahrung der politischen und Kolonialgeographie, daß man Toren nicht durch die Stimme der Vernunft vom Hineinrennen in ein aus Trotz gesuchtes Schicksal abhalten kann; aber trotzdem soll hier versucht werden, wenigstens durch einen Rundblick um den Erdkreis zu zeigen, auf welchem

Boden, in welchem Klima diese Fremdentruppen zu fechten haben, wenn wir schon unsere Söhne nicht anders als durch solche Warnung vom Eintritt in ihre Reihen zurückhalten können.

Reines Prestige-Bedürfnis, politischer und wirtschaftlicher Machtwille, durch Bevölkerungsdruck in der Heimat nicht gerechtfertigt, hat den Antrieb zur Schaffung dieses zweiten Kolonialreiches gegeben, und nur die Macht kann es auf die Dauer erhalten, freilich wohl nur auf beschränkte Dauer — denn die Füße derer, die seinen Leichnam hinaustragen werden, sind schon, wenigstens an einzelnen Stellen, vor der Schwelle deutlich erkennbar. Ihre Spuren, ihr bloßer Schatten ist hie und da so stark, daß gar kein ernstlicher Kampf um die von anderen Mächten begehrten Gebiete stattfinden wird, wenn sich die Ansprüche der Nachfolger wirklich anmelden. Darum lassen wir die wirtschaftlich verfallenden Reste der westindischen Inselwelt, die Tropenhölle von Guyana-Cayenne und die pazifischen Inseln, diesen landschaftlich und klimatisch liebenswürdigsten Teil des französischen Kolonialbesitzes, bei unserer Betrachtung beiseite, denn diese Teile werden früher oder später durch Zwangskauf, eine in der Ausdehnung der Vereinigten Staaten von Amerika häufige Erwerbsform, der großen nordamerikanischen Republik zufallen, wie ihr Louisiana, eines ihrer besten Terraingeschäfte, für 15 Millionen Dollar zufiel, ebenso Haiti, ein weniger günstiges, aber für strategisch nötig gehaltenes Kuratel-Unternehmen, von dem die Union noch manches Kopfzerbrechen in der Rassenfrage erleben wird.

Anders steht es mit den afrikanischen Landräumen der französischen Republik, anders auch mit dem reichen hinterindischen Gebiet. Für diese Reichsbestandteile wird Frankreich kämpfen — auch mit der lateinischen Schwester, die Ansprüche darauf anmeldet, und soweit wie möglich mit fremdem Blut; gekämpft hat es auch schon für seinen Prestigeanteil in Syrien, so wenig er sich auf die Dauer bezahlt machen mag.

Die große Kolonialausstellung in Marseille 1923 bewies dem, der zu sehen verstand, deutlich, in welchen seiner überseeischen Räume Frankreich noch mit starkem Wollen, mit großen Zukunftshoffnungen, mit der rastlos aufgewendeten Arbeit seiner besten Männer vorwärts streben zu können glaubt, und wo man mit müder Lässigkeit zu erkennen anfängt: hier sind natürliche Grenzen der Kraft, zu große Entfernungen, zu sehr widerstrebende Landesnaturen, auch vielleicht schon zu starke Erben in Bereitschaft, denen man lieber rechtzeitig verkauft, als in ungünstiger Lage und gezwungen unentschädigt Abtretungen leistet.

Darum betrachten wir als solche Gebiete, in denen zunächst das fremde, erkaufte, gemietete Blut wirklich zur Erhaltung mit Gewalt, wohl noch zur Erweiterung eingesetzt werden mag, nur den gewaltigen Komplex des nordafrikanischen Kolonialreiches (in seinen einzelnen Teilen sehr verschieden nach Wert, Kulturhöhe, Eignung als Kriegsschauplatz großen oder kleinen Krieges), den durch Faschoda davon abgetrennten Gebietsteil in Ostafrika, und das hinterindische Kolonialreich. Dieses ist freilich für sich allein, wie an der Jahrhundertwende die Denkschrift des japanischen Generalstabschefs Baron Kodama nachwies, gegenüber einer asiatischen Macht so gut wie wehrlos — nicht aber, wenn es einer klugen Außenpolitik gelingt, Siam mit seinen zehn Divisionen, seinen zehn Millionen Menschen und seinen guten, von Frankreich ausgebildeten und organisierten Flugstreitkräften in das französische Interesse zu ziehen. Ein solcher Erfolg französischer Staatskunst wäre so aussichtslos nicht, denn es ist eine große Frage, ob die britische Politik es noch einmal wagen kann, an dieser Stelle Hinterindiens Nachbarn zu vergrämen; eine weitere, ob Japan noch einmal die Kühnheit hat, wie vor Shimonoseki, sich auf das kostbare Reisüberschußland zu werfen, wovon es die unglückliche deutsche Ostasienpolitik 1895 abhielt, und ob die leisen japanisch-siamesischen Reibungen, die Angst vor der schon auf vier Millionen Chinesen angeschwollenen ostasiatischen Einwanderung und eine gewisse kongeniale Vorliebe der Südländer für einander nicht die Politik des einzigen noch wahlfreien hinter-

indischen Mittelstaats ganz unerwartete Wege und an die Seite Frankreichs führt. Dann entwickeln sich dort ähnliche Verhältnisse wie in Deutsch-Ostafrika, Möglichkeiten zu jahrelanger Tropenkriegführung; es ist vielleicht unwahrscheinlich, daß neue französische Streitkräfte hinkommen, aber was dort ist, ist eben dort und wird sich dort ausbluten müssen.

Die unserer nordischen Rasse ungewohntesten Kriegsverhältnisse, in denen sie ohne den Schutz einer überlegenen und liebevoll angewandten Tropenhygiene hinsterben müssen wie die Fliegen, bestehen in der tropischen Hylaea, dem immerfeuchten Tropenwald, in dessen Bereich der größte Teil von Französisch-Hinterindien, des belgischen Kongostaats, wie des französischen Kongo, des Deutschland geraubten Kamerungebietes, Teile von Zentralafrika und Djibuti gehören. Schlafkrankheit, Malaria, Schwarzwasserfieber fordern dort Hekatomben, und man braucht nur die Notrufe des trefflichen Arztes, Philosophen und echten Menschenfreundes Albert Schweitzer aus seinem Tätigkeitsbereich „zwischen Sumpf und Urwald" zu lesen, um einen Eindruck zu gewinnen, was die Fremdenlegionäre dort erwartet, wenn es sich einmal ernstlich darum handelt, einer Krise zu begegnen, in der man als Fremdenlegionär nicht mit dem Willen zur Hygiene einer gut erzogenen Schutztruppe eigenen Blutes rechnen darf. Denn eine kämpfende Truppe findet dort nicht die Daseinsbedingungen, die wir von lang vorbereiteten Kolonialkriegen heute für selbstverständlich halten, sondern etwa solche, wie sie nach der Katastrophe von Kut el Amara trotz dem besten Willen der wenigen und ohnmächtigen Hilfsversuche die Inder hinrafften, oder solche, wie wir sie aus den vorzüglichen Übersetzungen des französischen Marineoffiziers Septans über „Les Expéditions d'Outre-mer" in Afrika und Asien, auch heute wenig verbessert, kennen. Denn es ist ein ungeheurer Unterschied, ob wenige weiße Führer mit allen Mitteln einer großen Expedition durch verderbliche Landschaften bewegt werden oder ob eine ganze Truppe aus Klimafremden darin kämpft, und der volksfremde Führer sich dann von dem nicht mehr Kampffähigen mit derselben Kühle abwendet, mit der Marschall Ney einem Verzweifelnden im russischen Winter beim Rückzug an der Beresina zurief: Was willst du, du bist eben ein Opfer des Kriegs! So wird sich der künftige Fremdenlegionär auch nicht mit den edlen gegenseitigen Hilfeleistungen der Truppe Lettow-Vorbecks trösten dürfen, denn ein solches Kameradschaftsverhältnis zwischen Vorgesetzten und Mannschaften kennt die aus verlorenen Söhnen zusammengefangene Fremdentruppe nicht. In ihr fällt, wer fällt, und bleibt dann der tropischen Hylaea und ihrer Insektenwelt überlassen — und wenn er sich aus dem Moder des Urwalds retten könnte, ihrer erbarmungslosen Sonne, ihrem giftigen Wasser und ihrer Nahrungslosigkeit.

Aus der tropischen Hylaea geht das afrikanische Kolonialreich zunächst in Landschaften über, die großen Völkerbewegungen, also auch kriegerischem Handeln günstig, dementsprechend aber auch volkreicher sind und nur mit Gewalt niedergehalten werden können, die längst von der gemeinsamen Abwehrbewegung des Islam gegen den Raub seiner Selbstbestimmung erfaßt sind. Zwischen die beiden Kulturgürtel, in deren nördlichem, nordafrikanisch-mittelmeerischen, die französischen Fremdentruppen augenblicklich im Kampfe stehen — und zwar im Rif in einem sehr verlustreichen, dem schon viele Tausende deutscher Landeskinder zum Opfer gefallen sind, in Syrien in einem schon fast verlorenen Kampf — schiebt sich ein seltsamer Schlachtengrund: die Wüste mit ihren Steppenrändern.

Wohl wissen wir, daß kaum eine natürliche Landschaft von freien und kühnen Bewohnern so geliebt wird, wie eben der Wüsten- und Steppenrand, es sei denn das Hochgebirge mit seinen Gauen und Tälern; aber die Nomaden, die dort ihre Heimat sehen, sind in dünnen Volkszahlen mit allen den Hilfsmitteln ausgestattet, die im Frieden und Krieg das Leben in der Steppe und Wüste erträglich machen, und sie vermeiden scheu, was darin auf die Dauer tödlich wird, das Marschieren in engen, geschlossenen Reihen und Verbänden. Eben das aber ist in diesen Land-

schaften eine der Hauptaufgaben der Fremdentruppen, die man da einsetzt, wo man die eigenen Landeskinder schonen will, für die man die kargen Transportmittel, die weniger ausgesetzten Stellen aufspart — vom herben Gesichtspunkt des völkischen Selbsterhaltungstriebes mit Recht.

Eines unterscheidet ja für den nordischen Menschen die Savannen-, Steppen- und Wüstenlandschaft zu ihrem großen Vorteil von der immer feuchten tropischen: die freie atembare Luft, der Gegensatz zwischen Nachtkühle, ja Frost, und trockener, wenn auch hie und da niederwerfender Tageshitze, das klare freiere Licht, die Blickweite, wie sehr auch dazwischen die Fata Morgana das überanstrengte Auge täusche. So ist denn, trotz dem lähmenden Durst, der Abhängigkeit von sehr unvollkommenen Transportmitteln, den besonderen Gefahren, die dem Kämpfer zu Fuß von leichtbeweglichen Kampfmitteln drohen, das Kämpfenmüssen in Steppe und Wüste immer noch weit dem in tropenfeuchter Landschaft vorzuziehen. Und nach und nach mag sich des jahrelang verschont gebliebenen Ausländers wohl eine gewisse Gewöhnung, ja eine rauhe Liebe für Hochsteppe und Wüste bemächtigen, die soviele Streiter unserer ersten Kolonialkriege in Südwestafrika ergriff, die zuletzt sogar bewirkte, daß dieser herbste unter den uns vor dem Weltkrieg verbliebenen Teilen der Erde vielleicht der am meisten und beständigsten unter ihnen geliebte war. Aber freilich sind, abgesehen von den Herzbeschwerden wegen der großen Höhenlagen, die Kampfbedingungen in Deutsch-Südwest landschaftlich zumeist viel günstiger gewesen als in den französischen Wüstengebieten. Und gerade in den Mauren und Berbern, den Drusen des Hauran und den Kurden hat man auf den französischen Wüstenkriegsschauplätzen einige der tüchtigsten Kriegervölker der Erde als Feinde gegenüber.

Und in diesen Fällen will es die besondere Eigenart des französischen Kolonialreichs, daß die eigenartigen Schwierigkeiten subtropischer Bergwelt in Hochländern mit besonderen jahreszeitlichen starken und zusammenhängenden Niederschlägen die Eigenart des Steppen- und Wüstenrandes ergänzen. Das ist die Spielart der Kampfbedingungen des Rif, die schon in der viel zugänglicheren und gepflegteren algerischen und tunesischen Halbkulturlandschaft jahrelangen, schweren Krafteinsatz forderten, sich aber im Atlas aufs höchste steigern. Wohl geht eine wenig leistungsfähige Schmalspurbahn hinter dem ganzen Kriegsschauplatz des Rif von Algier zu den großen Siedelungsmittelpunkten Marokkos; aber sie ist kaum imstande, den nötigsten Bedarf zu decken, gar nicht im großen Stil Truppenverschiebungen zu genügen, so wie wir etwa die Tätigkeit der Bahnen unmittelbar hinter der Front in der Erinnerung haben. Außerhalb des schmalen Bereiches, in den diese Bahn etwas von den Vorzügen der Zivilisation hinein verbreitet, an die schon oft eine Angriffswelle der Rifleute dicht heranschlug, haben wir es mit mittelalterlichen Kampfbedingungen zu tun, die an Ausdauer, Gewöhnung primitivster Verhältnisse die höchsten Anforderungen an den einzelnen Streiter wie an die Truppe stellen, — und dabei immer mit dem lähmenden Gefühl, daß jeder Erfolg ein tapferes Volk sinnlos seiner Freiheit beraubt, um einige wenige reiche Leute im Feindesland noch reicher zu machen, die Menschheit als Ganzes noch mehr in Fesseln zu schlagen.

Drei Kampfplätze, alle drei mit diesem Fluch beladen, sind es also zunächst, deren Landesnatur sich klarmachen muß, wer mit dem bösen Gedanken spielt, sich als Völkerdünger schlimmster Art in die französischen Fremdentruppen hineinzuwerfen und dort einstampfen zu lassen: Als erster die Stelle, wo das Rif seine Freiheit, die Erze seines Bodens gegen die Fremdlinge von jenseits des Meeres verteidigt, als zweiter die weite Landschaft in Syrien, wo die Eingesessenen bemüht sind, das Joch eines unbegehrten Mandats von den Schultern zu werfen oder doch wenigstens wie im Irak Sicherheiten zu gewinnen, daß dieses Joch einmal verschwinden wird, wenn gewisse Vorbedingungen erfüllt sind; das dritte Kampffeld naher Zukunft kann wohl das südostasiatische sein, wo gründliche französische

Landeskenner, wie der Botschafter in Tokio, erst kürzlich von beunruhigenden Nachrichten sprachen, vom Überfall auf Dörfer und dem Bau von Schädelpyramiden am Roten Fluß, an jener Stelle, an der Frankreich mit großen Opfern eine Kolonialbahn von Hanoi nach dem chinesischen zinnreichen Yünnan hinaufbaute durch ein wahres „Todestal", in dem jede Schiene auf Tote gebettet ist, in dem aber natürlich bei der ersten Eisenbahnunterbrechung gekämpft wie marschiert werden müßte. Denn gerade diese Bahn ist ja zur Erschließung, zur friedlichen Durchdringung von Südchina gebaut worden; daß sie tatsächlich weit eher zu einem Werkzeug chinesischer Durchdringung von Französisch-Indochina wurde, daß in den 19 Millionen Französisch-Indochinas leicht soviel chinesischer Anteil stecken mag, als in den 10 Millionen von Siam, nämlich nicht weniger als 40 Prozent, und zwar mit wilden Stämmen und scharfen Kämpfern durchsetzte, ist mehr als wahrscheinlich. Der harmloseste Wanderer aber kann sich danach ausrechnen, wie es in einem solchen Ringen, wenn die ganze Kraft und Glut des schwerverletzten chinesischen Nationalempfindens im Hinterlande emporflammen sollte, mit den rückwärtigen Verbindungen stünde, was er zu erwarten hat, wenn er von seiner Truppe getrennt wird, wenn er dem mörderischen Klima und sei es nur durch einen unzeitigen Fieberanfall seinen Tribut zahlt.

Je mehr der natürliche Wunsch, in die weite Welt zu fahren, fremde überseeische Länder zu betreten und zu erkennen, dem Mitteleuropäer verbaut ist, um so schärfer muß man ihm die Nachtseiten des Weges zu solchen Erlebnissen durch die französischen und spanischen, auch die niederländischen Fremden- und Kolonialtruppen zeigen. Leuchtend malt sich der tropische Urwald auf Bücherumschläge, in brennenden Farben lockt die Wüste von ihnen herab, und wir sind die letzten, die der Jugend die Freude am Erleben außerhalb des Schattens des Heimatkirchturms mißgönnen. Aber freier Herr seiner Arbeitsleistung und seines Weges durch die Welt muß bleiben, wer nicht als Durchschnittsmensch allzu leicht den Tücken eines fremden Bodens und eines ungewohnten Klimas erliegen will; und beides tritt dem Deutschen in keinem Machtbereich so schonungslos entgegen, wie gerade im französischen Kolonialreich und Interessenkreis, den man dort so gern mit deutschem Blute schützt und weitet. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß wir die Schöpfung des französischen zweiten Kolonialreichs mit seinen 12 Millionen qkm — um ein Viertel größer als Europa! — für eine bewunderungswürdige Tat eines raumwachen Volkswillens halten, auch wenn wir die dabei angewandten Methoden, vor allem die Verwendung fremden Blutes nicht billigen können. Vom Standpunkt französischer Außenpolitik kann man uns entgegenhalten: Wenn wir genug Menschen fanden, die dumm genug waren, für einen Bettellohn und gewährte Abenteuermöglichkeit ihr Fell zu verkaufen, warum dann nicht zugreifen, wenn der mitteleuropäische Markt die weiße Gladiatorenware darbietet? Aber man kann dem entgegenhalten: Eben eure Politik beständiger Beschneidung und Verengung des mitteleuropäischen Lebensraumes war es, die für so viele der kühnsten und lebendigsten seiner Söhne keine Betätigungsmöglichkeit, keine Weite mehr bot, so daß sie zuletzt auf so unwürdigem Wege den Drang ins Ferne, Weite zu befriedigen suchten, auch vielfach von falschen Versprechungen verlockt.

Auch ein anderes soll nicht geleugnet werden, daß jenes weite Reich, gerade weil es einige der schroffsten Klimaunterschiede der Erde enthält, Landschaften von verführerischer Schönheit umschließt, nicht nur an der Küste des Mittelmeers in den Ruinen einer uralten Kultur, mit der Fremdprägung der Schöpfungen des Islam, auch gerade in seinen tropischen Bereichen. Niemand, der einmal die majestätischen Ruinen altindischer Tempelbauten aus dem Dschungel sich hat erheben sehen, wird das vergessen. Aber unsere jungen Abenteurer mögen sich klar sein, daß es sehr selten ist, wenn kriegerische Handlungen gerade an solche Höhepunkte eines sehr weiten Kolonialreichs führen, und daß es ein ganz anderes Ding ist, die Gegensätze der Wüstenlandschaft vom hindurchgleitenden Dampfer oder aus der eigenen Karawane zu beobachten, als sich todmüde mit schwerem Gepäck, an

verschmachtenden Kameraden vorbei, durch sie hinzuschleppen; daß es ein anderes ist, im weißen Tropenanzug zu sicheren Tageszeiten die Ruinenstätten aufzusuchen und die im Verfall noch hinreißend schöne indische Kunst zu bewundern, oder in schwülen Tropennächten im Dschungel an solchen Spuren einstiger Menschenwürde zu biwakieren, wenn die Stechmücken sie umsingen und Giftschlangen durch ihre Gänge huschen, und wenn ein klimagewöhntes, hartes und gegen den Söldner der Fremden erbarmungsloses, seinen Boden verteidigendes Volk sich zum Überfall heranschleicht, lautlos und zeichenlos, wie sich Überfälle dort in den Tropenländern vollziehen, wo kaum das sich leicht bewegende hohe Gras verrät, ob sich eine Kobra dort durchwindet oder ein schußbereiter, mit den gleichen guten Waffen ausgerüsteter, ja vom euramerikanischen Waffenschmuggel vielleicht besser als der Fremdenlegionär bedienter Feind. Sein ist die Erde, für die der Fremde sinnlos blutet; und die große Bewegung der Geschichte geht darauf hin, jedem das Recht auf den Boden wieder zu schaffen, den er mit seiner Mühe bebaut, den der Schweiß der Bodenwüchsigen gedüngt hat, nicht fremdes Söldnerblut, das ihn, auf die Dauer vergeblich, rötet.

Mit der Legion in Syrien und Marokko

Selbserlebtes von Alfred Lorensen, ehem. Legionär, in Berlin

Wir geben aus den uns im Original vollständig vorliegenden Aufzeichnungen von Lorensen die im Zusammenhang dieses Heftes besonders interessierende Darstellung seiner Kriegserlebnisse in Syrien und Marokko.

Nach vierteljährlicher Ausbildungszeit in Saida wurde ich anfangs April 1921 zum 4. Batl. des 4. Regiments versetzt, das zur Bekämpfung Mustafa Kemal Paschas und des Beduinenscheichs Saleh nach Syrien in Marsch gesetzt wurde. Nach sechstägiger Fahrt kamen wir am 15. April 1921 wohlbehalten in Beyruth an. Da das Bataillon hauptsächlich aus Deutschen bestand, und die Bewohner sehr deutschfreundlich sind, wurde uns ein guter Empfang zuteil. Allerdings waren die Einwohner erstaunt, Deutsche als französische Soldaten zu sehen. Man griff zu Notlügen: Mit Gewalt erpreßt, in Gefangenschaft geraten usw. Die Führung des Bataillons lag in der Hand des Major Wermerch, eines sittlich verkommenen Menschen.

In Beyruth erhielten wir 120 Patronen und unsere Gewehre. Ich wurde der 13. Kompanie zugeteilt. Am 20. April fuhren wir mit dem Dampfer „Bürgermeister von Helle" nach der Front. Schon am anderen Morgen landeten wir in L'attaquie, einer kleinen türkisch-arabischen Stadt, welche als Operationsbasis im „Territoir d'Allonit" galt und auch das französische Generalkommando beherbergte.

Ungewohnt der schweren Last des Tornisters traten wir noch am selben Tag den 36 km langen Marsch nach Babana ins Libanongebirge an. Wir langten ungefähr am anderen Morgen kurz vor 3 Uhr vor Babana an und bekamen plötzlich Feuer. Späher der feindlichen Beduinen tauchten vor unseren Marschkolonnen auf schnellen Pferden in der Dunkelheit auf, feuerten und verschwanden. Wir waren gezwungen, zu halten, wo wir waren, ohne jeglichen Schutz. Meine Kompanie war Spitzenkompanie und mußte auch die Vorposten ausstellen. Zwei Stunden später kam der Befehl zum Angriff. Trotz des wütenden Feuers waren die Verluste im Bataillon gering. Als die 14. Kompanie den Haupteingang des Dorfes besetzte und zum Straßenkampf überging, rückte das Bataillon im Verein mit der Gebirgs-Artillerie nach, und nach kurzer Zeit wurde das Dorf im Sturm genommen. Ein wahres Blutbad begann. Jeder, der mit der Waffe in der Hand angetroffen wurde, wurde niedergemacht, gleichgültig ob Mann, Frau, Greis oder Kind. Die Häuser wurden in Brand gesteckt. Was übrig blieb, wurde gefangen abgeführt und gekettet zu schwerer Zwangsarbeit überführt. Die Verluste im Bataillon waren 6 Tote und 16 Verwundete. 10 Tage blieben wir in Babana. Dann ging das Bataillon im Verein mit anderen Kräften zum allgemeinen Vormarsch über. Die Gefechte bei Ketif el Bir, Mohammed ben Juffir, Bechragi, Kadmus, Nar el Kebir waren nicht besonders ernst, denn die Araber streckten größtenteils freiwillig die Waffen. Im August wurden die Feindseligkeiten eingestellt und wir bezogen Ruhestellung in Banias, L'attaquie und Jebli. Dort verrichteten wir Brücken- und Straßenbau. Mein Aufenthalt in Syrien dauerte 18 Monate, bis August 1922. Im September 1922 wurde ich mit 400 Kameraden wieder nach Afrika zurückbefördert. Die

Verluste im Bataillon vor dem Feinde in Syrien betrugen bis August 1922 18 Tote, 34 Verwundete. Dagegen war die Anzahl der Deserteure bedeutend stärker. Allein von meiner Kompanie waren in einem Zeitraum von drei Monaten 40 Mann desertiert, die alle glücklich Mustafa Kemal oder den Kaukasus erreicht haben.

Diesmal kam ich zum 1. Regiment nach Sidi-bel-Abbès. Schon nach 10 Tagen wurde ich dem 1. Bataillon des 1. Regiments in El-Aricha überwiesen. Die 385 km lange Strecke von Bel-Abbès dahin wurde in einem Fußmarsche von 7 Tagen mit vollem Gepäck zurückgelegt. El-Aricha ist ein kleiner Posten, 83 km von der marokkanischen Grenze entfernt, inmitten eines öden, baumlosen Halfagebiets. Hier herrschte ein eintöniger Dienst. Exerzieren, Marschübung, Wachdienst in bunter Reihenfolge, dazu schlechtes Essen, Unterkunft und Behandlung. Hier machte ich zum ersten Male Bekanntschaft mit dem Prison (Arrest). Weil ich bei einem Antreten nicht erschienen war, erhielt ich 8 Tage Prison von dem Capitaine De la Haye. Es war im Monat Januar, bittere Kälte herrschte. In dem engen ungeheizten Raum, wo knapp 8 Mann Platz fanden, waren wir mit 16 Arrestanten untergebracht. Morgens um 4 Uhr Wecken, anschließend ohne Kaffee zum Arbeitsdienst, wie Steine schleppen, Sand tragen, Exerzieren mit gefülltem feldmarschmäßigen Tornister. Eine Stunde Mittagspause, dann dasselbe bis abends um 6 Uhr. Als Verpflegung erhielten wir 16 Mann für einen Tag zusammen einen Laib Brot von 2 Pfund, dazu jeder Mann 5 g Fleisch, 2 Löffel Gemüse, $^1/_2$ l Brühe mit einer gehörigen Portion Salz, aber kein Trinkwasser. Nicht einmal einen Mantel durfte man mit hineinnehmen, und zum Zudecken diente ein kleiner Fetzen von einer ehemaligen Decke auf dem blanken Steinboden. Als ich bei einem Besuche des Bataillonskommandeurs La Croix wegen dieser menschenunwürdigen Behandlung vorstellig wurde, erhielt ich noch 4 Tage dazu und wurde in eine Einzelzelle überführt. Dort wurde ich splitternackt ausgezogen, auf eine Betonpritsche angebunden und alle 4 Stunden mit einem Eimer eiskalten Wasser begossen. Diese Folter dauerte 2 Tage. Am 3. Tage brach ich bewußtlos zusammen und wurde dem Lazarett mit einer Lungenentzündung überführt, wo ich ungefähr 6 Wochen bei einer erträglichen Behandlung durch den Arzt verblieb.

Noch volle 4 Monate blieb ich in der Hölle dieser Garnison. Desto mehr begrüßte ich die Stunde im Juni 1923, wo ich als Ersatz zum 2. Regiment nach Marokko ging.

Die Strecke von El-Aricha nach Oudjda legten wir in 5 Tagen zurück. Oudjda ist die erste marokkanische Stadt. Von da aus nahmen wir die Bahn, die uns über Taurid, Guerzit, Sidi Abdullah, Fez nach Meknes zum 2. Regiment brachte. Ich wurde der 1. Kompanie des Regiments überwiesen, welche sich mit den übrigen Kompanien an der Front im mittleren Atlas-Gebirge befand. Wieder waren ungefähr 500 km zu Fuß zurückzulegen, um an Ort und Stelle zu gelangen. Am 10. Tage, am 14. Juli, kamen wir an. Die französischen Operationen im Atlas-Gebirge waren in vollem Gange. Schon am 17. Juli hatte ich mein erstes Gefecht bei Ait-Makhlouf zu bestehen. Wir verloren an diesem Tage 22 Tote und 43 Verwundete, darunter den Kompanieführer und den Bataillonskommandeur Büchsenschütz, einen Elsässer. Drei Viertel der Kompanie waren vernichtet. Am 11. und 13. August hatten wir das Gefecht bei Djebel Idlam und am 3. September das bei Ait-Bazza zu bestehen. Auch diese drei letzten Gefechte waren sehr verlustreich für das Bataillon. Endlich, im Oktober 1923, wurden die Operationen beendigt und wir blieben zurück, um in den neuen, eroberten Gebieten Posten zu bauen. Diese Posten werden auf folgende Weise gebaut. Die Steine werden heraufgetragen, von den Maçons (Maurern) verarbeitet, die sofort anfangen, eine hohe, viereckige, mit Schießscharten versehene Mauer aufzuführen. Im Innern dieser Mauer befindet sich eine Baracke für die Mannschaften und eine besondere Baracke für die Unteroffiziere und Kommandanten dieser kleinen Festung. Nebenbei noch eine Küche, eine Bäckerei, ein Raum für Lebensmittel, welche alle 6 Monate erneuert werden, ein Bassin für Trinkwasser und ein Stall für das Schlachtvieh. Der Posten ist von einem Drahtverhau umgeben, um vor den häufigen feindlichen Angriffe geschützt zu sein, Weiter sind zwei Kanonen, 7,5 cm, vorhanden, Maschinengewehre, Minenwerfer usw., um zu jeder Zeit einen Angriff abzuschlagen. Gewöhnlich werden diese Posten auf einer Höhe errichtet. Die Besatzung beträgt ungefähr 30 Mann, die Chargierten eingerechnet. Nebenbei gibt es dann noch einen Hauptposten, auf dem sich der Kapitän befindet, dieses Fort ist demgemäß auch größer.

Volle 17 Monate blieb ich auf einem solchen Posten. Im April 1925 wurde ich auf 20 Tage nach Kabab auf Urlaub geschickt. Der erste in 5 Jahren Dienstzeit. Wie froh war ich, nach $4^1/_4$ Jahren mich endlich etwas erholen zu können, aber schon nach 8 Tagen wurde ich mit den anderen Urlaubern zurückgerufen, da Abd el Krim den Krieg erklärt hatte. In Meknes wurde ich der Compagnie-Marche (Marsch-Kompanie) zugeteilt. Auf Umwegen erreichten wir Fez el Bali, den Hauptbrennpunkt. Es machte den Eindruck, als wollte der an Zahl überlegene

Feind unsere Kräfte durch stete Beunruhigung langsam zermürben. Im offenen Kampf zog er stets den Kürzeren, da unsere Geschütze und Maschinengewehre ihm die nötigen Verluste beifügten. So gingen die Wochen bis Anfang Mai in kleineren Geplänkeln vorüber. Mit welchem Hasse die Rifkabylen uns verfolgten, das sahen wir jedesmal an unseren Toten, die auf gräßlichste Weise verstümmelt waren. Daß dieser wilde Haß durch die Art der französischen Kriegsführung in den Kolonien hervorgerufen wird, unterliegt keinem Zweifel.

So rückte allmählich der 25. Mai 1925 heran. Unser Ziel war Bibane. Bibane liegt im Südwinkel eines Tales. Gegen Südost erhebt sich das Gebirge zu zerklüfteten Höhen, deren steile Wände, tiefe Schluchten und Täler zahllose Schlupfwinkel bieten. In diesen kahlen Bergen sollten wir den Feind angreifen. Die Kompanie ging unter Führung des Leutnants Riciot als Spitze voraus. In dem Augenblick, wo die Kompanie ausgeschwärmt die Schlucht durchschritt, wurden wir von einem mörderischen Gewehr- und Maschinengewehrfeuer empfangen. Im Eilmarsch durch die Schlucht und vorwärts auf den Berg. Die Gebirgsartillerie kam langsam nach. Die Geschütze mußten mit Tauen an den Wänden hochgezogen werden. Selbst die Maultiere versagten hier; aber wir Legionäre mußten nieder. Es war 10 Uhr morgens und an ein Vorwärtskommen kein Gedanke. Viele Kameraden lagen in ihrem Blute. Endlich, kurz nach 1 Uhr mittags, hatten wir die Hochebene erreicht, stets umschwirrt von den gutsitzenden Schüssen der marokkanischen Schützen. Nun sahen wir die dichten Massen des Feindes vor uns. Die Kabylen hatten uns offenbar absichtlich das Plateau erklimmen lassen, um keinen von uns entweichen zu lassen. Sie griffen an. Von den Höhen prasselten Steine und Felsblöcke herab. Ganze Lawinen von Steinen fielen auf uns herab. Sie hatten aber nicht darauf gerechnet, daß unsere Artillerie so schnell folgen würde. Einige Volltreffer in ihren Reihen und fluchtartig verließen sie die Hochfläche von Bibane, die sofort von uns ausgebaut und befestigt wurde. An eine Verfolgung war vorläufig nicht zu denken. Jetzt trat der Sanitätsdienst erst in Tätigkeit, die Toten wurden gesucht und die Verwundeten auf Tragtieren nach hinten zum Hauptverbandplatz gebracht. Wir hatten in der Kompanie an diesem Tage 32 Tote und 68 Verwundete und Vermißte. Im ganzen hat der 25. Mai 1925 den Franzosen ungefähr 750 Tote und etwas über 1250 Verwundete gekostet auf einer Frontlänge von 8 km. Die Nacht blieb ruhig.

So verging Tag für Tag. Am 21. Juli war das Gefecht bei Tamzimet, das ungefähr 300 Tote und etwas über 500 Verwundete und Vermißte kostete. Das Gefecht bei Mulaih Puchdu endigte mit einem vollen Rückzuge der Franzosen aus ihren Stellungen vom Hai. Im September kam ich infolge starken Fiebers nach Meknes zurück und zählte noch $2^1/_2$ Monate bis zu meiner endgültigen Befreiung. Die Kämpfe am Rif hatten mir den Rest gegeben.

(Lorensen wurde nach Ablauf der fünfjährigen Dienstzeit in erbärmlicher Kleidung, in seiner Löhnung verkürzt, mittellos bis auf eine Wegzehrung von 10 Frs. entlassen — immer noch unvergleichlich glücklicher als seine zahllosen Genossen in den Irrenhäusern, Gefängnissen und Gräbern Afrikas. D. Schr.)

Das Strafsystem

Von Major a. D. Hans W. Fell in Berlin

Bei einer kritischen Würdigung des Strafsystems der F.L. muß man, um zu richtiger Beurteilung zu gelangen, zwei Gesichtspunkte zugrunde legen. Die Fremdenregimenter sind als reguläre Einheiten des französischen Heeres wie alle anderen Truppen der auf die Zeit Napoleons I. zurückgehenden Disziplinarvorschrift (Manuel sur le service intérieur des troupes) und Militärstrafgerichtsordnung (Code pénal militaire) unterworfen, die sich durch besondere Härte von den gleichartigen Bestimmungen anderer Armeen unterscheiden. So kennt das französische Gesetz auch im Frieden die Todesstrafe für eine Reihe militärischer Vergehen, die beispielsweise im deutschen Heere nur mit Festungs-, Gefängnis- oder in schweren Fällen Zuchthausstrafe bedroht werden. Dazu gehören u. a. Meuterei, tätlicher Angriff auf Vorgesetzte mit der Waffe und Verrat militärischer Geheimnisse. Das Disziplinarstrafrecht beginnt bereits beim Obergefreiten (Caporal), der bis zu drei Tagen salle de police (Kasernenarrest) verhängen kann und steigert sich nach dem Dienstgrade bis zu der für unsere Begriffe ungeheuerlichen Höhe von 60 Tagen cellule (strenger Arrest) beim Regimentskommandeur. Im alten deutschen Heere endete die Disziplinar-

strafbefugnis mit 28 Tagen strengem Arrest, während heute diese Strafe in Friedenszeiten überhaupt abgeschafft ist.

Das französische Militärstrafrecht kennt ferner den in allen zivilisierten Ländern gültigen juristischen Grundsatz „ne bis in idem" nicht. Es ist dort im Gegenteil Regel, daß jeder Vorgesetzte die von einem seiner Untergebenen verhängte Strafe nach Strafart und Strafdauer erhöht. Mir sind Fälle in großer Zahl bekannt, in denen eine vom Korporalschaftsführer verhängte Strafe von drei Tagen salle de police beim Kompagniechef auf acht Tage prison (Mittelarrest) und beim Regimentskommandeur auf 40 Tage cellule anwuchs.

Natürlich ist in einer Truppe wie der Fremdenlegion eiserne Handhabung der Disziplin unbedingt notwendig. Diese aus aller Welt zusammengelaufenen Menschen verschiedensten Bildungs- und Moralstandes sind nicht mit den ethischen Mitteln zu erziehen, die den Soldaten nationaler Truppenteile Pflichterfüllung als selbstverständliche Schuldigkeit gegen das Vaterland erkennen lassen. Die F.L. kennt nur die krasseste Abschreckungstheorie und wendet das an sich übermäßig harte Gesetz mit brutalster Strenge an. Jeder Legionsoffizier steht auf dem Standpunkt, daß seine Untergebenen tapfere Soldaten, aber Schurken sind, die wie schlecht gebändigte Raubtiere einzig durch Furcht im Zaum zu halten sind. Selbst ein persönlich so vornehmer und wohlwollender Offizier wie General de Négrier, der die Legion liebte und hochschätzte, hat sich von dieser Auffassung niemals freimachen können, wenn es ihm auch zu verdanken ist, daß die barbarischen Strafen des silo und der crapaudine aus der Legion selbst verschwunden sind.

Die Stufenleiter der Disziplinarstrafen beginnt mit der corvée extraordinaire (Strafarbeitsdienst), die stets tageweise zudiktiert wird und von dem Bestraften in der kärglichen Freizeit abzuleisten ist. Schon diese leichteste Strafe ist eine erniedrigende Quälerei: beispielsweise Steineklopfen oder Sandfahren, Reinigen der städtischen Abortgruben und Eingeborenengefängnisse. Und das unter den erbarmungslosen Strahlen der afrikanischen Sonne und in aller Öffentlichkeit, vor den Augen und häufig unter Aufsicht grinsender Farbiger.

Die nächste Stufe ist salle de police, Kasernenarrest, wobei der Legionär seinen vollen Dienst zu tun hat, aber die Kaserne nicht verlassen darf und sich in den Freistunden alle Viertelstunden auf dem Kasernenhofe beim Unteroffizier vom Dienst melden muß, also praktisch keine Minute zur Ruhe kommt. Von 9 Uhr abends bis 5 Uhr früh werden die Arrestanten in die stets überfüllten Massenzellen eingesperrt. Wer je Gelegenheit hatte, einen Blick in diese fensterlosen, verpesteten Höhlen zu werfen, in denen sich auf einem Raume von etwa 5 Quadratmetern bis zu vierzig elende Menschen drängen, wird dieses Bild nicht los werden. An ein Hinlegen ist natürlich nicht zu denken. Zitternd vor Frost kauern und stehen die Gefangenen in ihren dünnen Drillichanzügen dicht aneinandergepreßt umher, mühsam nach Luft ringend, im Kot des nie gereinigten Bodens versinkend — um am nächsten Morgen hungrig und von Schlafmangel zermürbt ihren schweren Dienst anzutreten. Das aber ist die leichteste Arreststrafe, die jeder mißgelaunte Sergeant auf die Dauer von acht Tagen verhängen kann.

Prison, Mittelarrest, wird gleichfalls in ähnlichen Massenzellen verbüßt. Die Verschärfung besteht bei ihm darin, daß die Bestraften auf den vierten Teil der normalen Verpflegungsration gesetzt sind und schwersten Arbeitsdienst leisten müssen. Außerdem haben sie vor- und nachmittags je zwei Stunden Strafexerzieren mit dreißig Pfund schwerem Sandsack im Tornister. Das peloton des punis — jedem alten Legionär eine unvergeßliche Erinnerung! Einer Gespensterschar gleich, tief gebeugt unter der drückenden Last des Tornisters, grünlich die hageren Gesichter von der giftigen Luft der Zelle, stampfen die Elendsgestalten in schmutziger Drillichuniform stumpfsinnig zwei lange Stunden in großem Kreise herum, ohne Pause angetrieben vom scharfen Kommando des Korporals. Wer zusammenbricht, erhält eine schwere Zusatzstrafe wegen „Dienstverweigerung". Ein französischer Maler, der selbst das Unglück hatte, fünf Jahre lang die capote der Legion zu tragen,

stellte im Jahre 1910 im Pariser Salon ein geradezu erschütterndes Bild aus, „Les hommes punis", das die hoffnungslose Entsetzlichkeit dieser täglich wiederholten Folter schilderte. Auf Veranlassung des Kriegsministeriums mußte das Bild trotz Protestes der Ausstellungsleitung entfernt werden.

Die höchste Disziplinarstrafe ist cellule, strenger Arrest. Er entspricht dem prison, nur daß die Bestraften in Einzelhaft sitzen und außer an den Sonntagen als einzige Verpflegung die verringerte Brotration erhalten. Dabei aber bleibt auch für sie der gleiche Dienstplan vorgeschrieben, wie er für die Insassen des prison gilt, die doch wenigstens täglich zweimal etwas warmes Essen bekommen. Und diese Strafe kann bis zu 60 Tagen — sechzig Tagen! — verhängt werden. Kein Chronist wird je feststellen, wieviele Menschenleben dieser Tortur im Laufe der Jahrzehnte zum Opfer gefallen sind.

Man bedenke: alle bisher aufgeführten Strafarten stellen die Sühne für kleine Disziplinarvergehen dar. Sie hängen von der Willkür irgendeines niederen Vorgesetzten ab. Ein schlecht gereinigtes Gewehr, ein fehlender Knopf, ein unrichtig gepackter Tornister bringt den armen Sünder bei dem infamen System der Zusatzstrafen unter Umständen auf Wochen in jene höllischen Löcher, wo er körperliche und seelische Qualen zu erdulden hat, wie sie in keinem zivilisierten Lande der Welt dem gefährlichsten Verbrecher angetan werden.

Und es braucht gar nicht viel, bis der Legionär auch die höhere Militärjustiz Frankreichs kennenlernt, die sich für ihn in dem wegen seiner unglaublichen Härte berüchtigten Kriegsgericht des algerischen XIX. Armeekorps verkörpert. Französische Offiziere haben mir selbst gesagt, daß sie sich keines einzigen Freispruchs vor diesem Tribunal entsinnen könnten. Es kennt nur drei Strafen: Tod durch Erschießen — Zuchthaus — Zwangsarbeit. Im letzteren Falle wird regelmäßig gleichzeitig auf zeitweise oder dauernde Versetzung in das Strafbataillon (Détachement disciplinaire des incorrigibles) erkannt.

Ehe ich auf die Verhältnisse bei dieser Truppe eingehe, die in nur allzu engem Zusammenhange mit der Fremdenlegion steht, will ich mich kurz mit den Grundsätzen beschäftigen, die bei den Fremdenregimentern für die Beurteilung von Straftaten maßgebend sind. Vier Vergehen sind es, die als die schwerwiegendsten angesehen und meistens kriegsgerichtlicher Behandlung zugeführt werden: Meuterei bzw. tätlicher Angriff auf Vorgesetzte, Desertion, Drückebergerei und Diebstahl von Ausrüstungsgegenständen. Daß die beiden erstgenannten Verfehlungen häufig mit dem Tode bestraft werden, ist immerhin zu verstehen. Bei den unerträglichen Lebensverhältnissen in der F.L. versucht natürlich jeder, sich diesem Sklavendasein zu entziehen, wenn er auch nur die geringste Möglichkeit dazu sieht. Desertionsversuche würden, wenn die schweren Strafen nicht abschreckend wirkten, bald zu einer Auflösung der Truppe führen. Ebenso ist es klar, daß die Sicherheit und Autorität der Vorgesetzten, die unter diesen Verzweifelten eigentlich immer in Gefahr ist, durch strenge Strafandrohungen für Disziplinvergehen geschützt wird. Anders aber steht es mit den beiden zuletzt aufgeführten Straftaten. Als Drückeberger wird jeder bestraft, der sich krank meldet und vom Arzt den gefürchteten Zettel mit dem Befund „non malade" erhält. Bei der Unfähigkeit und Gewissenlosigkeit des Sanitätspersonals aber ist die Aussicht, krank geschrieben zu werden, höchstens für den vorhanden, der nicht mehr auf den Beinen stehen kann. Ich habe selbst Leute gesehen, die mit 41 Grad Fieber ins Prison eingeliefert wurden, weil es dem Herrn médecin major beliebte, den Schwerkranken ohne Untersuchung als gesund zu bezeichnen. Das bedeutet für den Unglücklichen im ersten Falle mindestens vierzehn Tage Arrest, bei mehrfacher Wiederholung — Kriegsgericht. Ebenso liegt es mit dem Diebstahl von Ausrüstungsstücken. 80 bis 90 v. H. der kriegsgerichtlichen Verhandlungen dürften sich mit diesem Delikt beschäftigen. Gewiß kommt es vor, daß hier und da einer der armselig bezahlten Landsknechte eine Drillichhose, eine Schärpe, ein Koppel den raffgierigen Schacherern im village nègre von Sidi-bel-Abbès für ein paar Centimes verkauft, um sich an dem geliebten

„Litre" eine Stunde des Vergessens anzutrinken. Die Regel aber ist es nicht. In der F.L. gilt jedoch die Maxime: wem ein Stück seiner Ausrüstung fehlt, der hat es gestohlen und verkauft. Dafür gibt es regelmäßig ohne Gnade mindestens fünf Monate Zwangsarbeit — um einen alten Fetzen, der vielleicht einen halben Franc Wert hat. Jeder alte Legionär kennt die Stunden zitternder Angst, wenn ihm ein Uniformteil abhanden gekommen ist. Das Strafbataillon ist ihm sicher, wenn es ihm nicht gelingt, den fehlenden Gegenstand, natürlich auf Kosten eines Kameraden, zu beschaffen, „sich damit zu dekorieren", wie der Legionsjargon sagt.

Und damit komme ich auf das Strafbataillon, die „zéphirs". Vor dem Kriege bereits hat ein französischer Schriftsteller auf die geradezu grauenhaften Zustände bei dieser Truppe in einem aufsehenerregenden Buche hingewiesen, „L'enfer du soldat" — die Hölle des Soldaten.[1]) Auch in letzter Zeit beschäftigte sich die französische Presse wieder mit den berüchtigten „Bat's d'Af" (Bataillons d'Afrique). Erfolg hatte sie eingestandenermaßen damit nicht. In die glühende Einsamkeit des algerischen Südens, wo die Zeltlager der Zéphirs stehen, gelangt kein Abgeordneter, keine Revisionskommission. Nur der Abschaum des französischen Offizierskorps gibt sich zum Führer dieser Straftruppe her. Die Unteroffiziere, viele davon Farbige, sind, wenn auch nur ein Bruchteil der zahllosen Berichte zutrifft, Bestien. Ungenügend ernährt, überanstrengt, mißhandelt müssen die unglücklichen Angehörigen der Strafbataillone unter starker Bewachung arabischer Gendarmen in einem Klima, in dem körperliche Arbeit für den Europäer an sich fast Selbstmord bedeutet, Straßen- und Bahnbauten ausführen. Selbstverständlich ist ihr Schicksal dort noch mehr von der Willkür der durchweg moralisch minderwertigen Vorgesetzten abhängig als bei den regulären Truppen. Dem Zéphir drohen heute noch silo und crapaudine als gebräuchlichste Disziplinarstrafen. Von arabischen Sklavenhändlern soll die französische Kolonialarmee diese Foltern einst gelernt haben. Der silo, der Trichter, ist ein vier Meter tiefes, sich nach unten verengendes Loch im Boden, in dem die Insassen nur stehen oder höchstens kauern können. Viele Tage lang stecken die Bestraften in ihren dünnen Drillichanzügen in diesen Löchern, fast erstickt von den Dünsten ihres eigenen Unrats, am Tage den sengenden Strahlen der Sonne, nachts der eisigen Kälte der Wüste preisgegeben. Als General de Négrier die damals auch noch bei der Legion verwendeten silos in Sidi-bel-Abbès leeren ließ, war keiner der Befreiten mehr imstande, zu stehen oder zu gehen. Bei der crapaudine, dem „Krötchen", werden den Verurteilten Hände und Füße auf dem Rücken so eng zusammengeschnürt, daß der Körper einen Halbkreis bildet. Dann läßt man sie in Hitze, Kälte und Regen auf dem Boden liegen. Nur eine Viertelstunde am Tage werden sie entfesselt, um ihr Stückchen Brot zu verschlingen. Noch keiner hat diese Marter überstanden, ohne lebenslängliches Siechtum davonzutragen. Es ist auch nicht selten vorgekommen, daß die Opfer während der Nacht in ihrer hilflosen Stellung von Hyänen oder Schakalen angefressen wurden. Das übliche Anfeuerungsmittel bei den Disziplinarabteilungen ist die Matraque, der kurze, biegsame Stock, den die Beduinen als Viehtreiber benutzen. Die erwähnten französischen Zeitungsmeldungen, die auf den Berichten früherer Zéphirs beruhen, führen Fälle auf, in denen den Strafsoldaten durch die Stockhiebe ihrer Peiniger Arme und Beine zersplittert wurden. Trotzdem zwang man die Leute zur Weiterarbeit, solange sie bei Bewußtsein waren.

Wenn ich mich mit den Zuständen in den Strafbataillonen befaßt habe, so liegt der Grund darin, daß mindestens Dreiviertel der Zéphirs Fremdenlegionäre sind, während der Rest etwa zu gleichen Teilen den farbigen Kolonialtruppen und den nationalfranzösischen Einheiten entstammt. Ein großer Teil der Legionäre macht während seiner Dienstzeit mit dieser Hölle Bekanntschaft, die ein Franzose selbst einen Schandfleck der Zivilisation nannte.

[1]) Vgl. auch den Aufsatz von Erich Brock, Franzosen als Teufel, im Dez.-Heft 1925 der S. M. „Französische Militärjustiz".

Bei Beurteilung des Strafsystems in den Fremdenregimentern darf auch nicht vergessen werden, daß jede Strafe von über vier Wochen Dauer nicht auf die Dienstverpflichtung zur Anrechnung kommt und nachgeholt werden muß. Ich habe Legionäre kennengelernt, die auf diese Weise die fünf Jahre ihres ursprünglichen Kontraktes verdoppelt haben. Irgend ein kleines Versehen, eine harmlose Nachlässigkeit, bildete meist den Beginn — dann setzte zwangsläufig die mitleidlos funktionierende Strafmaschine ein. Die Bosheit ungebildeter und urteilsloser Unteroffiziere, die gewissenlose Leichtherzigkeit der Offiziere bei grundsätzlicher Erhöhung der von ihren Untergebenen verhängten Strafen sind Tausenden zu furchtbarem Schicksal geworden. Denn wer die unerhörte Härte dieses Systems erst einmal an sich erprobt hat, ist in den allermeisten Fällen nachher ein seelisch, moralisch und körperlich gebrochener Mensch.

So sieht der Dank Frankreichs für die Toren aus, die verblendet genug waren, sich von den Vorspiegelungen skrupelloser Verführer für den Dienst unter der Trikolore einfangen zu lassen. Ich habe unter Hunderten von Legionären, darunter solchen, die von ihren eigenen Offizieren als tüchtige, pflichttreue Soldaten bezeichnet wurden, keinen einzigen gefunden, der nicht im Laufe seiner Dienstjahre zum mindesten einige Male in jenes zermalmende Räderwerk geraten wäre. „Salle de police, c'est le normal" sagt das Legionärssprichwort. Wer aber erst ein paarmal im Arrest saß, gehört schnell zu den Incorrigibles und trägt dann bald den braunen Kittel der Zéphirs.

Die Verschleppung von Kriegsgefangenen in die Fremdenlegion

Von Oberst a. D. Max Blümner in Berlin-Wilmersdorf

Während des Weltkriegs haben die Franzosen vielfach in völkerrechtswidriger Weise deutsche Kriegsgefangene und Internierte in den Gefangenen- und Sammellagern für die Legion angeworben, ja sogar dazu gepreßt. Einen Beweis hierfür liefert uns eine kürzliche Verhandlung vor dem 4. Strafsenat des Reichsgerichts. Der Bauhilfsarbeiter Georg Mayerhofer aus Bonn arbeitete 1914 bei Kriegsausbruch in Nancy. Nach mißlungener Flucht kam er in ein Internierungslager, wo „es mehr Schläge als Essen" gab. Nach drei Wochen rohester Behandlung hatte man ihn so weit, daß er sich in die Auslieferung an die Legion ergab, mit der er 1915 bis 1917 in Algerien und Marokko kämpfte, bis 1919 seine Dienstzeit abgelaufen war.

Wie Dr. v. Papen mitteilt, haben sich die beiden elsaß-lothringischen Landesverräter Wetterle und Blumenthal in französischen Zeitungen selbst damit gebrüstet, zuerst kriegsgefangene deutsche Soldaten der F.L. zugeführt zu haben.

Wir müssen sogar den schweren Vorwurf gegen Frankreich erheben, daß es deutsche Kriegsgefangene in die Legion verschleppt hat. Es ist im Augustheft 1925 der S. M., „Die Zurückführung der deutschen Kriegsgefangenen", bereits eingehend besprochen worden, wie die damalige deutsche Regierung in unverantwortlicher Weise durch Unterzeichnung des übereilten Waffenstillstandes auf eine einseitige Freilassung der Kriegsgefangenen durch Deutschland einging und wie Frankreich durch immer neue Forderungen an Deutschland zwei Jahre lang die Freigabe der unglücklichen Kriegsgefangenen hinauszuschieben wußte. Endlich nach ihrer Rückkehr stellte sich heraus, daß außer zahllosen anderen Vermißten 650 deutsche Soldaten fehlten, die sich in französischer Kriegsgefangenschaft befunden hatten; teils sind sie von ihren Kameraden in französischen Gefangenenlagern gesehen worden, teils haben sie aus ihrer Gefangenschaft nach Deutschland geschrieben.

Zur Nachforschung nach ihnen wurden der französischen Regierung in der Zeit vom Oktober 1920 bis April 1921 von deutscher Seite vier gedruckte Listen mit genauen Angaben über die Vermißten übersandt. Nach vielen Verhandlungen hat

dann endlich die französische Regierung eine klägliche Auskunft gegeben. Darnach sind von den Vermißten

1. gestorben 194
2. inzwischen heimgekehrt 78
3. in das polnische Heer eingestellt 152
4. freiwillig (?) in Frankreich verblieben 22
5. aus der Gefangenschaft entwichen 18
6. einem Zivilgefängnis überwiesen 1
7. von französischen Militärbehörden an deutsche Lazarette oder deutsche Sanitätsmannschaften übergeben 12
8. solche, von denen lediglich bestätigt wird, daß sie sich zu einem angegebenen Zeitpunkt in einem bestimmten Kriegsgefangenenlager bzw. bei einer Kompanie befunden haben, ohne daß ihr weiterer Verbleib festgestellt wird 64
9. keinerlei Angaben kann das französische Nachrichtenbureau machen über . . . 109

Man fragt sich hiernach, was mit diesen 109 deutschen Kriegsgefangenen unter 9. und mit jenen 64 unter 8. geschehen ist, über deren Verbleib nichts festgestellt werden konnte. Und wo sind die 18 aus der Gefangenschaft Entwichenen geblieben, die ja Deutschland nicht erreicht haben? Wenn sie nicht auf der Flucht erschossen wurden, dann müssen sie doch in Frankreich wieder aufgegriffen sein. Da es die Franzosen in ihrer Unmenschlichkeit fertig brachten, auf die Wiederergreifung eines geflohenen Kriegsgefangenen, ob tot oder lebend, einen Kopfpreis zu setzen, und die Wiedereingefangenen, auch wenn sie verwundet waren, in entsetzlicher Weise zu mißhandeln[1]), so ist es wahrscheinlich, daß sie die wieder eingelieferten Gefangenen in die F. L. verschleppten, d. h. sie vor die Wahl stellten, entweder unmenschlich hart bestraft, ja erschossen zu werden oder sich für die F.L. zu verpflichten.

Auch ist es nicht ausgeschlossen, daß von den 194 gestorbenen Kriegsgefangenen (zu 1.) ein Teil erst nach Verschleppung in die F. L. gefallen ist. Haben doch die deutschen Behörden niemals erfahren können, auf welche Weise und an welcher Krankheit ein Kriegsgefangener nach dem Waffenstillstand gestorben ist.

Wie Kriegsgefangene zur F.L. gepreßt wurden, wird uns in Friedrich Wenkers Buch „Im Solde Frankreichs" von Julius Abendroth berichtet. Nach seiner Versicherung sind während des Krieges viele deutsche Kriegsgefangene zum Straßenbau in Marokko verwendet worden. Als sie durch die ungeheuren Entbehrungen in den wüsten Landstrichen zu Mundraub und kleinen Übergriffen verleitet wurden, ließ man sie zwischen dem Kriegsgericht, das selbst geringe Vergehen mit unmenschlich harten Strafen belegt, und dem Eintritt in die F.L. wählen. Aus Furcht vor den entsetzlichen Strafen entschieden sich viele für die Legion, für die sie sich bis 1 Jahr nach Kriegsende verpflichten mußten.

Ein Bataillon dieser zu Legionären gepreßten Gefangenen sei nach dem von hohen Bergen eingeschlossenen Posten Thalihallid verbannt worden; an einem ausgetrockneten Flußbett gelegen, war er so fieberverseucht, daß innerhalb weniger Monate die Hälfte der 600 Unglücklichen dahinstarb. Auf dem Friedhof des Postens rage noch hier und da ein Kreuz aus dem Sande, das den Namen des Deutschen, den Tag seiner Kriegsgefangenschaft und seines Todes kündet.

Ein Student aus Charlottenburg[2]), der 1914 als Kriegsfreiwilliger des Res.-Inf.-Rgts. 203 verwundet gefangen wurde, hörte im Lazarett Calais von französischen Offizieren, daß die Gefangenen der freiwilligen Regimenter, die man alle nach Nordafrika geschafft habe, von Arabern überfallen und ins Innere überführt seien (anscheinend die amtliche Darstellung von der Verbannung in die Wüste)[3]). — Der 1917 in den Vogesen gefangene und März 1925 aus der algerischen Strafkolonie Berruaghia entlassene Deutsch-Österreicher

[1]) Vgl. S. M., Augustheft 1925, Die Zurückführung der deutschen Kriegsgefangenen S. 15.
[2]) Nach seinem Bericht an Eltern der vermißten 203er.
[3]) Schreiben durften sie ja nicht, wie es einer der Freiwilligen, P. aus Charlottenburg, im Pariser Lazarett 1915 jener Schweizerin anvertraute, die nach vermißten 203ern im Auftrage ihrer Angehörigen forschte; erst 8 Tage vor seinem Tode durfte P. Nachricht geben.

Alois Lange berichtet ebenfalls, daß er mit vielen anderen Kriegsgefangenen bis 1919 beim Straßenbau in Marokko verwendet wurde. 1919 wären viele statt ihrer Heimsendung aus nichtigen Gründen zu schwersten Strafen verurteilt worden — er zu 5 Jahren Strafkolonie wegen „Spionage", weil man harmlose Lichtbilder bei ihm fand.

Ähnlich kam, seinem Bericht zufolge, der Kriegsgefangene Philipp Rohrbart vom 3. Bat. I. R. 161 am 28. Dez. 1915 in das Strafbtl. nach Bougin; mit 4 andern Deutschen wurde er unter dem berüchtigten Maresco beim Wegebau in Setif verwendet und erst nach 8 Monaten nach Frankreich zurückgebracht.

Auch der 1925 aus der F.L. zurückgekehrte H. H., Leipzig, hat vor dem dortigen Landgericht unter Eid ausgesagt, daß er auf Märschen in Nordafrika mehrmals Strafgefangene vom Lager Da bel Amre u. a. gesprochen habe, die sächsischen Jägerbataillonen angehört hätten.

Die Angaben des H. H. bestätigen nur, was der der F.L. vor einigen Jahren entflohene ehem. Vizefeldw. Sg. behauptet: in den Gefangenenlagern der F.L., besonders in Tuila[1]) schmachten unter den fürchterlichsten Qualen an 400 Deutsche, meist Kriegsgefangene; unter ihnen der (Zahlmeister-)Untoffz. W. der 1. Battr. Feldart.-Rgts. 19 aus Liegnitz, der am 11. Sept. 1918 auf einem Dienstweg spurlos verschwand; ferner die Fliegerleutnants Kurt W., Walter B. und Hst. sowie der Gardejäger Willi Sch. aus Gera, den Sg. sofort aus einem ihm vorgelegten Gruppenbild richtig herausfand; schließlich noch der Kriegsfreiwillige der 10. Komp. Res.-Inf.-Rgts. 203 H. aus Charlottenburg und der Offz.-Stellvertreter im Fußart.-Batl. 88 Schn., Lehrer aus Berlin, der August 1918 nach Bekunden seines Batr.-Chefs „mit großer Wahrscheinlichkeit lebend in Gefangenschaft" geraten ist. Diese beiden hat Sg. genau beschrieben, sogar mit besonderen, nur Eingeweihten bekannten Kennzeichen.

Auf Veranlassung der Eltern der von Sg. genannten Kriegsgefangenen hat das Auswärtige Amt die französische Regierung gebeten, durch eine Umfrage festzustellen, ob sich die Vermißten in der F.L., ihren Strafkompanien oder Gefangenenlagern befänden. Darauf teilten die Franzosen der Deutschen Botschaft in Paris (unter U. P. G. IV. I/A) mit, „daß die von dort erbetenen Listen der für die F.L. verpflichteten Deutschen (früheren Kriegsgefangenen) keineswegs diejenigen Angaben enthalten würden, auf die die deutschen Behörden rechnen, da eine ziemlich große Anzahl Fremdenlegionäre sich unter falschem Namen und unter Verschleierung ihrer Identität verpflichtet hat." Jede Angabe über Fremdenlegionäre wurde rundweg abgelehnt, „da keine einen Legionär betreffende Auskunft ohne dessen ausdrückliche Ermächtigung gegeben werden kann." Damit geben die Franzosen zu, daß ehemalige Kriegsgefangene zur F.L. verpflichtet wurden. Warum wird nicht deren Ermächtigung zu einer Auskunft über sie herbeigeführt?

Der erwähnte H. wurde nach dem Angriff der jungen Regimenter bei Dixmuiden am 25. Oktober 1914 vermißt. Da berichtet ein Austauschgefangener Dr. Müller, Karlsruhe, daß er mit H. zusammen im Lazarett Cassel in Nordfrankreich gelegen habe (wie dieser an Oberschenkelschuß). Als aber das Rote Kreuz in Genf beim Lazarett Cassel nach dem Verbleib von H. fragte, bestätigte der französische Lazarettkommandant telegraphisch, daß H. dort gelegen habe, verweigerte aber die Auskunft, wohin er transportiert sei.

Auch im Fall Hans Schmidt, Breslau (4. Garde-Rgt. z. Fuß 3. M.-G.-Komp., vermißt 26. Sept. 1915 zu Varennes), leugnete die französische Regierung solange wie möglich; bis sie endlich 1922 eingestehen mußte, daß sich Schm. in der F.L. vorgefunden habe, wo er zu 15 Jahren Zwangsarbeit verurteilt sei. Ist Schm. inzwischen seinen Qualen erlegen oder hat das Auswärtige Amt ihn vergessen?

Auf eine deutsch-völkische Anfrage im Reichstage bezüglich unserer Kriegsgefangenen erwiderte Staatssekretär v. Schubert im Februar ds. Js.: „In französischen Händen befindet sich nach sorgfältigen Ermittelungen nur noch ein deutscher Kriegsgefangener, namens Hoppe[2]). Die Meinung, als befänden sich noch zahlreiche Kriegsgefangene in französischen Händen, geht darauf zurück, daß die Zahl der Vermißten sehr hoch ist und häufig deren Angehörige von Betrügern beschwindelt

[1]) Die entsetzlichen Menschenschindereien in diesen Lagern, von den Arabern „Biribi" genannt, schildert der Pariser Schriftsteller Londres in dem kürzlich erschienenen Buche „Biribi" oder „Dante hat nichts gesehen".

[2]) Er verbüßt angeblich wegen Mordes lebenslängl. Zwangsarbeit in Cayenne.

werden." Wie kommt der Staatssekretär zu dieser Behauptung? Doch wohl auf Grund von Angaben französischer Behörden. Wir haben nach den Kriegsgreuellügen, den „Kriegsverbrecher"-Prozessen und Ruhrkämpfen zur Genüge erfahren, daß französische Behörden zur Verdeckung von rechtswidrigen oder unmenschlichen Handlungen, auch vor Unwahrheiten niemals zurückschrecken. Sie bezeichnen die deutschen Kriegsgefangenen nicht mehr als solche, sondern als Legionäre, Strafgefangene oder Verbrecher und führen sie unter anderem Namen; dann glauben sie, leugnen zu können, daß noch Kriegsgefangene in ihren Händen sind.

Wie der Kriegsgefangene Alois Lange bis März 1925 in einer algerischen Strafkolonie zurückgehalten wurde, so können sich noch heute viele, längst tot geglaubte Kriegsgefangene in den Klauen der Franzosen befinden, und (wie Langes Freund, Alfred Hintz aus Netzschkau i. S.) den Mißhandlungen der Franzosen allmählich erliegen, wenn wir nicht endlich etwas zu ihrer Rettung unternehmen.

Sollten nicht unter den in der Hölle von Cayenne schmachtenden Deutschen auch Kriegsgefangene sein, die nach Verschleppung in die F.L. wegen irgendeines angeblichen Verbrechens nach der Heils- oder Teufelsinsel deportiert sind? Von Vieren wissen wirs, daß sie wegen Flucht aus der F.L. zu 20 Jahren bzw. lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt sind; der eine von ihnen, der am 24. Nov. 1914 verurteilte Georg Batzler, könnte ein nach Nordafrika verschleppter Kriegsgefangener sein.

Diese vier und weitere sechs Cayenne-Gefangene hat die französische Regierung auf eine Anfrage unseres Auswärtigen Amts im Juli 1925 mit Namen genannt. Als dann auf die Nachforschung der tapferen Frau Anita Bode aus Danzig ein deutsch-österreichischer Arzt aus Paramaribo in Holländisch Guayana schrieb, daß nicht 10, sondern noch 100 deutsche (Kriegs-) Gefangene in Cayenne wären[1]), ersuchte das Auswärtige Amt am 16. Sept. 1925 die französische Regierung um eine genaue Liste der in jener Strafkolonie befindlichen deutschen Gefangenen unter Angabe von Namen und Aufenthaltsort. Am 14. Okt. 1925 wurde von Paris die Übersendung des Verzeichnisses in Aussicht gestellt, doch ist es bis heute noch nicht eingetroffen.

Gegen unsere Behauptung, daß sich außer Hoppe noch andere deutsche Kriegsgefangene in der F.L., ihren Strafkompanien und Gefangenenlagern befinden, wird gern eingewendet: Die zwangsweise eingestellten Legionäre hätten doch sicherlich in der vergangenen Zeit aus der F.L. nach Deutschland geschrieben. Ganz gewiß, soweit es ihnen gestattet wird; die Legionspost sorgt aber dafür, daß Briefe, die die Legion oder Frankreich bloßstellen, Deutschland nicht erreichen. Im übrigen werden diese Unglücklichen dahin geschickt worden sein, „wo man stirbt", wie es General de Négrier seinen Legionären einst zurief. Oder sie sind auf einem Fluchtversuch umgekommen, sitzen im Gefängnis oder im Irrenhaus[2]).

Wie man in solchen Fällen in der Legion verfährt, zeigt das nachfolgende, vom ehem. Regimentsschreiber der F.L., dem Elsässer Paul Schüler, übermittelte Schreiben des französischen Kriegsministeriums an den Kommandeur des 1. Fremdenregiments (J. I. B. Nr. 148/15. L. J, 1912 v. 2. 2. 1912). „Da zurzeit in den deutschen Zeitungen verschiedene Artikel über die F.L. erscheinen, die sie bloßstellen, gebe ich Ihnen die Befugnis, das deutsche Menschenmaterial soweit möglich, auf die entlegensten, südlichsten isolierten Posten zu verteilen. Sie wollen übrigens anordnen, daß für die Dauer von 6 Monaten die Briefe aller Legionäre, die nach Deutschland adressiert sind, durch die Feldpost vernichtet werden, damit endlich dem Unfug der Preußenblätter Einhalt getan wird."

---

[1]) Von denen niemand etwas wisse, denen niemand helfen könne, die nicht mehr Menschen seien. Wer je ins Hospital gebracht würde, käme lebend nicht mehr heraus.

[2]) Nach einer Mitteilung des „Berliner Tageblatts" vom Juni 1925 beträgt der Abgang in der F.L. jährlich 80 vH. In einer Irrenanstalt in Algerien sollen sich allein 585 geisteskranke Legionäre befinden.

Wissenschaftliche Rundschau

Neue Aufgaben der Ägyptologie

Von Friedrich Wilhelm Frhr. von Bissing im Haag (Holland)

Mit dem Erscheinen des ersten Bandes von Erman-Grapows Wörterbuch der ägyptischen Sprache, Spiegelbergs Demotischer Grammatik und bis zu einem gewissen Grad auch seines koptischen Wörterbuches ist ein großer Abschnitt in der Geschichte der Ägyptologie beschlossen worden: auf die erste, von Peyron und Champollion eingeleitete, von Lepsius, Brugsch und Maspero fortgesetzte gleichsam stürmische Eroberung der Hinterlassenschaft der Kultur der alten Ägypter, folgte die Zeit geduldiger Forschung, die auf philologischem Gebiet immer mit den Namen Ermans, Sethes, Steindorffs verbunden bleiben wird, auf archäologischem mit dem Flinders Petries und seiner Schule. In Schaefers Buch von der ägyptischen Zeichenkunst, in meinen Denkmälern ägyptischer Skulptur und meinem „Grondslag der oostersche kunstgeschiedenis", in Curtius I. Band seiner Antiken Kunst, ist der Versuch gemacht, die Ergebnisse der kunstgeschichtlichen Forschung zusammenzufassen und zu einem lebendigen Bild zu gestalten. Aber die Ausgrabungen und die Durchforschung der Denkmäler in unseren Museen, der Texte und Zeugnisse aller Art haben den Blick dauernd erweitert und uns gelehrt, über die Grenzen Ägyptens hinauszublicken. Äußere Umstände haben da zunächst die afrikanischen Nachbargebiete Ägyptens in den Vordergrund geschoben. Die Errichtung des gewaltigen Staudamms bei Assuan setzte große Gebiete Nubiens bis in die Gegend von Kalabsche unter Wasser. Nicht nur die Tempel auf der Insel Philae und eine ganze Reihe nubischer Heiligtümer versanken in dem Stausee und mußten zu diesem Zweck ausgebessert und widerstandsfähig gemacht werden, sondern ungezählte Begräbnisplätze aller Zeiten wurden ein Opfer der Fluten. Nicht alle, aber doch einen beträchtlichen Teil hat die ägyptische Regierung ausgraben lassen; in unsere ägyptische Sammlung sind reichliche Proben dieser Ausgrabungen durch meine Vermittlung gekommen. Durch diese Funde, die in einer Anzahl kleinerer und größerer Veröffentlichungen des Archaeological Survey of Nubia vorgelegt wurden, wurde die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf Nubien und den Sudan gelenkt, die seit mehreren Generationen als Stiefkinder der Ägyptologie gegolten hatten. Garstang ging nach Meroë, Griffith nach Faras im südlichen Nubien und nach Napata am Berge Barkal, Randall Mac Iver und die Mitglieder der amerikanischen Ekhel-Coxe-Expedition nach Wadi Halfa und zu den nördlicher gelegenen Ruinenstätten von Areika und Kasanog. Einer der Bände befaßte sich auch mit den christlichen Kirchen der Gegend um den zweiten Katarakt, während der englische Architekt Somers Clarke die koptischen Klöster und Kirchen des eigentlichen Niltals einschließlich Nubiens vorlegte, beide leider ohne hinreichende Berücksichtigung des Bildschmucks. Somers Clarke legte auch neue Pläne der nubischen Festungen vor; sein Bericht wird aufs glücklichste ergänzt durch Borchardts von der Sieglinexpedition herausgegebene Aufnahmen. Reisner aber, der einst in Unternubien die Forschung für die ägyptische Regierung eingeleitet hatte, setzte den Spaten in Napata und Meroë, vor allem aber in Kerma am dritten Nilkatarakt ein. Keiner jedoch hat sich dem Studium aller Fragen, die mit Nubien zusammenhängen, mit solchem Eifer gewidmet wie der Wiener Akademiker Hermann Junker. Er ist zum fast leidenschaftlichen Parteigänger der Nubier und der Selbständigkeit ihrer Kultur geworden, er hat das nubische Problem bis tief ins eigentliche Ägypten verfolgt. Gehörte doch lange Zeit der südlichste Teil Ägyptens bis in die Gegend von Edfu zum nubischen Gebiet.

Eine der merkwürdigen Tatsachen, die Junker festgestellt hat, nachdem ich zuerst in den „Denkmälern" die Aufmerksamkeit unter rein typologischen Gesichtspunkten darauf gelenkt hatte, ist das späte Auftreten der Neger auf ägyptischen Denkmälern. Im Alten Reich sind sie noch unbekannt, im Mittleren noch keineswegs häufig dargestellt, das Wort nehesi bezeichnet vielmehr den Nubier, der südlich von Uaua, dem Grenzgebiet mit der unverständlichen Sprache, wohnt. Erst im Neuen Reich, von 1600 ab, begegnen wir auf den Denkmälern regelmäßig Schwarzen mit Negertypus. Hier aber erhebt sich ein Problem. In eben jenen Gegenden, aus denen uns die ägyptischen Bilder eine reine Negerbevölkerung vorführen, wohnten nach dem anthropologischen Befund vorwiegend Hamiten, also Verwandte der Ägypter, wenn auch öfters mit negroidem Einschlag. Anscheinend zog die ägyptischen Maler der fremde Typus mehr an, sie verallgemeinerten sein Vorkommen. Manche dieser „Neger" tragen in Tracht wie Gebärde alle Anzeichen primitivster Kultur an sich; andere haben ägyptische Sitten angenommen, verbinden damit aber allerhand Barbarisches: Riesige goldene Ohrringe, Muschelketten um den Hals, Straußenfedern im Haar, Pardelfelle

um die Schultern. Nach ihren Gaben zu schließen, sind sie geschickt in mancherlei Arbeit; auch hier macht sich der Einfluß ägyptischer Vorbilder geltend. Und so ist es von je gewesen. Die Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte haben uns gezeigt, wie in den Nilgebieten südlich Edfus und vor allem des ersten Katarakts Kulturgebräuche herrschten, die mit denen Ägyptens in engster Beziehung stehen; aber sie bewahren Formen und Gebräuche, die der Ägypter längst abgelegt hatte, noch jahrhundertelang. Dabei steht aber diese Kultur ihrerseits nicht still: sie vervollkommnet die überkommenen Dinge, z. B. die Technik und Formgebung der Keramik, sie entwickelt das ererbte Gut weiter und nimmt auch eine Auslese vor. Naturgemäß treten die im Land vorhandenen Güter, Gold, Straußenfedern und -eier, Leopardenfelle, Elfenbein, stärker hervor. In Kesma, am dritten Katarakt, hat sich eine Industrie aus Marienglas geschnittener Tier- und Pflanzenfiguren entwickelt; die Stilisierung mutet zunächst ganz archaisch an. Der Doppeladler, in Ägypten völlig unbekannt, begegnet hier um 2400 v. Chr. zum erstenmal neben anderen Doppelwesen. Die nubischen Produkte einschließlich der feinen Keramik sind zu allen Zeiten gern nach Ägypten ausgeführt worden, meist wohl im Austausch gegen ägyptische Waren. Dieses Vorkommen kann, aber braucht keinesfalls mit einer stärkeren ägyptischen Besiedlung zusammenzuhängen. Im allgemeinen hatten Nubien und der Sudan nicht allzuviel Anziehendes für den Ägypter, der sich beklagenswert fand, wenn er in dem fernen Land etwa seine letzte Ruhestätte suchen mußte. Außerhalb der Festungen und Heiligtümer werden nicht viele Ägypter in dem zum guten Teil wenig fruchtbaren Land gewohnt haben.

Aber der Zusammenhang mit dem eigentlichen Ägypten ist nie verloren gegangen: nicht in ältester Zeit, als eine einheitliche Kultur herrschte, nicht im Alten Reich, als die Pyramidenerbauer und die Gaugrafen von Assuan ihre Hand nach den Schätzen Nubiens ausstreckten, nicht im Mittleren Reich, dessen Könige die stolzen Festungen zur Sicherung von Handel und Wandel bauten. Auch nicht im Neuen Reich, als hohe Beamte, Vizekönige gleichsam, den Titel eines Königssohnes von Kusch (Südnubien) führten, in Anerkennung gewissermaßen, daß es sich hier um ein selbständiges Königreich handelte. Ganz besonders eng wurde die Beziehung, als mit Pianchi aus dem Sudan gebürtige Könige den Thron der Pharaonen bestiegen. Am Hof von Napata und später an dem von Meroë herrschte ägyptische Sitte, aber immer bleibt z. B. in der Form der Pyramiden ein barbarischer Einschlag. Im eigentlichen Ägypten aber leiten die äthiopischen Könige, die sich als echte Pharaonen erweisen wollen, die Periode der Restauration ein, des Archaismus in Kunst und äußerer Lebensform, selbst in Schrift und Sprache, die Ägypten vom 8. bis zum 3. Jahrhundert beherrscht.

Höchst merkwürdig ist nun, wie der ägyptische Hellenismus auf Nubien und den Sudan einwirkt: wir wissen von dem Griechenfreund Ergamenes, der in den ersten Jahrzehnten der Ptolemäerherrschaft Nubien bis in die Gegend des ersten Kataraktes beherrscht. Aber wir haben noch viel eindringlichere Zeugnisse in einer merkwürdigen Klasse von Gefäßen, die vor allem in Nekropolen nördlich des zweiten Kataraktes auftauchen. Sie sind in vorzüglicher Technik hergestellt, meist in Schwarz, Braun oder Rot reich bemalt. Die Zeichnungen, Tiere, Pflanzen, selten Menschen, vierlerlei Ornamente, sind stark ägyptisch beeinflußt, aber in der Ausführung so frei, geistvoll geradezu, daß die griechische Grundlage, die auch aus den Gefäßformen spricht, keinen Augenblick zweifelhaft bleibt. Daß die Töpfe an Ort und Stelle hergestellt sind, wo Tonlager von einer Qualität anstehen, die sich in Ägypten nirgends findet, kann nicht bestritten werden. Aber ebenso sicher müssen die Vorbilder der Zeichnungen im alexandrinischen Kreis gesucht werden: nirgends sonst ist eine so enge Vereinigung ägyptischer und griechischer Elemente denkbar. Wir können den Einfluß dieser Keramik zunächst in der eigentlich römischen Keramik Nubiens und des Sudans, dann weiter in den römischen Fabriken Ägyptens bis zur „koptischen" Ware verfolgen. Während aber in Nubien und Meroë neben der hellenistisch-römischen Ware stets die einheimischen Gattungen sich finden, fehlen diese in Ägypten, z. B. in Antinoë, völlig. Hier tritt dafür die rotgefärbte, an Sigillata erinnernde Keramik viel mehr in den Vordergrund.

Die nubischen und äthiopischen Funde haben Ägypten in den Kreis der innerafrikanischen Kulturen gerückt. Andere Funde haben auf die Zusammenhänge mit den westlichen Grenzländern des Niltals, dem alten Libyen, hingewiesen. In ihren Libyan Notes suchten Randall-Maciver und Anthony Wilkin nachzuweisen, daß altägyptische Bräuche, Kunstformen sogar ältester Zeit bei den heutigen Kabylen fortleben, Oric Bates stellte in einem etwas eilig abgefaßten Buch das Material für die Eastern Libyans zusammen, der gleich ihm zu früh verstorbene Georg Moeller suchte auch philologisch enge Zusammenhänge zwischen Ägypten und Libyen zu erweisen. Ganz neuerdings hat, zum Teil im Anschluß an die Forschungen von Leo Frobenius, bekanntlich einer mit Vorsicht zu benutzenden Quelle, Elise Baumgärtel den unglücklichen Versuch gemacht, Dolmen und Mastaba in nähere Be-

ziehung zueinander zu bringen. Ihr „stellt sich jetzt die Entwicklung des frühen ägyptischen Grabes so dar: Das Ägypten in der Urzeit eigentümliche Grab ist das Sandgrab, das sich zum Grab mit Einsteigeschacht oder Treppe weiterentwickelt. In mittel- oder spätprähistorischer Zeit wird Ägypten bekannt mit dem Dolmengrab mit Steinhügel, wie es in Nordafrika gebaut wurde, speziell dem Bassinatyp mit Kultnische. Dieser Einfluß trifft vermutlich zuerst auf Oberägypten. Aus dem Dolmengrab hat sich dann unter Verwendung einheimischer Formen die Mastaba entwickelt. Dem Dolmen selbst — in Ägypten aus der Frühzeit bisher nur in Hierakonpolis erhalten — steht das Menesgrab am nächsten. Es begräbt noch oberirdisch und verdeckt die Grabanlage selbst mit dem Schalenbau, dem ägyptisch umgewandelten Steinhaufen mit Steinkreis, an dessen Außenwand ohne Verbindung mit der Grabkammer sich Kultnischen befinden. Später gewinnt das mit Einsteigeschacht oder Treppe versehene Sandgrab wieder stärkere Bedeutung; aus der Verbindung von ihm mit dem Dolmen entsteht der spätere Typus der Mastaba."

Wirr wie diese „Entwicklungsgeschichte", die allen sicheren Ergebnissen unserer Wissenschaft hohnspricht und dadurch nicht besser wird, daß die Verfasserin unmittelbar danach neben den angeblichen Dolmen von Hierakonpolis einen ebenso eingebildeten von Naga ed Der stellt, sind alle Ausführungen Elise Baumgärtels, die sich durch eine gelegentliche Vermutung Hubert Schmidts anscheinend hat verleiten lassen. Dolmen, um nur eines zu bemerken, sind megalithische Bauten. Die unbehauenen Steine aber, die beim Dach oder der Fütterung der alten ägyptischen Gräber Verwendung fanden, sind mit verschwindenden Ausnahmen von kleinem Maß. Die Datierung der nordafrikanischen Gräber kann keineswegs „auf das Vorkommen des Schnabelnapfes und des Henkelkrugs" gegründet werden, denn unter dem Begriff des Schnabelnapfes faßt E. Baumgärtel die allerverschiedenartigsten Gefäße zusammen — Gußschalen, Gußnäpfe, wie sie bei der Brauerei Verwendung finden, Lampen usw. Zu den Henkelkrügen aber ist zu bemerken, daß nach den von der Verfasserin nicht berücksichtigten Funden von Abydos in Verbindung mit Darstellungen auf Reliefs der 5. Dynastie aus Abusir, Gefäße mit Henkeln im syrischen Kreis heimisch waren und von da schon in sehr früher Zeit im Niltal eingeführt wurden.

Die Betrachtung der Geräte und Waffen aus Feuerstein scheint darauf hinzuweisen, daß in ältester Zeit eine nähere Beziehung zwischen Ägypten und Palästina-Phönikien bestand und daß diese Beziehungen auch hinüberreichten nach Libyen. Die wahrscheinlichste Annahme scheint zu sein, daß eine einheitliche hamitische Bevölkerung damals in diesen Küstenstrichen des Mittelmeeres wohnte. Wenn dieser Bevölkerung die älteren Dolmen in Palästina und in Libyen zuzuschreiben sein sollten, so ließe sich das Fehlen dieser Grabform in Ägypten damit erklären, daß in Unterägypten das Steinmaterial so gut wie fehlt und allfallsiger Ziegelbau-Ersatz zugrunde gegangen wäre. Oberägypten aber ging seine eigenen Wege, die es vielleicht lange vor der Entwicklung jener nördlich-afrikanischen Kultur beschritten hatte. Vielleicht sind hier die Feuersteinformen entwickelt, die dann auf den Norden einwirkten. Jedenfalls hat sich im Niltal schneller als anderswo eine eigenartige Kultur herausgebildet, und die Ereignisse der späteren Zeit zeigen, daß die ägyptische Kultur immer die Neigung hatte, über die Grenzen des Niltals auszustrahlen. Die Oasen und das Fayum, z. T. wohl wie das westliche Delta von einer libysch-hamitischen Bevölkerung bewohnt, waren die natürlichen Vorposten Ägyptens nach Libyen und Libyens nach Ägypten zu. Aber es verdient doch festgehalten zu werden, daß jene enge Beziehung der Oasen zum Niltal, die seit dem Neuen Reich bis auf unsere Tage fast ohne Unterbrechung bestanden hat, in älterer Zeit bisher nicht nachweisbar ist. Manche Annahme libysch-ägyptischer Beziehungen hat bei genauerem Zusehen keine Bestätigung gefunden, und mit der Zeit jedenfalls hat das Eindringen hellhäutiger, blauäugiger, rothaariger Elemente in Libyen auch einen ethnographischen Gegensatz zu dem rotbraunen Ägypter geschaffen. Der vorsichtigen Forschung bleibt ganz wie bei der Bestimmung des Verhältnisses Ägyptens zum Innern Afrikas bei der Würdigung des Verhältnisses zu Libyen noch viel zu tun übrig.

In gewisser Beziehung liegen seit neuestem die Dinge klarer in bezug auf Phönikien und Palästina. Die überaus erfolgreichen, wenn auch noch immer nicht genügend bekanntgegebenen französischen Ausgrabungen in Byblos und andere Funde lassen eine Beeinflussung der phönikischen Kultur durch die ägyptische seit ältester Zeit erkennen. Dabei bewahren die phönikischen Fundstücke meist ihren eigenen Charakter, und die dort entwickelten Techniken und Formen scheinen seit dem Anfang des Neuen Reiches auf die ägyptische Kunst eingewirkt zu haben, wie die Sprache jener Länder auf die ägyptische. Borchardts großangelegter Untersuchung über die kanaanäischen Fremdwörter im Ägyptischen und meinem eigenen Versuch über die Stellung der ägyptischen Kunst im Kunstleben der Völker muß nun eine weit umfassendere Untersuchung über die Wechselbeziehungen des Nil-

tals und seiner asiatischen Nachbarländer folgen. Auch hier muß man in der ältesten Zeit einsetzen und bis in christliche Jahrhunderte herabgehen. In Phönikien trafen vermutlich auch zuerst ägyptische und kretische Kultur zusammen und erst nach einer hinreichenden Erforschung der phönikisch-syrischen Kultur, in der z. B. früh auch Gefäße mit schnabelförmigem Ausguß auftraten, wird man über die Beziehungen Ägyptens zu Kreta sicher urteilen können. Es ist höchst merkwürdig, aber in Übereinstimmung mit den antiken Zeugnissen jeder Art, daß die Goldschmiedekunst bei den Fragen nach dem Wesen der phönikischen Kunst eine führende Rolle spielt.

In den Zeiten der Begründung der ägyptologischen Wissenschaft herrschte vielfach die Neigung, Ägypten als den Urbronn aller Kultur zu betrachten, dem nur etwa Indien den Rang ablaufen konnte. Mit dem Einsetzen der philologisch-kritischen Methode seit 1880 etwa trat demgegenüber die mehr isolierende Betrachtungsweise in den Vordergrund. Es galt zunächst, die innerägyptische Entwicklung zu begreifen, und weder von ägyptisch-semitisch-indogermanischer Sprachvergleichung noch von all zu engen Beziehungen zur Afrikanistik wollten die berufensten Forscher viel hören. Einzig die Verwandtschaft mit den semitischen Sprachen ließen, anfangs unter dem Widerspruch sehr ernst zu nehmender Stimmen, Gelehrte wie Erman, Sethe gelten und wiesen sie in umfangreichen Arbeiten nach. Es konnte nicht ausbleiben, daß zu den philologischen Beziehungen auch die kulturellen traten, daß Ägypten aus seiner Isolierung wieder befreit wurde. Allmählich lernte man die Nachbarländer besser kennen, gewann so eine sichere Grundlage für die Beurteilung. Der Aberglaube an ein vor allen Fremden ängstlich geschlossenes Ägypten wurde überwunden. Das Niltal stellte sich nun mitten in das Weltgetriebe. Aber noch stehen wir hier überall am Anfang, und es werden Jahre dahingehen, ehe auch nur das bereits vorhandene Material genügend gesichtet und verwertet sein wird. Aber diese Arbeit wird der Teilnahme weiter Kreise sicher sein, denn durch sie werden wir erst die Zusammenhänge begreifen, die die orientalischen Völker untereinander und mit den europäischen Ahnen unserer Kultur verknüpfen

Aus Zeit und Geschichte

Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten

Von Erich Brock in Freiburg i. B.

Im letzten Jahrhundert begann die Menschheit so schnell anzuwachsen, daß die Überfüllung der Erde ein ernst zu nehmendes Problem zu werden anfängt. Während in früheren Jahrhunderten trotz der größeren Geburtenziffern durch Seuchen, kurze Lebensdauer infolge unhygienischen Lebens, große Säuglingssterblichkeit, häufige Kriege, Zölibat eine gewisse natürliche Selbstregulierung der Anzahl der Menschen bestand, hat diese infolge der technischen Fortschritte des letzten Jahrhunderts nahezu jede Wirkung verloren. Versuche der Natur, ähnlich wie bei plötzlichen Überschwemmungen durch irgendeine Tier- oder Pflanzenart, die zufällig auf einmal günstige Vermehrungsmöglichkeiten fand, durch in diesem Falle geistige Seuchen das Gleichgewicht wieder herzustellen, wie den Weltkrieg und die russische Revolution, blieben unzulänglich; schon nach wenigen Jahren ist der Millionenverlust jenes Jahrfünftes überwunden. Zwischen 1905 und 1911 war die Vermehrung derart, daß in je 60 Jahren eine Verdoppelung der Menschenzahl eintrat. Bei einem Fortgang dieses Anwachsens wäre die Erde in 120 Jahren am Rande ihrer Fassungskraft; dann würde ein Kampf aller gegen alle beginnen, gegen den alles Dagewesene nur ein Kinderspiel bedeutete. Schon der letzte Krieg spielte sich zwischen Übervölkerten und Entvölkerten ab. Auch bei Vervollkommnung aller denkbaren Boden- und Kraftausnützungsmöglichkeiten ließe sich der Zeitpunkt des Schlusses der Vermehrungsmöglichkeit nicht über das Jahr 3000 hinausziehen.

So werden vermutlich die kommenden Jahrhunderte unter dem Zeichen des Kampfs um den Boden stehen. Wenn unter den europäischen Völkern ein gewisses Gleichgewicht hergestellt ist, so wird der Rassenkampf an den Platz der innereuropäischen Kämpfe treten. Europa selbst hat ihn entfacht. Einerseits dadurch, daß es auch den Farbigen durch technische Vervollkommnungen die Möglichkeit uferloser Vermehrung bot, andererseits dadurch, daß es sie in seinen Dienst zwang und so diesen Völkern, um sie arbeitstüchtiger zu machen, Bildung und Selbstbewußtsein vermittelte und gleichzeitig durch skrupellose Ausnützung ihnen das Problem aufzwang, ob sie nicht Recht und Macht hätten, für sich selbst zu arbeiten. Auch hier bedeutet der Weltkrieg einen Wendepunkt. Läßt sich offenbar geringerwertigen Rassen, wie etwa den

Negern gegenüber, in aller Ehrlichkeit der Standpunkt verteidigen, daß Europa das Recht, ja sogar die Pflicht habe, diese Rassen unter Vormundschaft zu nehmen und daraus auch für sich einen maßvollen Nutzen zu ziehen, so entfernten sich doch die Kolonisationsmethoden der europäischen Völker mehr und mehr von diesem berechtigten Ideal. Frankreich insbesondere hat während des Weltkrieges weit über eine Million Farbiger auf die europäischen Kriegsschauplätze geführt, von denen Hunderttausende gefallen sind. Diese Farbigen waren selbstverständlich weit entfernt, sich freiwillig für eine unbegriffene und für sie gleichgültige Sache zu opfern, sondern wurden zum allergrößten Teil mit Waffengewalt zum Dienst gepreßt. Und im Kolonialkrieg selbst sind weitere Zehntausende von Negern auch als Träger durch rücksichtslose Überanstrengung und Seuchenaussetzung zugrunde gegangen. Auch heute führt Frankreich die Kriege, die ihm die Aufrechterhaltung seines Weltreichs bei völligem Nachlassen der eigenen Lebenskraft aufnötigt, ganz vorwiegend mit Farbigen, mit Negern gegen Marokko, mit Madagassen und Indochinesen gegen Syrien und bei Bedarf wohl auch umgekehrt. Die Vorherrschaft der weißen Rasse ist durch nichts so bedroht wie durch dies Verfahren.

Dazu kommt, daß trotz dieser Blutopfer infolge der sinkenden Geburtenziffer Europas die Vermehrung der farbigen Rassen heute weit schneller geschieht als die der Europäer. So hat Indien zwischen 1872 und 1911 seine Bevölkerung um 109 Millionen Köpfe vermehrt; und die Bevölkerungsvermehrung in Afrika ist trotz der französischen Aushebungen, trotz Schlafkrankheit und Tsetsefliege heute die schnellste auf der ganzen Welt. Trotzdem ist der Anteil der Gebiete, in welchen Farbige sich selbst regieren, noch nie so gering gewesen wie heute und beträgt nur $^1/_9$ der Erdoberfläche, während der zahlenmäßige Anteil der weißen Rasse nur ein Drittel der Menschheit ausmacht. Noch vor 400 Jahren war ganz Asien, Afrika, Amerika und Australien unter eigener Herrschaft. Der jetzt angeschnittene Prozeß der Abschüttlung europäischer Herrschaft über farbige Gebiete wird unaufhaltsam weiter fortschreiten. Genau wie in den vergangenen Jahrhunderten innerhalb der europäischen Staaten die sozialen reinen Herrschaftsverhältnisse überwunden wurden, obwohl über die Zweckmäßigkeit dieser Entwicklung sehr ernsthafte Zweifel möglich sind — so werden auch die Herrschaftsverhältnisse zwischen den Rassen zerstört werden. Der Wendepunkt in diesen beiden Entwicklungen wurde durch den Mißbrauch der Herrschaft bezeichnet; und in beiden Entwicklungen war es der Kapitalismus, welcher in der Herbeiführung dieses Punktes eine bedeutsame Rolle spielte. Die russischen Bolschewiki haben die innere Verwandtschaft dieser beiden Entwicklungen mit großer Denkklarheit begriffen und setzen ein großes Zerstörungswerk daran, den sozialrevolutionären Tendenzen nun auf dem Rassengebiet Geburtshilfe zu leisten. Und da die Gebiete, in welchen noch eine erhebliche Siedelung möglich ist, nicht mehr allzu groß sind — die an Möglichkeiten reichsten davon sind Sibirien und Australien, welche beide noch ein Vielfaches ihrer gegenwärtigen Bevölkerung aufnehmen können — so wird der Kampf der Rassen sich dann auch um solche Gebiete entfesseln. Wie weit die weiße Rasse bei diesen Kämpfen noch mit in Betracht kommt, hängt von der Fortentwicklung der Geburtenziffern ab. Bei gleichbleibenden Tendenzen wird es im Jahre 2200 ungefähr $2^1/_2$ Milliarden Chinesen und 16 Millionen Europäer geben.

Ein äußerst lehrreiches Beispiel für diese Rassenkämpfe und ihre möglichen Entwicklungen bieten die Vereinigten Staaten von Nordamerika, obwohl hier infolge der ganz erstaunlichen Fernhaltung des Sozialismus die Verschärfung des Rassengegensatzes durch den sozialen noch weitgehend fehlt. Das kommt auch daher, daß bislang daselbst es an Arbeit und Verdienst selten mangelte; sollte das einmal anders werden, so würde auch dort sich schwerlich verhindern lassen, daß der Sozialismus, ja Bolschewismus sein Haupt erhöbe, und dann würde wohl auch Europa mehr von der dortigen Negerfrage hören, als es heute zu wissen pflegt.

Die Negerbevölkerung der Vereinigten Staaten datiert in beträchtlichem Prozentsatz erst vom Ende des 17. Jahrhunderts. Gegen Ende des 18. betrug sie $^3/_4$ Millionen, heute 12 Millionen, bei 105 Millionen Gesamtbevölkerung, so daß ein Neger auf etwa $7^1/_2$ Weiße kommt. Der Prozentsatz schwankt in den einzelnen Staaten zwischen 1 und 60. In einer Grafschaft beträgt das Verhältnis der Neger zu den Weißen 9:1. Dabei ist zu berücksichtigen, daß unter den Negern auch alle Halbblutmenschen mitgezählt werden, selbst bei stark überwiegendem weißen Anteil. Seit der Aufhebung der Sklaverei haben die Neger wirtschaftlich und auf dem Bildungsgebiet große Fortschritte gemacht. Man rechnet, daß etwa 25—30% sich über das Proletariat erheben und in stetem wirtschaftlichen Fortschritt begriffen sind. Seit jenem Jahr hat sich die Zahl der von ihnen besessenen Farmen von 20000 auf eine Million gehoben. Leitende Stellen im Wirtschaftsleben nehmen 60000 gegen damals 2000 ein. In derselben Zeit fiel der Anteil der Analphabeten von 90 auf 20%, die Zahl der Lehrer an den Negerschulen wuchs von 60 auf 44000. Sie besitzen mehrere eigene Universitäten, sowie Zugang zu einer Reihe angesehener weißer Universitäten. Es gibt unter ihnen eine Anzahl mit Erfolg wissenschaftlich Tätiger

Zwar hat man von beachtlichen selbständigen Leistungen dieser Art noch nichts gehört, doch genügt ihre hier entfaltete Tätigkeit immerhin, um der Rasse ein starkes Selbstgefühl und tüchtige Führer zu liefern. In stärkstem Gegensatz dazu steht die immer noch bestehende politische und soziale Benachteiligung. Nachdem im ersten Jahrzehnt nach der Befreiung die Neger in mehreren Staaten Parlamentsmehrheiten und leitende Staatsämter inne hatten, führte das zu Zuständen, die den Weißen so unerträglich dünkten, daß sie in den Einzelstaaten überall Verfassungsänderungen erreichten, welche in geschickter Formulierung einen allgemeinen Charakter vorgaben und daher dem obersten Gerichtshof keinen Anlaß zu einer Bundesverfassungswidrigkeits-Erklärung boten, in Wahrheit aber sich lediglich gegen die Neger richteten. Der Erfolg war, daß mehrere Jahrzehnte lang die Neger nicht einen einzigen Vertreter mehr in den Parlamenten der Einzelstaaten besaßen und in den Südstaaten daher ein Drittel der Bevölkerung trotz voller Steuerlast ohne jede politische Interessenvertretung war. Die soziale Benachteiligung hat als Kernstück die bekannte Lynchjustiz. In den Nord- und Weststaaten hat diese fast ganz aufgehört, in den Südstaaten dagegen blüht sie nach wie vor. Im Jahre 1921 fanden noch 61 Fälle statt, wovon 59 Neger und 2 Frauen. Es ist vollständig unrichtig, anzunehmen, daß die Lynchjustiz sich nur gegen überführte Mörder oder Frauenschänder richte; in vielen Fällen wurde, nachdem ein Schwarzer auf die grauenvollste Art zu Tode gebracht worden war, kurz darauf seine Unschuld festgestellt oder es handelte sich überhaupt um ganz belanglose Anlässe, leichte Diebstahlsfälle oder auch nur, daß der Betreffende durch irgendeine vollständig harmlose Gebärde oder Rede einen aufgeregten Mob zur Raserei gebracht hatte. So wurden von 1900 bis 1922 1550 Schwarze umgebracht. Eine weitere Beschwerde der Neger richtet sich gegen ein bestimmtes industrielles Schuldsklavensystem, nach welchem Neger häufig wirkliche oder konstruierte Schulden unter praktischem Verlust ihrer persönlichen Freiheit abarbeiten müssen. Bekannt sind dann ferner die zahlreichen Ausschließungen, welche das soziale Leben gegen die Neger richtet. Ein Negerprofessor darf nicht an der Staatsbibliothek arbeiten; Neger sind von der Christlichen Vereinigung junger Männer ausgeschlossen. Besonders scharf ist die Scheidung auf der Eisenbahn, wo die Neger besondere Wagen angewiesen erhalten, welche erheblich schlechter sind, als die für die Weißen. Da alle Mischlinge zu den Negern zählen, finden bei der Abfahrt der Züge häufig die aufgeregtesten Debatten über Abstammung und Blutreinheit statt, bis alle Mitreisenden gebührend eingeordnet sind. Den Schaffnern fällt dabei eine wenig beneidenswerte Rolle zu, da sie sich ebenso hüten müssen, einen nicht rein Weißen in einen weißen Wagen hineinzulassen, wie auch die Blutreinheit eines wirklich Weißen zu bezweifeln, da sonst die Eisenbahngesellschaft zu einem schweren Schadenersatz für diese Beleidigung verurteilt werden könnte. Natürlich hat der Neger keinen Zutritt zu Schlaf- und Speisewagen, so daß z. B. die Studentinnen einer Negeruniversität, welche 36 Stunden Bahnfahrt nach Hause haben, diese ohne jene Erleichterungen zurücklegen müssen. In den Nordstaaten fallen diese Scheidungen fort, dafür ist aber das Berufsleben dem Neger fast ganz verschlossen; nicht einmal die Gewerkschaften nehmen ihn auf, so daß für ihn nur die niedrigste ungelernte Arbeit bleibt. Im Süden hat er Bildungs- und Aufstiegsmöglichkeiten, doch bleibt im öffentlichen Leben die schärfste Scheidung der Rassen bestehen. In den Südstaaten, wie auch in einer Anzahl Nordstaaten ist die Ehe zwischen Schwarzen und Weißen verboten, und es steht eine Strafe bis zu 10 Jahren Gefängnis darauf, welcher auch der unterliegt, der die Ehe in einem sie zulassenden Staate schloß und dann sich in einem Verbotsstaate niederließ.

Auf Grund dieser Gebräuche gestaltete sich bis vor dem Kriege das Zusammenleben der Rassen höchst reibungsvoll. Die Erbitterung der Rassen gegeneinander wuchs unaufhörlich, und viele sahen einen Bürgerkrieg voraus. Der Krieg brachte zunächst durch gute Verdienstmöglichkeiten eine gewisse Entspannung. Infolge des Aufhörens der Einwanderung entstand in den nördlichen Industriestaaten ein starker Arbeiterbedarf der Kriegslieferanten, was zu einer Wanderung von ca. $^3/_4$ Millionen Negern von Süd nach Nord führte. Dann kam der Eintritt Amerikas in den Krieg. 400000 Neger wurden mobilisiert und viele Negerinnen dienten als Pflegerinnen usw. Es ist bekannt, daß die Einsetzung der Neger weit rücksichtsloser war, als der weißen Amerikaner. Trotzdem konnten die Neger durch ihre Kriegstaten sich keine neuen Rechte erwerben. Nach dem Kriege kam es infolgedessen mehrfach zu Straßenkämpfen mit Dutzenden von Toten und Verwundeten und darauf folgenden Todesurteilen gegen die Schwarzen. Die Nordwanderung der schwarzen Arbeitermassen hielt an und führte zu den ernsthaftesten Arbeitskrisen in den Südstaaten, wo man stellenweise versuchte, die Arbeiter mit Gewalt zurückzuhalten. Nach und nach wurden sie daselbst durch Weiße ersetzt, so daß die Südstaaten nun eine starke Abnahme ihrer Negerbevölkerung zu verzeichnen haben, während in einigen hauptsächlichen Nordstaaten dieselbe derart angewachsen ist, daß die Neger bei einem Fortschreiten ihrer politischen Organisation teils geradezu die Gewalt an sich reißen,

teils wenigstens durch die Masse ihrer verfügbaren Stimmen von den politischen Parteien große Zugeständnisse sich werden sichern können. So wächst der Einfluß und das Selbstgefühl der Massen der Farbigen und im selben Maß der Haß und die Furcht der Weißen vor ihnen. Infolgedessen ist von einem Abflauen des Gegensatzes nichts zu bemerken, sondern im Gegenteil ist die Möglichkeit seines gewaltsamen Ausbruches durchaus nicht von der Hand zu weisen. Letzteres um so mehr, als, so wenig dem Neger gewisse gute Eigenschaften besonders als Arbeiter abgesprochen werden können, doch andere weniger erfreuliche durch die wachsende Zivilisierung offenbar nicht wesentlich zurückgedämmt werden. Auch heute noch gibt es Gegenden in den Südstaaten, wo weiße Frauen nicht in der Dunkelheit allein ausgehen können und sozusagen unter einem ständigen Terror leben. Auch ernsthafte Neger haben diesen Fleck ihrer Rasse mitunter zugegeben.

Es ist nicht erstaunlich, daß unter der Drohung dieser Problematik man sich in weiterblickenden Kreisen Amerikas vielfach mit Lösungsmöglichkeiten befaßt. Ein Gehenlassen der Rassenvermischung findet wenig Anwälte; es entspräche dies dem angelsächsischen und überhaupt germanischen Empfinden nicht. Eine Ausnahme macht z. B. der bekannte englische Schriftsteller H. G. Wells, welcher aus sozialistischem Doktrinarismus gegen jedes Rassenbewußtsein ist und eine allgemeine Promiskuität predigt. Zunächst allerdings geht die Rassenvermischung ungehindert weiter. Schon jetzt beträgt der Anteil der Mulatten an der Negerbevölkerung 25%, und echte tiefschwarze Neger gehören zu den Ausnahmen. Die Anzahl der Geburten aus Mischehen oder unehelichen Verbindungen zwischen Schwarz und Weiß nimmt unausgesetzt zu. Selbst in den Staaten, wo absolute Eheverbote zwischen Weiß und Farbig bestehen, können diese gegenüber Verbindungen mit dem Weißen näherstehenden Mischlingen nicht mehr praktisch durchgeführt werden. Geht diese Rassenvermischung ungehemmt weiter, so wird schließlich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten als Ganzes irgendwo zwischen Mulatten und Weißen stehen. Infolgedessen würde es zu einem vollständigen kulturellen Niedergang kommen, wofür Portugal ein warnendes Beispiel abgibt. Dieses war zur Zeit der Renaissance kulturell führend, führte dann aber zum Ersatz der in das ungeheure Kolonialreich abströmenden Bevölkerungsteile Neger ein, welche die Rasse in einem Grade mestizisierten, daß der Niedergang des Landes unausbleiblich wurde. Diese Möglichkeit wird von den Amerikanern durchaus abgelehnt; die Fortsetzung der bisherigen Scheidungsformen der Rassen ist aber unfähig, das Verderben aufzuhalten. Man hat nun eine Idee in die Diskussion geworfen, von welcher man sich mehr verspricht. Sie erinnert ein wenig an die kulturelle Autonomie, welche in einigen östlichen Staaten jetzt den nationalen Minderheiten gewährt wird. Die Neger sollen in gewissem Ausmaße ihre Angelegenheiten selbst besorgen durch gewählte Vertreter, welche unter der Leitung von Weißen erprobtester Integrität an der Erziehung ihrer Rasse arbeiten würden. Sie wären in gewisser Weise unter der Vormundschaft der ganzen Nation und genössen keinerlei politische Rechte innerhalb von deren Gesamtheit. Abgesehen von dem durch Bildung und Wirtschaftsgeltung über eine solche Organisation hinausgewachsenen Selbstbewußtsein der Farbigen dürfte die große Anzahl der den Weißen in ihrer Mischung nahestehenden Bastarden die Ausführung dieses Planes verunmöglichen. So bleibt als eine Lösung, welche immer wieder empfohlen worden ist, die Deportation der 12 Millionen Neger nach Afrika oder Westindien. Obwohl Geld- und Materialaufwand dafür ungeheuer sein müßte — wenn man z. B. jährlich nur 300000 verschiffte, so genügte das lediglich, um den Zuwachs der Negerzahl aufzuhalten, welcher bei Zurückdrängung der großen Säuglingssterblichkeit noch wüchse — so bestünde hier doch keine absolute Unmöglichkeit. Liberia und Haiti, welche als Bestimmungsland in erster Linie in Frage kämen, böten bei hinlänglicher Entwicklung Raum genug für die einströmenden Massen. In 25 Jahren könnte das Werk vollendet sein. Es fragt sich nur, ob diese Länder aufnahmewillig wären, und daß die Neger selbst nicht freiwillig gingen, steht fest. Haben sie doch den bekannten Markus Garvey, den Apostel des Panafrikanismus, welcher die Rückkehr nach Afrika predigte, als Verräter an ihrer Rasse bezeichnet. Und es ist nicht zu sehen, wie man solche Menschenmassen wirksam zwingen sollte. Auch eine geschlossene Ansiedelung der Neger auf einem amerikanischen Territorium ist unmöglich, da es ein solches von hinlänglicher Größe und Fruchtbarkeit nicht mehr unbesiedelt innerhalb Amerikas gibt. Das einzig Mögliche wäre vielleicht, die Neger wenigstens in abgeschlossene Kommunen innerhalb der weißen Bevölkerung zu sammeln, wo sie in genossenschaftlichem Zusammenschluß hauptsächlich landwirtschaftliche Arbeit leisten könnten. Zu bedenken ist auch, daß die Pflanzer der Südstaaten bei einem plötzlichen Herausnehmen der Neger aus ihren Betrieben ruiniert wären. Nur ganz allmählich kann hier ihr Ersatz durch Hereinlassung anspruchsloser Arbeiter aus den slawischen und romanischen, besonders italienischen Gebieten Europas in Frage kommen. Hierzu wird eine Milderung der Einwanderungsvorschriften erforderlich sein. Da die slawischen und romanischen Völker nicht die Rassenabneigung der Nordvölker gegen

den Neger haben, so wird in diesem Falle wohl in den Südstaaten sich eine schnelle und gründliche Rassenvermengung anbahnen, wodurch hier eine homogene Mestizenbevölkerung in der Art des tropischen Südamerika entstünde.

Südamerika zeigt das Ergebnis eines Beieinanderlebens verschiedener Rassen, wenn die weiße nicht in ihrem Instinkte eine Schutzwehr gegen die Vermengung besitzt. Schon in Frankreich sehen wir, daß hier ein ganz anderes Empfinden herrscht. Der Schwarze darf sich in jeder Weise unter die Weißen mischen, unbedenklich gibt man ihm sogar Offiziersstellen in weißen Regimentern. Vor einiger Zeit berichteten elsässische Blätter, man habe vor dem Schirmecker Tor in Straßburg bei der Fahrübung einer Artillerieeskadron sehen können, wie ein schwarzer Unteroffizier seine Reitpeitsche am Kopfe eines weißen Soldaten, der die verlangten Bewegungen nicht schnell genug ausführte, in Fetzen schlug. Die Zeitungen konnten noch einen leichten Schauder angesichts dieses Vorgangs nicht unterdrücken. Der Franzose hat hier offenbar keinen natürlichen Aberwillen. Derart finden in Frankreich auch in wachsendem Maße Eheschließungen zwischen Weißen und Farbigen statt, und die Zahl der Mischlinge nimmt unaufhörlich zu. So zeigt sich auch in Südamerika kein tieferer Widerwillen gegen Rassenvermischung, und dieser Erdteil ist schon sehr weit fortgeschritten auf dem Wege zu einer einheitlichen Mischlingsrasse zwischen Weißen, Indianern und Negern, wobei der Anteil reinblütig Weißer heute kaum noch mehr als 10% beträgt. Natürlich ist das Mischungsverhältnis zwischen Mexiko und Patagonien in den einzelnen Gegenden verschieden — so besteht die stärkste Verbreitung der Neger in Brasilien, wo ihre Anzahl mehr als 8 Millionen beträgt — jedoch wird sich das mit der Zeit ausgleichen. Neuerdings kommt noch eine erhebliche japanische Einwanderung dazu, welche in Nordamerika durch strenge Gesetze abgewandt worden ist, sonst hätte sich dadurch dort eine zweite, der Negerfrage ebenbürtige Rassenfrage herausgebildet. Und Nordamerika wird schon an dieser mehr als ihm lieb ist zu verdauen haben.

Die Aussichten, welche diese fortschreitende Rassenvermengung dem Kulturleben der Menschheit bieten, mag sich jeder selbst ausmalen. Auf kulturellem Gebiete bahnt sich ja ohnehin schon eine parallele Erscheinung an, der amerikanische Typus des sog. Geisteslebens, welches daselbst in breiten Schichten von Handel, Fußball, Kino, dem andern Geschlecht und dem gesellschaftlichen Leben ausgefüllt wird, eine Geistesform, die sich mit Geschwindigkeit über die ganze Erde verbreitet.

Die Politik Kaiser Karls

Festers Buch[1]) ist ein interessantes Experiment. Es wird heute oftmals die Frage aufgeworfen, ob es möglich sei, über den letzten Krieg schon etwas von bleibendem Wert zu schreiben. Sind die bisher bekannt gewordenen Quellen ausreichend? Wird die Beleuchtung nicht zu scharf und eindeutig? Festers Buch bedeutet im Gesamtinhalt zweierlei. Es gibt eine Reihe von Zeitdokumenten, die der Vergessenheit anheimzufallen drohen, wenn die jetzt lebende Generation sich ihrer nicht annimmt, und es verpflichtet uns zu einer Stellungnahme gerade zu den jüngsten Ereignissen, die, so weit sie auf begründetem Urteil beruht, späterer Forschung von hohem Wert sein wird. Es ist selbstverständlich, daß solches Urteil nicht sine ira sein kann, der Verfasser gibt das selbst im Vorwort freimütig zu, dazu steht der Einzelne den Dingen innerlich zu nahe. Aber was soll das schaden, wenn jeder die Möglichkeit besitzt, sich ein eigenes Urteil zu bilden? Es ist erstaunlich, was selbst der politisch einigermaßen geschulte Leser an Tatsachen erfährt, die ihm entweder vollkommen unbekannt waren oder die er noch nie in so großen Zusammenhängen gesehen hatte. Mit größter Sorgfalt und Ausdauer hat Fester alle vorhandenen Quellen, insbesondere die Zeugenaussagen herangezogen und ausgewertet, bei manchen spürt man deutlich, daß sie nur das Gedächtnis des Mitlebenden zu beschaffen wußte, Erkundigungen bei Mitspielern und Eingeweihten ergänzten die Lücken. Wenn das Buch auch den Titel führt: „Die Politik Kaiser Karls und die Wende des Weltkrieges", so liegt das Schwergewicht nicht bei der Mission des Prinzen Sixtus. Denn die große Verschwöreraktion des Hauses Parma Bourbon konnte nicht gelingen, soweit sich das jetzt sagen läßt, so geschickt sie auch eingeleitet war, so verderblich ihre Wirkung für die Mittelmächte auch sein sollte. Auch der aufrichtigste Verratswille Kaiser Karls und seiner Hintermänner vermochte den starken italienischen Eroberungswillen nicht aufzuheben. Strategisch blieb Österreich immer von seinem deutschen Verbündeten abhängig, jeder russische oder italienische militärische Druck mußte die Pläne

[1]) Richard Fester, Die Politik Kaiser Karls und der Wendepunkt des Weltkrieges. München, J. F. Lehmann, 1925.

Sixtus-Zita zum Scheitern bringen. Und so ist es auch gekommen. An der Wende des Jahres 1917 freilich hat die österreichische Sonderpolitik eine bestimmende Rolle gespielt.

Fester glaubt, daß diese Wende mit der Juli-Resolution gekommen war. In der ersten Hälfte des Jahres 1917 war die große Krise bei der Entente, hervorgerufen durch eine Häufung von Schlägen, russische Revolution, U-Bootserfolge und französische Meuterei. In dieser Krise waren die verschiedenen Friedensfühler verhältnismäßig am aufrichtigsten gemeint. Als dann die Friedensresolution des deutschen Reichstages kam, fiel der Vorhang. Alles Weitere blieb nur noch Nachspiel. Es ist die bleibende Leistung des Festerschen Buches, die Friedensresolution in die großen Zusammenhänge hineingestellt zu haben. Sie ist nun nicht mehr eine Tatsache unter vielen, sondern ein Durchbruch an der deutschen politischen Front, sie steht nicht in der Mitte der Friedensmöglichkeiten, sondern am Ende, sie ist der Beginn der Vorgeschichte des Zusammenbruchs. Hatte bereits Martin Spahn den schädlichen Vorstoß Erzbergers in seiner „Päpstlichen Friedensvermittlung" scharf unter die Lupe genommen, so blicken wir nun bei Fester in eines der traurigsten Kapitel der deutschen Kriegspolitik hinein. Vieles kommt zusammen. Auf der einen Seite haben wir die Hilflosigkeit des Reichskanzlers, die Krise der Entente irgendwie praktisch auszunutzen, auf der anderen sehen wir Erzberger als Werkzeug der österreichischen Politik und auch wieder diese durchkreuzend, damit beschäftigt, den Kanzler zu stürzen, der seinen ehrgeizigen Plänen im Wege steht. Er findet dabei unfreiwillige Unterstützung bei der obersten Heeresleitung, die die Beseitigung des schwachen politischen Führers wünschen muß. Wir erleben den Parteiegoismus des deutschen Reichsparlaments, dem Fester mit beschämender Wirkung das patriotische Verhalten der französischen Kammer anläßlich der Besprechung der Meuterei gegenüberstellt. Dem Faß schlägt dann Erzbergers Indiskretion den Boden aus, als dieser in Frankfurt den Czerninschen Geheimbericht über die Lage der Donaumonarchie bekanntgibt, der vermutlich so seinen Weg zur Entente fand. Man hat von deutscher Seite versucht, die Unschädlichkeit der Friedensresolution durch Veröffentlichung feindlicher Äußerungen zu bestreiten. Nichts aber vermag etwas an der Tatsache zu ändern, daß die verantwortlichen Kreise der Entente von diesem Augenblick an wußten: man glaubt in Deutschland nicht mehr an den Sieg.

Niemand kann mit Sicherheit sagen, wie weit wenigstens bei England 1917 der Wunsch bestand, zum Frieden zu kommen. Auch wenn man nicht daran zweifelt, daß der Friedensfühler des Nuntius Pacelli im Juni nicht ohne Fühlungnahme mit der Entente gewagt werden konnte, fragt es sich immer noch, ob von dieser nicht nur ein taktisches Ziel angestrebt wurde. Vieles, insbesondere die Dokumente, sprechen dafür. Man darf bei aller Würdigung der schwierigen Lage bei der Entente besonders bei England, die moralische Wirkung des Eintritts der Vereinigten Staaten und die Schwierigkeiten, die in den Ententeländern gegenüber der öffentlichen Meinung bestanden, nicht zu gering veranschlagen. Eines nur steht fest: Bei der Zerfahrenheit der deutschen Politik war irgendein greifbarer Erfolg nicht zu erzielen und wie ein roter Faden zieht sich auch bei Fester der verhängnisvollste Fehler Bethmannscher Regie durch, die verfehlte Polenpolitik, die jede Möglichkeit eines Sonderfriedens mit Rußland zerstörte.

Für die Leser der Süddeutschen Monatshefte, insbesondere für diejenigen, die der grundsätzlichen Auffassung dieser Zeitschrift in Kriegszeiten beigepflichtet haben, wird das bedeutende Buch vieles ins Gedächtnis zurückrufen, Selbstempfundenes aus den Tatsachen bestätigen und eine Fülle von neuen Aufschlüssen vermitteln.

Berlin. Dr. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode.

Ein Jahrbuch für Seeinteressen

Alle, die vor dem Kriege durch Beruf oder Neigung zur Erkenntnis von der Lebensnotwendigkeit überseeischer Geltung für unser Vaterland geführt worden waren, schätzten den alljährlich erscheinenden Nauticus, Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen, als zuverlässiges Handbuch. Ursprünglich aus der Flottenagitation hervorgegangen, wuchs er rasch über diesen Sonderzweck hinaus und strebte mit Erfolg danach, den Deutschen die Vorbedingungen ihres Aufstieges zum gleichberechtigten Weltvolke vor Augen zu führen. Der Geist seiner Arbeit wird gekennzeichnet durch die Namen Gneisenau, Friedrich List, Richthofen, Ratzel, Alexander v. Peez.

Wenn unsere führenden Politiker im Kriege so gar nicht vom kontinentalen Denken loskommen konnten, wird man einen wesentlichen Grund dafür in dem Umstande zu suchen haben, daß Deutschland erst seit so kurzer Zeit Kolonien und eine Flotte sein Eigen nennen

konnte. Nachdem uns beides bis auf Trümmer einer Flotte wieder geraubt worden ist, haben wir es um so nötiger, wenigstens geistig eine weltumspannende Anschauungsweise zu pflegen. Es ist darum höchst verdienstlich, daß der Nauticus seiner Überlieferung getreu die Arbeit wieder aufgenommen hat. Einem schon 1923 erschienenen 17. Bande ist jetzt mit etwas verändertem Titel der 18. gefolgt[1]).

Er bringt aus der Feder namhafter Sachkenner eine Reihe von Aufsätzen wirtschaftlich-politischen und militärisch-politischen Inhalts, ferner solche über die See-, Binnen- und Luftschiffahrt. Sie werden ergänzt durch einen technischen Teil und eine inhaltreiche Statistik. Die Artikel sind mit weltumfassendem Weitblick abgefaßt und dabei kurz gehalten. Auf diese Weise bieten sie allen, denen Zeit und Gelegenheit zu eingehendem Studium fehlt, einen trefflichen Überblick über die zurzeit brennendsten Fragen der Weltpolitik und Weltwirtschaft. Möge der Nauticus so zahlreiche Leser finden, daß Herausgeber und Verleger ihre wertvolle nationale Arbeit künftig wieder mit alljährlichen Bänden fortsetzen können.

München. Heinrich Heide.

Ein Engländer über Tirpitz

Das kleine Buch von Thomas Rhodes, The real Kühlmann ist jetzt in deutscher Übersetzung erschienen.[2]) Haben wir bei Besprechung der englischen Ausgabe hauptsächlich die Tapferkeit betont, mit der ein Engländer für einen viel verleumdeten Deutschen eingetreten ist, so müssen wir jetzt auch einmal das Bedenkliche herausstellen. Der Verfasser hat nämlich die Tendenz, um den Freund Kühlmann reinzuwaschen, Tirpitz und auch Ludendorff zu den schwarzen Böcken zu stempeln. Der deutsche Leser könnte glauben, daß eine gewichtige englische Stimme Tirpitz verdammt, in Wahrheit haben wir den seltenen Fall, daß ein Ausländer sich von Deutschen beeinflussen ließ; was er über deutsche Flottenpolitik schreibt, ist nichts anders, als die Einstellung, wie sie für einen Teil der deutschen Vorkriegsdiplomaten typisch war. O. St.

Clausewitz als Richter

Es ist ein fruchtbarer Gedanke, Politik und Kriegführung an Clausewitz zu messen, um aus dem Weltkriege grundlegende Lehren für unsere Zukunft zu gewinnen.[3]) Der große Kriegstheoretiker ist heute Mode geworden, aber das Anrufen seines Namens verpflichtet auch: der vielseitig belesene und philosophisch bewanderte Verfasser des neuen Werkes weiß hohen Ansprüchen zu genügen. Er behandelt jedoch nur einige Grundfragen aus der Vorbereitung und dem Beginn des Krieges bis zur Schlacht von Mons (23. August 1914). Gelegentlich vereinfacht Leinveber die Dinge zu sehr, z. B. wenn er den Kriegsverlust ganz allgemein auf das Überwiegen des Materiellen gegenüber dem Geistigen zurückführt und behauptet, wir hätten uns, anstatt Clausewitz zu studieren, mit der Routine begnügt.

Zwei Gedanken aus Tacitus Germania durchziehen als Leitmotive das Buch: einmal, Deutschland habe nicht bedacht, daß es auf den Führer noch mehr ankomme, als auf das Heer, und zweitens, wir seien nur zur Schlacht, nicht zum Kriege ausgezogen. Kann man dem letzten Satze in weitem Umfange zustimmen, zumal im Sinne von Napoleons Wort, daß mit einer Minderzahl wohl Schlachten zu gewinnen sind, aber kaum ein Krieg, so muß dem ersten Vorwurf entschieden widersprochen werden. Führer großen Stiles sind in Politik wie Strategie eine Gabe der Vorsehung, aber züchten lassen sie sich nicht. Möchten nur die Leser des anregenden Buches über Clausewitz nicht vergessen, daß auch Moltke uns Kriegslehren geschenkt hat.

München. Heinrich Heide.

Erwin Rosens Kampf gegen die Fremdenlegion

In diesem Hefte ist ein Hinweis auf die langjährige Tätigkeit Erwin Rosens im Kampf gegen die Fremdenlegion angebracht. Sie beginnt mit seinem Erlebnisbuch „In der Fremdenlegion“ (33. Aufl., Verlag Robert Lutz, Stuttgart), setzt sich in einem zähen und unerbittlichen Pressekampf fort und gipfelt noch in seinem letzten Buch „Allen Gewalten zum Trotz“ (im

[1]) Nauticus, Jahrbuch für Seeinteressen und Weltwirtschaft, herausgegeben von Fregattenkapitän a. D. Scheibe. Berlin 1926, Mittler & Sohn.

[2]) Kühlmann, wie er wirklich ist, Berlin 1926.

[3]) Generalmajor a. D. Leinveber, Mit Clausewitz durch die Rätsel und Fragen, Irrungen und Wirrungen des Weltkrieges. Berlin und Leipzig 1926, B. Behrs Verlag.

gleichen Verlag) in einer machtvollen Anklage gegen Frankreich. Der Verfasser des „Deutschen Lausbuben in Amerika" hat 1904 und 1905 in der Legion gedient und seine Erfahrungen zuerst 4 Jahre später veröffentlicht. Gewiß hat die Pause vom Erlebnis bis zur Niederschrift das Einerlei des maßlosen Leides in mancher Hinsicht gegenüber dem wenigen zurücktreten lassen, was an Spannung und Abenteuer hätte versöhnen müssen. Aber dieser scheinbare Mangel wird zu einem großen Vorzug: Das Buch ist die erste großzügige, erlebnis- und wirkungsvolle Kampfschrift gegen die Fremdenlegion geworden, die heute ebenso wie zur Zeit ihres Entstehens wertvollste Aufklärungsdienste leisten kann. Daran ändert sich nichts, auch wenn die Verhältnisse, wie allen Berichten zufolge angenommen werden muß, seit Rosens Dienstzeit noch schlimmer geworden sind. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß die barbarischen Folterqualen in den Strafabteilungen durchaus nicht endgültig abgeschafft sind, sondern, wie auch die Berichte dieses Heftes dartun, ungehindert weiter bestehen. Um so mehr allerdings kann man die Sätze des Vorworts unterschreiben, die auf die sonderbare Gleichgültigkeit der Sozialdemokratie gegenüber dieser Kulturschande hinweisen: „Warum ist noch kein deutscher Sozialist auf den Gedanken gekommen, diesen gräßlichen französischen Verschleiß von fremden Menschenleben an den Pranger zu stellen? Wann kommt der deutsche Staatsmann, der den Poincarés die Legionsschande entgegenhält? Wo ist jenes ‚Weltgewissen', das endlich der hundertjährigen Legionsschande ein Ende macht?" A. H.

Aus anderen Zeitschriften

In der **Historischen Zeitschrift,** Band 134, Heft 1, beschäftigt sich Veit Valentin mit der Vorgeschichte des Waffenstillstandes nach der These „Ludendorff der Schuldigste." Wir haben den Eindruck, daß die Untersuchung dieser These eine ähnliche Zeitbegrenzung verlangt wie die der Versailler Schuldformel. Vergißt man dort gern, daß die unmittelbare Vorgeschichte des Krieges, 1912, zum mindesten bei Serajewo beginnt, so wird hier beim 29. September 1918 und nicht bei der Juli-Resolution 1917 angefangen. Diese Ähnlichkeit gibt zu denken.

Wir möchten unsere Leser besonders auf den tiefen Aufsatz von Hans Rothfels „Friedrich der Große in den Krisen des Siebenjährigen Krieges", in der gleichen Nummer der Historischen Zeitschrift, hinweisen. Rothfels hat verstanden, worin die besondere Leistung des großen Königs in dieser furchtbaren Zeit liegt, und weshalb wir immer wieder zu dieser Gestalt und besonders zu seinem Verhalten im Siebenjährigen Kriege zurückkehren müssen. Man kann es nicht besser als mit Rothfels' Worten ausdrücken: „Eben darin liegt, wie wir meinen, die einmalige und einzigartige Leistung des Königs: Siege, glänzendere, ergebnisreichere Siege, als die seinen, sind wiederholt in der preußisch-deutschen Geschichte errungen worden. Aber die passive Kraft, die nie in der Passivität sich erschöpft, die Fähigkeit unerschüttert fest zu bleiben, durch Jahre gehäuften Unheils, diese von der deutschen Geschichte recht eigentlich dem deutschen Volke verhängte Aufgabe hat er erfüllt und bewährt wie kein anderer. Er hat damit ein nationales Symbol aufgestellt von tief ergreifender Bedeutung."

Das **Archiv für Politik und Geschichte,** Heft 4/5, 1926, bringt aus der Feder von Hermann Lutz eine Studie über „Sir Edwards freie Hand", die einem in Kürze erscheinenden Buch vorweggenommen ist. Grey war kein Staatsmann, dazu fehlte ihm jeder konstruktive Gedanke. Aber wir möchten nicht so weit gehen wie Lutz, ihm seiner Unfähigkeit wegen im allgemeinen guten Glauben zuzubilligen. Grey war vor allem ein Meister der Regie. Dazu gehört, wenn nicht die grobe Lüge, zum mindesten die Drapierung der Wahrheit. Übrigens ist es nicht sicher, ob nicht die Beurteilung Greys als Politiker günstiger sein wird, wenn wir seine innere Politik mehr als bisher kennen. Er scheint hier doch einige beträchtliche Erfolge erzielt zu haben. Im gleichen Heft ist der Aufsatz von Hermann Wätjen „Die großen Vier auf der Pariser Friedenskonferenz von 1919" beachtenswert. Das große Werk über die Friedenskonferenz ist noch nicht geschrieben. Aber mit der Zeit ist eine Menge durchgesickert und heute ist es schon einigermaßen möglich die treibenden Kräfte zu unterscheiden. Nach Wätjen war der stärkste Wille der Konferenz der alte Clemenceau, Wilson dagegen der Theoretiker ohne die Leidenschaft des Schöpfers.

Im Juniheft 1925 „Der Völkerbund" haben wir zum erstenmal auf das Organ des Landesverbandes Bayerischer Volksbildungsvereine, die von Hans Ludwig Held herausgegebene Halbmonatsschrift **„Volk und Heimat"** hingewiesen. Seitdem hat die Zeitschrift in verschiedener Hinsicht noch gewonnen, vor allem durch Verbreiterung des Mitarbeiterkreises und durch Verbreiterung des Kreises, an den sie sich wendet. Sie weicht den schwierigsten Fragen der Bildungsarbeit nicht aus, aber sie versteht sie in einer Form zu behandeln, die allgemeiner Teilnahme sicher sein kann.

Tagebuch

Deutsche Landsknechte

Das in Straßburg erscheinende französisch-chauvinistische „Journal de l'Est" entrollt in seiner Nummer vom 30. August 1925 das folgende trübe Bild deutschen Landsknechtstums, wie es, mag es in diesem einen Falle zutreffend geschildert sein oder nicht, durch den unglücklichen Kriegsausgang für viele oft wertvolle Kräfte des deutschen Volks zum Schicksal geworden ist.

„Szene: Ein Abteil 3. Klasse des Schnellzugs Weißenburg—Straßburg. Der Zug ist überfüllt mit Marokkanern, die nach Marokko zurückkehren, und auch mit Deutschen, die für die Fremdenlegion rekrutiert sind und sich nach Metz begeben, dem Sammelpunkt, von wo sie über Marseille nach Sidi-bel-Abbès gebracht werden. Als wir, durch die marokkanischen Lieder angezogen, den Durchgang betreten, sind wir erstaunt, alle diese Zivilisten sich deutsch unterhalten und sich mit den marokkanischen Soldaten verbrüdern zu sehen. Auf unsere Frage sagt uns einer von ihnen: ‚Wir sind Deutsche (ich aus Westfalen) und begeben uns zur Fremdenlegion nach Marokko. Einige Kameraden haben sich schlecht betragen (womit er einige mehr oder weniger Betrunkene meint), aber das wird anders, wenn wir erst Soldaten sind.' — Wo kommen Sie her? — ‚Wir sind fast alles deutsche Offiziere; ich selbst entstamme einer alten Adelsfamilie, den Grafen von Arnim (in der Tat bemerken wir auf seinem Taschentuch die entsprechenden Initialen mit einer Grafenkrone), viele unter uns sind adlig; einer ist auch ein russischer Graf. Frankreich braucht Soldaten in Marokko, deswegen haben wir uns verpflichtet. Trotz meiner sozialen Stellung und meines Ranges bin ich jetzt gewöhnlicher Fremdenlegionär.' — Wir wenden uns an einen andern, Typus des Kavallerieoffiziers, der auf seiner Mütze ein Abzeichen mit zwei blau-weiß-roten Fahnen trägt. ‚Ich komme aus Mecklenburg.' Darauf stimmt er mit angenehmer Stimme ein deutsches Lied an (!!). Wir wenden uns wieder dem Grafen von Arnim zu: ‚Warum haben Sie sich anwerben lassen?' — ‚Um uns für Frankreich zu schlagen. Ich gehe keineswegs dorthin, weil ich etwa mein Vaterland verabscheute. Ich habe vielmehr ganz spezielle Gründe, die mich allein angehen. Die Reichswehr hatte mir eine Offiziersstelle angeboten, aber sie ist mir zu sozialistisch. Das ist natürlich eine persönliche Anschauung. Aber, was das Wesentlichste ist, wir wollen uns schlagen, und darum gehen wir in die Legion. Innerhalb 6 Monaten sind wir tot oder Offiziere — nicht französische, sondern Kolonialoffiziere. Wir wollen dann nach St. Cyr.' — ‚Und wenn dann ein Krieg kommt und Ihr Regiment an die Front geschickt wird?' — ‚Dann desertieren wir alle und schlagen uns für unser Vaterland, Deutschland. Wir werden niemals gegen unser Vaterland kämpfen. Wir sind und bleiben Deutsche. Nur die Freiwilligen würden an die Front geschickt. Wir können ja in Algerien, Marokko oder Tonkin Krieg führen, aber niemals gegen Deutschland.' —‚Donnerwetter! Dann begreife ich eigentlich nicht, daß Sie bei solcher Vaterlandsliebe in die Fremdenlegion eintreten. Ein französischer Offizier würde niemals so etwas machen.' — ‚Das geht mich allein an; die Gründe zu meinem Schritt sind intimer Natur; Außenstehende würden sie nicht begreifen. Außerdem wollen wir Ihnen als Legionäre zeigen, wie preußische Offiziere sich schlagen.' — ‚Das weiß man schon in der Legion, da diese Elitetruppe Ihnen bei Verdun gegenübergestellt wurde. Übrigens werden Sie erstaunt sein, da unten festzustellen, wie herzlich die Beziehungen zwischen den Offizieren und Soldaten sind. Und Sie wollen unter Ihrem Namen fechten?' — ‚Aber ja, ich habe keinen Grund ihn zu verbergen.' — — ‚Hagenau, aussteigen!' Und alle diese Krautjunker reisen weiter nach Metz, um dort ihrem Schicksal zu begegnen."

Wenn diese Schilderung einigermaßen wahrheitsliebend ist — wofür allerdings die beachtliche Kühnheit, dem preußischen Offizier die Fremdenlegion als Vorbild kordialer Soldatenbehandlung hinzustellen, nicht gerade spricht — so zeigen die Äußerungen dieses angeblichen Grafen Arnim eine zwar reichlich verworrene, aber nicht unedle Natur, für deren Abenteuerdrang andere Länder in ihren Kolonien eine für beide Teile fruchtbare Verwendung besässen.

Freiburg i. Br. Erich Brock.

Eine Ehrentafel des deutschen Adels

Wenn sich heute die Zahl jener Ehrenbücher mehrt, die Namen und Taten auf dem Feld der Ehre Gefallener für bestimmte Kreise, Stände und Gesellschaftsschichten zusammenfassen, so geschieht das, um den Toten gerade in ihren Kreisen ein Denkmal zu errichten und nicht etwa aus dem Bestreben, damit den Versuch einer höheren Selbsteinschätzung im Gegensatz zu anderen zu begründen. Draußen im Granattrichter

und im Sturm galten keine Unterschiede — der Mann, die Persönlichkeit kämpfte, siegte und sank dahin, gleichgültig, ob Bauer oder Gelehrter, Soldat oder Offizier, Arbeiter oder Adeliger. Keiner aus der großen Frontgemeinschaft, auf welcher politischen Seite er auch stehe, wird je daran rühren. Und doch sprechen Zahlen und Namen aus diesen Büchern den Verleumdungen der Revolution und der nachrevolutionären Zeit ein vernichtendes Urteil!

Vor Jahren hat General von Altrock die Ehre des aktiven Offizierskorps mit dem nüchternen zahlenmäßigen Nachweise gewahrt, daß es in selbstverständlicher Pflichterfüllung fast das Doppelte der Blutopfer trug wie die Gesamtzahl der Kriegsteilnehmer. Heute legt der Verlag Justus Perthes, Gotha, in 2. Auflage die Ehrentafel der Kriegsopfer des reichsdeutschen Adels 1914—1918 vor. In stiller Ehrfurcht neigt sich der Leser vor diesem Denkmal, das, mit der Benennung von Namen und kurzen sachlichen Angaben eine erschütternde und doch erhebende Sprache spricht. Kaum eine Familie des deutschen Adels fehlt in diesem Buche; auf allen Kriegsschauplätzen, in allen Waffengattungen, Dienst- und Rangstellungen haben Angehörige des deutschen Adels ihr Leben für das Vaterland gelassen. Wenn wir — um nur einige Beispiele aus der Zahl der 4780 Gefallenen herauszunehmen — lesen, daß von der Familie Bülow 34 Mitglieder, von den Arnim 28, von den Oertzen 22 und und von den Puttkammer 21 fielen, wenn wir mehr ahnen als feststellen, wie ganze Familien alter Namen durch den Krieg ausgerottet wurden, dann drängt sich uns — ohne Hintansetzung eines anderen Gesellschaftskreises — die Überzeugung auf, daß der deutsche Adel in seiner Gesamtheit sich seiner Führeraufgabe bewußt gezeigt und, würdig seiner Stellung und seiner Überlieferung, die Ehre über das Leben gesetzt hat. So legt die schlichte Ehrentafel Zeugnis dafür ab, daß der deutsche Adel von Geburt in vollem Umfange die Verpflichtungen eingelöst hat, die Prinz Heinrich von Bayern mit den letzten Worten vor seinem Heldentode zeichnete: „Adel verpflichtet, nicht der der Geburt, sondern der der Gesinnung".

München. Hptm. a. D. Walter Schenk.

Reisebrief aus Kärnten

Das Kärntner Land ist neben den großen, immer wieder genannten Brennpunkten im Kampf um das Grenzlanddeutschtum, neben Sudetendeutschland, Posen, Südtirol, seit den Freiheitskämpfen der Jahre 1919 und 1920 ziemlich vergessen worden. Man erinnert sich noch dunkel der Wochen und Monate, in denen die schweren Erschütterungen, die Kriegsende und Friedensschluß für Deutschland mit sich brachten, dem Gedanken an das kleine Land nur wenig Raum ließen, das nach den langen Kriegsjahren noch einmal mit der Wehrkraft seiner Bevölkerung für seine Unabhängigkeit eintrat, noch einmal gegen die aufgezwungene Fremdherrschaft mit einer Aufopferung stritt, wie wir sie den Tirolern Andreas Hofers zuschreiben, in unserer Zeit aber vielleicht nur noch in Schlesien gesehen haben. Seit dem Erfolg der Volksabstimmung, die nach der zweimaligen siegreichen Abwehr der Serben durchgesetzt wurde und das Land dem Deutschtum erhielt, pflegt man sein Schicksal für endgültig entschieden zu halten und erachtet es nicht für nötig, auf die ernsten Anzeichen eines nun mit anderen Mitteln fortgeführten Kampfes zu achten, der von jenseits der Karawanken genährt wird.

Im Zeitalter der Reklame lebt eine Frage im allgemeinen nur dann, wenn sie dem Bewußtsein des ganzen Volkes immer wieder und wieder eindringlich nahegebracht wird. In dieser Erkenntnis hat der Kurort Velden am Wörthersee auf Betreiben führender Kärntner Männer einer Reihe von deutschen Schriftstellern und Pressevertretern im Juni dieses Jahres Gelegenheit gegeben, Land und Leute in längerem Aufenthalt kennen zu lernen. Nicht in täglich festgelegten Besichtigungen und Führungen, sondern in einer den eigenen Wünschen Rechnung tragenden Ungebundenheit, die den Eindruck des wenigen gemeinsam Geschauten um so mehr vertiefte: Bilder der römischen Ruinenstätte Teurnia, des Doms in Gurk, des Warmbads Villach: Vergangenheit und Gegenwart, und immer wieder durch Persönlichkeiten nahegebracht, die in Natürlichkeit und Herzlichkeit des Entgegenkommens so selbstverständlich Beziehung herzustellen wußten wie der Landeshauptmann Schumy und der Kärntner Heimatdichter Josef Friedrich Perkonig. Es war zu fühlen, daß die persönliche Berührung in mancher Hinsicht mehr erreichen kann als alle Anschlußkundgebungen und Aufklärungsvorträge: Das Wissen um die Eigenart des anderen läßt Mißverständnisse von vornherein nicht aufkommen, die einer innigsten Verschmelzung deutschen Volkstums noch entgegenstehen. So war die Einladung, der Angehörige aller Parteien und Richtungen Folge geleistet haben, der Absicht und dem Erfolg nach nur sehr bedingt im Sinne einer Werbung für den Fremdenverkehr oder für ein neu zu er-

schließendes Wirtschaftsgebiet aufzufassen. Es stand Größeres dahinter: Die Frage nach Wesen und Zukunft eines bedrohten deutschen Volksteils, der im Rahmen eines künftigen großdeutschen Reiches vielleicht mehr zu geben als zu empfangen hat.

Wir haben gerade in Kärnten die besten Beispiele, wie den Linien von Industrie und Verkehr entlang Bevölkerungsfragen entschieden werden. Von den beiden Landesmittelpunkten Klagenfurt und Villach aus hat sich das Deutschtum über Gebiete, die vor hundert Jahren noch rein slovenisch waren, langsam und stetig vorgeschoben, so daß heute nur mehr ein schmaler slovenischer Streifen westlich von Velden die Begegnung in der Mitte hindert. Diese ungeschwächte Ausdehnungsfähigkeit seines deutschen Volkstums hat Kärnten in den Stand gesetzt, seine Selbständigkeit mit eigener Kraft zu wahren, und hat es bis heute davor bewahrt, an der allgemeinen, seit Jahrhunderten feststellbaren Verminderung deutschen Volksbodens an den Grenzländern teilzunehmen. So unzweifelhaft überzeugt und verpflichtet hier das Deutschtum, daß der Abstimmungssieg von 1920 wesentlich durch die Stimmen der windischen Bevölkerung zustande gekommen ist, die ihre Wahl sicher nicht — wie noch immer gern behauptet wird — auf Grund innerer Zuneigung zum deutschen Gedanken getroffen hat, sondern auf Grund einer Schicksalsverbundenheit, wie sie nur aus der werbenden und Mittelpunkte schaffenden Macht der höheren Kultur erwachsen konnte. Die Kärntner Slovenen besitzen ein ausgeprägtes Heimatgefühl, aber es fehlt ihnen ganz natürlich das deutsche Nationalgefühl.

Und an diesem Punkte allerdings setzt nun die planmäßige Unterwühlung ein, die heute in Laibach ihren Mittelpunkt hat. Sie erschöpft sich durchaus nicht in der Werbetätigkeit der slovenischen Lehrer und Geistlichen und der von Wien stillschweigend geduldeten Tätigkeit rühriger Agitatoren, und sie wird nicht dadurch wettgemacht, daß sich neben dem slovenischen Einfluß in zunehmender Stärke schon der italienische festsetzt — was an wirtschaftlichen Kräften heute Geltung hat (es wären so ausgedehnte Unternehmungen zu nennen, wie die Holzfirma Agostino Scarpa fu Giuseppe, Venezia-Villach), das muß bereits die Forderung des italienischen Schulvereins Dante Alighieri nach einer Schule in Villach begründen. Leider weiß man sich gegen die Ansprüche der Nachbarstaaten nicht mit dem nötigen Nachdruck zu wehren. Noch ist in frischer Erinnerung, wie das Laibacher Geschrei von Minderheitenunterdrückung und die Drohung mit Gegenmaßnahmen bei der deutschen Minderheit im S. H. S.-Staat die Wiederanstellung des berüchtigten Lehrers Eichholzer erzwang. Ähnliche Fälle haben sich noch in jüngster Zeit ereignet. Zu allem droht der planmäßig geförderte Zustrom von Triest und Laibach her den noch nie besonders starken reichsdeutschen Fremdenverkehr langsam zurückzudrängen und damit ein weiteres Bindeglied mit dem Mutterlande zu zerstören.

Es ist ein Kampf zwischen kolonisatorischer Kraft ohne staatlichen Willen und staatlichem Willen ohne kolonisatorische Kraft, zwischen natürlicher Ausdehnung und einer gewaltsamen Überfremdung, die sich um so leichter in wirtschaftlichen Tatsachen festlegen könnte, als Kärnten weder so reich ist, um fremder Kräftigung entraten zu können, noch die vorhandenen Möglichkeiten bis heute im erwünschten Maße auszuwerten vermocht hat. Noch stehen Bergbau und Holzverwertung in den Anfängen, noch begegnen Ackerbau und Viehzucht den Hindernissen eines wenig gepflegten Bodens. Das Gailtal, durch den großen Bergrutsch des Dobratsch 1348 abgeriegelt, zunächst zu einem großen See gestaut und langsam in ein Sumpfgelände umgewandelt, harrt noch heute der Wiederherstellung seiner einstigen Fruchtbarkeit. Hier wie sonst verhindert die dünne Besiedelung den wirtschaftlichen Aufschwung. Und doch sind Landschaft und Klima bereitet, Ansprüche zu erfüllen, die in Überlieferung und Gewöhnung festgelegt und vielfach in den Modeländern überfeinert sind. Oft sind es nur die vorgefaßten Meinungen, die dem Vertrauen auf eine materielle Zufriedenstellung ebenso entgegenstehen wie der Ansiedelung mancher nordsüdlicher Schicksalsträume im Bereich der wärmsten Alpenseen und des tiefer blauen Himmels südlich der Hohen Tauern.

Es liegt nahe, auf die nördliche Ergänzung des südlich weicheren Temperaments Erwartungen zu setzen. Doch immer müßte Organisation und Unternehmungsgeist als die natürliche Folge geistiger Verbundenheit kommen. Der Kärntner wüßte es wenig zu schätzen, wenn man ihm mit den Gesten des Berliner Emissärs ins Land käme. Die tausendjährige Bedrohung durch das Slaventum hat eben glücklicherweise ganz andere Werte in den Vordergrund geschoben als die sekundär materiellen und wirtschaftlichen. Es ist beachtenswert, daß der Anschlußgedanke, der in Kärnten so wie nirgends Gemeingut aller Parteien ist, nicht eigentlich als Hoffnung auf die Vereinigung mit dem größeren Wirtschaftsgebiete lebt, sondern als jenes Wissen um eine Zusammengehörigkeit, das einzig wirksam der südslavischen

Propaganda entgegenzustellen ist. Wenn die deutsche Pressefahrt diese Erkenntnis stärken konnte, hat sie ihren Zweck erfüllt.

Velden am Wörthersee.

Dr. Arthur Hübscher.

Die Schilljugend

Beim Lesen des Juniheftes Ihrer sehr geschätzten Zeitschrift fand ich zu meinem Erstaunen in dem Aufsatze von Kemmer „Deutsche Jugendbewegung", die Nennung unseres Namens. Ich hätte sie in diesem Zusammenhang nicht erwartet, hätte in einem Fehlen auch gar kein Übel gesehen, da die Wertschätzung derartiger öffentlicher Anpreisungen uns abgeht. Daß der Aufsatz Kemmers ein völlig verdrehtes Bild des Wesens der Schilljugend gibt, veranlaßt mich lediglich, Sie mit dem Abdruck dieser Berichtigung bemühen zu müssen.

Der grundlegende Irrtum Kemmers liegt darin, daß er die Schilljugend zur Kategorie der Parteijugendgruppen zählt. Wir lehnen jede Partei ab, da ihr Wesen ungesund ist und der vielbeschworenen Volksgemeinschaft wie nichts hindernd im Wege steht. Vielleicht geht der Irrtum darauf zurück, daß die Salzburger Gruppe, die Samenkorn des Bundes wurde, aus einer national-sozialistischen Jugend hervorging.

Der nationale Sozialismus dieser Gruppe war so gesund, daß ihm eine national-sozialistische Partei unnatürlich erschien. Aus dieser anfangs demokratischen Gruppe wuchs um Gerhard Roßbach eine aristokratische Gemeinschaft. Gerhard Roßbach, der Freikorpsführer, der damals als politischer Flüchtling in Österreich weilte, erregte zu dieser Zeit mit seinem Ruf „Quo vadis" an die deutschen Wehrverbände Unbehagen und Unwillen bei den deutschen Patrioten, deren Vaterlandsbewußtsein sich in gefahrlosen parademarschartigen Aufzügen und vaterländischen Bierabenden erschöpfte. Ihm folgten die Jungen aus den Wehrverbänden und Parteien, denen in der Unwahrhaftigkeit, der die ganze völkische Bewegung nach dem Jahre 1923 durch den oben gekennzeichneten Patriotismus verfallen war, ein zweites Steglitzer Erlebnis zuteil wurde. Es waren anfänglich die Marken des Reiches, in denen diese Jungen wach wurden und einen Gürtel um das Herz des Reiches zogen. Es ist so das Wesen des Bundes immer Kampf und Abwehr gewesen. Die Läuterung erfolgte, wie immer, im Kampf.

Wenn nun Kemmer meint, daß „neuerdings auch von maßgebenden Führern eine Verbindung mit dem Geiste der Jugendbewegung gefordert wird," so irrt er wieder. Man brauchte uns nicht noch der Zweckmäßigkeit wegen einen Fahrtenkittel überzuziehen. Wir haben selbst schon so viel bewegt, daß man uns nicht mehr zu „bewegen" braucht.

Bemerkenswert für die Entwicklung des Bundes ist, daß aus den alten Bünden der Jugendbewegung trotz der anfänglichen Ablehnung, die einer erklärlichen Furcht entsprang, zahlreiche, nicht unbedeutende Menschen Gerhard Roßbach auf seinem Wege folgten, da sie glaubten, hier eine Lösung der besorgniserregenden Führerfrage zu sehen.

So wurde ein Bund, dessen Ziel die Heranbildung einer Führerschicht junger Menschen ist, deren vornehmste Arbeit im Berufsleben beginnt. Daß vollkommene Enthaltsamkeit natürliche Voraussetzung der Bundesarbeit ist, dürfte in diesem Zusammenhang nur von untergeordneter Bedeutung sein.

In nicht gewollten Gegensatz zur Mehrzahl der übrigen Bünde stellt uns die bewußte Bejahung des Befehls. Wir sehen keine Beschränkung der persönlichen Freiheit des einzelnen darin, daß der Führer befiehlt. Der Führer muß befehlen. Er besitzt in so hohem Maße das Vertrauen der Gemeinschaft, daß sein Befehl eine Willensäußerung der Gesamtheit darstellt.

Der Zweck dieses Briefes ist, aufzuklären, wo Unklarheit Begriffe verwirrte. Ich bitte, ihn so aufzufassen.

Waren (Müritz) Jupp Hoven.

Man sieht, wie schwierig es für den bestmeinenden Darsteller ist, zur Zufriedenheit der dargestellten Verbände die deutsche Jugendbewegung zu schildern. Doch das ist nicht die Hauptsache, denn die Verbände sind nicht dazu da, literarisch behandelt zu werden. Die Hauptsache wäre, daß alle Verbände, die nicht international, sondern bewußt deutsch eingestellt sind, sich untereinander immer näher kämen. An gemeinsamen Aufgaben fehlt es nicht. D. Schr.

Gedanken

Den lieben Gott ersetzt der Philosophie-Professor durch sich selbst.

*

Geschichte: In der Vergangenheit die Größe suchen, die man der Gegenwart nicht zu geben vermag.

*

Das Beste, was man von den Frauen sagen kann: daß unter ihnen mehr kindgleiche Menschen sind als unter uns.

*

Der deutsche Erzähler

Der Fährmann

Novelle von Paul Berglar-Schröer

Die teerschwarze Hütte des Klas Derksen lugte aus vier kleinen, meist etwas blinden Fensteraugen nach allen Richtungen. Die drei schmalen Pfade, die von Hustede, Wittwarden und Braksiel her just vor der Tür des Fährmanns mündeten, glichen gelockerten Fäden, die sich erst vor dem Deichbuckel zu dem Leitseil zwirbelten, an dem der breite Kahn des Klas, stromgetrieben, übers Wasser glitt. Drüben am anderen Ufer schien der Strang sich wieder zu lösen, als springe er deichab durch sattes Wiesengrün nach Lieke und Woogsiel.

Wenn Klas Derksen, einen groben Wollstrumpf strickend, vor seiner Hütte hockte, — das tat er immer, sobald er seine Fischnetze gelegt hatte, und Frost oder Unwetter oder das Fährgeschäft es nicht gerade anders bestimmten, — dann kam er wohl ins Sinnieren: Das ist wie bei den Menschen! Alle kommen einen anderen Weg, treffen sich, und gehen wieder auseinander! Manchmal im Guten, öfter im Bösen, immer aber ist der Tod zwischen ihnen! Das ist nun mal so! — Damit endete der Gedankengang in einer zweifelsfreien Selbstverständlichkeit.

Oft auch dachte er weiter: Wenn die Menschen schon auseinander gerissen werden, wäre es da nicht besser, sie gingen wenigstens die kurze Wegstrecke zusammen? — Hier in seinem Kahn mußten sie sich ja auch vertragen, denn sie wollten doch alle ans andere Ufer! — Gestern erst der Köppche und der Tiedje! Und die fuhren gar zum Richter nach Lieke! Hatten den Prozeß wegen der Kuh! — Aber wie still hatten sie dagesessen! Und keiner konnte den anderen vorfahren lassen, weil der Termin nicht wartet! . . .

Leise lacht Klas Derksen in sich hinein. So sonderbar ist das zu denken: Der Richter da drüben wartet nicht. Er fordert Beide vor sich. Was geht den die Kuh an! Wo Recht und Unrecht ist, will der nur wissen! Und dann gehts ans Bezahlen! Hahaha: Der Köppche — dem gönnt ers, weil der so'n großmäuliger Saufaus ist! — der Köppche wird den Sack lappen! Er wirds müssen, weil eine Macht über ihm ist, der er sich zu fügen hat! Und später werden Beide wieder in seinem Kahn sein! . . .

Freilich, freilich: Beide sind selbander in seinem Kahn gesessen. Mucksmäuschenstill waren sie. Wie ein Grab. Er hat sie noch ein Stück Wegs mit neugierig fragenden Augen verfolgt. Aber dann ist just das Wetter von See her aufgezogen. Von allem anderen weiß er nichts, da er in der Hütte saß. Aber anderen Tags hat man erzählt: Der Köppche ist im Busch vor Wittwarden tot aufgefunden worden! Und der Tiedje ist der Mörder! Er hat's selbst eingestanden! Der hatte doch den Prozeß gewonnen! . . . Warum denn nur hat er dann? . . .

Das geht über die Gedankenkraft des Klas Derksen. — Aber er kommt ja an diesem Tage auch nicht recht zum Nachdenken! Erst quält ihn eine vage Lust, den Toten sich anzusehen. Doch ist da auch eine gewisse Scheu, die ihn wieder hindert. Und ein zerrissenes Bild, das sich in seiner Phantasie malt, macht ihn schaudern.

So verharrt er vor der Hütte. Und weil ihn das alles so verwirrt, geht er zu den Netzen, ob sie richtig liegen. Eigentlich müßten jetzt in den Reusen Aale sein! Es ist Wanderwetter, und die Flut staut aufwärts! Es ist aber nichts da. Merkwürdig ist das! So merkwürdig, wie . . .

Damit sind seine unbiegsamen Gedanken doch wieder bei dem Morde:

Wenn der Köppche den Prozeß bezahlen mußte, und der Tiedje im Recht war, dann konnte der doch wahrhaftig zufrieden sein! Und er hatte gewiß keinen Grund, den anderen zu erschlagen! — Umgekehrt, ... ja, da fände sich unschwer eine Erklärung! Denn ...

Weiter kamen die Gedanken des Klas Derksen nicht. Sie verhedderten sich, daß er an den grauen Schädel griff. Er war fast froh, als vom anderen Ufer her Rufe kamen: „Heio! ... Klas! ... Heio!" Da ging er zum Kahn. Er stellte das Ruder hart zum Strom, damit das Boot schneller glitte. Die Minuten aber, die der Weg von Ufer zu Ufer dauerte, hatte er doch wieder besinnliche Zeit.

So sah er die treibende Kraft, die seewärts eilte, und die Kraft des blanken Seiles, die den Wogenschwall hielt und den Trieb seitlich zum Ziele bog. Und er verwunderte sich, daß die Menschen sich nahe Wege ersannen, die sie selbst untereinander nicht wandelten.

Selbst zwischen Mann und Frau war das so ...

Ihm fiel plötzlich ein: Als er damals die Leute vom Holterhof zur Kindstaufe ans Lieker Ufer fuhr, saßen die Beiden wie zu Eins verwachsen in seinem Kahn und ihre Augen waren glücksblank über dem kleinen Menschlein. — Und genau zehn Jahre später, da saß die Jesch wieder bei ihm, und sie holten den Mann aus dem Wasser. — In der Trunkenheit sei er dahinein gelaufen, sagte man.

Die Jesch hat mit einem stahlkalten Blick auf den Toten geschaut, hat sich dann aufgereckt und einen tiefen Atemstoß getan, daß er meint: Jetzt bricht ihre Spannung vor den Menschen zusammen. Weinen wird die Frau nun, einen wehen Schrei tun wie ein wundgetroffenes Tier! — Aber als er ihr ein teilnehmendes Wort sagt, strafft die Jesch sich zum anderen Mal: „Laß man, Klas. Nu muß das ja wohl alles wieder besser werden! ..."

Blitzschnell und wirr springen die Gedanken in sein Hirn. Türmen sich ohne rechten Zusammenhang. Ganz im Untergrunde aber ist immer wieder das eine kreisend in ihm: Was muß das für ein furchtbarer Haß zwischen den Menschen sein, der tötet, wo Liebe lebte!

Er versteht diese Welt und die Menschen nicht! — Wenn jetzt sein Weib, die Kathrin bei ihm wäre, sie würde seine Hand nehmen: „Laß uns man nach Haus gehen, Klas; und wir riegeln zu, daß nichts Böses herein kann ..."

Wie merkwürdig ist das alles, erschrickt er, daß die Gedanken so kunterbunt von dem Verbrechen zur Jesch und zu seiner toten Kathrin taumeln! Und irgend etwas Lastendes ist über ihm, grau, gespenstisch, unfaßbar ... Er weiß nicht, was das ist. Aber es ist so, daß er meint, sich unter diesem Unheimlichen ducken zu müssen. Und der Schrecken lähmt ihn so, daß der Kahn ihn fast umwirft, als er ans andere Ufer trifft.

Nur allmählich umgreift sein Blick die Wartenden bewußter: Es sind zwei Landjäger, die ihre Karabiner unterm Arm tragen. Der dritte, unauffällig in Dunkel gekleidet, hält gewissen Abstand. Fragt er etwas, stehen die Beiden sehr stramm und dienstlich.

Nun ist in deren Schweigen irgendein Beklemmendes, das er nicht deuten kann. Doch versetzt es ihm den Atem, und er fühlt ungewiß, daß er jetzt selbst unter den beobachtenden Augen dieser Obrigkeit steht. Gleich wird einer von ihnen mit dir sprechen, — denkt er und wartet. Aber sie sitzen aufrecht und stumm in seinem Kahn. Das Wasser strömt, das blinkende Seil knirscht.

Wie breit ist heut nur der Fluß! ... Als liefen die Ufer weit und weit auseinander! ... Will denn die Fahrt gar kein Ende nehmen? ... So geht es ihm durch den Kopf.

Erst beim Aussteigen sagt ihm der Dunkle:

„Wir wollen in Ihre Hütte gehen, Sie dort zu vernehmen."

Da zuckt der Klas wie unter einem Hieb zusammen.

Ob er etwas wisse, das der Aufhellung des Verbrechens dienen könne? Er möge alles berichten und denken, daß er später wohl unter Eid gestellt werde!

Bei der Fremdheit der drei kommt des Klas Antwort stockend, dann schneller:

„Ich weiß nur, daß der Köppche und der Tiedje spinnefeind waren. Wegen der Kuh, um die sie ja auch prozessierten. Ich habe sie am Unglückstage zweimal gefahren. Kein lautes Wort ist zwischen ihnen gewesen. Und so habe ich sie auch den Fährweg gehen gesehen."

„Hmhmhm ...", macht da der Dunkle, und die Landjäger sehen ihn sonderbar an. Das Schweigen liegt so schwer in dem kleinen Raum, daß man die Fliegen surren hört.

Dann folgen etliche belanglose Fragen: nach seinem Alter, seiner Frau, dem Tag der Eheschließung und des Todes usw. — Freier und klarer gibt der Klas seine Antworten.

„Derksen, Sie haben doch auch eine Tochter?" — Fast freundlich legt der Dunkle die Frage hin und ergänzt sie: „Erzählen Sie von ihr! Sie soll ja wohl hübsch sein ... und zeitig frühreif gewesen ... auch recht vergnüglich, — sagt man wenigstens."

„So eigentümlich klingen diese Fragen", — denkt Klas Derksen und er fühlt dabei, wie das Blut ihm in die Kehle steigt, daß es am Halse hastig hämmert. Er empfindet die Fragen so körperlich, daß er gleichsam ihre brennenden Augen gierig auf sich gerichtet sieht. Heftig schluckt er ein paarmal.

„Hübsch?" fragt er leise dagegen: „Vielleicht! Das weiß ich nicht!"

„Frühreif? — Wenn der Herr ‚altklug' meint, kann es stimmen! Kinder später Liebesleute sind das oft, hat man mir mal gesagt ... und ich kann das auch ungefähr verstehen!"

Bei den letzten Worten hält der Klas den Blick am Boden und eine zaghafte Röte steigt unter das Wetterbraun der faltigen Wangen. — Und weiter sagt er:

„Vergnüglich? — Nein, ich glaube das nicht! Seit die Mutter starb, also seit ihrem dreizehnten Jahr, dient die Antje auf dem Poggenhof. Da muß sie schwer arbeiten! Und wer so früh im fremden Geschirr geht, kann doch nicht wohl vergnüglich sein!"

Bitter klingen seine Worte. Ordentlich warm ist ihm dabei geworden.

„Ist sie öfter bei Ihnen gewesen?" fragt der Herr. Und der Klas antwortet:

„Alle drei Wochen war die Antje bei mir, ... es mögen wohl auch mal vier gewesen sein!"

„Wann ist sie zuletzt bei Ihnen gewesen?" will der Dunkle wissen.

Der Alte besinnt sich. Ein fein bohrender Schmerz ist plötzlich da. Er zaudert eine Weile, rechnet an den Fingern. Sein Schmerz wächst zum Vorwurf:

„Es sind sicher diesmal sechs Wochen, daß die Antje nicht kam!"

Und es zuckt durch seine Gedanken: Wie hat er nur solange in den Tag leben können?

„Ist Ihnen das nicht aufgefallen?"

In dieser Frage wittert der Klas etwas Geheimnisvolles. Tastend gibt er zurück: „Jetzt fällt es mir wohl auf! ... Aber im Frühjahr ist hilde Arbeit! ... Und dann hab ich auch nach den Fischen sehen müssen ... und das Boot neu verteeren!" Fast entschuldigend sagt der Klas das.

Dann ist eine kleine, hinterhältige Pause. Und inzwischen schießt es ihm in den Sinn: Was soll das nur! Was hat denn die Antje mit dieser ganzen furchtbaren Sache zu tun?

Völlig ratlos ist er und ganz verbiestert. Und in solcher Ratlosigkeit gleitet sein Auge über das flimmernde Fährseil. — Sonst konnte er es bis ans andere Ufer verfolgen! Und jetzt auf einmal sieht er es nicht mehr! Als falle es in das rinnende Wasser! ... Ja, so ist das! ...

Und plötzlich sagt er und wundert sich noch über den brüchigen Klang seiner Stimme:

„Der Kahn gleitet ab! Das Seil ist zerrissen!"

Die Drei lauern blinzelnd aus ihren Augenwinkeln und lächeln ein wenig:

„Der Alte spielt ein geschicktes Spiel!", — mag es bedeuten.

Klas Derksen aber erschauert, als greife ein scharfer Frost ihn an.

Unerbittlich fragt der Dunkle weiter: „War Ihre Tochter stets offen und ehrlich zu Ihnen?"

„Ja! — Das glaub ich fest!"

„Hat sie Ihnen von ihren, ... na, sagen wir mal Liebeleien erzählt?"

Wie mag denn das nur enden? quält den Klas ganz innen die Frage. Und wie ein Stöhnen kommt es aus ihm: „Sie wird keine Liebe gehabt haben! — Wer sollte denn auch?..."

Das Weitere erstirbt in einer schnellen Unsicherheit.

„Hmhm ... hat sie keine Beziehungen zum Köppche gehabt?"

Da torkelt der Klas an die Bretterwand, daß die Hütte zittert. Totbleich ist das Gesicht. Die Stimme lallt. Und ist dann wie ein Schrei: „Zu dem Ermordeten?"

„Ja! ... und auch zu dem Mörder! ... Eifersucht sagt man ..." Scharf schneidet dies Ja, mit dem der Dunkle die furchtbare Anklage heraushebt und noch erweitert.

Der Klas schwankt wie ein Betrunkener. Er weiß nicht: Soll er dem Hund da an die Gurgel? — Nimmt er nicht besser den Ruderstumpen da aus der Ecke und zerbricht dem anderen mit einem einzigen Schlag den Schädel? Er krallt zum Hals, in dem das Blut sich zum Bersten staut. Aufbrüllen möchte er! — Aber auf einmal ist ein würgendes Schlucken in seiner Kehle, und heiß steigt es ihm in die Augen! — Als er endlich spricht, zittert verhaltenes Weinen von seinen Lippen: „Herr, seit die Kathrin von mir ging, hab ich nur noch das Kind und meinen reinen Namen! ... Nehmt mir das nicht! ... Tut es nicht, ihr Herren! ... Seht, — arm und alt bin ich! ... Ich hab nichts weiter auf der Welt!"

Der Klas ist in die Knie gesunken und liegt wie hingemäht. Leidvoll hebt er die Augen zu dem Dunklen. Seine Hände faltet er zu einer unendlich demütigen Gebärde!

Da hebt ihn der andere auf, setzt ihn auf seinen Stuhl. Steht selbst fast hilflos neben ihm: „Hart ist das, Klas Derksen. Furchtbar hart! Ich frage nicht gerne so grausam, will Euch nicht wehe tun! Aber ich muß ja, weil es mein Amt ist! Glaubt mir das doch!"

Einen Herzschlag lang macht gutes Wort das Leid ebben. Und ein wirres Lächeln blüht unter grauen Bartfransen. Ein wenig scheu, doch gläubig, ist in dem Klas das Vertrauen eines Kindes: „Ja, — fragen müßt Ihr wohl! Aber Ihr nehmt mir mein Letztes nicht! ... Nein ... nehmts nicht! ... Ihr lieben Herren!..."

Da schweigen die drei, und der Dunkle sagt leise:

„Ich tat Euch weh, Klas Derksen! Es ging nicht anders! Ich fühle mit Euch: denn auch ich hab ein Kind! ... eine gar liebe Deern! ... Weiß, wie das wohl sein muß!..."

Dann gibt er dem Klas die Hand: „Wie's auch enden mag: Euch trifft keine Schuld! ... Ganz gewiß nicht! ... Ihr steht rein da vor Gott und den Menschen!"

Und so gehen die drei Männer.

Als der Klas wieder allein ist, atmet er einmal recht tief und breit auf, als sinke eine Last von ihm. Er findet gar ein kleines Lächeln. So wunderschön ist das: „Rein vor Gott und den Menschen!..."

Und so leicht wird ihm, daß er vor seine Hütte tritt. Eine Lerche zuckt hoch über ihm in unaufhörlichem Jubel. Irgendwo schilt eine Amsel. Eine Nachtigall sendet weiche Schluchzer zu ihm. Ein Schilfsänger verträumt sich in den hellen Tag. Scheu huschen schwarze Lauschhühnchen ins Uferrohr.

Klas Derksen setzt sich in den Kahn und läßt ihn bis zur Wassermitte gleiten. Dort hält er die Spitze gegen den Strom, daß der Nachen fast still liegt. So ... und wenn er jetzt aufschaut, sieht er überm Deichzug fünf Kirchtürme in den Himmel schneiden.

Stille Feierlichkeit ist ringsher, daß man sich wohl fromm darein versenkt.

Morgen werden dort die Kinder singen, denkt der Klas. Sie singen mit kleinen, hohen Stimmchen! Und die Orgel klingt, und die Glocken läuten ... Morgen ist Sonntag! — Dann will ich an das Grab der Kathrin gehen, und die Antje geht mit ...

Er weiß nicht recht, wie das kommt: Aber auf einmal sieht er mitten in all dem goldenen Sonnenleuchten einen toten Menschen liegen. Das ist der Köppche, überschauert es ihn. Und der Tiedje ist der Mörder. Jetzt wird er wohl von den dreien verhört und dann in Ketten gelegt. Und die Antje, die wird ...

Er zuckt zusammen, als greife eine eiskalte Knochenhand aus dem Ungewissen an sein warmes Fleisch. Dann wälzt sich ein drohendes Dunkel lastend über ihn.

Verstört blickt er um sich. Da ist aber nur eine Wolke, die ihn überschattet und ein zugiger Wind ist kühl aufgestanden.

Als die Sonne wieder aufbricht, sieht er ihren Glanz nicht mehr. Er hat nur das Empfinden, daß es still um ihn her ist. So einsam still, als sei in der weiten Runde jedes Leben erstorben. Unheilvolles Warten lauert aus dieser Stille. Versetzt ihm den Herzschlag. Würgt ihm den Atem weg.

Gespenstisch folgt es ihm in seine Hütte, setzt sich zu ihm, wispert aus den Winkeln, stiert glotzend aus blutroten Augen. Der Klas will sich wehren. Aber das Unheimliche weicht nicht mehr. Immer wieder wälzt es ihm die Fragen in den Weg: Nach der Antje ... nach dem Köppche und Tiedje ... nach dem Morde ... Einmal schreit der Klas dem ungreifbaren Ungeheuer entgegen: „Rein vor Gott und den Menschen! ..."

„Hast du nicht gehört, was alles der Dunkle sagte?" — zischelt es ihn tückisch an.

„Es ist nicht wahr! ... ist nicht wahr!" — stöhnt Klas Derksen noch einmal auf.

Unbarmherzig aber krallt das Gespenst sich in seine Seele. Mehrt Not und Qual darin, und stürzt seinen Nacken, daß die Stirn hart auf den Tisch fällt.

Dann reißt es ihn hoch. Er tastet taumelnd zur Tür. Und nun läuft er. Atemlos, wie auf der Flucht. „Ich muß sie fragen ... die Antje fragen ... und sie wird wohl die Wahrheit sagen ... daß es nicht so ist ... nur nicht so! ... lieber Gott!"

Wieseinwärts quert er. Stolpert. Rafft sich auf. Furien peitschen ihn vorwärts. Das Grauhaar verklebt die Stirn. Rauh und verdorrt liegt die Zunge zwischen den Zähnen.

Der Klas läuft, setzt über Sielgräben, läuft ... „Antje fragen ... Antje fragen ..."

Und steht im Poggenhof. Sprechen kann er nicht, so ausgepumpt ist er. Aber der Bauer weiß auch so schon um seine Not: „Die Antje" — druckst er, da er den wirr flehenden Blick sieht — „die Antje ist verhaftet worden, ja ... und steht vor Gericht, weil sie ..."

Da bricht ihm der Klas Derksen unter den Händen weg, wie ein Baum fällt.

Just als sie ihn aufheben und betten wollen, tut er die Augen wieder auf und würgt an der Frage: „Aber es ist nicht wahr, Bauer?"

Der schweigt schwer. Da hebt der Klas sich mählich hoch. Steingrau ist ein Gesicht: „Wo?" — fragt er nur. Und als er die Antwort hört, kann ihn kein Mensch mehr halten. So steht er bald vor dem Husteder Krug.

Er drängt sich durch die Kinder, die die Tür belagern. Er schiebt einige Frauen zur Seite. Hält dann in der kleinen Stube. Vor den dreien und dem Tiedje und der Antje. Erst lehnt er an dem braunen Türpfosten. Die Augen hält er geschlossen.

Als er die Hände löst, ist aber eine heilige Ruhe in ihm, daß es ihn selbst fast wundert. So erdfern und schicksalhaft empfindet er nun alles.

„Als wär ich ein anderer Mensch!" — huscht es ihm durch den Sinn.

Und der Dunkle hat sich wie unter einem Zwang erhoben. Die Landjäger stehen steif mit krummen Rücken.

„Wie ein Heiliger, den Leid dem Leid enthob!" — denkt der Richter und starrt fast ungläubig auf den Fährmann, dessen Qual noch allzu frisch in seinem Erinnern lebt.

Klas Derksen tut ein — zwei langsame Schritte. Sein Blick ruht fest und forschend auf der Antje, und doch so, als dringe er durch sie hindurch in eine himmelweite Ferne.

So still ist es in der Stube, daß man das feine Ticken der Uhr, die auf dem Tische liegt, deutlich vernimmt. Diese Stille erschüttert die Menschen. Nur der Tiedje verharrt in einer kalttrotzigen Starre.

Klas Derksen durchbricht sie mit seinem Ruf: „Antje?"

Da senkt das Mädchen den Scheitel.

Und nochmals ganz behutsam: „Antje!"

Da geht ein Beben durch ihre Schultern und sie birgt den Kopf in ihren Händen.

Und nun voll heimlicher Zärtlichkeit: „Antje ..."

Da ist ein schmaler Schrei in der stillen Stube, und die Antje liegt vor seinen Füßen. Ihre Finger umkrampfen seine Knie: „Vater ... lieber Vater! ..."

Der streichelt das sture Blondhaar und hebt sie auf, daß sie vor ihm steht. Kaum hörbar flüstert er zu ihr hin: „Rein vor Gott und den Menschen? ..."

Klas Derksen fühlt, wie sie schuldhaft schwer in seinen Armen liegt.

„Mußt jetzt nicht sprechen, Antje" — und ein Zittern ist in seiner Stimme.

Und nach einer kleinen Weile: „Gott sei uns allen gnädig ..."

Dann geht er aufrecht und mit weiten Schritten. Geht wie ein Traumwandler.

Die Menschen da drinnen lauschen auf seinen Fuß, und die draußen machen den Weg frei, stehen mit gesenkten Augen.

Als der Klas am Grabe seiner Frau steht, fällt ihm irgendwie ein Spruch ein, den er früher — das ist schon lange her — einmal gelesen hat:

„Siehe, in seiner Hand ist die Wurfschaufel. Er wird seine Tenne fegen und den Weizen in seine Scheune sammeln und die Spreu im ewigen Feuer verbrennen! ..."

Der Spruch läßt ihn nicht mehr los. Immer sind auf dem Heimweg seine Fragen und Hoffnungen in ihm. Mählich aber erfüllt daraus eine große, selige Zuversicht seine Seele.

So steht er vor seiner Hütte und lauscht in den sinkenden Abend, der einen goldenen Mante. um seine Schultern webt. Der Fluß raunt und murmelt. Vogellaute sagen schon Gutnacht, Frösche quarren in einem Sieltümpel. Die Rohrdommel huscht im Uferried. Und das Fährseil gleißt noch einmal über das Wasser. Von Ufer zu Ufer ...

Es ist ihm, als ob auch er noch etwas sagen müsse. Aber dann ist plötzlich eine unaussprechliche Müdigkeit in ihm. Er geht in seine Hütte und legt sich auf das karge Bett.

Mitten in der Nacht, die einen milden Sternenschimmer durch die kleinen Fenster sendet, erwacht er. Hat ihn jemand gerufen? Es war doch eine fernferne Stimme ...

Da fällt dem Klas ein, daß er noch nicht gebetet hat. Aber er kann jetzt die Worte nicht finden. Und als er sich wieder streckt, geht nur ein hauchender Seufzer über seine Lippen, und ein ganz kleines Lächeln legt sich um den Mund ...

Leise hat ihn so der Tod ans andere Ufer geholt.

Mamynha

Wiener Zeitroman von Eduard Paul Danszky

(7. Fortsetzung und Schluß)

Die Nonne nickte immer wieder, ermunterte die hastigen Worte zu noch größerer Hast als müßte in Minuten ein ganzes Leben, ein ungeheures Schicksal aufgetan werden. In ein kurzes Stocken Mamynhas fragte sie: „Sie kommen aus Payerbach?" Und kaum die Antwort erwartend, rief sie: „Sie sind Mamynha? Ja, Ferrys Mutter, meine Zwillingsschwester, hat mir alles erzählt. Ich muß Ihnen für meine Schwester danken, was immer man einem Sohn Liebes tut, spürt die Mutter, ist doppelte Wohltat. Sind Sie eine gute Mutter? Sie haben doch Kinder? Oh, Sie sind sicher die allerbeste Mutter. Eine Frau, welche einem Muttersohn gut will, liebt auch die eigenen Kinder."

Mamynha war wie fortgetragen auf Wolken, auf sonnebestrahlten Wolken. Wieder schwindelte ihr vor dieser gütigen Stimme, vor diesem ansteckenden Glauben an Menschengüte.

„Sie müssen mir Ihre Kinder bringen, ich will ihnen ein Kreuzlein auf ihre süßen Lippen zeichnen, denn Kinder kann man nicht ängstlich genug behüten. Sehen Sie Ferry! Welcher

Schmerz, welche Liebe für dieses Kind! Mit sieben Jahren hat er bereits in diesem Stuhl gesessen, in welchem auch Sie nun sitzen. Welches kluge Kind mit sieben Jahren! Hier nebenan, in der Nachbarzelle, hat ein Weihbischof gesessen und heimlich dem Knaben zugehört! — Er ist immer noch Kind, ein trotzendes, unbesonnenes Kind, blind vor Liebe und Güte. Und denken Sie dieses Kind in dem schrecklichen Krieg, denken Sie! Aber ich spreche zuviel von mir, verzeihn Sie, Frau Generaldirektor; die Schwester Pförtnerin hat mir gesagt, daß Sie eine Frau Generaldirektor sind. Sie sind eine auserwählte Frau! Denn Gott stellt die Menschen auf ihre Plätze, ihr Dazutun ist nur vermeintlich, ist Einbildung. Aber immer wieder, vor Freude lasse ich Sie gar nicht sprechen. O, die Freude macht so geschwätzig zum Unterschied vom wahren Glück, welches die Lippen versiegelt."

In fassungsloser Freude schritt sie hinter dem dunklen Gitter den kleinen Raum ab, immer wieder zurückkehrend, Mamynhas Hände mit ihren warmen Fingern liebkosend.

Vor dieser kindlichen Überschwenglichkeit fand Mamynha den Mut zu rückhaltlosem Bekennen. Wie wenn ihr Schmerz zwischen diesen Marksteinen ihres Lebens blind hin und widergewandert wäre, stellte sie alles Wichtige in bewegter, nicht anders könnender Offenheit dar, ohne Beschönern, ohne eitles Entstellen.

Wie ihre Freude war das Staunen der Nonne fassungslos. „Was diese armen Frauen erleiden! Welche Höllen im Herzen!" Sie fand keine anderen Worte. „Welche Höllen im Herzen!" Dann kam Mamynha auf ihre neue Mutterschaft zu sprechen; zum erstenmal zögernd, Wange, Stirne, das ganze Gesicht blutüberrieselt. Die großen, blauen Augen der Nonne erloschen. Aber ihr Entsetzen überlebte Sekunden nur, war sofort gewandelt; eifervoll rief sie: „Dies ist die einzige Sünde!" Ruhlos wanderte sie an dem Gitter auf und ab, wie eine Biene Gottes suchte sie Honig, mußte sie den Stachel zücken?

„O wie viel Sie, armes Kind, mit meiner Schwester gemein haben! Geschieden von ihrem treulosen Mann hat sie ihm noch Kinder gebären müssen. Müssen, liebes, verirrtes Kind; denn die Frau, die Mutter ist das wertvollste, heiligste Gefäß Gottes. Aus ihm werden Gottes Seelen erweckt. Die Frau ist nur Werkzeug, nicht eigenes Eigentum ihrer Liebeswillkür. Eine Mutter, welche ein Kind versagt, betrügt Gott um eine Seele. Gott braucht immer wieder Seelen, um die Lücken rasch auszufüllen, welche Abirrende, Abgeirrte verursachen, Gott hungert nach seinen Seelen wie wir nach der Freude hungern. Die Seelen sind Gottes Glück, Gottes Recht und Eigentum. O, nehmen Sie alle Kraft und Liebe zusammen, bringen Sie eine glückliche Seele zustande. Denken Sie nicht an den Mann, wenn er Ihrer Achtung und Liebe nicht wert ist, sehen Sie nur das Werkzeug der Vorsehung in ihm, die Welt und Gott durch Sie zu bereichern. Vergessen Sie nie, Gott ist ohne uns arm."

Mamynha erfaßte alles. Fehrbachs Schatten half ihr dabei. Seinen Glauben fand sie in jedem Wort wieder, sah breit die Quelle seines Glaubens von diesem Herzen ausströmen. Aber Trost war nur, daß aus den lebendigen Blicken der Nonne sie ihn beschwören und helfen sah. Denn das unerbittliche Auslöschen ihres gequälten Ichs, die Aufhebung ihres Frauenwillens spürte sie als grausames Urteil, als gnadenlosen Bannstrahl, welcher ihr Leid keines Segens, keiner Würdigung werthielt. Wie gerne wäre auch sie Gefäß der Liebe, aber nicht starrer, versteinerter Behälter gesetzmäßigen Fluches, nein, erleuchtetes und durchleuchtendes Kristall, in welchem das Leben der Liebe blutete, alles reinigend, alles erfüllend. Sie war ganz still geworden, ihre Liebe zu Fehrbach verleugnend. Mit dieser Heiligen mochte sie weiter nicht um ihr Glück ringen, welches so unsicher und dunkel im Schoß der Zukunft lag, daß es vielleicht nie wirklich wurde. Nun sollte nicht auch die Berechtigung: diese schwanke Seligkeit zu erhoffen, ihr noch verwehrt werden. Mit dieser lebensfernsten Frau mußte der Freund, der Geliebte einst selbst kämpfen, er kannte die Waffen, welche die gotthingegebene Verwandte verwunden, besiegen konnten; sein Glaube nur konnte ihren Glauben noch überwinden, verfemter Seligkeit Duldung erringen.

Mamynha sprach von Edoardos schmerzlichem Los. Ihr eigenes Leid sah sie vor solchem Verzichte abgedankt, ärmlich, des Erwähnens nicht würdig; aber das Schicksal des herrlichen Bruders schien der Anführung wert.

„Er ist als Held gestorben" sagte die Nonne, „er hat die Märtyrerkrone, es ist die höchste Krone, der Dornenkrone des Erlösers am nächsten und ähnlichsten. Trauern Sie nicht, je mehr Sie ihn geliebt haben, desto näher sind Sie nun Gott. Glückliche Frau, welche so viel erleiden darf, welche Gott solchen Unglücks würdigt. Denken Sie stets daran, daß Gott der glücklichen Menschen nicht achtet, sie haben ihr Teil genossen; aber welch rührende Umstände wird er mit jenen machen, die er der Prüfung wert erachtet. Daraus werden seine reinsten, heiligsten Seelen."

Plötzlich wie in einer Eingebung fragte sie: „Sind Sie eine mächtige Frau? Sie sind die Frau eines Generaldirektors. Ja, Sie sind eine mächtige Frau, Sie haben sicher viel Not gelindert, viel Gutes getan!"

Scheu regte in diesem Augenblick sich in Mamynhas Seele ein Gedanke. Ja, sie hätte allerdings Not zu lindern getrachtet, aber vor dem unausdenkbaren Unheil des Krieges wäre jedes Wollen, jedes Bemühen ohnmächtig. Darum wolle sie sich an die mächtigste Frau dieses Landes wenden, an die mächtigste Mutter, an Zita. Nur wäre der Weg ihr unklar, sie fürchte, daß ein Brief nicht in die Hand der Erzherzogin, der späteren Kaiserin würde gelangen können.

Der Atem der Nonne setzte sekundenlang aus; ein Röcheln erstarb. Sie sank nieder, ihre Stirne mit beiden Händen an das schwarze Gitter pressend. Dann erhob sie sich hastig, wie angetrieben von etwas Unsichtbarem.

„Ich werde Ihnen einen Priester nennen, einen mächtigen Priester, an ihn dürfen Sie ruhig Ihren Brief absenden, er wird ihn sicher bestellen."

Sie nannte ihr einen bekannten Domherrn. „Sie sind eine gute Frau" fügte mit liebkosenden Worten sie bei. „Wie lieb muß Gott Sie haben, daß er Ihre Jugend schon mit solcher Umsicht bedacht hat, daß er Ihr schwaches Gehirn für alle Mütter denken und sorgen läßt."

Endlich nahmen die Frauen voneinander Abschied. Mamynha bekam auf ihre Stirne von den heißen Fingern ein Kreuz gezeichnet. Dies bedeute Erleuchtung, sagte die Nonne mit ihren großen, frohlockenden Augen sie lange anblickend. Ihre Niederkunft möge sie Gott anheimstellen, ihn für das irrige, winzige Leben verantwortlich machen. Sie selbst würde mit allen Gedanken bei ihr sein und ihrerseits den Himmel bestürmen, daß er über Mutter und Kind das Beste verhänge. Verträumt schritt Mamynha hinaus, ihren Brief an die Frau Erzherzogin in Gedanken flüchtig abfassend.

Nach einer Woche kam Ruf zurück. Er hatte an Graz Marburg und Klagenfurt angeschlossen, seine Konzerte hatten reichlichen Beifall gefunden. Sofort war für Mamynhas Liedervortrag eine letzte Probe gehalten, ihre Ruhe und Sicherheit auch von dem Künstler, der durch frische Siege verwöhnt war, gerühmt und bewundert; die Vorführung für den nächsten Tag, einen Freitag, anberaumt; alle Vorbereitungen im Einverständnis mit Schwester Henriette getroffen, wobei der Generaldirektor alles Materielle erledigte. Der Tag selbst trug freundliche Vorzeichen an der Stirne, zwei Briefe! Fehrbach schrieb aus dem Feld, daß sein Regiment abgekämpft, die spärlichen Reste in einem Wald auffrische. Nun hätte er Muße zu einigem Rückbesinnen, vermöge gleichfalls die Bruchstücke seiner Persönlichkeit traumwandelnd auf der blutbesudelten Erde aufzulesen! Sie lebten wie Vorzeitmenschen in Höhlen, in schnellgezimmerten Hütten, die Mannschaft in Erdlöchern mit Zeltleinen zugedeckt. Welche Einfachheit und Einfalt in ihren jetzigen Forderungen oder Bedürfnissen, welche unfruchtbare Größe in der Selbstverständlichkeit solchen Verzichtes! Welche Verheißungen erweckte in allen Gehirnen diese sinnlose Prüfung in den brachliegenden Herzen! O, wer dies alles nur überlebte! Mit welcher stammelnden Dankbarkeit würde er zu seinem friedlichen Tageswerk zurückkehren, den Kopf tief begrabend in dem Schoß des endlich versöhnten Lebens, der wieder entfesselten Güte, der aus dem Grab auferstehenden Treue! Er rufe Mamynha nur

eins zu: der Haß sei organisiert worden. Mamynha müsse die Liebe organisieren. Niemand sei hiezu fähiger als sie. Er leide selbst ja verhältnismäßig wenig, beinahe nichts, da er unbegreiflich empfindungslos für alles sei. Er lebe nur mit den Augen. Er blicke allem, was kommen könne, entgegen, ehe es da sei. Dies bringe grauenhafteste Bilder um ihre schrecklichste, die überraschende Wirkung, verkürze jede verlebendigte Vision um ihren Sieg über seine Nerven. Mit diesem System einer nie abdankenden Selbstherrlichkeit werde seine Seele schließlich alles verwinden, käme nicht zum Verwittern, nur der Körper sei dem gewogenen Zufall allein überantwortet, wirklich: gewogenem Zufall. Immer fiele der Nebenmann. Er eile bisweilen allen voraus, stürme voran, um dieses Glücksspiel ihnen zu erleichtern, dann schlüge indes die Granate hinter ihm ein, in die zögernde, keuchende Linie der andern ...

Welcher brennende Stachel war dieser Brief für die gleichfalls bedrohte Frau, wie trieb seine Zuversicht einer wollüstigen Geißel ähnlich sie an. Wie ein törichtes Mädchen küßte sie seinen Brief, als empfinge sie den ersten Liebesbrief.

Der andere Brief kam aus Konstantinopel. Die Schriftzüge waren ihr fremd:

„Liebe, gnädige Frau, ich bin mit Mühe der Internierung entgangen. Nur mit beträchtlichen Geldopfern und raschem Verzicht auf umständliches aber liebgewordenes Reisegepäck ist mir die Ausschiffung auf türkisches Gebiet gelungen. Auf abenteuerlichen Wegen kam ich nach Konstantinopel. Alles Ausführliche folgt in einem Brief an Thumayer, dessen Vermittlung ich werde beanspruchen müssen. Für Sie will ich diese Zeilen nur als Lebenszeichen denken und Ihnen verraten, daß meine reisige Flucht in eine reuige Rückkehr auszuarten beginnt. Lebt Fehrbach noch? Ich bin von unseren augenblicklichen Zeitläuften auf alles gefaßt.

Grüßen Sie die Lieben! Ihr immer getreuer Schober."

Sie stürmte mit diesen Briefen sofort zu Mamain und den Schwestern, las vor, ließ die andern lesen. Auch die Kinder bekamen ganz heiße Wangen und Blicke. Mister Woe war unermüdlich im Fragen. Sie dichtete Landschaften, malte Menschen, Kostüme, entwarf Schilderungen. Was sie nur wußte, mußte über Rußland und die Türkei sie den unersättlichen Kindergemütern vorstellen helfen. Zum Mittagessen war Ruf bestellt, damit sie ihn selbst bewachen, damit nicht Unvorhergesehenes ihn plötzlich ihr streitig machen konnte. Ihre Ruhe war einem reizenden Fieber gewichen. Je näher indes die Stunde rückte, desto beherrschter ward sie. Endlich fuhr sie mit ihrem Mann und Ruf ab, Mamain und die Schwestern benutzten die Trambahn.

Im Spital wurde sie von lauter weißen Mänteln empfangen, an deren Spitze der Hofrat mit sämtlichen Ärzten die locker sitzende militärische Allüre einige unbeholfene Schritte der schönen Frau entgegenmachen ließ. Schwester Henriette kam mit Thumayer auf sie zu, das stelzende Zeremoniell mußte sein Inkognito lüften. Dann betrat sie den langen, riesigen Saal, an dessen Längsseiten zwei Reihen Betten endlos sich dehnten, die Türen waren geöffnet, an zwei Stellen war der Saal in gleichfalls dicht belegte Zimmer wie in abzweigende Stollen fortgesetzt. In der ungefähren Mitte des Hauptsaals stand ihr Bechsteinflügel von dem vorherrschenden Weiß und Grau der Mäntel und Bettwäsche sich schwarz, tiefschwarz abhebend, den Deckel aufgeschlagen wie einen Riesenfittich. Ihr schwarzes Kleid stach davon nicht ab, den suchenden, flammenden Blicken der Verwundeten und Kranken leuchtete nur ihr blasses Gesicht auf.

Durch die Türen schoben, drängten sich, in kleinen Häufchen von Ordonanzen und Rote-Kreuz-Schwestern geführt, jene Glücklichen, welche gehen konnten, Halbgenesene, Fieberlose, an den Armen Verletzte, und Amputierte.

Mamynha war von diesem Aufmarsch gehäuften Elends zwar tief betroffen, doch dachte sie inniger nur der Freude, welche sie allen geben wollte, der süßen Ohnmacht, welche ihr Herz schon allen zubewegte. Sie mußte sich an dem Flügel aufstützen, den Blick senken, damit sie für ihre Sammlung wenigstens der grauenvollen Verstümmelung ein wenig vergaß.

Ruf spielte ein kurzes Klavierkonzert, welches ihr Mut machen sollte. Sie sang als Erstes das Lied der Agathe:

Und ob die Wolke sie verhülle,
die Sonne steht am Himmelszelt,
es waltet dort ein heilger Wille,
nicht blindem Zufall dient die Welt.
Ein Auge ewig, rein und klar,
nimmt aller Wesen liebend wahr!

Es war eine glückliche Wahl, denn niemand hatte diese Versicherung notwendiger, daß, ein überirdisches Auge alles Elend dieser Zeit liebend wahrnahm, als diese Schar Krüppel, dieser Haufe Unglücklicher, welche für kurze Zeit einem entsetzlichen Los entrissen waren, denen die sanft versprechende Stimme, der rührend geöffnete Mund, das mild flammende Auge wie eine Offenbarung war, ein greifbares Unterpfand des heiligen Willens, von welchem das Lied wußte. In diesem bezaubernden Bild lag mehr als die himmlische Mahnung, den Blick von der augenblicklichen Heimsuchung abzuwenden und hoffnungsfreudig auszuharren. Die folgende Arie der kleinen Japanerin, welche Mamynha, selbst mit aller Innigkeit die Rückkehr des Geliebten erhoffend, auch die Horchenden miterleben ließ, zeigte das zärtliche Martyrium der wartenden Frau auch einfältigsten Gemütern.

Dann kamen Lieder von Brahms: ‚Therese' und ‚Sapphische Ode'; von Schumann: ‚Ach, wenn es der König auch wüßt'; von Schubert: ‚Die Forelle' und ‚Fülle der Liebe'; von Johann Strauß: ‚An der schönen, blauen Donau'!

Die Soldaten, welche ihren Beifall vernehmlich kundgeben konnten, waren darin unermüdlich. Obgleich der Stabsarzt in aller Namen ihr gedankt, kamen viele an sie heran, dankten mit einigen Worten, an welchen der bebende Ton ihre Aufgewühltheit verriet.

Schwester Henriette brachte ihr Dr. Hilsner und dessen Frau, welche in dem Spital als Oberin wirkte; der etwa Fünfundvierzigjährige hatte den Rang eines Assistenzarztes. Sie sah zwei leidende Menschen, welche mit fremdem Leid zum Zusammenbrechen beladen waren gab ihnen spontan ihre beiden Hände preis, wie in einer blitzschnellen Verbrüderung.

Der Generaldirektor hatte inzwischen eine Unmenge Zigaretten verteilt und verteilen lassen. Nun war er ständig an Mamynhas Seite, reklamierte die in ihrem Glück verschönte, in manchen Augenblicken förmlich verklärte Frau, drängte zum Aufbruch, von den vielen Gebresten in einer gesunden Lebendigkeit offensichtlich behindert.

Ruf rief ihr ein: „Prächtig, gnädige Frau!" zu, die Kranken gaben ungern Platz, riefen: „Danke" und „Auf Wiedersehn".

Sie winkte ihnen zu, nickte glücklich nach allen Seiten, bestieg mit ihrem Mann und Ruf den Wagen, als letztes — die Hände der Schwester Henriette sanft ablösend ...

Dies war ihr einziges öffentliches Singen, überhaupt ihr letztes ereignisvolles Hervortreten. Der Erfolg hatte sie wunderbar berauscht, geradezu vergiftet. Sie sang in den nächsten Tagen mit von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde sich steigernder Empfindsamkeit. Die durchscheinende Hülle ihrer Seele in solchem Augenblick war dünn zum zerreißen, schien nur mehr Andeutung, trennte nicht mehr vom Substanziellen, vielmehr zeigte dieses die eigenartigste Belebung und Durchdringung mit Geistigem. Je mehr ihr Leib unter den Folterungen eines gefürchteten Blutprozesses sich dehnte und anschwoll, je mehr ihr Ebenmaß, ihre Anmut davon entstellt, die wunderbare Fessel der Form gesprengt war, desto häufiger gelang ihr während des musikalischen Gottesdienstes die Opferung ihres Seins, umlauerte sie in jenen Tagen die Vision. Zeitweise mit solcher Eindringlichkeit, mit solch erlösendem Eindruck, daß sie den im Lied vorgezeichneten, den vertrauten Gefühlspfad verlor, nur mehr vibrierendes Instrument war, von der Wirklichkeit des Liedinhaltes abgelöst, beseelt nur vom Seherischen.

Dies war eine Woche, bevor sie das Bett nicht mehr verlassen sollte! Denn plötzlich fieberte auch ihr Körper, das Fieber ihrer Seele schien nur als Warnung, als Vorbote vorausgesandt. Es war ein tückisches, ein ganz willkürliches Fiebern, ein launenhaftes Frieren oder Verflammen; ein Erlöschen der Sinne und ein Übererstarken der Sinne; eine wechselnde Schlaffheit oder Schärfe; ein wacher Schlaf voll drohender Phantasien, deren ohnmächtiges Emporlodern, deren verräterisches Stammeln so schwer erschreckte, daß in lichten, klaren Augenblicken die Kranke gegen Mamain, die Schwestern und Nunã beschwörend die Hände rang, sie dürfe in keiner Stunde mit diesem gefährlichen Beleben ihrer Angst und Freude, mit diesen sprechenden Gesichten ihrer Verzweiflung und Sehnsucht allein gelassen werden. Den Mann möge man in solchen Augenblicken nicht an ihrem Bette dulden, müsse ihm klarmachen, daß er ihre Angst bis zum Aussetzen ihres Herzschlages treibe, wenn er sie anhöre. Denn sie wüßte auch fiebernd, wer um sie wäre, an ihrem Bett oder im Zimmer säße, sie wüßte alles unnötig genau! Wirklich wurde ein Wachdienst von den dazu Ausersehenen abgehalten, welcher Mamynha erstaunlich beruhigte. Ihr Leiden ertrug sie mit unheimlicher Fassung; denn ihr Leib schwoll unter den ungeheuerlichsten Schmerzen auf. Trotzdem schien sie zuzeiten von der Ohnmacht des Hofrats belustigt. Auch wenn sie ihm und dem Mann ihre Vermessenheit heiter verwies, schien sie ganz außerhalb ihres Zustandes, strömte auf andre noch Ruhe aus, da ihre Geduld, ihre Unerschrockenheit jeder als günstiges Zeichen hinnahm. Man trieb übrigens einen in ihren Augen sündhaften Kult mit ihr. Nach einer Woche ihrer Bettlägrigkeit war ihr Unfall, wie man sagte, so stadtbekannt, daß in ihren Zimmern mit Blumen das letzte Plätzchen verstellt war, wobei Krenelli in ihrem Krankenzimmer außer ein paar Rosen Blumen nicht duldete.

Von den Besuchern war an ihr Bett nur Thumayer und ein uralter Graf vorgedrungen, Thumayer wäre nicht abzuweisen gewesen, er trug Schobers Brief wie einen Talisman in seiner Brusttasche. In diesem Brief war Schobers Rückkunft angezeigt, Thumayer zu einem heimlichen Eingreifen Fehrbachs wegen veranlaßt. Mamynha ergötzte des Alten Galanterie und Zuversicht. „Sind Sie denn Logenbrüder?“ fragte sie immer wieder lächelnd, denn was nützte alles Eingreifen vor dem Feuer, welches sie langsam verbrannte? Der Alte zeigte eine anmutig-groteske Machtliebe. „Ich bin Großmeister eines Landes, Sie dürfen darüber mit niemand sprechen, Schober ist in einem andern Land, eigentlich in mehreren Ländern mächtig gewesen.“ Mamynhas Lächeln rieselte wie ein Bächlein über ihre Lippen, wie ein Bächlein, das aus ihrem Mund hervorquoll. „Und ich habe ein septisches Fieber, Herr Großmeister! In welcher Loge wollen Sie dieses septische Fieber beschwören? Die Zeit drängt aber furchtbar, man hat es eilig mit mir.“

Am andern Tag hatte der uralte Graf, welcher noch eine allerhöchste Charge bekleidete, durch sein würdevolles Auftreten sowohl die Mamain als auch den Generaldirektor bestimmt, ihn vor Mamynha zu führen. In ihrem Zimmer, an dem Krankenbette, auch Nunã hatte sie verlassen müssen, stand er plötzlich ohne Mantel, mit dem goldenen Vließ, beide Rockhälften von glitzernden, funkelnden Orden und Kreuzen so dicht besetzt, daß ihr seine Brust, wenn Licht darauffiel, wie ein Panzer dünkte. Aber dieses Uralter, dieses Greisentum von Gottes und Kaisers Gnaden, dieses unsagbar vornehme, fehlerlose Gefäß der Treue, dieser lückenlose Abglanz huldvoller Majestät erstickte die Bitterkeit, welche sein militärisches Auftreten auf ihre Lippen drängte. Nachdem er ihr ehrfürchtig die Hand geküßt hatte, blitzartig mit der Wissenschaft und Herzenserfahrung von beinahe neunzig Jahren ihr Verschwelen an ihren verzückten Blicken gewahr werdend, sah er noch einmal die Wände ab, ob nirgends eine Tür offen stände. Dann überbrachte er ein huldvolles Grüßen der Frau Erzherzogin Zita.

„Ihre kaiserliche Hoheit hat Ihren Brief mit größter Teilnahme gelesen und mich beauftragt, persönlich Sie zu versichern, wie ohnmächtig die durchlauchtigste Frau Erzherzogin sei, Ihrem menschenliebenden aber weltfremden Wunsch zu sekundieren.“

Nun folgte ein vorsichtiges, leises Erklären dieser abweisenden aber dennoch gewogenen höchsten Kundgebung. Ein Hinabbeugen, ein Zuflüstern, als fühle der alte Hofmann die Ver-

pflichtung, für die hohe Frau zu einem Sprachrohr zusammenzuschrumpfen, welches nicht dicht genug an das Ohr der Kranken gebracht werden konnte, damit diejenige, welche von der höchsten Auftraggeberin solcher Huld gewürdigt, auch nicht ein Wort vermisse. Genau grenzte er eigene Meinung von jener der Erzherzogin ab, ging geistesgegenwärtig, als Mamynha bei genauem Eingehen auf wichtigste Dinge die hohe Frau im Eifer „Zita" genannt, auf solche bannwürdige Intimität ein, anerkannte in der Souveränität ihrer brachliegenden Seelengröße, ihrer phantastischen Menschenliebe Ebenbürtigkeit und umzeichnete gewandt ein Dreieck imaginärsten Vertrauens, aus ihm und den beiden Frauen gebildet. Die Erzherzogin finde den Brief der Frau Generaldirektor, nachdem sie über deren Abstammung, Lebensschicksale, persönliche Vorzüge und Tugenden sich genau unterrichtet habe, ganz ihrer eigenen mütterlichen Liebe und ihres solidarischen Geistes würdig. Auch sie empfände mit der Briefschreiberin, wie furchtbar die Mitverantwortung an diesem Blutvergießen, an diesem Elend ohne Maß und Ziel auf der kaiserlichen Majestät und der ganzen Dynastie ruhe. Gleichwohl könne sie nicht irgendwie helfend eingreifen, in diesem Augenblick wenigstens nicht. Aber sie wolle davon nicht sprechen, wolle der human denkenden Frau, welche ihre zweite Heimat in Österreich gefunden nur das zwiespältige Los dieses Landes vor Augen führen, welches mit dem Los der Dynastie so tief vereinigt wäre, daß nach ihrer vor Gott ehrlichen Überzeugung das Reich nur durch die Dynastie, nur durch das alte in tausend Gefahren bewährte Erbhaus, welches in der ganzen Welt Freunde habe, sich lebend erhalten könnte. Nicht verwerflicher Eigennutz sei es, wenn auch sie auf dieser blutigen Eintracht mit der habsburgischen Familie bestehen müsse, damit die letzte, entscheidende Gefahr des Reiches bestanden und das gemeinsame Dasein erhalten bleibe.

Der Uralte lächelte, deutete mit automatischer Bewegung auf etliche seiner Ordenskreuze, als müsse er die Wahrheit der höchsten Worte bestätigen und bescheiden erinnern, daß er in mehreren der erwähnten Gefahren seine Pflicht gleichfalls getan, daß die jetzige Krisis nur vor den augenblicklich Betroffenen dies katastrophale Gesicht zeige; er habe mit neunzehn Jahren „Achtundvierzig" mitgemacht, als Hauptmann bereits, denn mit fünfzehn Jahren hätte er schon ein Leutnantpatent innegehabt, sei „Neunundvierzig, Achtundfünfzig, Neunundfünfzig, Vierundsechzig und Sechsundsechzig" dabei gewesen! Damals wäre die Not und das Elend um nichts geringer gewesen, eher zeigte das jetzige Schicksal des Landes mehr eine alle verpflichtende, fast humane Gerechtigkeit, weil von dem Fluch der Kriegsopfer niemand dauernd verschont sei! Darnach gab er der Kranken ungemein artig zu verstehen, daß hiemit der delikatere Zweck seines Besuches sich erschöpft hätte; er bitte, nun ihren Mann, den Herrn Generaldirektor kommen zu lassen.

Mamynha klingelte. Sie ging verständnisvoll auf die Auszeichnung ein. „Er braucht es vielleicht?" lächelte es in ihren Gedanken. Laut meinte sie: „Es ist gut Exzellenz, daß Sie ihm selbst alles bestellen, was für die Öffentlichkeit bestimmt ist; wir Frauen sagen vielleicht bisweilen ein wenig zu viel!"

Er lächelte unter einer Verbeugung. Um einen unbestimmbaren Ton hastiger fragte er noch: „Ist Ihnen mit der Beurlaubung eines Frontdienst leistenden Offiziers besonders gedient, gnädigste Frau? Dann bitte ich, mir Namen, Charge und Regiment auf einem kleinen Zettelchen zu vermerken."

Mamynha flammte auf, glühender noch als von der wochenlangen Hitze des Fiebers, von einer brausenden Glut überflammt. Aber sie sagte nach zwei schicksalsschweren Minuten: „Ich danke, lieber Graf! Ich glaube von diesem Edelmut nicht Gebrauch machen zu müssen, mein Bruder ist als Spion in England erschossen worden, mein Mann ist befreit." Sie sah ihn fest an. Er verbeugte sich tiefer noch, küßte mit einem winzigen Mehr an Bewegtheit ihre Hand.

Der Generaldirektor kam mit unsicheren Gefühlen auf den hohen Würdenträger zugeschritten, aber unter dreimaligem, tiefem Verbeugen, welches der Graf nur einmal bemerkte. Für den Generaldirektor befand sich der hohe Besuch gewöhnlich in solcher nächsten Nähe des Thrones, daß er ihm einen geradezu unbeschränkten Anteil an der höchsten Macht beimaß. Andrer-

:its verblüffte ihn die geheimnisvolle Sendung, welche seine Persönlichkeit bisher ausgeschal-:t, denn auch sein leisestes Ahnen war an dem Brief seiner Frau unbeteiligt.

Über Mamynha ging ihr Verzicht auf Fehrbachs Enthebung in ruhigem Bedenken wie lang-ımes Reiffallen, ihr Herz umkrustete sich mit Frost. Sie fürchtete Phantasien. „Exzellenz at bis jetzt ohne Bequemlichkeit an meinem Krankenlager gesessen, Exzellenz wird uns die ;reude machen, Dir in den Salon zu folgen!" Sie verfügte über Throntrabanten wie eine ;errscherin. Aber der Graf spürte die Rasse. Vor zwanzig Jahren hätte er für die verflam-nende Blonde noch Begeisterung fühlen können. Nun begegnete sein gütiges Greisenlächeln hrem lebensfernen Lächeln kameradschaftlich. Er folgte dem strahlenden, feierlichst-würde-ollen Generaldirektor. Im Salon wurde der erschrockene Gatte gemessen über die romantische Bittschrift unterrichtet, die Antwort der hohen Frau auf dieses weltfremde Ansinnen in gut-cheinendem Umfang ihm mitgeteilt. Er hatte sich verfärbt, war von eiferndem Zorn erfüllt, ›aß seine Angst sich verraten, noch mehr aber darüber, daß es so wichtige Dinge gab, welche eine Frau, dieses unkontrollierbare Kind, ohne ihn unternahm. „Ich brauche Exzellenz nicht :rst zu versichern, daß ich von diesem Schritt meiner Frau auf das Höchste überrascht bin, ›aß ich ihn tief bedauere!"

Die freundlichen Blicke des Uralten erkalteten einen Augenblick wieder zu totem Starren, welches den Partner gar nicht mehr wahrnahm. Während er die bereits in Brand gesetzte, von dem Hausherrn dargebotene Zigarette mit einer vermummten Geste des Ekels auf dem blaugrünen Malachit einer mächtigen Aschenschale ablegte, sagte er langsam: „Ihr Bedauern geht vielleicht zu weit, Herr Generaldirektor! Es ist Ihrer kaiserlichen Hoheit ausdrücklichster Wunsch, daß unter den Eingeweihten der hochherzige Schritt Ihrer gnädigen Frau Gemahlin nicht als Faux-pas oder Entgleisung aufgefaßt wird. Menschenliebe und Herzenseinfalt vermögen nicht gut zu entgleisen. Die allerhöchste Frau hat mich sogar beauftragt, durch Sie, Herr Generaldirektor, erkunden zu lassen, ob Ihre gnädige Frau Gemahlin eine allerhöchste Auszeichnung entgegenzunehmen gewillt ist . . .

„Gewillt, Exzellenz? Gewillt?" stammelte der Generaldirektor ratlos.

Der Graf nickte kühl. „Im übrigen müßte natürlich der Grund dieser Auszeichnung sowohl wie überhaupt meine Sendung in Ihrem Hause vertraulich behandelt werden!"

Indem er sich behutsam erhob, sagte er: „Ich erbitte mir in absehbarer Zeit Ihre Verständigung über die Geneigtheit der gnädigen Frau."

„Aber sofort, Exzellenz, sofort" — —

Der Graf hielt ihn mit einer raschen Geste zurück; einen Augenblick klirrten und zitterten die dichten Reihen der Orden, Kreuze und Medaillen an der Brust des hohen Generals. Ein Übereilen, sagte er vorsichtig, eine sofortige Entscheidung sei nicht gefordert, dadurch verwirre man eine sehr intime Sachlage und setze vielleicht beide hochherzige Frauen in eine unsagbare Verlegenheit. Er erwarte lieber, daß der Generaldirektor von dem Ganzen in der Art eines besten Patrioten Gebrauch machen werde. Er sei hier gewesen, um der Frau Erzherzogin über das Befinden der erkrankten Frau Generaldirektor Kamm, einer stadtbekannten Kriegswohltäterin, Bericht zu erstatten. Mit dieser Aufklärung empfehle er sich. Der gnädigen Frau aber, bitte er, seine aufrichtige Verehrung übermitteln zu wollen. Was ihr denn fehle?

Sie waren bereits auf der Stiege. Der Generaldirektor nahm seufzend die Stufen. Der Hofrat sei noch unschlüssig! In zwei Monaten sollte sie eines Kindes genesen, aber plötzlich habe sich ein hartnäckiges Fiebern eingeschlichen, septischer Natur, welches vielleicht ein operatives Eingreifen notwendig mache. „Die Ärmste," sagte der Graf mehrmals, während der Generaldirektor ihn bis an die Hofequipage begleitete.

Der Generaldirektor stürmte die Stiegen hinauf, betrat sofort das Krankenzimmer, scheuchte Nunä hinaus, welche wie ein Schatten an den Möbeln sich anzuklammern schien. Beinahe hätte er seinen Zorn an der alten Mulattin bewiesen, welche er unterbewußt für alles Lästige

verantwortlich machte. Dann starrte er unbegreiflich seine Frau an, ihre ruhig flammenden Augen, ihr unberührtes, regloses Schwelen, das er beinahe fühlte.

„Welchen Ruin könntest Du heraufbeschwören, Lotte? Diese überschwenglichen Zeichen der Gnade sind unbedingt nur Ausweg aus einer Sackgasse, in welche Du allerhöchste Herrschaften gedrängt hast!"

Er wartete vergebens auf eine Antwort. Ungewollt nur vollzog sich eine abwehrende Geste gegen ihn. Darüber war er empört: „Wozu überhaupt diese hirnlose Humanität? dieses Vorsehungsspielen für andre Leute? Mit welchem Recht auch solche Eigenmächtigkeit, welche den Mann, seine soziale Stellung geradezu bedroht? Wen willst Du denn retten vor diesem Krieg? Ist denn Dein Mann in Gefahr? Sind Deine Kinder in einer Bedrängnis?"

Mamynha phantasierte. Seinen Anschuldigungen wußte sie nur in schaudervollen Delirien zu begegnen. Unruhiges Zucken warf ihren Kopf zwischen den weißen Schlangen ihres geringelten Haares hin und her. Rührend hilflos, als suchte der trockene Mund zwischen Rechts und Links der Mutterbrust.

Er schüttelte den Kopf. Da ihre Augen weit offen standen, meinte er sich besser verständlich machen zu müssen und schrie: „Nun bietet man Dir einen Orden an, um mit dem Gewicht dieser Wohltat uns zu beweisen, wie über alles gnädig, wie über alles umsichtig an höchster Stelle man den Affront beantwortet, wie über alles nachsichtig man uns auf das lebenserhaltende Bewußtsein des Standes verweist. Du wirst natürlich die Auszeichnung mit Dank, mit gerührtem Dank annehmen!"

Er gestikulierte. Die Mamain fiel ihm in die Hände. „Leo!" rief sie entsetzt, „siehst Du nicht, daß sie fiebert?" Er verfärbte sich, gleichzeitig vor Wut und Scham. „Ja," fuhr die Mamain fort, „sie vermag Dich nicht anzuhören!" Es war mit bewußter Zwiespältigkeit gesagt. „Ihre Krankheit ist immer mehr Flucht!" ....

Am Nachmittag kam Krenelli und Dr. Kamm, der Bruder des Generaldirektors. Die Überführung ins Sanatorium war unvermeidlich geworden. Aber in einem wachen Augenblick forderte die Kranke das Beiziehen Dr. Hilsners. Sie verpflichtete die Mamain dazu, bat ihren Mann so rührend, daß er sofort anrief. Krenelli war im Vorzimmer ärgerlich, mußte sich indes fügen. „Nun wird hier irgendein obskurer Arzt uns Weisheiten aufdecken, der vielleicht nie mit Nervösen zu tun gehabt."

Der Generaldirektor beruhigte ihn ohne Nachdruck, bot den Herren ein Gläschen Liqueur, lud sie ins Herrenzimmer auf eine Zigarette. Vor dem Bruder apostrophierte er erbarmungslos Krenelli: „Sie haben alle Sicherheiten geboten, das Leben meiner Frau sozusagen garantiert, Herr Hofrat? Wieviel vermögen Sie von diesen Zusicherungen aufrechtzuerhalten?"

Krenelli saß ganz steif. „Ich habe für die Schwangerschaft diejenigen Sicherheiten in Aussicht gestellt, welche wir Ärzte im allgemeinen zu geben vermögen. Meinem Herrn Kollegen, Ihrem Bruder, Herr Generaldirektor, wird nicht fremd sein, daß es unter den Patienten geradezu obstinate Kranke gibt, welche den Arzt zu einer gewissen Ohnmacht verdammen."

Dr. Kamm nickte starr. Er gab Krenelli bereitwillig alles und noch mehr zu.

Der Generaldirektor war trostlos, empört; hielt sich für benachteiligt, für hintergangen. Dr. Hilsner empfing er mit einem unerträglichen Höchstmaß an Spannung, an Vertrauen, an abdankender Würde: „Meine Frau hat zu Ihnen unbegrenztes Vertrauen, Herr Doktor; ich bin über die Beweggründe dieses Vertrauens nicht unterrichtet, aber ich teile es blind; ich bitte Sie inständigst, dem Fieber meiner Frau endlich Einhalt zu tun!"

Dr. Hilsner stand in der grünen Feldbluse, einer glänzenden, alten Hose, zwar schwarz aber ohne Passepoil, vielleicht einer alten Frackhose. Nachdem ihm Wasser und Seife angewiesen, folgte er den beiden Berufskapazitäten ins Krankenzimmer, fühlte den Puls, sah sofort Delirien in das Bewußtsein der jungen Frau eingebrochen, hob Decke und Hemd ab, wandte erstaunt sein Gesicht Krenelli zu. „Wie weit ist die Schwangerschaft vorgeschritten?"

Krenelli mit einem verlegenen Blick auf die Mamain bekannte: „Es sind sieben Monate!"

Seine Blicke waren wie Lanzen gegen das Gesicht des Assistenzarztes gezückt. Die Autorität rettend sagte er mit verletzendem Hochmut: „Sie werden mir Ihren Befund melden, Herr" — nach einigem Zögern — „Herr Kollege!"

Dr. Hilsner hob leicht die Hand in Halshöhe, beschwörend und beschwichtigend, abbittend und doch befehlend. Er sprach ungemein ruhig: „Die Schwangerschaft scheint hier nicht in Frage zu kommen, denn der Leibumfang spräche für den zehnten Monat, jedenfalls den neunten!"

„Die rapide Anschwellung ist allerneuesten Datums!" kläffte gereizt Krenelli.

Hilsner sank an dem Bett nieder, halb kniend, halb kauernd, tastierte vorsichtig, auskultierte, spürte dem Herzschlag des Kindes nach, suchte mit dem Ohr, immer wieder! Plötzlich sah er in die Augen der Schwangeren, schob die Lider, hob die Deckel. „Die Kranke ist sofort zu operieren!" Das Unpersönliche dieses Diktates drückte den Generaldirektor unsäglich zu Boden. Eine tiefgehässige Verzweiflung packte ihn, schleifte ihn auf und nieder, wirbelte in seinem Blut bis ins Gehirn. Mit blutunterlaufenen Augen sah er abwechselnd Krenelli und Hilsner ins Gesicht.

Dr. Kamm brachte im kritischsten Augenblick eine beschauliche Sachlichkeit in den gewitterschwülen Vordergrund der Ereignisse. „Sie sind wahrscheinlich Chirurge, Herr Kollege — wie ist bitte, Ihr Name?" Mit diesem versuchten Unterschlagen seines Namens schien des gemeinsamen Widersachers gewichtiges Auftreten beträchtlich in Zweifel gesetzt.

Dr. Hilsner lächelte: „Ich bin hier nur Arzt, Herr Chefarzt, . . . Herr Sanatoriumsdirektor! Namen sind Schall!"

Zu Krenelli sagte er: „Wir müssen das Fieber stillen, wenigstens unterbrechen, einige Fragen an die Kranke wären wichtig, was ordnen Sie an, Herr Hofrat?"

„Ich werde die Gabe erhöhen, wenn Sie wünschen, aber das Fieber tritt nur sprunghaft auf, das Bewußtsein ist von wellenartig einbrechenden Delirien verhängt. In einer halben Stunde dürfte die jetzige Welle abgeebbt sein. Der Ausweg, die gnädigste Frau zu operieren, war auch von mir ins Auge gefaßt worden, aber als pièce de resistance. Auch ich habe eine Irritierung der Frucht wahrgenommen, seit Ausbruch des Fiebers sie festgestellt."

Dr. Hilsner lächelte zustimmend, beinahe unterwürfig: „Es scheint ein Leberangion von ungewöhnlicher Größe, von ungeheurem Gewicht, welches der wachsenden Frucht entgegenwuchert, ein Kavernom! Meine erste Annahme eines Mesenterialtumors oder einer Nierengeschwulst hat nicht die gleiche Wahrscheinlichkeit; denn der über Kindeskopf große Tumor wandert im rechten Hypochondrium unter Druckreagenz von rechts nach links, er ist hart und höckerig, erstreckt sich nach unten bis in die Höhe des Nabels, ist nicht scharf vom Lebergewebe abgegrenzt, ergibt sich demnach als Fall eines progredienten Leberkavernoms. Eine septische Komplikation ist durch die Durchdringung, durch eine gewebliche Verwachsung mit der Leibesfrucht nicht ausgeschlossen. Letzte Aufklärungen über diese der Kranken verwehrte Fehlgeburt vermag nur die Operation selbst zu geben."

Krenelli erhob sich. „Ich bin Ihrer Meinung, Herr Kollege! Es fragt sich, ob der Herr Generaldirektor trotz Gefährdung des Embryos in eine Operation willigt?"

Verblüfft sah Hilsner nach dem Ratschlagenden, Würdigtuenden.

Der Generaldirektor sagte endlich klagend, anklagend: „Ich willige in alles! Ich wünsche überhaupt nicht immer wieder mit einer Hauptverantwortung beteilt zu werden, Sie sind doch Arzt, sind Hofrat, Krenelli! Um Gotteswillen beweisen Sie Ihre Erfahrungen, Ihre Kenntnisse doch endlich an meiner Frau!"

Dr. Hilsner war bereits taktvoll an der Türe. „Ich stehe auf ausdrücklichen Wunsch zu Ihrer Verfügung!" rief er leise zurück.

Aber Kamm stürzte ihm nach, hielt ihn am Ärmel fest, bat ihn ins Arbeitszimmer. „Sagen Sie, bitte, wie nach Ihrer Meinung die Operation ausgehen muß! Bleiben Sie, bitte, Herr Doktor! Herr Assistenzarzt!" Er fürchtete in seiner Verzweiflung einen Titel zu unterschlagen, kränkte den alten Arzt mit einer Charge, welche gewöhnlich Absolventen der Fakultät bekleiden.

Dr. Hilsner beschwichtigte ihn, löste sanft seinen Arm ab. „Das Kind wird wahrscheinlich nicht zu retten sein, aber vielleicht die Mutter! Alles wird die Operation ergeben. Der Foetus scheint mir überhaupt bereits tot, zumindest sehr lebensunfähig, ich vermag keinen Herzschlag zu hören, aber der riesige Tumor scheint die Geräusche aufzusaugen!"

Kamm war blutlos. „Nehmen Sie mein ganzes Vermögen, Herr Assistenzarzt!"

„Doktor Hilsner!" sagte der Angeredete hilflos abwehrend. „Wir assistieren zwar alle, Herr Generaldirektor, assistieren Gott, oder der Natur, wenn Sie wollen, aber ich lege auf meine militärische Charge nicht Gewicht, ich bin nur Arzt!"

„Mein Vermögen, Herr Arzt! Verfügen Sie über alles, Herr Arzt! Retten Sie nur die Frau!"

„Ich kann nur an der Operation teilnehmen, wenn Sie wünschen; der Hofrat ist ein tüchtiger Chirurge, ich werde ihm assistieren!"

Der Generaldirektor wußte nicht, was er sprach! Immer wieder bestand er darauf: „Mein ganzes Vermögen, Herr Arzt!" Plötzlich weinte er ratlos, fassungslos, wütend.

Der Hofrat kam ruhlos mit Dr. Kamm. Der Bruder des Generaldirektors übernahm es, ihr Eindringen zu rechtfertigen. Auch ihm hatte das kränkende Überschätzen des unbekannten Arztes unleidlich geschienen, er identifizierte sich mit dem Hofrat, schützte indes vor, man müsse, wenn der fremde Kollege recht hätte, um so eher alles besprechen! Er nehme doch an, daß die Operation in seinem Sanatorium vollzogen würde? Man müsse die entscheidenden Verfügungen treffen, es sei ja vier Uhr am Nachmittag, wann man denn operieren wolle?

Der Generaldirektor entäußerte sich aller Kraft, alles Wollens, alles bewußten Eingreifens.

„Machen Sie nur, was Ihnen gut scheint! Auch Du, Konrad, mußt alles aufbieten! Du bist doch schon solange Arzt! Auch Sie, Herr Hofrat! Auch Sie, Herr" — — —

Dr. Hilsner machte nur mehr eine Verbeugung. Er gab es auf, einen Namen in Erinnerung zu bringen, welcher in keinem Gedächtnisse haften zu können schien.

In einem raschen Konsilium ward die Überführung im Auto für die neunte Stunde beschlossen, die Operation im Kammschen Sanatorium auf zehn Uhr festgesetzt.

Nach ein paar Stunden kam der Generaldirektor mit den Kindern zu Mamynha. Er führte die Kleinen, nahm Elisa auf seine Arme, trug sie wie einen Schild.

Sie sah, daß er geweint hatte, war rührend gut zu ihm. Für die Kleinen hatte sie gerade zuvor sich geschminkt, Schmuck angelegt. Sie sah furchtbar aus, aufgedunsen, die Haut zerrissen, fahl, die Augen brennend wie aus grauer Asche. Die Kinder küßte sie lange, innig. Mister Woe widerstand diesem atemberaubenden Küssen ein wenig. Sein Gesicht war ganz streng, die Stirne über dem Nasenwinkel faltig. „Wann stehst Du denn wieder auf, Mamynha? Wann stehst Du denn endlich auf? Du mußt wieder aufstehn, Mamynha!"

Ihre Hand traf sich mit ihres Mannes Hand auf dem Scheitel des weinenden Knaben.

„Warum denn, Mister Woe? Soll ich denn nicht einmal tüchtig ausruhn? Warum soll ich denn aufstehn?"

„Sonst stirbst Du," sagte er unter neu ausbrechenden Tränen.

Der Mann führte die Kinder hinaus, indes Mamynha mit großen, plötzlich ganz klaren Augen den weißen Plafond anstarrte, als feßle sie die alte Stuckaturarbeit über ihr, ein Kranz von Putten, welche sich, im Kreise herumschwebend, an der Ferse gefaßt hielten; in der Mitte war ein Relief von Obst, Trauben, Birnen und Pflaumen. Sie bat Mamain um Obst. Sie hätte Appetit bekommen! Man konnte es ihr nicht geben. Sie sollte bis zur Operation nüchtern bleiben.

Sie lächelte merkwürdig belustigt: „Nicht einmal dies, Mamain? Aber Ihr habt recht, Ihr Guten, es ist schon überflüssig! Und wie spät ist es jetzt? Wenn nur das Fieber nicht wiederkommt! Ich möchte diese Stunden bis abends noch ganz wach bleiben, obgleich auch dieses schreckliche Fieber vielleicht eine Wohltat Gottes ist. Glaubst Du, daß es notwendig ist, einen Priester zu holen? Oder bin ich mit Gott versöhnt? Man muß wohl mit Gott versöhnt sein?"

Die Mamain war zum Glück zu Tränen nicht fähig, sie begriff diese Stunde nicht. Sie sagte: „Gott weiß alles genau, Kind. Auch wird Dir die Operation ja helfen. Sie wird Dich gesund machen, Kind."

„Ja, Mamain! Aber ich hab Euch ja noch so viel zu sagen. Nur die Kinder müßt Ihr mir fern halten, sie brechen mir das Herz, Mamain! Ich will sie erst am Abend sehen, kurz bevor ich fort muß. Und Ruf sagst Du einen schönen, herzlichen Gruß von mir, ich hab ihm so viel zu danken. Er ist kein Arzt, Mamain, und hat mir das Leben solange verlängert. Was Fehrbach wohl sagen wird? Ihr müßt ihn sofort verständigen. Übrigens muß ich Dir auch etwas Tröstliches verraten, auch dieses Sterben ist nicht endgültig — Mamain, ich weiß es ganz genau. Ich habe mich als zweijähriges Mädchen gesehen; nicht mit den Zügen, welche ich selbst so jung hatte, es war etwas winzig Fremdes daran; nur das Herz war ganz dasselbe, und mit zwei Jahren fiel ich dann von irgendwo herab, unsagbar hoch. Oder flog ich? Dies war mein letzter Tod! Glaube nicht, Mamain, daß dies Träume sind. So klare Träume, für die Seele klar, weißt Du, gibt es nicht; aber in diesen Fiebern ist das Blut wie beleuchtet, und man sieht diesen ganzen hellen Gang voraus. Ja, zwei Jahre muß ich noch als kleines Mädchen abdienen, dann ist alles gut, Mamain!"

Plötzlich bat sie, Erminia müsse kommen, sie hätte eine „letzte" Bitte an sie. Wie sie „letzte" sagen konnte, dieser nüchterne Tonfall brachte auch die mutige Carola zum Weinen; alle weinten hinter Türen, kamen mit schnell gewaschenen Augen, wenn sie rief. Aber die Tränen entstammten verschiedenen Leidquellen.

„Que há, Carlotta?" fragte Erminia an der Tür, mit der leisen Hoffnung, es könnte eine Verrichtung ihr abverlangt werden, welche nicht zwänge, in der nächsten Nähe des Herdes dieses unendlichen Kummers zu sein.

Aber Mamynha rief sie geheimnisvoll näher, ganz nahe. „Immer leiser wird mein Schlummer" flüsterte sie dicht an ihrem Ohr. „Wirst Du es mir noch einmal spielen?"

Als Erminia überlegte, bat sie so rührend, daß es unerträglich war. Denn ihre Stimme dabei verriet irgendwie, daß sie Beständigkeit an diese Bitte nicht wagte, als fühlte sie schon, daß sie wenig Recht mehr zu Forderungen hätte, daß ihre Macht abgetan wäre.

Mit einer leisen Kopfstimme setzte sie ein, gab nur der grausamen Stimmung ein dünnes, gebrechlichstes Gehäuse. Die Türen waren alle offen. Vom Salon drangen die Klavierakkorde — und aus Mamynhas Kissen stieg diese dünne, gebrechliche Stimme ganz senkrecht empor, schlich an der Decke entlang . . . Aber Fis-A-A-F-C-H-B erreichte sie nicht mehr, sie sang nur das tiefere: A-D-G-F des F-Dur-Satzes. Jenes allerletzte, hoffnungsloseste: „Komm, o komme bald!" Sie dankte Erminia überschwenglich. Genau sah, hörte sie jenes erstemal im Salon sich singen, sah Spitzer, Thumayer, Heller, Schober, Ruf und Fehrbach. Und nun hatte sie auch ihre Stimme verloren. Ob sie damals nichts geahnt hatte? Es war schwer, sich dessen genau zu entsinnen! Aber sie wußte, wie innig-traurig sie damals gesungen hatte. „Man weiß es unbewußt!" lächelte sie vor sich hin . . . Dann stand ihr Blick starr über der Türe. Eine wahnsinnig-vermessene Hoffnung quälte ihr Herz. „Kommt niemand?" fragte sie leise die Schwestern. Sie beschied sich selbst, ließ die Augen nur wie auf alle Fälle, für eine allerletzte Überraschung an der Tür.

Um sieben Uhr hatte der Generaldirektor noch einmal Krenelli zu sich bestellt. Die Angst ließ ihn nicht arbeiten, nicht essen, nicht schlafen, nicht reden oder anderen zuhören. Er war die ganze Zeit in seinem Arbeitszimmer auf und ab geschritten, oder hatte erschöpft irgendwo innegehalten, den Rücken bisweilen an dem einzigen Kasten, dem riesigen Tresor, angestützt.

Krenelli erschien sofort. Er fragte: „Hat die gnädige Frau Schmerzen? Ich habe die Morphiumspritze mitgenommen!"

Der Generaldirektor nahm sich unsagbar zusammen. Dem Blick des alten Hausarztes ausweichend, wies er diktatorisch auf einen Stuhl. Einige Minuten vergingen unter einem schwülen

Schweigen. Krenelli rauchte mit solcher hungrigen Hast, daß seine Hände zitterten. Endlich nach furchtbaren Kämpfen aufstehend verlor der Generaldirektor alle Beherrschung, bleich, stöhnend warf er die Frage auf: „Nun gerade heraus, Krenelli! Ist dies eine Stümperei von Ihnen, haben Sie denn bis heute von alldem nichts gewußt? Ich muß sagen, ich würde mich mit solchen Kenntnissen nicht an einen Brotberuf wagen."

Der Hofrat fuhr in die Höhe, maß Kamm mit offener Gegnerschaft, klappte dennoch kraftlos zusammen. Seine Antwort klang mühselig, unwahrscheinlich:

„Ich habe leider die Pflicht, Ihre sinnlose Beleidigung in diesem Augenblick über mich ergehen zu lassen. Sie wissen in dem Paroxysmus Ihres Schmerzes nicht, was Sie reden. Ich muß es annehmen, Herr Generaldirektor. Im übrigen stünde mir frei, die Behandlung sofort niederzulegen. Sie haben vor einem Untergebenen, vor einem Assistenzarzt meines Spitals mich offensichtlich blamiert. Aber ich bin gewiß, Ihnen ein andermal alles klar machen zu können. Heute muß ich zu meiner Verteidigung nur dies Eine sagen: in diesem Fall hätte kein Arzt, auch kein Dr. Hilsner, dessen Diagnose allerdings verblüffend sicher scheint, etwas vermocht" ...

„Und dies sagen Sie mir erst heute, Herr?"

„Ich bin erstaunt, daß Sie sich nicht mehr zu erinnern vermögen, wann ich Ihnen zum erstenmal davon Mitteilung gemacht habe; es war in Payerbach, Herr Generaldirektor. Damals habe ich mir erlaubt, Ihnen nahezulegen, der gnädigen Frau die ungewollte Empfängnis zu ersparen, die neue Mutterschaft gewissermaßen zeitgerecht zu stornieren. Aber Sie haben den Kampf mit den Exaltationen Ihrer nervösen Frau ruhigen Bluts aufnehmen zu müssen, aufnehmen zu können geglaubt."

„Wie gehört denn dies alles hieher? Die Arme ist ja leber- oder nierenkrank, wie der Assistenzarzt feststellen konnte, dies ändert ja alles. Davon haben Sie aber niemals eine Erwähnung gemacht, weil Ihnen bis heute davon nichts bekannt war."

Krenelli bohrte sich wie eine ausgemergelte Larve in das schaurig blutvolle Gewebe seiner Doktrin, welche allein ihn noch aufrecht hielt und belebte.

„Welche organische Komplikation das seelische Leid Ihrer Frau im letzten Augenblick, sozusagen im Entscheidungskampfe als Verbündeten sich zugestellt hat, dies vermag allerdings die Operation noch zu entblößen und endgültig festzustellen. Auch ist möglich, daß dieses progrediente Kavernom schon früher bestanden hat, es entwickelt sich oft erst in Jahren. Sie kennen die Natur Ihrer Frau. Eine eingehende Untersuchung war mir ja meist verwehrt. Erst nach der Schwängerung vermochte ich sie genauer zu untersuchen. Von diesem Moment war indes unnötig geworden, etwas andres als die feststellbare, die lebende Frucht als Beschwernis aufzudecken. Allerdings sprechen nachträglich die bei meinem ersten Auskultieren in Wien geäußerten Klagen der gnädigen Frau über eine abnormale Atemnot auch dafür, daß sich vielleicht schon damals dieses Kavernom gemeldet haben könnte. Aber was besagt dies alles? Solche Tumore schneidet man ohne Gefahr aus. Sogar neben der Schwangerschaft stellt diese Wucherung fibröser Bindegewebe mit inkarzerierten, degenerierten Leberzellen den erfahrenen Arzt noch lange nicht vor unlösbare Aufgaben. Was unsren Fall so schwierig gestaltet, ist etwas andres, Herr Generaldirektor Kamm. Der Wille der Frau! Eine Heilung gegen den Willen der Kranken ist aussichtslos. Ah, Sie verstehen nicht? Sie vermeinen noch immer nicht zu verstehen? Es gibt nervöse Kranke welche sich vor dem Leben in ihre Krankheit flüchten, welche mit allen Kräften und Gedanken in diese Krankheit sich einwühlen, sich verankern, geradezu festbeißen. Gegen solche Kranke ist der Arzt solange machtlos, als er nicht den Grund des nervösen Leidens beseitigt hat. Denken Sie nach, Herr Generaldirektor, welches der Grund dieses Leidens bei Ihrer Frau sein könnte, beseitigen Sie diesen Grund, wenn Ihnen irgendwie möglich, suchen Sie auf alle Fälle eine Verständigung mit der Kranken auf dem von mir angedeuteten Weg, dann können wir alle der Operation beruhigter entgegensehen. Und nun entschuldigen Sie mich gefälligst, ich muß mich nun etwas hinlegen, um neun Uhr stehe ich zu Ihrer Verfügung. Ihr Diener, Herr Generaldirektor!"

Entgeistert hielt ihn Kamm an. Er könne sich hier hinlegen, in irgendeinem Zimmer, doch müsse er unbedingt verfügbar sein. Immer hätte er ihn über den Zustand der Frau beruhigt, ihm sogar gegen ihre nervösen Bedenken eine energische Haltung entschieden angeraten; nun könne auf seine Bequemlichkeit niemand Rücksicht nehmen, das Befinden der Frau sei allein entscheidend, sie dürfe nicht unnütz leiden.

Nach dieser Auseinandersetzung und nachdem ihn der Hofrat ohne längeres Zaudern verlassen, allerdings um im Nebenzimmer sich hinzulegen, klopfte Kamm an der Türe ins Krankenzimmer. Mamynha rief: „Ja, bitte!" Sie sah sofort seine verwandelten, blutunterlaufenen Augen und wie er ohne seine sonstige gewalttätige Kraft, ohne den gewöhnlichen Schwung seiner rücksichtslosen Entschlossenheit schritt, wie er nur schlich, gleichsam in leeren Kleidern wie in Hülsen, ohne mindeste Muskulatur. „Du klopfst?" fragte sie ganz zart und verwundert.

Für ihn lag in diesem Ton schon Vorwurf. Seine Seele war plötzlich wie ein Netzauge nach allen Seiten sehend. Ja, sie war verwundert, daß er sie diesmal nicht überrascht hatte. Daß er sich zum erstenmal angefragt hatte. Er schlich rasch auf ihr Bett zu. Kauerte sich vor ihr nieder, wie er am Morgen dem Assistenzarzt es abgesehn, nahm ihre Hand, küßte schaudernd diese gelbweiße Hand, die er nicht wieder zu erkennen vermochte.

Sie lächelte traurig. Dann sah sie nach der Decke, unaufhaltsam. Das gab ihm Mut zu Worten. Daß er ihren Blick nicht auf seinem Gesicht ruhen fühlte, daß sie die Wahrheit nicht prüfte, welche er nun vor sie hinbreitete, selbst vollständig gebrochen, in Verzweiflung und Schmerz aufgelöst. Er hätte sie wahrhaft geliebt. Nun sähe dieses Bekenntnis allerdings furchtbar rückständig aus, gemacht und gezwungen. Aber er könne bei gutem Gewissen nichts andres zu seiner Rechtfertigung vorbringen, als daß er sie immer geliebt habe. Sicher hätte er sehr viel verkehrt angefaßt und ihr nur weh getan, wo er ihr Bestes gewollt, ihr beider Bestes, denn ohne sie hätte er allerdings sein Dasein nicht denken können, und dies hätte ihn zu dem Irrtum verführt: ohne ihn ließe ihr Bestes sich gleichfalls nicht denken.

Ihr Blick kam von oben, in ihren Gedanken war eine klare, vor dieser Stunde vollberechtigte Anklage; wie nie zuvor wußte sie, was er an ihr gesündigt hatte, und daß in diesem Augenblick sie haarscharf ihm alles vorhalten könnte, wenn es dessen bedurft hätte; aber sie war so weich, so versöhnlich gestimmt, daß sie nichts vorzubringen vermochte. Sie sah keinen Sinn in solcher Aussprache, welche ihr Leid vor dessen scheinbarer Vollendung dem Gebrochenen aufbündelte. Was nützte der Schrei: Sieh hier Dein Werk, freue Dich, daß Dein Wille mein Herz, mein Leben gebrochen und überwunden? Sie sagte: „Vor dieser Verantwortung: ‚Liebe, bin ich wehrlos, Leo. Ich muß in dieser Stunde wenigstens Dir glauben können. Ich danke Dir für alles, was Du gut gemeint hattest." Sie strich sanft über seinen Kopf. Dann mußte auch er sie verlassen, nur die Mamain hielt diesem Kampfe des geliebtesten Kindes stand. Denn wieder begann ein wildes, konvulsivisches Zucken und Schütteln. Schmerz hackte seine reißenden Zähne in ihr Fleisch, sie warf sich stöhnend auf, fiel zurück, ihre Arme griffen nach Halt und Hilfe. Sie betete portugiesisch; aber ihr Gebiß scheuerte sich krampfartig, die Kiefer klappten mit lauten Schlägen aufeinander. Zeitweise kam ein entsetzlicher Schrei, ein Anruf Gottes.

Krenelli injizierte ihr Kampfer und Morphium. Nach einer Viertelstunde, welche wie eine Ewigkeit geschienen, wurde sie ruhiger, rief nach der Mamain und den Schwestern, welche dicht an ihrem Bett standen. Dann kamen irre Worte.

Als man sie für die Abfahrt wusch und ankleidete, verlangte sie halbwach noch einmal die Kinder, hieß die andern hinausgehn, als sie vorgeführt waren. Sie sah sie immer wieder an, küßte sie auf Wangen und Haar, küßte ihre Hände. Ihre Lippen wagte sie nicht mehr zu küssen. Wie ein guter Engel würde sie immer in ihrer Nähe sein, versprach sie ihnen. Sie würden sie vielleicht nicht sehen, aber ihre Liebe könne nicht sterben, könne nicht aufhören. Sie sollten zueinander gut sein. Elisa hätte mehr Liebe zu vergeben, sie müsse Mister Woe davon sehr viel abgeben. Dann ließ sie die Mädchen kommen, gab ihnen lächelnd die Hand, duldete ihre Küsse,

ihr fassungsloses Weinen, nickte zu ihrem ungeschickten Trösten, welches von der Operation ihr Wunder versprach, welches töricht Gott und den Himmel verpflichtete, die gütige Frau am Leben zu lassen. Noch einmal kam der Mann, suchte eine Minute nur ihre ungeteilte Nähe, dem Verhängnisse noch immer mißtrauend. Plötzlich in unbegreiflicher Angst verlangte sie ungebärdig: „Nun mußt Du mir Fehrbach schicken. Ich habe mit ihm zu sprechen. Ich habe ihm so unendlich viel zu sagen, schnell, Leo!"

Besinnungslos log er: „Ja, er ist bereits verständigt, Lotte, Du sollst ganz allein mit ihm sprechen; aber nun mußt Du still und vernünftig sein, willst Du es mir versprechen? Willst Du nun alles aufbieten, wieder gesund zu werden? Es liegt nur in Deiner Macht, Lotte!"

„Ich weiß," sagte sie, „aber wo ist Nunā? Wer hat Nunā von meinem Bett gewiesen? Wer hat dies vermocht, Leo?"

„Sie ist Dir vorausgeeilt! Im Sanatorium wirst Du sie wiedersehn."

Carola antwortete es auf gut Glück. Der Mann nickte zu allem.

Mamynha lächelte Schwester Henriette entgegen, welche mit der Mamain und Erminia sie in den Wagen trug. Die Rote-Kreuz-Schwester war wie eine Amazone. Mit aller Kraft schien sie die Kranke verteidigen zu wollen.

Im Sanatorium ward Mamynha auf eine Bahre gelegt. Auf dem Korridor stand die achtzigjährige Schwiegermutter, die ihr mit starren Blicken entgegensah. Die alte Frau ging neben der Bahre einher, saß auch in Mamynhas Zimmer noch vor ihr, während man sie entkleidete und für die Operation vorbereitete. Dr. Hilsner besorgte das Unvermeidliche, so daß sie im Operationszimmer sofort die Ätherhaube bekam. Die Achtzigjährige war das letzte Bild, welches sie mitnahm. Dann kam ein schwer berauschender Schlaf, aus welchem sie nicht mehr zu erwachen die Kraft hatte . . . . .

Ende.

Der Bamberger Dom

Ehe man sich daran macht, am Bamberger Dom neuerdings herumzuexperimentieren, wäre es vielleicht nicht unzweckmäßig sich vor Augen zu stellen, was durch die bisherigen Restaurationen an ihm gesündigt worden ist.

Die erste Umgestaltung dauerte fünf Jahre: 1648 bis 1653, und vernüchterte das Innere. Es wurde durchweg weißgrau übertüncht, alle Glasgemälde entfernt, die gotischen Altäre durch barocke ersetzt und das Kaisergrab auf den Georgenchor transferiert.

Die zweite dauerte vierundzwanzig Jahre, 1744 bis 1768, und verballhornte das Äußere. Das alte malerische Ziegeldach wurde durch Schiefer ersetzt, der reizende Dachreiter über der Mitte des Langhauses abgetragen und damit das Auge der idealen Zäsur zwischen Ost- und Westtürmen beraubt, die 4 Türme selbst uniform und unverständig neu bedacht. Aus dem Relief der Alten Hofhaltung und aus zahlreichen Türmen von Landkirchen im Bistum kann man ersehen, wie richtig die damaligen Turmabschlüsse waren. Die heutigen sind zu hoch und zu spitz.

Die dritte dauerte neun Jahre, 1828 bis 1837. „Ich wünsche," schrieb Ludwig I. an den Erzbischof Baron Fraunberg, „daß der große verunstaltende Altar wegkäme, der weiße Anstrich bis auf die Spur abgerieben werde, so daß der Stein in seiner natürlichen Farbe erscheine, desgleichen die Ölfarbe, mit welcher die Bildsäulen übertüncht wurden, abgemeißelt werde, wenn selbe auf keine andere Art wegzunehmen". K. A. v. Heideloff führte den Auftrag „der Hinwegräumung aller späteren Zutaten" rücksichtslos aus. „Zehn Grabmäler von Fürstbischöfen fanden keine Gnade vor dem pedantischen Gotiker, und wurden in die Michels-

kirche gebracht, wo sie gar keine Existenzberechtigung haben; die Kreuzigungsgruppe nebst neun anderen Holzfiguren um ganze 19 Gulden 10 Kreuzer verschleudert; vier bronzene Kandelaber, 13 Zentner schwer, sowie ein eisernes Gitter, 70 Zentner schwer, nach dem Gewicht verkauft; das herrliche Orgelgehäuse, ein Prachtstück des Barockstils, verschwand unbekannt wohin." (Weihbischof Adam Senger, Der Bamberger Kaiserdom.)

Was wurde an Stelle dessen gesetzt? „Etwas Minderwertigeres und Handwerksmäßigeres als das ‚romanische' Mobilar des Domes ist nicht leicht zu finden. Das meistens vorbildliche Mobiliar der Renaissance- und Rokokozeit ist ‚verstrichen' worden, um neuzeitlichen Mißgeburten Platz zu machen. Die Restauration, die rund 90000 Gulden gekostet hat, muß als Ganzes abgelehnt werden."

Neuerdings ist der Plan aufgetaucht, den Dom innen zum Teil zu bemalen. Ganz abgesehen von der Intoleranz des Steines gegen Bemalung (er schuppt sie immer wieder ab, vgl. Leitherer, Führer durch Bamberg S. 25), sind die Erfahrungen, die man mit der Ausmalung von Kirchen in neuerer Zeit gemacht hat, alles andere als ermutigend. Die neue St.-Anna-Kirche in München z. B. hat dadurch an feierlicher Raumgröße ebensoviel verloren, als sie an fragwürdiger Farbigkeit gewonnen hat. Becker-Gundahls Fresken insbesondere lassen seinen zu frühen Tod im Hinblick auf den Bamberger Dom minder tragisch erscheinen. Wenn unsere Zeit plötzlich den Beruf zur Freskomalerei in sich entdeckt, muß man ihr zurufen: Fiat experimentum in corpore vili, aber den Bamberger Dom verschont mit Experimenten!

Was im Bamberger Dom stört, ist fast alles auf die phylloxera renovatrix (wie Semper sagte) zurückzuführen. Die puritanische Wiederromanisierung unter Ludwig I. war so gut gemeint und so unkünstlerisch, wie das von ihm gestiftete Bischofsdenkmal vor der alten Hofhaltung, von dem nur zu bedauern ist, daß es nicht im Krieg eingeschmolzen wurde, wenn es auch nicht ganz so kümmerlich an seinem Platze steht wie das Prinzregentendenkmal, offenbar ein Mißverständnis der Wiener Albrechtsrampe, unmittelbar unter dem Ostchor. Wenn man will, daß der Dom im Innern weniger nüchtern wirkt, muß man wieder feierlichere Lichtverhältnisse schaffen. Dazu ist durchaus nicht nötig, daß man bei einem ekstatischen Expressionisten Entwürfe für Glasgemälde bestellt: wer dürfte es wagen, für den Bamberger Dom Glasmalereien auf Bestellung zu fertigen! Genügt nicht schon der Kreuzweg? Es läßt sich viel einfacher machen durch Marmordünnschliffe anstatt der unteren Fenster, wie sie August Thiersch, nach dem Muster des Aachener Münsters und des Orvietaner Doms in seiner St. Ursulakirche in Schwabing außerordentlich wirkungsvoll verwendet hat. Allerdings muß dann der Unfug aufhören, das vordere Tor auf der Nordseite sperrangelweit offen zu halten, damit ganze Sturzbäche von Licht auf den Reiter und die linken Chorschranken fallen: eine völlig barbarische Lichtzuführung! Dieses Portal muß immer geschlossen bleiben, sonst erhält man niemals das für die innere Wirkung im doppelten Sinne, nämlich im Innern des Doms und aufs Innere des Beschauers, unerläßliche sakrale Licht. Will man den Ostchor räumlich gliedern, so braucht man nur einen möglichst großen romanischen Kruzifixus aus einem unserer Museen im Bamberger Dom vom hohen Chorbogen herunterzuhängen, man wird staunen, wie dann die Apsis zurückweicht, und die ganze Ausmalerei ist überflüssig.

Unbedingt nötig ist die Beseitigung nicht nur der beiden Altäre unten vor dem Ost- und dem Westchor, sondern auch der klobigen steinernen Schranken neben deren Treppen und in der Mitte. Hier gehört nichts hin, gar nichts! Unbedingt nötig ist ferner die Entfernung aller hölzernen Kirchenstühle im Mittelschiff, und wünschenswert wäre endlich die Verlegung des Kaisergrabs in den großen, hellen, hervorragend schönen Raum in der Nordwestecke. Erst dann, wenn alles beseitigt wäre, was im Mittelschiff den Raum beeinträchtigt, käme es großartiger heraus. Die Transferierung des Kaisergrabs ist durchaus nicht ohne Präzedenzfälle: man erinnere sich nur, wieviel die Frauenkirche in München dadurch gewonnen hat! Der Bamberger Dom ist von Anfang an aus Gründen, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, um mindestens ein Joch, eher um zwei Joche zu kurz gebaut worden. Dieser

Mißstand läßt sich einigermaßen beheben nur durch Entfernung alles dessen, was den Blick vom hinteren Chorabschluß zum östlichen irgendwie hemmt, das sind vor allem die beiden unteren Altäre, die Schranken rechts und links davon, die (noch dazu achsenparallel gestellten) Kirchenstühle, aber auch — es hilft alles nichts — das Kaisergrab. Warum machen fast alle italienischen und französischen Kathedralen von vornherein einen größeren Eindruck? Weil der Blick aufs Ganze des Raumes und auf die gleichsam aus dem Boden herauswachsenden Säulen nicht durch Massen von Kirchenstühlen zerstört wird. Will man, was unbedingt zur Wirkung gehört, einen Innenraum mit einem einzigen Blick übersehen können, so gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder der Fußboden des Raumes liegt bedeutend tiefer als das Portal, wie z. B. beim Dom zu Freising, dann stört das Gestühl nicht, oder aber der Mittelraum muß völlig frei gehalten werden. Wollte man nach deutscher Gepflogenheit das Mittelschiff mit Kirchenstühlen vollstopfen und womöglich noch an jeden Pfeiler eine Kreuzwegstation hängen, außerdem möglichst viele moderne Heiligenstatuen davor hinstellen, dazu noch Fahnen an den Bankenden, eine Lourdesgrotte, jede Kapelle schön ausgemalt usw., so ließe sich im Lauf der Zeit sogar aus der Peterskirche in Rom eine ganz nette und nicht mehr so unangenehm leer wirkende Pfarr- oder Wallfahrtskirche „fürs Gmüat" machen.

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Neuerscheinungen

Auf Kuno Franckes „Kulturwerte der deutschen Literatur" wurde unlängst an dieser Stelle (Heft 3, S. 247) hingewiesen, da der von der Reformation bis zur Aufklärung reichende 2. Band eben erschienen war, und schon darf ich mit Genugtuung verzeichnen, daß der erste, der das Mittelalter umfaßt, in 2. Auflage herausgekommen ist (Berlin, Weidmann). Franckes ungemeines Verdienst um das geistige Deutschland hat inzwischen durch seine Berufung in die deutsche Akademie endlich auch äußere Anerkennung gefunden. Ich kann nur wiederholen: diese Literatur- und Kulturgeschichte des deutschen Volkes ist eines der selbständigsten, horizontweitesten und förderndsten, die mir bekannt sind. Ich lese darin lieber als in jedem andern Werk dieser Art. Es ist nicht nur wissenschaftlich durchdacht und aufgebaut (der Verfasser hat den Lehrstuhl für deutsche Literatur an der Harward-Universität Cambridge in Massachusetts inne), es ist von künstlerischer Wärme durchpulst und eignet sich hervorragend für die Bücherei jedes Gebildeten.

Eine „Geschichte der deutschen Dichtung" in dem knappen Umfange von nur 130 Seiten zu geben versucht Professor Friedrich von der Leyen (München, F. Bruckmann; geh. 4, geb. 5, Leinen 6 M.). Dieser Abriß ist ein Versuch: nachdem die Darstellung der deutschen Literatur immer mehr zerfällt und die Gelehrten nicht mehr den Mut aufzubringen scheinen, das Ganze darzustellen, wollte von der Leyen zeigen, daß eine solche Gesamtdarstellung durch einen einzigen noch sehr gut möglich ist, und sein Versuch ist aufs erstemal gelungen. Wer den Abriß aufmerksam liest, fühlt sich auf jeder Seite angeregt, teils durch die Kunst, das Wesentliche herauszuheben, teils durch Hinweise, Beziehungen, Ausblicke, deren unaufdringliche Einfügung genau an der gegebenen Stelle man desto besser würdigen wird, je mehr man vom Gegenstande selbst weiß. Für die sicher bald zu erwartende neue Auflage bitten wir um Personen- und Sachregister. Gleichzeitig erschien in der ausgezeichneten Sammlung „Wissenschaft und Bildung" des Verlags Quelle & Meyer von der Leyens „Märchen" in 3. Auflage: über Ursprünge und Geschichte des Märchens aller Zeiten und Völker anerkanntermaßen das Beste.

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 18. August 1926.
Verantwortlicher Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

Reichsmark 2000000000.–
jährlich für Standesinteressen

Soeben erschien:

Zur Ausbildung der Volksschullehrer

Ein Mahnwort an das deutsche Volk
von A. BEISSHARDT

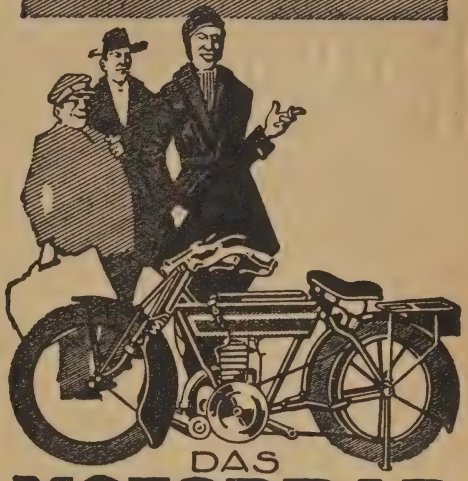
M. 1.–

Jeder gebildete Deutsche sollte diese wichtige, hochaktuelle Schrift lesen. Näherer Bericht im Textteil dieser Nummer.

◆

Richard Bauer Verlag, Leipzig C 1
Postscheckkonto Leipzig 24041

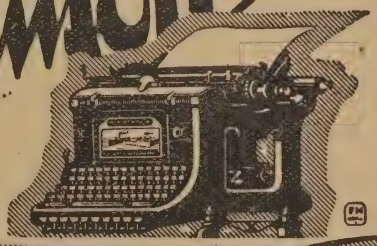
„ZÜNDAPP"



DAS
MOTORRAD
FÜR JEDERMANN
ZÜNDAPP-G·M·B·H· NÜRNBERG

HANDEL, INDUSTRIE u. BEHÖRDEN
BEVORZUGEN DIE

Continental



SCHREIBMASCHINE

WANDERER-WERKE A.G. SCHÖNAU BEI CHEMNITZ

Unser Sonderheft „Deutsch-Südtirol" muß jeder Deutsche lesen!

Die Bayerischen Versicherungsbanken

Höchstmögliche Leistungen zu angemessenen, sorgfältig festgesetzten Prämien, neuzeitliche Versicherungseinrichtungen und Bedingungen und weitgehende Berücksichtigung der besonderen Bedürfnisse jedes einzelnen Versicherten haben den Bayerischen Versicherungsbanken in den mehr als 90 Jahren ihres Bestehens das Ansehen verschafft, das sie heute in der deutschen Privatversicherung und im deutschen Wirtschaftsleben überhaupt genießen. Die sparsame Geschäftsführung in Verbindung mit den hohen Garantiemitteln der Banken bieten allen Versicherten unbedingte Sicherheit für die Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen.

Zielbewußt haben die Bayerischen Versicherungsbanken den Wiederaufbau des durch die Inflation vernichteten Geschäftes in der kurzen Zeit seit der Stabilisierung der Währung durchgeführt, und es ist ihnen im Jahre 1925 trotz der schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse gelungen, die Ergebnisse des Jahres 1924 wesentlich zu überholen. So beträgt z. B. in der Lebensversicherung der Antragszugang rd. 70% mehr als im Vorjahr. Die geschäftlichen Beziehungen zu zahlreichen Vereinen und Verbänden der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft beweisen das große Vertrauen, dessen sich die Bayerischen Versicherungsbanken in allen Bevölkerungskreisen erfreuen.

Die Bayerischen Versicherungsbanken führen sämtliche Zweige der Sach- und Lebensversicherung; alle gewünschten Auskünfte werden von den in der Anzeige angegebenen Stellen bereitwilligst und kostenfrei erteilt.

Ingenieur-schule
Technikum Altenburg S.A.
(Staatskommissar)
Maschinenbau, Electro-technik, Automobilbau
Preiswerte Verpflegung u. Studieren
Semestrino Sem.-Beg. April u. Oktober
Programm auf Wunsch

Praktische und theoretische Vorbereitung für Kolonia
wirtschaft auf der Grundlage heimischer Landwirtscha

Deutsche Kolonialschul

Kolonialhochschule **Witzenhausen a. d. Werra**

Semesterbeg. Ostern u. Herbst. Lehr- u. Anstaltsplan (Internat) geg. Einsend. v. M. 1

Maschinenfabrik Eßlingen

Unsere Haupterzeugnisse:

Lokomotiven, Eisenbahnwagen, Schiebebühnen, Spills, Dampfkessel, Dampfmaschinen, Ölmaschinen, Kompressoren, Preßluftanlagen, Pumpen, Kältemaschinen, Krane, Verladeanlagen, Wehranlagen, Eisenbrücken, Eisenhochbauten, Elektromotoren, Elektrokarren, Dynamos, Transformatoren, Schaltanlagen, Maschinenguß, Zylinderguß besonders für Verbrennungsmaschinen, hochsäurebeständiger Guß, Lagermetall EK.

Eßlingen a. N.

Reisen nach Skandinavien

Die von der Nordischen Gesellschaft eingerichteten skandinavischen Gruppenreisen für den gebildeten deutschen Mittelstand erfreuen sich deswegen einer so großen Beliebtheit, weil sie mit größtmöglicher Billigkeit die Tendenz verfolgen, aus dem Besuche des Auslandes so viel Nutzen für eine Erweiterung des Gesichtskreises zu ziehen, als sich mit dem Charakter einer Erholungsreise verbinden läßt. Hauptsächlich ist durch die Auswahl der als Führer in Frage kommenden Herren und durch die erfahrungsgemäß sehr angenehme Zusammensetzung der einzelnen kleinen Gruppen (höchstens 30) eine Gewähr gegen schematischen Gesellschaftsreisebetrieb gegeben und ein gewisses hohes Niveau der Veranstaltungen sichergestellt. Die Reisen finden regelmäßig während des ganzen Sommers statt und führen nach Dänemark, Schweden, Norwegen und Finnland. Prospekte und alles Nähere durch die Nordische Gesellschaft, Lübeck, Schüsselbuden 2.

Schenkt Bücher zu jedem Fest!

Baden-Baden
Erholung im ideal gelegenen **Bellevue**
Großer Preisabbau! Eröffnung 27. März. R. Saur. Tarif verlangen.

Eisenach Bismarckstr. 14
Töchterheim Feodora A. D. T., Christlich. Haus, Staatl. anerk., gibt Töchtern aus gutem Hause gründliche hauswirtschaftl. Ausbildung nebst ernster geistiger Fortbildung (Frauenlehrzeit) * Frau Marie Bottermann, Vorsteherin, versendet Prosp. u. Arbeitsplan

ationaler Student
möchte in München
achhilfestunden
ben, besonders in neueren Sprachen und Mathematik. Anfragen
Südd. Monatshefte G. m. b. H.,
rlag, München, Amalienstr. 6.

Möbel- u. Raumkunst Rosipalhaus
Münchener Ausstattungshaus für Wohnbedarf, Rosenstr. 3
Frei zugängliche Ausstellung **„Das behagliche Heim"** Innen-Ausbauten jeder Art nach eigenen oder gegebenen Entwürfen durch unsere bestens eingerichteten **Möbel- und Raumkunst-Werkstätten.** (Künstl. Leit. Architekt H. Christ.)

Bayerische Versicherungsbanken

Bayerische Versicherungsbank A.-G.

1835

Bayerische Lebens- und Unfallversicherungsbank A.-G.

vormals Versicherungsanstalten der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank in München

Feuer-, Einbruchdiebstahl-, Transport-, Autokasko-, Reisegepäckversicherungen;
ferner
Lebens-, Pensions-, Unfall-, und Haftpflichtversicherungen.

Jede gewünschte Auskunft erteilen die Direktionen d. Banken in München, Ludwigstr. 12, sowie alle ihre Geschäftsstellen und Vertreter.

Neue Bücher

Das Werk „Die Familienärztin" von Dr. Beda Müller (Süddeutsches Verlags-Institut, München) ist in neuer Auflage erschienen. Es bedarf nach den vielen günstigen Urteilen über Inhalt und Ausstattung von Ärzten der verschiedensten Richtungen wie nach seiner Bewährung kaum noch einer Empfehlung. Nur auf den sittlich hochstehenden Geist, aus dem heraus es geschrieben ist, darf wiederum verwiesen werden. Es ist der Frau als der Hüterin der Familie gewidmet. Wie hoch diese Aufgabe ist und wie notwendig für uns ihre Erfüllung gerade heute, das mag auch dem Manne aus diesem Werke der Praxis klar werden.

Die Frage über die Einführung allgemeiner Hochschulbildung für die Volksschullehrer wird allmählich der parlamentarischen, d. h. der gesetzgeberischen Entscheidung zugedrängt. Da ist eine kleine, sachliche, zu einem ablehnenden Standpunkt gelangende Schrift „Zur Ausbildung der Volksschullehrer" von A. Beißhardt (im Richard Bauer Verlag, Leipzig) besonderer Beachtung wert.

Spöhrer'sche Höhere Handelsschule Calw
Größte württ. Privatlehranstalt mit Schülerheim / Handels- und Realabteilung / 300 Schüler

Der moderne Führer
durch die Literatur aller Zeiten und Völker: Aufsehenerregend in seiner umwälzenden Methode, unentbehrlich für Lehrende und Lernende, ist das in Lieferungen neu erscheinende **„Handbuch der Literaturwissenschaft"**, herausgegeben in Verbindung mit ausgezeichneten Universitätsprofessoren von Professor Dr. Oskar Walzel-Bonn. Mit etwa **3000 Bildern** in Doppeltondruck und vielen Tafeln z. T. in Vierfarbendruck. Gegen monatliche Zahlung von nur **7.— Rmk.**

Urteile der Presse: „Das unentbehrliche Handbuch für jeden Gebildeten" (Essener Allg. Ztg.). — „Das wichtigste Werk der Zeit" (Liter. Jahresbericht des Dürerbundes). — „Ein gewaltiger Dienst am Volksganzen wird geleistet" (Deutsche Allgemeine Zeitung). — „Ein großer Plan, frisch, lebendig und verheißungsvoll" (Königsberger Allg. Ztg.). — „Eine monumentale Geschichte der Dichtung" (Vossische Zeitung).

Man verlange Ansichtssendung Nr. 100 a.

Artibus et literis, Gesellschaft für Kunst- und Literaturwissenschaft m. b. H., Potsdam

Oberrhein, Schwarzwald und Bodensee
Kunst / Land / Leute
Mit einem Geleitwort von FRANZ SCHNELLER

120 ganzseitige Abbildungen in Doppeltondruck auf holzfreiem Kunstdruckpapier, mit erläuterndem Text unter jedem Bild

5.— Mk. broschiert mit Titelbild
6.50 Mk. in biegsamem Ganzleinen

Es ist eine helle Freude in diesem Buch zu blättern, das in wundervollen Abbildungen eine der schönsten deutschen Landschaften mit ihrem Volksleben und ihrer Architektur aufgefangen hat, Abbildungen von einer Vollendung wie sie nur die besten Reisewerke aufweisen. Jedem Freunde deutscher Landschaft, jedem Wanderlustigen, der weiß, daß er erst die Heimat kennen sollte, ehe er über ihre Grenzen hinausgeht, sei dies köstliche Werk empfohlen. (Der Aufbau, Lübeck.)

Sonderprospekt mit drei ganzseitigen Abbildungsproben und Verlagsverzeichnis kostenlos durch Ihren Buchhändler oder direkt vom Verlag

URBAN-VERLAG / FREIBURG i. Br.

Der Weg zur Freiheit

Halbmonatsschrift d. Arbeitsausschusses Deutscher Verbände, Berlin

Zeitschrift für Außenpolitik

Herausgeber: Dr. Heinrich Schnee und Hans Draeger

Die Zeitschrift behandelt alle mit dem Diktat von Versailles zusammenhängenden außenpolitischen Fragen, u. a.

die Kriegsschuldfrage
die Reparationsfrage
die Sicherheitsfrage
die Abrüstungsfrage
die Minderheitenfrage
die Kriegsgreuelfrage
die Kolonialfrage
die Völkerbundfrage

Die Zeitschrift unterrichtet ferner fortlaufend über die Stellung des Auslandes in diesen Fragen.
Vom 1. Juni ab wird die Zeitschrift nur noch im Abonnement abgegeben. Der Preis beträgt für die Einzelnummer 0,60 RM., im Monatsabonn. (2 Nummern) 1.— RM.

Bestellungen sind zu richten an den Arbeitsausschuß Deutscher Verbände, Berlin NW 7, Schadowstr. 2, für Süddeutschland auch an dessen Geschäftsstelle in München 2, SW 1, Bayerstraße 43. Abonnementsbeträge können überwiesen werden auf das Postscheckkonto: Arbeitsausschuß Deutscher Verbände, „Weg zur Freiheit", Berlin 39985.

aufrütteln

aus Deutschlands heutiger furchtbarer Willenlosigkeit, Stumpfheit und Unwissenheit muß daß Buch

DIE DEUTSCHEN TRÄUMER von P. N. Cossmann und K. A. v. Müller

Warum, das können Josef Hofmillers Worte auf Seite 286 dieses Heftes zeigen!

Das Werk von 264 Seiten Umfang kostet M. 2.50, in Halbleinen M. 3.50 und ist in jeder Buchhandlung zu haben. Buchverlag der Süddeutschen Monatshefte, München, Amalienstraße 6.

Neue Bücher

Die grauen Bücher. Eine Bücherreihe des Stahlhelm-Verlags (Magdeburg), schon durch den Zeitpunkt ihres Erscheinens glücklich zu nennen, mehr aber noch durch die hohe Erfüllung ihres Inhalts, des Kriegserlebnisses, das hier jene aus echtem Menschtum zu wahrem Nationalismus führende Vertiefung erfährt. Da ist „Feuer und Blut", ein Ausschnitt aus der deutschen Angriffsschlacht. Ernst Jünger ist es wahrhaft gelungen, in hinreißender Schilderung die Schlacht als Organismus eines Übergeordneten, des Schicksals, zu fassen, als unheimlich bestimmt durch führenden Verstand und unberechenbaren Instinkt, durch Geist und Leben, durch Feuer und Blut. — „Der Gefreite" von Friedrich Freksa gibt in feiner, schlichter Form das Schicksal eines Einsamen und Stillen inmitten fremd gewordener Heimat, der schließlich still und ohne Befehl sein Leben hingibt für einen Toten. — „Von der Seele des Kriegsfreiwilligen" nennt Adolf Delbanco einundzwanzig Skizzen, die nichts in sich haben von dem halb ästhetischen Kitzel satten, überfeinerten Bürgertums am Kriegserlebnis, sondern nur vom Kriege sagen, „wie wir Freiwilligen durch ihn wurden". — Neben dieser prächtig begonnenen Reihe der Grauen Bücher schenkt der Stahlhelm-Verlag allen, die den grauen Rock getragen, und noch vielen anderen „Schwere Brocken", 3000 Worte Front-Deutsch. Ein rauhes, aber herzliches Wörterbuch, herausgegeben von S. Graff und W. Bormann und ebenso urwüchsig mit Bildern und Initialen versehen von Eduard Thöny. Es ist so ziemlich alles darin, und manches ganz Schwierige sogar erklärt, so daß auch der Philologe dran seine kleine Extra-Freude haben kann.

Sehen und Erkennen. Von Paul Brandt (Alfred Kröner-Verlag, Leipzig. In Ganzleinen M. 18). Die sechste Auflage des an dieser Stelle schon mehrmals gewürdigten Werks tritt ihren Gang im festlichen Schmuck der Farbtafeln an, einer neuen Bereicherung der immer schon so vornehmen Ausstattung. Die Schwarzweiß-Bilder sind um 75 vermehrt. Diese Vermehrung kommt besonders dem Abschnitt über die deutsche Holz- und Steinplastik zugute. Das Kapitel von der deutschen Madonna wurde ergänzt und umgruppiert. Fast ganz unberührt geblieben ist der letzte, sich mit den modernsten Spielarten auseinandersetzende Teil.

Münchner Illustrierte Presse

Die nationale illustrierte Zeitschrift
Die große aktuelle Bilderschau der Woche
Reichhaltiger Unterhaltungsteil
Spannende Romane

Zu beziehen durch den Zeitschriftenhandel
Einzelnummer 20 Pfennig

Abonnementsbestellungen (vierteljährlich M. 2.60) nehmen entgegen alle Postanstalten und der Verlag

Knorr & Hirth, G. m. b. H.
Münchner Neueste Nachrichten / München, Sendlingerstraße 80

Die zehnte Muse, das bekannte Kabaret- und Vortragsbuch (Verlag Otto Elsner, Berlin) ist in ganz neuer Form von Richard Zoozmann herausgegeben. Man kann sagen, es hat dadurch an Wert gewonnen und ist in vielem erfreulicher geworden.

Das Koloniale Jahrbuch 1926, herausgegeben vom Deutschen Kolonialverein (Verlag Brücke zur Heimat, Berlin) zeigt wiederum den gewohnt reichen Inhalt an weltpolitischen, wirtschaftlichen und kulturellen Aufsätzen und guten Aufnahmen. Bei seinem billigen Preis ist es das volkstümliche, auch für die Jungmannschaft geeignete Kolonialbuch.

Almanach S. Fischer-Verlag (Berlin). Eine Sammlung charakteristischer, abgeschlossener Stücke aus den reichen Neuerscheinungen des Verlags, mit 16 ganzseitigen Abbildungen.

Der Todesweg des Zaren. Von Sokoloff. Verlag für Politik u. Wirtschaft, Berlin. Über diese grundlegende Arbeit des russischen Untersuchungsrichters hat gleich nach Erscheinen der französischen Urausgabe im Heft „Der Bosch" (September 1924) W. v. Blücher in dem Aufsatz „Die Rolle der Deutschen in der Zaren-Tragödie" sich eingehend und kritisch geäußert. Die dort gegebenen Berichtigungen zu den politischen Schlußforderungen Sokoloffs sind bei der Lesung der deutschen Ausgabe höchst notwendig.

Eindrücke in England von Rudolf Kapp und Nordlandfahrt von Siegfried Leffler aus dem jungen, rührigen Verlag der Bärenreiter, Augsburg, sind zwei schöne, wertvolle Früchte jungdeutschen, besinnlichen Wanderns von heute. Das erstere gibt sehr beachtliche, kritische Beobachtungen aus jüngster Zeit, das Nordlandbüchlein, mit hübschen Bildern, läßt die Menschen in ihrer Landschaft erleben. F. H.

Kreuzerfahrten. Bilder von unserer Reichsmarine. Von Kapitänleutnant Fritz Otto Busch. Verlag E. Haberland, Leipzig. Ein Frontoffizier schildert in kleinen, zusammenhanglosen Skizzen ein Dienstjahr an Bord des Kreuzers „Hamburg": Fahrten in Nord- und Ostsee, Helgoland und Hamburg, Artillerie- und Torpedoschießen, Sommerreise nach Norwegen, Regatta, Kohlen- und Werftliegezeit. Ein anschauliches Bild von der Arbeit der heutigen Reichsmarine.

Admiral Hopman

Das Kriegstagebuch eines deutschen Seeoffiziers

373 S. mit 111 Abb. und 9 Kartenskizzen
Ganzleinen 11 Mark

Diese Neuerscheinung gehört zum Besten, was über den Krieg, insonderheit über den Seekrieg, geschrieben worden ist. Der Verfasser hat die Kriegszeit in durchweg hervorragenden Kommandostellen verbracht. Seine Schilderungen über die Zerrissenheit der obersten Kriegsleitung, über die Weichheit der Auffassung, den Mangel an Entschlußkraft bei allen Fragen, die den Seekrieg betreffen, wirkt erschütternd.

(v. Waldeyer-Hartz im «Deutschen Offiziersblatt», Berlin)

VERLAG SCHERL / BERLIN

JOSEF HOFMILLER

Versuche

Nietzsches Testament – Nietzsche und Rohde – Der Heilige – Catarina von Siena – Emerson – Thoreau – Maeterlinck – Die Briefe des Abbé Galiani.
Brosch. Mk. 2.–, geb. Mk. 3.30

*

Zeitgenossen

Hauptmann – Wedekind – Ibsen – Wilhelm Busch – Pontoppidan – Widmann – Ruederer – Bartsch – Hofmannsthal – Schröder.
Brosch. Mk. 2.–

Verlag der
SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE G.m.b.H.
München, Amalienstr. 6

Erinnerungen an

Samoa

Mit 56 Abbildungen auf Tafeln
Geh. 4.50 M. / Leinen 6.50 M.

Die Seele des Südseeinsulaners schildert dieses neue reich illustrierte Kolonialwerk des letzten deutschen Gouverneurs von Samoa. Ein nach Anlage und Darstellung neuartiges Buch.

Von Dr. Schultz-Ewerth.
Gouverneur z. D.

VERLAG SCHERL / BERLIN SW 68

Die notwendige
Ergänzung zum vorliegender
Heft ist unsere Schrift

Die Ukraine

und Deutschlands Zukunft

Politik, Wirtschaft, Kultu

Preis M. 1.10
Süddeutsche Monatshefte Verlag
München, Amalienstraße 6

VIVOS VOCO

ZEITSCHRIFT FÜR NEUES DEUTSCHTUM

BEGRÜNDET VON H. HESSE UND R. WOLTERECK

Soeben erschien Band V, Heft 5

AUS DEM INHALT:

Paul Ritterbusch:
Staat und Minderheitenrecht

Theodor Rudolph:
Freie Stadt Danzig

Bernhard Fürstenau:
Österreich und das Deutsche Reich

Julius Krämer:
Das Deutschtum in Galizien

Friedrich Säckel:
Nordschleswig

Rudolf Schulze:
Die Deutschen Minderheiten in der Sowjetunion

AUS DER RUNDSCHAU:

Hans Maier:
Zahl u. Verbreitung der Deutschen im Ausland (mit Karte)

Ernst Schmidt:
Das Deutschtum in Rumänien

BÜCHERSCHAU

Preis: Vierteljährlich Mk. 2.25; Einzelheft Mk. 1.—

VERLAG DER WERKGEMEINSCHAFT / LEIPZIG / Schließfach 150

Alleinige Anzeigenannahme: Ala Anzeigen-Aktiengesellschaft in Interessengemeinschaft mit Haasenstein & Vogler A.-G. und Daube & Co. G. m. b. H. München, Karlsplatz 8, Augsburg, Berlin, Bremen, Breslau, Cassel, Chemnitz, Dortmund, Dresden, Düsseldorf, Erfurt, Essen, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O., Friedrichshafen, Hagen i. W., Halle, Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Kiel, Köln a. Rh., Königsberg, Leipzig, Lübeck, Magdeburg, Mannheim, Nürnberg, Stettin, Straubing, Stuttgart. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: ADOLF DOHN. München.

„ZÜNDAPP"

DAS
MOTORRAD
FÜR JEDERMANN
ZÜNDAPP-G·M·B·H· NÜRNBERG

Vollendetes Sehen

vermitteln Ihnen die neuen

N.G.-Busch-Ultrasin-Brillengläser

Sie verleihen Ihnen die Sehkraft des Normalsichtigen und bieten Ihnen überdies den Vorteil, die Augen vor den möglichen Schäden der ultravioletten Strahlen der Sonne und der künstlichen Lichtquellen zu bewahren.

Die „ULTRASIN"-Gläser werden auf Grund genauer wissenschaftlicher Forschungen und in technisch vollendeter Form von zwei der ältesten und größten Brillenwerke Europas hergestellt.

Wenn Sie Ihren Augen wirklich das Beste geben wollen, verlangen Sie von Ihrem Optiker „ULTRASIN"-Brillengläser.

„Ultrasin"-Gläser sind nur in optischen Geschäften erhältlich und kenntlich an dem eingeätzten Zeichen:

Zusendung von aufklärenden Druckschriften kostenlos.

NITSCHE & GÜNTHER
Optische Werke A.-G.

EMIL BUSCH A.-G.
Optische Industrie

RATHENOW

Der
verlorene Sohn

Eine Geschichte aus der Fremdenlegion
von
Wilhelm Lamszus

Gebunden Mk. 2.50

„Die Zeit" in Wien schreibt:

„Dieses Buch wird mit Recht Epoche machen ... Es sind schon viele Bücher über und gegen die Fremdenlegion geschrieben; **so stark und ehrlich wie dieses aber keines** ... Informativ und darstellend ist es zweifellos **das beste, das bis jetzt geschrieben wurde** ... Jedermann sollte es lesen .. Es sind Seiten darin, die **jeden Deutschen die Fäuste ballen lassen werden.** Jeden Deutschen? Nein, jeden Menschen ...."

Verlag Georg Westermann
Braunschweig und Hamburg

Neue Bücher

Neue Bände der Jedermanns-Bücherei: Waldecker, Deutsches Verfassungsrecht (eine gedrängte Übersicht über die verfassungsrechtlichen Teile des deutschen Staatsrechts der Gegenwart); Bergmann, Einführung in die Philosophie, 2 Bände (ein beachtenswerter Versuch, der Paulsenschen Einleitung in die Philosophie von 1892 ein modernes Seitenstück zu schaffen); Brubz, Holländische Philosophie (eine zusammenfassende Darstellung, deren Mittelpunkte die mittelalterliche flämische Mystik und der Kartesianismus des 17. Jahrhunderts bilden); Heller, Die politischen Ideenkreise der Gegenwart; Koellreuter, Die politischen Parteien im modernen Staate; Waldmann, Französische Maler des 19. Jahrhunderts; Unger, Sumerische und akkadische Kunst; Schlesinger, Das bolschewistische Rußland (ein Überblick über das mit der Neuredaktion der Russischen Landesverfassung vom 11. Mai 1925 einstweilen zum Abschluß gelangte Verfassungsrecht des Sowjetstaates und seine Grundlagen. Wertvoll ist der Anhang, der die Verfassungsgesetze im Wortlaut mitteilt. Die Leser unseres Juliheftes „Entwicklung des Bolschewismus" werden dem Band, der viel unbekanntes Material enthält, besonderes Interesse entgegenbringen.)

Neue Bändchen der Sammlung „Wissen und Wirken" (G. Braun, Karlsruhe): Wieleitner, Die Geburt der modernen Mathematik. I. Die analytische Geometrie, II. Die Infinitesimalrechnung; diese zwei Bändchen gehören zu den besten Leistungen volkstümlicher Wissenschaft in Deutschland. M. Müller, Die französische Philosophie der Gegenwart, eine interessante Antithese zwischen der verstandesfeindlichen, auf die Betonung des Freiheitsgedankens zugeschnittenen Richtung, die in Bergson gipfelt, und der Schule des starren Determinismus und Mechanismus eines Le Dantec.

In der Sammlung von Frommanns Philosophischen Taschenbüchern wird eine neue Gruppe, Deutsches Volkstum, eröffnet. Die ersten Bändchen behandeln: Deutsches Volkstum von Tacitus bis Luther (Jos. Spamer); Deutsches Volkstum im Zeitalter der Aufklärung (Karl Pagel); Deutscher Volksgeist in der Zeit des Idealismus und der Romantik (Hans Thimme); Deutscher Nationalstaat im Zeitalter Bismarcks (W. Michael); Die deutschen Stämme (Josef Nadler). Die billigen Bändchen geben brauchbare Zusammenstellungen der wichtigsten zeitgenössischen Texte und werden sich bei ihrem billigen Preise rasch einführen.

Größtes Zeitungsausschnittebüro der Welt

Adolf Schustermann, Berlin SO 16, Rungestraße 22—24

Gegründet 1891

liefert Ausschnitte aus dem textlichen und Inseratenteil von 1000 Zeitungen und Zeitschriften über jedes Interessengebiet. Sonderabteilungen für Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel, Industrie, Baubranche

Erste Referenzen
Sachgemäße Bedienung

Verlangen Sie unverbindliches Angebot!

Politische Wochenschrift für Volkstum und Staat

Herausgegeben von Hermann Ullmann

Sie bietet:

Kritische Beobachtung der Innenpolitik — Eigene Berichterstattung aus fremden Staaten, vor allem des Ostens und des Südostens — Wirtschaftspolitische Übersichten und landwirtschaftliche Rundschau — Ständige Information über Wehrfragen — Proben aus neuen Büchern — Literaturberichte

Aus Pressestimmen:

Münchner Neueste Nachrichten: „Ein umfassendes Bild des politischen Geschehens bietet jede Nummer." — Augsburger Neueste Nachrichten: „Diese Zeitschrift vertritt nationale Belange mit Geschick, Sachlichkeit und Gründlichkeit." — Ostpreußische Zeitung: „Wir können sie jedem Deutschen empfehlen, der unserem Volk zur Erkenntnis der einzigen großen Notwendigkeit verhelfen will: der Selbsthilfe." — Ostseezeitung Stettin: „Das Programm: eine neue Note in die innere reichsdeutsche Politik durch Erörterung der Ereignisse unter einem auslandsdeutschen Gesichtswinkel zu bringen, gibt der Zeitschrift ein eindringliches Gepräge."

Vierteljährl. RM. 4.50, halbj. RM. 9.—

Probeheft unter Berufung auf diese Anzeige kostenlos

Verlag der Politischen Wochenschrift

Berlin W 35, Potsdamerstr. 27 a. Roggenhaus

Eine Sammlung Heilige und Helden des Mittelalters gibt Wolfram von den Steinen bei Ferd. Hirt in Breslau heraus. Die ersten Bände, nach Inhalt und Ausstattung mustergültig, enthalten: Franziskus und Dominikus, Leben und Schriften; Bernhard von Clairvaux, Leben und Briefe; Dante, Die Monarchie.

Gleichzeitig erscheint der zweite Band des von Friedrich Wolters herausgegebenen Lesewerks Der Deutsche unter dem Titel: Sicht in Vorzeit und Mittelalter (Ferd. Hirt, Breslau). Er führt, wie der erste an Hand von ausgewählten Quellen, in die germanische Vorzeit, die Entfaltung von Christentum und Kirche, die Idee des weltlichen Reichs und den Geist der christlichen Kunst ein.

Friedrich Wolters, Der Donauübergang und der Einbruch in Serbien durch das IV. Reservekorps im Herbst 1915. Ein Erinnerungsbuch aus dem Weltkrieg, das Anordnung, Verlauf und Leistung einer modernen Kriegshandlung einprägsam vor Augen rückt.

Eine dankenswerte Neuausgabe von F. A. Langes Geschichte des Materialismus legt Heinrich Schmidt, Jena, im Verlag A. Kröner, Leipzig, vor. Das Werk hat in dem Streit um den Materialismus, der seit Moleschotts Kreislauf des Lebens (1852) und L. Büchners Kraft und Stoff (1855) tobte, eine bedeutsame Rolle gespielt und bildet eine unentbehrliche Grundlage für jeden, der dem Gegenstande wissenschaftlich nahetreten will.

Zu den verschiedenen belletristischen Bücherreihen, die in den letzten Jahren begonnen wurden, gesellt sich, nach Inhalt und Ausstattung wettbewerbsfähig, die bei Koehler und Amelang, Leipzig, erscheinende Sammlung „Amelangs Taschenbücherei". Die ersten Bände bringen Märchen und Legenden von Gertrud Busch, Novellen von Oskar Jellinek, Franz Adam Beyerlein, Bartsch, Charlotte Niese u. a., Albrecht Schaeffers Komödie „Der verlorene Sohn", Julius Kühns schon in 5. Auflage verbreitetes, nun erweitertes Thüringer Skizzenbuch u. a. Preis M. 3, für Doppelbände M. 4.

Waldemar Bonsels, Die Mundharmonika. Eine Reihe von Lebenserinnerungen, Gestalten und Bildern, in den letzten 10 Jahren entstanden. (Koehler & Amelang, Leipzig.) Das in seiner Schlichtheit köstliche Buch dürfte ähnliche Verbreitung finden wie „Die Biene Maja" und „Indienfahrt".

DAS BOLSCHEWISTISCHE RUSSLAND

von

DR. M. L. SCHLESINGER
Kammergerichtsrat in Berlin

Aus „Jedermanns Bücherei". 1926.
112 Seiten. In Halbleinwand R.M. 3.50.

Das vorliegende Bändchen will in gemeinverständlicher Weise mit der Verfassung des heutigen Rußland bekannt machen. Es verrät den Kenner. Gemeinverständlich heißt im vorliegenden Falle einmal nicht oberflächlich. Der Verfasser verspricht im Vorwort Objektivität. Wo wäre sie unentbehrlicher, als im russischen Staatsrecht! Das Versprechen wird in bewunderungswürdiger Konsequenz gehalten. Das Buch ist klar und flüssig geschrieben. Es ist als Einführung in die Probleme des Verfassungsrechtes des Sowjetstaates jedem zu empfehlen. Auch der Eingeweihte wird es mit Nutzen lesen, er wird manche feine Bemerkung darin finden.
Dr. Heinrich Freund, Berlin.

FERDINAND HIRT, BRESLAU

Erwin Rosen
In der Fremdenlegion

Große Ausgabe geh. Rm. 5.50, Halbleinen geb. Rm. 7.—, 33. Auflage. Billige Jugend- und Volksausgabe, 26. Auflage, Rm. 2.80.

Südd. Monatshefte: ... Es ist ungeschminktes, wildes Leben in diesen Blättern der spannendsten und eigenartigsten der jüngsten Memoiren-Literatur.

Prof. Dr. Brunner in der Nordd. Allg. Zeitung ... Das beste Buch über die Fremdenlegion von literarischem. Wert ist das von Erwin Rosen. Mit packender Anschaulichkeit und gerade deshalb mit abschreckender Wirkung wird hier das Leben und Treiben in der Fremdenlegion geschildert. Das Buch ist so gewandt geschrieben, daß es zugleich anziehend durch die spannende Darstellung abenteuerlichen Erlebens und abstoßend durch die Enthüllung all der Scheußlichkeiten, die jeder dort findet, wirken muß.

Von einer Todschande der Franzosen

Diese Überschrift trägt ein Kapitel in Erwin Rosens neuem Buch: Allen Gewalten z. Trotz, Lebenskämpfe, Niederlagen, Arbeitssiege. 12. Aufl. Geh. Rm. 5.50, Halbleinen Rm. 7.—
Hierin beschäftigt sich der Verfasser mit der franz. Fremdenlegion im Anschluß an seine Erlebnisse. (Siehe oben).

Robert Lutz, Verlag, G.m.b.H., Stuttgart

„Schliebs-Nikotin-Neutral" ist jetzt die ges. gesch. Bezeichnung der von der Firma **C. W. Schliebs & Co., Breslau 9,** seit 1891 hergestellten nikotinunschädlichen Tabakfabrikate. (Cigarren, Cigaretten und Rauchtabake.) Die seit dem Kriege eingestellte **Cigaretten-**Fabrikation ist wieder neuaufgenommen und kommen die bekannten, guten Qualitäten in den Preislagen 4, 5, 6, 8 und 10 Pfg. in den Handel.

Spöhrer'sche Höhere Handelsschule Calw
Größte württ. Privatlehranstalt mit Schülerheim / Handels- und Realabteilung / 300 Schüler

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg
Gymn. u. real. Klassen. **Sexta-** bis **Reifeprüfung, Sport, Verpfleg.** durch eigene Landwirtschaft.

Eisenach, Töchterheim Feodora, Bismarckstraße 14
Hauswirtschaftliche Ausbildung m. ernster geistiger Fortbildung. Auskunftsheft durch die Vorsteherin Frau Marie Bottermann.

NOTGELD
jeder Art. Reichsbanknoten. Preisliste kostenlos. Auswahlen bereitwillig. Dr. A. Keller, Berlin-Wittenau, Triftstr. 64.

Württembergisches Landerziehungsheim
Reformschule
Schloß Kirchberg an der Jagst

Beziehen Sie sich bei Bestellungen stets auf die ***Anzeigen in dieser Zeitschrift!***

Praktische und theoretische Vorbereitung für Kolonialwirtschaft auf der Grundlage heimischer Landwirtschaft

Deutsche Kolonialschule
Kolonialhochschule **Witzenhausen a. d. Werra**
Semesterbeg. Ostern u. Herbst. Lehr- u. Anstaltsplan (Internat) geg. Einsend. v. M. 1.–

Suche Seifenverkäufer. 20 Must. M. 2.40 frei Nachn. P. Holfter, Breslau Sv 987

HONIG
feinst., gar. rein. Bienen-Blüt.-Schleuderh., 10-Pfd.-Dose hellgelb 10.50, hell 12.50, halbe Dose 6.– u. 7.– fr. Gar. Zurückn. Nachn. 50 Pfg. mehr H. Schröder, Imker, Soltau 168 Lüneb. Heide

053
Su German

Süddeutsche Monatshefte

eft 12 23. Jahrgang September 1926

Die Fremdenlegion

THE LIBRARY OF THE
UNIVERSITY

üddeutsche Monatshefte G.m.b.H. München

erteljährl. Gm. 4.— Einzelheft Gm. 1.50

Württemberger

im Ausland bleiben in enger Verbindung mit ihrer Heimat und erhalten ein umfassendes, zuverlässiges Bild der dortigen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Ereignisse durch die

Auslands-Wochenausgabe des Schwäbischen Merkur

Der seit 1785 in Stuttgart erscheinende Merkur ist bekannt als das Blatt der Schwaben, er hat im ganzen Lande seine eigenen Berichterstatter, und die führenden Männer Württembergs nehmen in ihm Stellung zu allen schwäbischen Angelegenheiten

Man bestellt bei der

Vertriebsabteilung des Schwäbischen Merkur in Stuttgart

Das Buch des Deutschen:

DIE DEUTSCHEN TRÄUMER

Von Paul Nikolaus Cossmann und Karl Alexander von Müller

Das Buch deutscher Auferstehung, das Buch deutscher Gegenwart und Zukunft, geboren aus deutscher Not.

Eine Pressestimme aus vielen ähnlichen: „Der Inhalt ist unglaublich aktuell... Aufgezeichnet von Männern, deren hervorragender geistiger Standpunkt und umfassende Kenntnis aller historischen, soziologischen und mechanischen Triebkräfte des Weltgeschehens nicht minder als ihre echte Vaterlandsliebe und ihr im besten Sinne überparteiliches Eingehen auf alle Volksschichten in ihrem Buche wirksam sind . ."

Preis Mark 2.50, vornehm gebunden Mark 3.50
Zu haben in jeder Buchhandlung

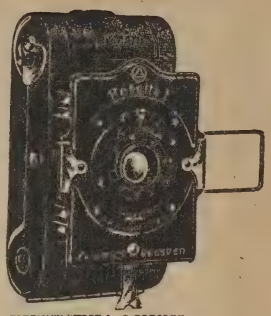
Buchverlag der Süddeutschen Monatshefte, München

Unette
Mk. 13.50

Photographiere auf Kinofilm!

1 Aufnahme kostet nur 5 Pfennige

24 Aufnahmen auf einem Rollfilm



Bobette I
Mk. 36.—

Sie stellen nur den Verschluß auf Zeit oder Moment, drücken auf den Auslösehebel und sind überrascht, mit der kleinen billigen Camera ohne weitere Entfernungs-Einstellung so scharfe Bilder zu erhalten.

Sonderdruckschriften kostenlos bei jedem Photohändler oder direkt

PHOTO KINO **ERNEMANN** DRESDEN 102 A

Internationales Klausen-Bergrennen am 7. und 8. August 1926

MERCEDES-BENZ

fährt schnellste Zeit aller Tourenwagen

Neuer Rekord:

Caracciola auf 6 Liter Kompressor-Tourenwagen

Zweitschnellste Zeit aller **Tourenwagen:**

Otto Merz auf 6 Liter Kompressor-Tourenwagen

MERCEDES-BENZ siegt auf internationalen Konkurrenzen:

Am 11. Juli: Großer Preis von Deutschland, Gesamtsieger

Am 22. Juli: Großer Preis für Tourenwagen von Spanien I., II., III. Preis, Klasse über 5 Liter

Am 31. Juli: ADAC Kilometerrekord Freiburg, schnellster Tourenwagen, Deutscher Tourenwagenrekord

Am 1. August: ADAC Bergrekord Freiburg, Schnellster aller Wagen

DAIMLER-BENZ A.G.

Süddeutsche Monatshefte

September 1926

Die französische Fremdenlegion

Seite

Fremdes Blut für Frankreich. Von Oberst Ludwig von Oertzen in Berlin 383

Die Fremdenlegion in der französischen Kolonialpolitik. Von Rittmeister a. D. Wilhelm von Trotha in Halensee 384

Ersatz und Werbeverfahren. Von Oberst a. D. Max Blümner in Berlin-Wilmersdorf 391

Die Legion im Dienst. Von Major a. D. Hans W. Fell, Schriftleiter des Berliner Lokalanzeigers in Berlin 406

Seite

Die Kriegsschauplätze der Legion. Von Generalmajor a.D. Dr. Karl Haushofer, Prof. d. Geographie an der Universität München 411

Mit der Legion in Syrien und Marokko. Selberlebtes von Alfred Lorensen, ehem. Legionär, in Berlin 416

Das Strafsystem. Von Major a. D. Hans W. Fell in Berlin 418

Die Verschleppung von Kriegsgefangenen in die Fremdenlegion. Von Oberst a. D. Max Blümner in Berlin-Wilmersdorf 422

Wissenschaftliche Rundschau

Neue Aufgaben der Ägyptologie. Von Friedrich Wilhelm Frh. v. Bissing im Haag, Professor für Ägyptologie und orientalische Altertumskunde an der Rijksuniversität Utrecht 426

Aus Zeit und Geschichte

Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten. Von Erich Brock in Freiburg i. Br. 429

Die Politik Kaiser Karls. Von Dr. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode in Berlin 433

Ein Jahrbuch für Seeinteressen. Von Oberstlt. a. D. Heinrich Heide in München 434

Ein Engländer über Tirpitz 435

Clausewitz als Richter. Von Obersti. a. D. Heinrich Heide in München 435

Erwins Rosens Kampf gegen die Fremdenlegion .. 435

Aus anderen Zeitschriften 436

Tagebuch

Deutsche Landsknechte. Von Erich Brock in Freiburg i. Br. 437

Eine Ehrentafel des deutschen Adels. Von Hptm. a. D. Walter Schenk in München 437

Reisebrief aus Kärnten. Von Dr. Arthur Hübscher in München 438

Die Schiljugend. Von Jupp Hoven in Waren (Müritz) 440

Gedanken 440

Der deutsche Erzähler

Der Fährmann. Novelle von Paul Berglar-Schröer 441

Mamynha. Wiener Zeitroman von Eduard Paul Danszky (VII und Schluß) 446

Der Bamberger Dom. Von Dr. Josef Hofmiller in Rosenheim 460

Neuerscheinungen. Von Dr. Josef Hofmiller in Rosenheim 462

Titel und Gesamtregister des XXIII. Jahrgang befindet sich am Ende dieses Hefts! Einbanddecken zum XXIII. Jahrgang sind zum Preise von M. 1.30 zu beziehen!

Schriftleitung: München, Königinstraße 103
Verlagsleitung: München, Amalienstraße 6

Alleinige Anzeigen-Annahme: Ala Anzeigen-Aktienges.
Erscheinungstag 1. September 1926

Wir haben 2 Millionen Arbeitslose, 1 Million Kurzarbeiter, erschreckenden Geburtenrückgang und trotzdem mangelnden Lebensraum, wir sehen viele der besten Kräfte sich in Parteihader verzehren, während der Druck von außen immer unerträglicher wird. Wir sehen, wie Deutschland vor den Augen der Welt schuldbeladen bleiben soll, wir sehen aus dem vorliegenden Heft, wie es mit seinem Blut zahlen soll fort und fort .. Ist da die Fortsetzung der jahrzehntelangen Kampfarbeit der Süddeutschen Monatshefte überflüssig geworden? Diese Frage an unsere Leser zu richten, scheint uns unnötig. Dagegen die: Ist die weitere Ausbreitung unserer Arbeit heute erst recht wichtig? Jeden unserer getreuen Mitkämpfer, der mit Ja antwortet, fordern wir dann auf, mitzuhelfen am Werk und uns jetzt, zum beginnenden neuen Jahrgang, einen neuen Bezieher zu melden! Zu zeigen, wie und was die S. M. sind, versteht jeder alte Leser von selbst. Trotzdem möchten wir vorschlagen, dabei gleich das zu beachten, was wir auf S. IX dieser Nummer über den weiteren Ausbau der Zeitschrift sagen. Zur Zeitersparnis empfehlen wir die beiliegende Karte an uns zu richten.

Mit deutschem Gruß

Die Süddeutschen Monatshefte.

Wildunger Helenenquelle

Bei Nieren-, Blasen- und Frauenleiden, Harnsäure, Eiweiß, Zucker
1925: 16000 Besucher

Schriften und Nachweis billigster Bezugsquellen durch die Kurverwaltung Bad Wildungen

Tegernseertal
740 m ü. d. M.
Klimatisch alpine Kurorte

Stärkstes Jod- u. Schwefelbad Deutschlands
in BAD WIESSEE
Prospekte des Bades sowie Auskunft kostenlos durch die Badedirektion. – Auskunft durch die gemeindl. Verkehrsbüros Tegernsee und Bad Wiessee und die Verkehrsvereine Egern-Rottach, Kreuth und Gmund.

Möbel- u. Raumkunst Rosipalhaus
Münchener Ausstattungshaus für Wohnbedarf, Rosenstr. 3
Frei zugängliche Ausstellung **„Das behagliche Heim"** Innen-Ausbauten jeder Art nach eigenen oder gegebenen Entwürfen durch unsere besteingerichteten **Möbel- und Raumkunst-Werkstätten.** (Künstl. Leit. Architekt H. Christ.)

Dresden – Weißer Hirsch
Dr. Teuscher's Sanatorium
Für Nerven- und innere Kranke

deimarbeit vergibt P. Holfter Breslau Hb.

Schroth Kuren Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr.

Bad Sooden-Werra
Das schönste Solbad inmitten herrlicher Bergwaldungen
Bedeutend. Inhalatorium, pneumatische Kammern. Sol- u. Kohlensäurebäd. Besondere Heilerfolge bei Katarrhen der Atmungsorgane, Asthma, Skrofulose, Rachitis.
Mitte April bis Mitte Oktober.

Auslands-Buchhandlung
Wir liefern Bücher und Zeitschriften aus allen Ländern und in jeder Sprache. Billigste Berechnung, aufmerksame und schnelle Bedienung. Beste Referenzen!
Dr. Ludwig Häntzschel & Co., G.m.b.H.
Export- und Importbuchhandlung
GÖTTINGEN
Fernsprecher 3266 Burgstraße 46

DR. KÖHLERS SANATORIUM
BAD ELSTER
(Sachsen)

CHEFARZT: Geh. San. Rat Dr. P. KÖHLER
Wasser-, Licht-, elektr., Diät-Kuren, Luftbad, Medico-mechanisches Institut, Massage, Röntgen-Institut. Kurmittel des Bades (speziell Mineralmoorbäder im Hause)
Das ganze Jahr geöffnet

Bayerische Vereinsbank

Gegründet 1869 — Gegründet 1869

Niederlassungen an allen größeren Plätzen Bayerns

Sorgfältige und entgegenkommende Erledigung aller Bankgeschäfte zu günstigen Bedingungen

Gold-Hypotheken

Gold-Pfandbriefe

SPORTAUSRÜSTUNG
LEDERBEKLEIDUNG

Einzige Fabrik und Bezugsquelle
der echten

MÜNCHNER LODEN

Verarbeitung von der **rohen Wolle** bis zum fertigen **Kleidungsstück** (ohne Zwischenhandel)

Lager in fertigen Mänteln, Anzügen, Kostümen, Joppen usw. sowie **Anfertigung nach Maß** in eigener Schneiderei. Abgabe unserer Stoffe in jedem Maße.

LODENFABRIK FREY, MÜNCHEN

Maffeistraße

Gegründet 1842

Katalog kostenlos, Muster Nr. 628 frco. gegen Rückgabe

Der deutsche Erzähler

erfährt im Oktober 1926 beginnenden XXIV. Jahrgang der S. M. einen weiteren Ausbau nach Umfang und Inhalt.

Eine besondere Pflege wird das Gebiet der Autobiographie erfahren:

Aus der Vorgeschichte von Bismarcks Sturz

Unveröffentlichtes aus dem Nachlaß des Hofpredigers Stöcker

Ein spannendes Stück deutscher Zeitgeschichte — die auf Bismarcks Sturz gerichteten Bestrebungen der christlich-sozialen Partei — wird hier zum erstenmal auf Grund der wichtigsten, bisher unerschlossenen Quelle, des Nachlasses von Adolf Stöcker, mit vielen unbekannten Briefen des streitbaren Hofpredigers dargestellt. Wertvoll nicht nur für die ältere Generation, die jene entscheidende Zeit der neuesten Geschichte miterlebt hat, sondern auch für eine Jugend, die die Fehler der Vergangenheit kennen lernen will, um eine bessere Zukunft zu gestalten.

Im Oktoberheft beginnt:

Die Erinnerungen von Bismarcks Anwalt

Aus dem Nachlaß des verstorbenen Justizrats Ferdinand Philipp erstmals mitgeteilt durch Dr. Max Philipp

Nach den zahlreichen Veröffentlichungen, insbesondere des Bismarckjahres 1915, wurde wohl vielfach angenommen, daß wichtige neue Quellen der Erkenntnis von Bismarcks Leben und Gestalten nicht mehr erschlossen werden könnten. Als Überraschung daher und als wertvolle Klärung für die weitesten Kreise des deutschen Volkes erscheinen nunmehr mit Beginn des neuen Jahrgangs des deutschen Erzählers die Erinnerungen von Bismarcks langjährigem Rechtsbeistand. Sie sind um so wertvoller, als sie ohne jede politische Tendenz unmittelbar nach den Zusammenkünften mit dem großen Kanzler niedergeschrieben wurden. Eine ganz besondere Bedeutung haben diese Aufzeichnungen für den Geschichtsfreund; denn sie enthalten die früheste auf Bismarck unmittelbar zurückgehende Darstellung der Entlassung.

Gerhard Ouckama-Knoop
Autobiographische Aufzeichnungen

aus dem Nachlaß des 1913 verstorbenen Romandichters, des Verfassers der psychologisch-satirischen Werke Sebald Soeker, Die Hochmögenden u. a. Die Erinnerungen stellen die Jugendzeit bis in das erste Universitätsjahr dar und geben wertvolle Aufschlüsse über Persönlichkeit und Grundlagen des Schaffens dieser eigenartigen Dichtergestalt, der das Erbe seiner nordischen Heimat im deutschen Süden zu Reife und Frucht brachte.

Gleichfalls im Oktoberheft beginnt

Die Flucht aus dem Niemandsland

Aus den Aufzeichnungen des Percy Kreuzwendedich Seaton

Roman von Lene Wenck

Die Leser der S. M. kennen die Verfasserin vor allem aus ihrem von heißem Erleben erfüllten Leitaufsatz „Auslanddeutsche im Weltkrieg" im Heft „Überseedeutsche". Weltweite Luft weht auch aus ihrem neuen Romanwerk. Ensign oder Fahnenjunker im 12. britischen Suffolk Grenadier Regiment ist zuletzt der Held dieser auf einem wirklichen Schicksal beruhenden Erzählung. Bei dem Sohn einer deutschen Generalstochter und eines englischen Kolonialoffiziers beginnt das Schicksal schon mit der Entfremdung seiner Eltern, um sich schließlich durch das Erwachen zu Deutschland im Kriege und durch Zwang des Vaters tragisch zu erfüllen. Die Schauplätze der äußeren Handlung sind bunt und mannigfaltig: Ebene und Berge Indiens, Kassel und Marburg im Kriege, die britische Insel nach dem großen Ringen. In diesem Einzelschicksal spiegelt sich erschütternd die Wesensfremdheit der zwei großen Nationen England und Deutschland.

Wir erwarben hervorragende größere novellistische Arbeiten von Dichtern aus dem Norden und Süden der germanischen Welt und kennzeichnen im folgenden einige davon:

Josef Friedrich Perkonig / Philippi

Der weit im ganzen deutschen Sprachgebiet bekannte Kärntner Dichter gibt hier die Tragödie eines Schülers, in wenigen Stunden eines unheilvollen Abends enthüllt und dem Ende zugeführt. In immer neuen Überraschungen steigert sich die Handlung von Kapitel zu Kapitel, bis zuletzt, wieder ganz überraschend, die Lösung kommt.

Meinrad Lienert / Die Füchse

Beste Kunst des Schweizer Heimatdichters, kräftige, überzeugende Gestalten im Rahmen der großartigen Schweizer Landschaft.

Henrik Pontoppidan / Der Eisbär

Personen und Landschaften von seltener Einprägsamkeit. Der Hauptheld eine vollendet plastische Gestalt. Ganz große Epik, ebenbürtig den besten Leistungen des dänischen Dichters, der den Lesern der S.M. aus friedlicheren Jahren her kein Unbekannter ist.

August Winnig / Das Richtfest

Daß der Schöpfer der Grundschrift „Der Glaube an das Proletariat", der ehemalige Bauarbeiter August Winnig auch ein wahrhafter Dichter ist, wissen alle Kenner der wunderbar schlichten Geschichte seiner Kindheit, „Frührot". Im Richtfest, seiner ersten Novelle, schenkt er den Lesern der S.M. ein von köstlichstem Humor erfülltes Stück deutschen Handwerkerlebens.

In jedem Heft werden literarische Neuheiten besprochen durch

Josef Hofmiller

Süddeutsche Monatshefte G.m.b.H./ München

Münchner Illustrierte Presse

Die nationale illustrierte Zeitschrift
Die große aktuelle Bilderschau der Woche
Reichhaltiger Unterhaltungsteil
Spannende Romane

Zu beziehen durch den Zeitschriftenhandel
Einzelnummer 20 Pfennig

Abonnementsbestellungen (vierteljährlich M. 2.60)
nehmen entgegen alle Postanstalten und der Verlag

Knorr & Hirth, G. m. b. H.
Münchner Neueste Nachrichten / München, Bendlingerstraße 80

JOHAN BOJER

ROMANE

C. H. BECK
VERLAG
MÜNCHEN

DYRENDAL

244 S. 8°. Geh. M. 5.25, Lwd. M. 7.—. „Der Dichter läßt bewegtbedachtsam das Schicksal anwachsen, mit einer solchen Gestaltungskraft, daß man das Buch unbedingt lesen muß."
Hamburger Fremdenblatt.

DIE LOFOTFISCHER

372 S. 8°. Geh. M. 5.25, Lwd. M. 7.—. „Nach der Lektüre dieses Buches tut man neun Zehntel der Weltliteratur — wir sagen mit vollem Bewußtsein: der Weltliteratur — schweigend beiseite, weil man sie flau oder bombastisch findet." Niedersachsen.

DER GROSSE HUNGER

287 S. 8° Geh. M. 5.25, Lwd. M. 7.—. „Nichts in unserer deutschen Erzählungsliteratur Ebenbürtiges." Bücherwurm. — „Neben und mit Larsens „Martha und Maria" die wunderbarste Gabe der Weihnachtszeit." Bonner Zeitung.

DER MANN MIT DEN MASKEN

219 S. 8°. Geh. M. 4.—, Lwd. M. 5.50. „In unserer neuen Literatur kein Roman mit einem so reichen und reizvollen Motiv.. dem Dichter mit geradezu vollendeter Kunst gelungen."
Allg. Thüringer Landeszeitung.

ASBACH

URALT

RÜDESHEIM A. RHEIN

CISSARZ

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 082418168